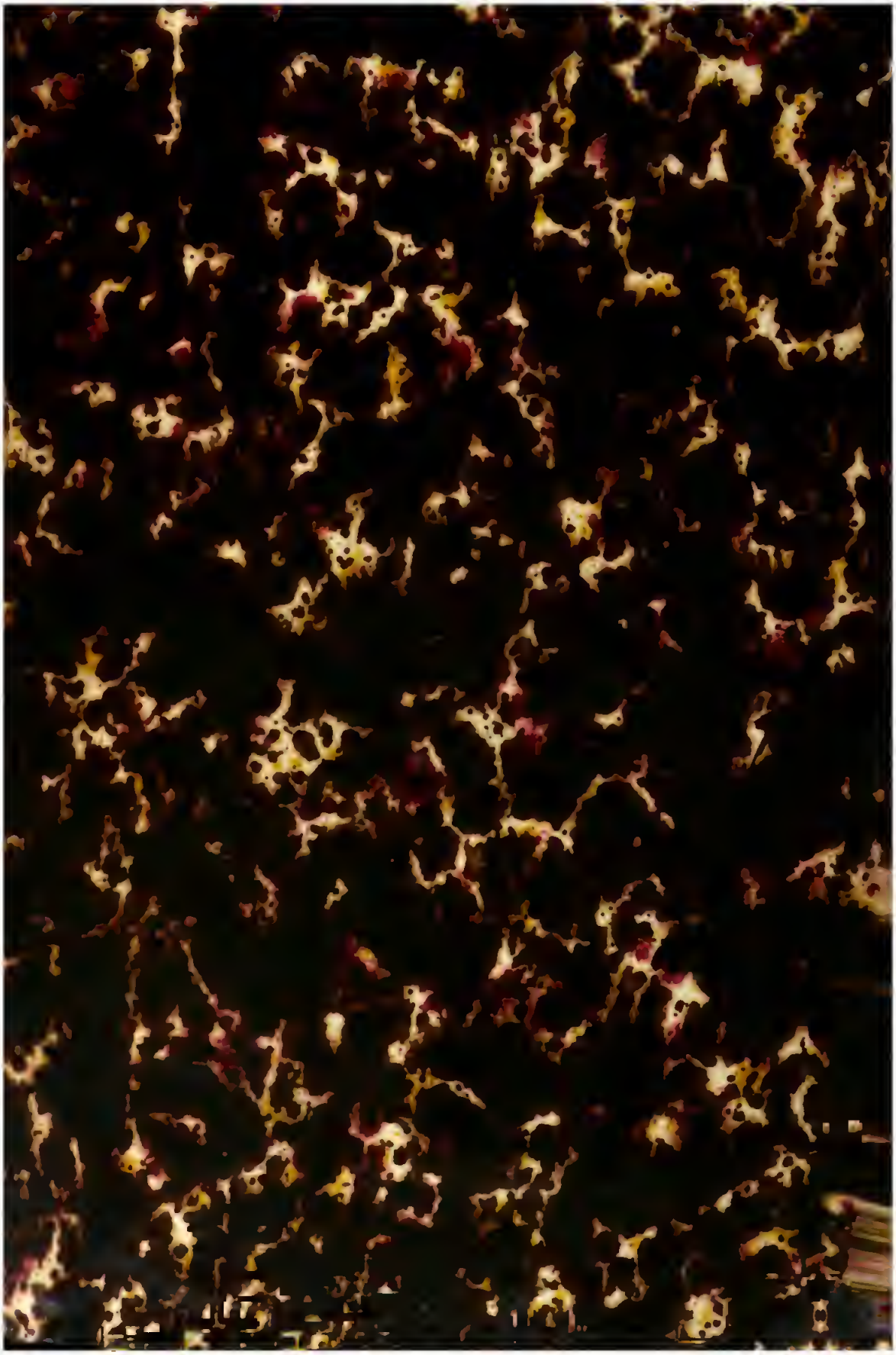

BERKELEY
RARY
RSITY OF
FORNIA

Digitized by Google

D 20

Digitized by Google

Digitized by Google

Weltgeschichte

von

Dr. F. J. Holzwarth.

Fünfter Band.

Zweite, verbesserte Auflage.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.

1886.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

LOAN STACK

Druck von Joh. Falk III. in Mainz.

D20
H76
1884
V.5

Fünftes Buch.

Das Zeitalter der Kirchenspaltung.

Das Zeitalter der Kirchenspaltung.

I.

Die Ursachen der Kirchenspaltung.

Wir haben in der Geschichte der beiden letzten Jahrhunderte des Mittelalters gesehen, wie in den kirchlichen Verhältnissen mehr und mehr eine revolutionäre Strömung eingetreten, die eine Katastrophe um so mehr befürchten lassen mußte, als die zur Abwehr der drohenden Gefahr in Anwendung gebrachten Mittel nicht im Stande waren, die herrschenden Uebel mit der Wurzel auszurotten; es wäre daher eine Thorheit, die Ursache dieser Katastrophe, der unseligen Kirchenspaltung des sechzehnten Jahrhunderts, in der Persönlichkeit der Anstifter derselben oder überhaupt in Zufälligkeiten suchen zu wollen, die, wie z. B. der Ablaßstreit, die unglückliche Veranlassung zum Bruche wurden.

Die Ursachen der sogenannten Reformation lagen indessen durchaus nicht ausschließlich in der in die kirchlichen Verhältnisse eingedrungenen Verderbniß: sie wurzelten ebensosehr in den nicht minder verderbten staatlichen und socialen Zuständen jener Zeit; ja die wahren Motive zur Trennung von der Kirche sind weit weniger in der Entrüstung und dem Zorn über manche unleugbare kirchliche Uebelstände zu suchen, als vielmehr in den gleichen, nur in den Anstiftern und Förderern des Abfalls selbst auf die Spitze getriebenen sündhaften Neigungen, in denen die Mißbräuche innerhalb der Kirche ihren Grund hatten.

War bei dem Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts das Ansehen des päpstlichen Stuhles in Folge des unseligen Schisma's und der unheilvollen Wirren des Baseler Concils tief erschüttert, so trug besonders in Deutschland das Gebahren des hohen Klerus nicht wenig dazu bei, den kirchlichen Sinn unter dem christlichen Volke noch mehr zu untergraben. Auf den bischöflichen Stühlen saßen zum großen Theile Männer, die, fürstlichen Geschlechtern entsprossen und ohne Beruf in ihr heiliges Amt getreten, mehr darauf bedacht waren, als Reichsfürsten und weltliche Herren ihre zeitlichen

Interessen zu wahren, als ihren geistlichen Hirtenpflichten zu genügen, und durch einen den Kirchengeboten vielfach nicht entsprechenden Wandel ein schlimmes Beispiel gaben, oft auch in einem unfreundlichen Verhältnisse zu Rom standen. Nicht selten wurden diese Herren auch in offenen Streit mit ihren Städten verwickelt, die sich ihrer weltlichen Herrschaft zu entziehen suchten, und die kirchlichen Strafen, zu welchen sie in solchen Fällen ihre Zuflucht nahmen, konnten nur dazu dienen, die stolzen Bürger gegen die Kirche selbst zu erbittern.

Auch die reichen Stifter befanden sich meist in den Händen nachgeborener Söhne des Adels, die nicht selten schon als Kinder die Antwartschaft auf dieselben erhielten und, ohne Liebe zum geistlichen Stande, ihre Pfründen in einem weltlichen, oft anstößigen Leben verzehrten, wodurch sie nicht nur ein böses Beispiel gaben, sondern auch den Neid und Haß des verarmten Adels erregten.

Das Beispiel der höheren Geistlichkeit blieb nicht ohne verhängnißvolle Rückwirkung auf den niederen Klerus, dem es gleichfalls vielfach an dem wahren kirchlichen Sinne und geistlichen Berufe und oft auch an der nöthigen theologischen Vorbereitung fehlte, weßhalb er auch ebensowenig im Stande war, Angriffe auf die Kirche abzuwehren, als seine Ermahnungen zu einem sittlichen Leben, des eigenen Beispiels ermangelnd, irgend welche Früchte tragen konnten.

Selbst in viele Klöster war das Verderben eingedrungen, und wenn auch vieles, was von außerkirchlicher Seite über die Verkommenheit des damaligen Klosterlebens geschrieben worden, der Begründung entbehrt, so war doch im Allgemeinen die klösterliche Zucht in großen Verfall gerathen, was schon der Umstand bekundet, daß die Prediger des Abfalls sich zumeist aus verkommenen Mönchen rekrutirten.

Indessen war die unter der Geistlichkeit aller Grade eingerissene Verweltlichung keineswegs eine so allgemeine, wie die protestantische Geschichtschreibung es zu behaupten pflegt. Auch der damalige Klerus hatte eine große Anzahl von Männern aufzuweisen, die nicht nur persönlich sich rein erhielten von der herrschenden Verderbniß, sondern auch mit dem nachdrücklichsten Ernste für die Hebung der Religion und eine durchgreifende Reform der kirchlichen Verhältnisse thätig waren. So drang beispielsweise der berühmte Geiler von Kaisersberg (s. Bd. IV. S. 663) in seinen leider später vielfach zu Gunsten des Protestantismus gefälschten Predigten, unter schonungsloser Geißelung der unter der unkirchlichen Geistlichkeit herrschenden Mißbräuche, auf die Erneuerung des kirchlichen Sinnes und frommer Zucht. Der Bischof Johann von Chiemsee warnte mit lauter Stimme vor den Gefahren, welche die Zukunft bringen werde, wenn nicht allgemeine Umkehr eintrete. Bischof Sixtus I. von Frei-

fing reformirte durch Synoden den Weltklerus, Georg von Schaumburg in Bamberg die Klöster, insbesondere die der Franziskaner, Trithemius, der gelehrte Abt des Klosters Sponheim, die der Benediktiner. Aber diese vereinzelten Bestrebungen waren, so viel Gutes sie auch im engeren Kreise wirkten, umso weniger im Stande, dem allgemeinen Verderben Einhalt zu thun und eine bessere Zeit anzubahnen, als ihnen von den glaubensfeindlichen Humanisten durch geflissentliche Irreleitung der öffentlichen Meinung mit ebensoviel Erfolg als Geschick entgegengearbeitet wurde.

Ebensowenig wie in Italien war in Deutschland der Humanismus in den ersten Zeiten seines Aufblühens der Religion feindlich gegenüber getreten; die älteren Humanisten hatten vielmehr auch hier, indem sie in den Werken der Alten die tiefreligiösen Grundgedanken, die Nachklänge der Uroffenbarung, aufsuchten, das klassische Alterthum in den Dienst des Christenthums gestellt. Sie erkannten die Wichtigkeit einer tieferen Erkenntniß des antiken Geisteslebens für die Erleichterung des Verständnisses der heiligen Schriften und sahen zugleich in der Aneignung einer formalen klassischen Bildung ein vorzügliches Mittel zur Schärfung des wissenschaftlichen Geistes in der Auffassung und Darstellung der Wahrheit. Aus diesem Grunde hatten sie das Studium der alten Klassiker nach Kräften zu fördern und die klassische Literatur zu einem bevorzugten Gegenstande des Jugendunterrichtes zu machen gesucht; sie waren jedoch dabei entschiedene Gegner und Bekämpfer heidnischer Weltanschauung und Lebensrichtung geblieben. Aber auch in Deutschland war der Humanismus auf verhängnißvolle Abwege gerathen, und in den jüngeren Humanisten treten uns Männer entgegen, die in heidnischem Lebenswandel und frivoler Schönrednerei die Grundlagen des christlichen Glaubens zu untergraben suchten, wie jener in Gotha lebende Kanonikus Konrad Muth, wegen seiner rothen Haare Mutianus Rufus genannt, der die heiligen Sakramente den griechischen Mysterien gleichstellte, Jupiter mit Christus verglich und behauptete, es gebe nur einen Gott und eine Göttin unter verschiedenen Gestalten und Namen: Jupiter, Sol, Apollo, Moses, Christus; Luna, Ceres, Proserpina, Tellus, Maria.

In dem Streite der mehr oder weniger von heidnischem Geiste durchdrungenen Humanisten Deutschlands mit den Vertretern der Theologie, den Weiß als Vorspiel zu der „Reformation" mit den der französischen Februarrevolution vorausgegangenen „Reformbanketten" vergleicht, stehen drei Männer im Vordergrunde: Erasmus von Rotterdam, Reuchlin und Hutten.

Erasmus von Rotterdam (geb. 1467, gest. 1536), der, nach der zutreffenden Bemerkung von Weiß, für die Reformation ungefähr die gleiche Bedeutung hat, wie Voltaire für die Revolution,

war, gleich diesem, von zartem, schwächlichem Körperbau, innerlich haltlos und schwankend, voll Eitelkeit, Mißtrauen, Ironie und Verstellung, ein hitziger Kopf und Schönredner, dem es mehr auf die Form als auf den Inhalt ankam und der, als der eigentliche Tonangeber des sechzehnten Jahrhunderts, bei allen Ständen ungeheuren Beifall erntete, durch seinen beißenden Witz den Großen Furcht und Schrecken einjagte und von den um sein Lob buhlenden Fürsten mit Gunstbezeigungen überhäuft wurde.

Schon frühe von seiner Familie für das Klosterleben bestimmt, doch ohne inneren Beruf für dasselbe, kehrte Erasmus in die Welt zurück, wurde im Jahre 1492 von dem Bischof von Cambray, seinem Gönner, zum Priester geweiht und lebte seitdem ausschließlich den Wissenschaften; auch machte er verschiedene Reisen durch Frankreich, England und Italien, die ihn mit den hervorragendsten Gelehrten seiner Zeit in Verbindung brachten. Für die scholastische Theologie gebrach es seinem Geist an Ernst und Tiefe; dagegen wurde er ein Meister im Lateinischen und Griechischen und erwarb sich nicht unbedeutende Verdienste um die Ausbildung des guten Geschmacks. Von seiner unermüdlichen Thätigkeit zeugt der bedeutende Umfang seiner Werke, die neun Folianten ausfüllen und einen ungewöhnlichen Reichthum von Kenntnissen, zugleich aber auch durch zahlreiche Widersprüche, Ungenauigkeiten und Oberflächlichkeiten die Abneigung des Autors gegen gründliche Forschungen bekunden.

Ohne seine Angriffe direkt gegen den Glauben der Kirche zu richten, verstand es Erasmus meisterhaft, abergläubische Ausartungen und kirchliche Mißbräuche mit den Waffen des Spottes so zu verfolgen, daß auch die Sache selbst, an welche der Mißbrauch sich angehängt, getroffen wurde, und die oberflächliche, leicht über die Gegenstände weggleitende, Zweifel und Verdächtigung nach allen Seiten hin ausstreuende Manier, mit welcher er kirchliche Fragen und theologische Materien behandelte, war nur allzusehr geeignet, die Gemüther mit erhöhtem Argwohn gegen alles Kirchliche zu erfüllen und für eine neue Lehre empfänglich zu machen. Dem Auftreten Luthers hatte er anfangs Beifall gezollt, und sein oberflächliches Urtheil war demselben entschieden förderlich gewesen; die ausgesprochen revolutionäre Wendung, welche bald die kirchlichen Neuerungen nahmen, flößte ihm jedoch Bedenken ein, die nicht ohne Einfluß auf sein Verhalten bleiben konnten. Während er bis dahin der ganzen Bewegung passiv gegenübergestanden, trat er nunmehr als Bestreiter der Lehre Luthers von der Unfreiheit des menschlichen Willens auf den Kampfplatz.

Johann Reuchlin (geb. 1455 zu Pforzheim, gest. 1522), der auf der Universität zu Paris griechische Sprache und Literatur, später zu Orleans und Poitiers Jurisprudenz und zuletzt in Rom

die hebräiſche Sprache und Literatur ſtudiert hatte, übte durch Wort und Schrift den größten Einfluß auf die deutſche Gelehrtenwelt aus und war einer der Erſten, welche der griechiſchen Literatur eine feſte Stelle in dem höheren Bildungsweſen verſchafften. Noch bedeutender war ſeine Wirkſamkeit auf dem Gebiete der hebräiſchen Sprache, für welche er zuerſt ein vollſtändiges Lehrgebäude ſchuf. Die öffentliche Aufmerkſamkeit hatte ſich damals in beſonders hohem Grade den Juden zugewandt, und unter den gegen ihre Anmaßungen zu treffenden Maßregeln war auch die Vernichtung ihrer dem Chriſtenthum feindlichen Bücher, namentlich des Talmud, in Vorſchlag gebracht worden. Ganz beſonders eiferte für dieſe Maßregel der getaufte Jude Pfefferkorn aus Köln, der im Jahre 1509 von Kaiſer Maximilian einen Befehl erwirkte, kraft deſſen die Juden zur Auslieferung aller ihrer Bücher angehalten, dieſe von gelehrten Männern unterſucht und die für ſchädlich befundenen verbrannt werden ſollten. Reuchlin, der als der hervorragendſte Kenner der hebräiſchen Literatur zu einem Gutachten über die bereits konfiscirten Bücher aufgefordert worden, nahm ſich derſelben an, da die darin enthaltene Geheimlehre ſeinem zu myſtiſchem Grübeln geneigten Geiſte zuſagte, und gerieth dadurch mit den Kölner Dominikanern in einen Streit, in welchem auch die Theologen der Univerſitäten von Paris und Löwen gegen ihn Partei ergriffen, während der Biſchof von Speier als päpſtlicher Kommiſſar ſich zu Gunſten Reuchlins ausſprach, der auch weit entfernt war, durch ſein Eintreten für die jüdiſchen Bücher dem Chriſtenthum und der Kirche irgendwie zu nahe treten zu wollen, vielmehr in dem Wahne lebte, daß dieſelben zum beſſeren Verſtändniß des Chriſtenthums dienen könnten. Die ganze „Bücherfrage“ gelangte zu keiner endgiltigen Entſcheidung; doch knüpfte ſich an dieſelbe ein ungleich folgenſchwererer Streit zwiſchen den Theologen und den Humaniſten, in welchem die Letzteren die Niederlage der Dominikaner zur Verbreitung einer Maſſe hämiſcher Schriften gegen ihre Widerſacher ausbeuteten. Am weiteſten ging in dieſer Beziehung Ulrich von Hutten, der auf dem Boden des Streites über die Frage, ob die klaſſiſche Literatur der Alten den chriſtlichen Glauben gefährde oder nicht, die Fahne der Empörung gegen die unbeſtreitbare Autorität der Kirche aufpflanzte.

Ulrich von Hutten, der talentvollſte, zugleich aber auch der leidenſchaftlichſte und ſittenloſeſte unter den glaubensfeindlichen Humaniſten, war als Sprößling eines alten, aber verarmten fränkiſchen Rittergeſchlechtes am 21. April 1488 auf dem Schloſſe Steckelberg geboren und wurde in ſeinem elften Jahre von ſeinem Vater, der ihn zum geiſtlichen Stand beſtimmt hatte, in die Kloſterſchule zu Fulda gebracht. Allein er entwich als ſechzehnjähriger, kecker, unbotmäßiger und ſtreitſüchtiger Junge heimlich aus dem

Kloster und trieb sich seitdem, von seinem Vater verstoßen, zehn Jahre lang als Student und fahrender Literat, den niedrigsten Ausschweifungen hingegeben, auf den verschiedenen Universitäten Deutschlands und Italiens herum. Durch seinen Geist und insbesondere durch sein glänzendes Talent, mit Leichtigkeit lateinische Verse hinzuwerfen, erwarb er sich unter den gelehrten Vergötterern des Alterthums zahlreiche Gönner, auf deren Kosten er lebte. Oft gerieth er in die äußerste Dürftigkeit und verschmähte dann auch gewöhnliches Betteln nicht. Dabei mischte er sich mit Leidenschaft in alle gelehrten Streitigkeiten und verfolgte Diejenigen, bei denen er seine Rechnung nicht fand, mit den beißendsten Ergüssen seiner vergifteten Feder. Als sein Vetter Hans von Hutten im Jahre 1515 von Herzog Ulrich von Württemberg meuchlerisch ermordet worden und er in mehreren fulminanten Flug- und Streitschriften die Bestrafung dieses Frevels forderte, wurde er von seiner Familie wieder aufgenommen. Aber den Ruhelosen litt es in der Heimath nicht; denn nur im Streite fühlte er sich wohl. Seinem Wesen fehlte jeder innere Halt. Seine Reizbarkeit und das wilde Feuer, das in dem kleinen, schmächtigen, unscheinbaren Manne loderte, flößten selbst seinen Freunden Furcht ein. Von maßlosem Stolze auf seine glänzende Begabung und seine humanistische Bildung erfüllt, betrachtete er sich als den Träger einer neuen Zeitbewegung; aber seine ganze Bedeutung bestand im Zerstören. Alles, was seinen revolutionären Ideen entgegenstand, erschien ihm als Despotismus und Geistesdruck, in dessen Bekämpfung er jedes Mittel: Entstellung der Thatsachen, gemeine Lüge und Verläumdung, für erlaubt hielt.

Der Abfall vom Glauben der Kirche durch die förmliche Verwerfung des Primats und die Aufstellung des protestantischen Princips von der Selbstherrlichkeit des Menschengeistes in der Normirung der ewigen Wahrheiten wurde wesentlich gefördert durch die zur allgemeinen Herrschaft gelangte, auf dem rohsten Eigennutz beruhende und von der Religion vollständig losgelöste Machiavellische Staatskunst des Zeitalters. In Deutschland, dessen zerrütteten politischen Verhältnissen der Kaiser machtlos gegenüberstand, waren alle Stände in gleicher Weise von einem Gefühle des Mißbehagens über die herrschenden Zustände durchdrungen; aber bei der ersehnten Neugestaltung der Dinge war Jeder nur auf seinen eigenen Vortheil bedacht, und Keiner wollte dem allgemeinen Besten irgend welches Opfer bringen.

Die mächtigeren Stände strebten nach Erweiterung und Befestigung ihrer Territorialherrschaft und suchten zu diesem Ende einerseits der Kaisergewalt engere Grenzen zu ziehen und andererseits die minder Mächtigen zu verschlingen.

Die Reichsritterſchaft war durch die Theilung des Grundbeſitzes vielfach verarmt; der Reiterdienſt des Adels hatte durch die Anwendung des Schießpulvers an Geltung verloren; die niedere Ariſtokratie ſah ſich nicht nur von der Theilnahme an der Reichsregierung ausgeſchloſſen und des Vereinsrechtes beraubt, ſondern auch durch die Errichtung des „ewigen Landfriedens“ an der Fortführung des räuberiſchen Lebens gehindert, das für Viele von ihnen das einzige Exiſtenzmittel geworden. Dies Alles hatte unter einem großen Theile des niederen Adels eine dumpfe Unzufriedenheit hervorgerufen, die ſich nach und nach zu einem leidenſchaftlichen Ingrimm gegen die im Reiche beſtehenden Zuſtände ſteigerte und die Reichsritterſchaft nur allzu geneigt machte, ſich an allem zu betheiligen, was eine durchgreifende Umwälzung herbeiführen konnte. Ganz beſonders mußte das Auftreten Luthers bei dem niederen Reichsadel um deßwillen Anklang finden, weil ſeine Lehre eine erwünſchte Handhabe zu feindlichem Vorgehen gegen die höhere Geiſtlichkeit darbot, deren Reichthümer ihm als eine leicht zu erwerbende Beute verlockend vor Augen ſchwebten.

Auch aus den Städten war der Friede gewichen. Während ſie ſich wegen ihrer Reichthümer von den Fürſten angefeindet und von der Reichsritterſchaft mit unverſöhnlichem Haſſe verfolgt ſahen, herrſchte auch in ihrem Inneren Zwietracht und Verwirrung, indem die Zünfte ſich gegen die herrſchenden Geſchlechter mehr und mehr auflehnten und dieſe zur Aufrechthaltung ihrer Vorrechte ſelbſt Gewaltthätigkeiten und blutige Kämpfe nicht ſcheuten.

Ein anſehnliches Bild all dieſer verwirrten Zuſtände im Reiche bietet der im Jahre 1486 auf Veranſtaltung Kaiſer Friedrichs III. geſtiftete ſchwäbiſche Bund (ſ. Band IV., S. 548), der, von allen Geſetzen und Ordnungen im Reiche ausgenommen, ſelbſt über und gegen den Reichsgerichtshof Gerichtsbarkeit ausübte, auf die Urtheile der Reichsverſammlungen nicht hörte und ſeine eigenen mit Waffengewalt zur Geltung brachte, ſo daß er zugleich Ankläger, Richter und Urtheilsvollſtrecker war.

Der weſentlichſte Förderungsgrund der kirchlichen Revolution des ſechzehnten Jahrhunderts lag unzweifelhaft in den traurigen ſocialen Zuſtänden; denn das ſittliche Verderben war furchtbar angewachſen und hatte in mehr oder minder hohem Grade alle Stände ergriffen. Päpſte und Biſchöfe, Kaiſer und Könige, Prälaten und Ordensgeiſtliche, Laien und Prieſter hatten an demſelben ihren beſcheidenen Theil.

Das Hauptgebrechen der Zeit war eine maßloſe Habſucht. Bei der Geiſtlichkeit aller Grade und Ordnungen zeigte ſich dieſelbe in dem Beſtreben, die kirchlichen Taxen, Sporteln, Renten und ſonſtigen Einkünfte auf den höchſten Punkt hinaufzuſchrauben; bei

den Fürſten und Obrigkeiten in der Sucht, die geſammte Verwaltung zu einer Erwerbsquelle für den Staat zu machen; bei dem Adel in der unabläſſig geſteigerten Ausbeutung des Bauernſtandes; bei den Seefahrern und Kaufleuten in dem Durſte nach dem Golde neu zu entdeckender Zonen und dem ausſchließlichen Streben nach Erhöhung des Gewinnes in einem erweiterten und vervielfältigten Waarenaustauſch. Wie verführeriſch mußten ſolchen Zeitgelüſten gegenüber die Schätze einer reichen Kirche wirken! Wie erwünſcht mußte der Habſucht der Fürſten, der Städte und des Adels die durch die Reformation gebotene Gelegenheit erſcheinen, ſich unter der gleißneriſchen Hülle zeitgemäßen Eifers für die Wiederherſtellung der Kirche einer ſchamloſen Plünderung des geiſtlichen Gutes hinzugeben!

Ein zweites Hauptgebrechen der Zeit, die eigentliche Peſt des Jahrhunderts, war die an vielen Orten eingeriſſene Sittenloſigkeit, von welcher ſelbſt die höchſten Sphären der Geiſtlichkeit nicht unberührt geblieben. Es würde jedoch ein großer Irrthum ſein, wollte man die Trennung von der Kirche einer rigoriſtiſchen Reaktion gegen jene ſittliche Erſchlaffung zuſchreiben; denn gerade die ſchlechten Elemente unter der Welt- und Ordensgeiſtlichkeit ſchloſſen ſich dem Wittenberger Mönch an und ergriffen mit Freuden jene Lehre, daß der Menſch, ohnehin zu allem Guten untüchtig, die Kreuzigung des Fleiſches ſorgſamer als die Sünde fliehen und „Wein, Weib und Sang“ mehr lieben müſſe als die alte Zucht der Kirche, während die Gutgeſinnten unter dem Klerus ſich von den Neuerungen des Wittenberger „Reformators“ mit Abſcheu abwandten.

Als die tiefliegendſte und wirkſamſte, wenn auch nicht die nächſte Urſache der Kirchenſpaltung bezeichnet Jarcke („Studien und Skizzen zur Geſchichte der Reformation“) mit Recht die auf dem Concil von Konſtanz aufgekommene Lehre, daß das Concil höher ſtehe als der Papſt, eine Lehre, welche die Kirche mit den mannigfachſten Spaltungen und den Primat mit der Vernichtung bedrohte. Aber wie der Zwieſpalt, den dieſe Lehre wachgerufen, den Reformatoren des ſechzehnten Jahrhunderts das Werk der Kirchenſpaltung erleichterte, ſo lag in dieſem Werke ſelbſt ein heroiſches äußeres Mittel, durch welches die göttliche Vorſehung die Kirche aus einer ſchweren Kriſis in ihrem Inneren rettete. In dem furchtbaren Kampfe, der die Chriſtenheit in zwei feindliche Feldlager ſchied, mußte auch dem Befangenſten die Nothwendigkeit eines ſichtbaren, mit der Fülle unabhängiger Gewalt bekleideten Oberhauptes der Kirche klar werden. Deßhalb trat auch auf dem Concil zu Trient kein Zwieſpalt mehr über die Bedeutung des Primats zu Tage, deſto mehr aber das einmüthige Beſtreben, unleugbare Mißbräuche abzuſtellen. „Das Bewußtſein der katholiſchen

Welt", sagt Jarcke, „erstarkte in der Anfechtung, und während die eine Hälfte der Christenheit von dem Glauben der Väter abfiel, ging in der andern durch eine hellleuchtende Schaar von Heiligen eine jener Erneuerungen des christlichen Geistes vor sich, wie deren die Geschichte der Kirche mehrere aufzuweisen hat."

II.

Martin Luther.

(geb. 1483, gest. 1546.)

Martin Luther, der Urheber der Kirchenspaltung in Deutschland, geboren zu Eisleben am 10. November 1483, war der Sohn eines verarmten Bergmannes aus dem Dorfe Möra. Nachdem er zu Mansfeld, wohin seine Eltern übergesiedelt, den ersten Unterricht erhalten, brachte ihn sein Vater in seinem vierzehnten Jahre auf die Franziskanerschule nach Magdeburg, von wo er im folgenden Jahre nach Eisenach kam. An beiden Orten war er, da sein Vater für acht Kinder zu sorgen hatte, auf die Unterstützung guter Menschen angewiesen und mußte, nach der Sitte der Zeit, sein Brod auf der Straße ersingen. In seinem achtzehnten Jahre bezog er die Universität Erfurt, um nach dem Willen seines Vaters Philosophie und Jurisprudenz zu studieren. Die glänzende Laufbahn, welche derselbe für den talentvollen Sohn im Auge hatte, erschien diesem jedoch wenig verlockend; er rang mit religiösen Fragen und trug sich mit dem Gedanken, Mönch zu werden. Der erschütternde Tod eines Freundes, der neben ihm im Walde vom Blitze erschlagen wurde, brachte diesen Entschluß zur raschen Reife. Ohne Vorwissen seiner Eltern trat er am 17. Juli 1505 in das Augustinerkloster zu Erfurt ein und erzürnte dadurch seinen Vater, der seinem Berufe zum geistlichen Stande mißtraute, so sehr, daß es zwischen Beiden zu einem Zerwürfniß kam, das erst nach geraumer Zeit ausgeglichen wurde.

Luthers Entschluß war das Ergebniß eines peinigenden Seelenzustandes. Die sündhaften Neigungen seines Herzens, die Regungen des Zornes, Hasses und Neides, hatten ihn mit Gewissensskrupeln erfüllt, und er glaubte, sein Heil am besten durch Weltentsagung wirken zu können. Aber weder die ängstliche Gewissenhaftigkeit, mit welcher er die den Novizen zur Uebung in der Demuth auferlegten kleinlichen und lästigen Hausarbeiten verrichtete, noch der Eifer, womit er den ascetischen Uebungen des Klosterlebens oblag, vermochte die Unruhe seiner Seele zu stillen; denn ihn leitete hierbei nicht die Liebe, sondern der Stolz. Luther setzte sein Vertrauen nicht auf Gottes Barmherzigkeit, sondern auf seine eigene

Kraft; darum war all' sein Ringen und Streben eitel und fruchtlos, und er versank immer tiefer in eine Trostlosigkeit, die ihm das Leben zur Qual machte.

Nachdem Luther, der nach dem Empfang der Priesterweihe (1507) im Jahre 1508 auf die Empfehlung seines Ordenspriors Johann von Staupitz von dem Kurfürsten von Sachsen, Friedrich dem Weisen, als Professor an die neu errichtete Universität Wittenberg berufen und im folgenden Jahre zum Prediger an der dortigen Schloßkirche ernannt worden, sich lange vergebens abgemüht, um aus eigener Kraft heilig zu werden, sprang er plötzlich in das entgegengesetzte Extrem über. Auf die Ueberspannung folgte die Erschlaffung: alles weitere Ringen nach Heiligung und Besserung seines Lebens aufgebend, klammerte er sich mit der ganzen ungebändigten Leidenschaftlichkeit seines Wesens an die dogmatische Wahrheit an, daß Christi Kreuzestod uns das Heil erworben, verwarf aber dabei die von der Kirche geforderte eigene Mitwirkung zur Erlangung der Rechtfertigung durch Reue, Buße und Besserung, indem er, gestützt auf einzelne, aus dem Zusammenhang gerissene Stellen der Briefe des heiligen Paulus, die Behauptung aufstellte: der Glaube allein schaffe dem Menschen die Rechtfertigung vor Gott, und alles Streben nach innerer Heiligung sei verkehrt und vergeblich, da der Mensch in Folge der Erbsünde zu allem Guten unfähig und sein Wille unfrei sei.

Diese neue Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein betrachtete Luther als den eigentlichen Mittelpunkt und Hauptartikel des ganzen Christenthums und nannte sie, als die von ihm wieder ans Licht gezogene trostvolle und allein richtige Auffassung von der durch Christi Kreuzestod bewirkten Erlösung, das „Evangelium" — die frohe Botschaft. Schon vor dem Jahre 1516 hatte Luther, der im Jahre 1512 die theologische Doktorwürde erhalten, diese Lehre, die den Keim seines ganzen späteren Lehrgebäudes enthielt, auf der Universität Wittenberg vorgetragen; sein Abfall von dem Kirchenglauben reicht also weiter hinauf, als der Ablaßstreit, der für ihn nur die Veranlassung wurde, mit seiner neuen Lehre vor das größere Publikum zu treten.

Papst Julius II. hatte im Jahre 1506 den Bau einer neuen großartigen Peterskirche begonnen, und sein Nachfolger Leo X. gedachte denselben in einer der Majestät des Apostels und der Hoheit des päpstlichen Namens würdigen Weise zur Vollendung zu führen. Da jedoch die anhaltenden Kriege Julius' II. die päpstlichen Kassen erschöpft hatten und der begonnene Prachtbau der ganzen Christenheit zur Ehre gereichen sollte, beschloß Leo, die Gläubigen aller Nationen zu Beiträgen für denselben heranzuziehen und ließ zu diesem Zwecke einen vollkommenen Ablaß für Jene verkünden, welche in

wahrer Reue ihre Sünden beichten und zu dem frommen Werke des Kirchenbaues einen Beitrag spenden würden. Mit der Verkündigung des Ablasses in Deutschland beauftragte der Papst den Erzbischof von Mainz, Albrecht von Brandenburg, und dieser übertrug die Predigt desselben im nördlichen Deutschland den Dominikanern, an deren Spitze der durch volksthümliche Beredtsamkeit hervorragende Johann Tetzel stand.

Dieser ebenso fromme als gelehrte Mann, dem in späterer Zeit ohne jedweden Grund die schlimmsten Dinge nachgeredet worden, predigte in allen bedeutenderen Städten Sachsens unter großem Zulaufe des Volkes und ermangelte dabei nicht, den ihm beigegebenen Ablaßpredigern die Verpflichtung einzuschärfen, dem Volke die als unerläßliche Bedingung zur Gewinnung des Ablasses nothwendige Buße und Sinnesänderung in ernsten Ermahnungen ans Herz zu legen. Nichtsdestoweniger kamen bei der Verkündigung des Ablasses hin und wieder Ungehörigkeiten vor, die zu einer falschen Auffassung desselben von Seiten mancher Gläubigen Veranlassung gaben.

Diesen Ungehörigkeiten hat man das Auftreten Luthers gegen den Ablaß zugeschrieben; aber der Grund seiner Polemik war ein anderer: seine Anschauungen über die Rechtfertigung und die Unfreiheit des menschlichen Willens waren unvereinbar mit der kirchlichen Lehre von der Nothwendigkeit der guten Werke und darum auch mit der Lehre vom Ablaß, und die Erfolge der Predigten Tetzels erregten seinen Unmuth in um so höherem Grade, als derselbe durch eine frühere Warnung vor Luthers Lehre von der Unfreiheit des menschlichen Willens seinen Zorn gereizt hatte. Am 31. Oktober 1517 schlug er fünfundneunzig in lateinischer und deutscher Sprache abgefaßte Thesen über den Ablaß und die Art, wie derselbe verkündet werde, an die Schloß- und Universitätskirche zu Wittenberg an und erklärte sich bereit, dieselben gegen die Ablaßprediger in öffentlicher Disputation zu vertheidigen.

Diese Thesen, die Luther auch in der Umgegend verbreiten ließ, erregten ungeheures Aufsehen; schon nach vierzehn Tagen waren sie in ganz Deutschland und innerhalb zweier Monate in ganz Europa bekannt. Die Humanisten jubelten dem Wittenberger Professor zu, dem auch die meisten seiner Universitätskollegen Beifall zollten; die Augustiner waren stolz auf ihren so rasch berühmt gewordenen Mitbruder. Selbst gutgesinnte geistliche und weltliche Würdenträger belobten das Vorgehen Luthers, weil sie in dem Wahne befangen waren, daß es ihm nur um die Bekämpfung wirklicher Mißbräuche zu thun sei; als sie jedoch später die eigentliche Tendenz des Reformators erkannten, wandten sie sich wieder von ihm ab.

Noch vor dem Ablauf des Jahres veröffentlichte Tetzel zu

Frankfurt a. d. Oder, wo er zum Doktor der Theologie promovirte, hundert und sechs Antithesen, in welchen er die kirchliche Lehre von dem Ablaß den in Luthers Thesen enthaltenen Entstellungen gegenüber klar und bündig darlegte; seine Schrift hatte jedoch nur geringe Wirkung, da die Wortführer der öffentlichen Meinung auf Luthers Seite standen. Zu Wittenberg, wo fast Alles für den Helden des Tages Partei ergriffen hatte, wurden achthundert Exemplare der Thesen Tetzels verbrannt; daß Tetzel das Gleiche bezüglich der Thesen Luthers gethan, ist eine Unwahrheit.

Ermuthigt durch die Beifallsbezeigungen der Menge, schritt Luther auf der betretenen Bahn weiter fort und schürte zunächst die Flamme durch eine neue Schrift, in welcher er Tetzel mit den maßlosesten Schmähungen überhäufte. Die gleiche Sprache führte er gegen verschiedene andere Theologen, ganz besonders gegen den berühmten Doktor Johann Eck, Prokanzler der Universität Ingolstadt und Domherr in Eichstädt, der ihm die Verwandtschaft seiner Thesen mit den Lehren des Hus nachgewiesen, und sprach schon damals die Ansicht aus, daß Papst und Concilien dem Irrthum unterworfen und nur die heilige Schrift unfehlbar sei. Dabei erklärte er jedoch wiederholt, daß er sich dem Urtheil des Papstes und der Kirche unterwerfen werde, freilich in der Voraussetzung, daß das Oberhaupt der Kirche seine persönlichen Ansichten als die richtigen anerkennen und sich zu seinem neuen Evangelium bekehren werde. In diesem Sinne schrieb er auch dem Papste, als dieser dem Generalvikar der Augustiner, Gabriel von Venedig, den Auftrag ertheilt hatte, ihn zur Unterwerfung zu bewegen, „er wolle nichts Anderes wissen, denn daß Seiner Heiligkeit Stimme Christi Stimme sei."

Unterdessen hatte Kaiser Maximilian, der gleich von Anfang an die ganze Tragweite des ausgebrochenen Streites erkannt, den Papst aufgefordert, zur Abwehr der drohenden Gefahr strengere Maßregeln gegen Luther zu ergreifen, und Leo X. hatte demgemäß zur Untersuchung der ganzen Angelegenheit eine Kommission eingesetzt, welche am 7. August 1518 an Luther die Weisung ergehen ließ, entweder zu widerrufen oder binnen sechzig Tagen in Rom zu erscheinen, um von seinem Beginnen Rechenschaft abzulegen.

Da Luthers Freunde von der Untersuchung der Sache in Rom ein Unterliegen derselben befürchteten, bewogen sie durch die Vermittlung des einflußreichen, dem Angeklagten besonders befreundeten kurfürstlichen Hofkaplan Spalatin den Kurfürsten von Sachsen, den Papst zu bitten, Luther in Deutschland vernehmen zu lassen. Dieser Bitte nachgebend, übertrug Leo X. die Sache dem als Theologen hochgefeierten Kardinallegaten Thomas de Vio von Gaeta — gewöhnlich der Kardinal Cajetan genannt —, der eben auf der

Reise zu dem von Maximilian nach Augsburg ausgeschriebenen Reichstag begriffen war, auf welchem über einen Feldzug gegen die Türken berathen werden sollte (s. Bd. IV. S. 647). Von seinem Landesherrn mit Empfehlungen an den Rath und die angesehensten Bürger von Augsburg versehen, begab sich Luther nach dem Schlusse des Reichstags in Begleitung seines Ordenspriors und Gönners Staupitz dorthin und wurde von dem Kardinal freundlich empfangen; den verlangten Widerruf verweigerte er jedoch entschieden, so lange er nicht mit guten Gründen aus der heiligen Schrift widerlegt worden sei. Um weiteren Unterredungen mit dem Kardinal auszuweichen, reiste er heimlich von Augsburg wieder ab, mit Hinterlassung einer vor Notar und Zeugen ausgefertigten Appellation „von dem übelunterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst."

Vergebens wandte sich Cajetan an den Kurfürsten von Sachsen mit der Bitte, den gefährlichen Irrlehrer nach Rom zu senden oder ihn wenigstens aus seinen Staaten zu verbannen und ihm seinen Schutz zu entziehen. Friedrich der Weise, durch Spalatin und Staupitz vollständig für Luther gewonnen, der seinen Landesherrn dringend bat, ihn „den wegen größerer Gelehrsamkeit von den Dominikanern unschuldig Verfolgten", nicht zum Gespötte seiner wüthenden Feinde werden zu lassen, schrieb dem Kardinal: Luthers Lehre werde von vielen Gelehrten gebilligt, und er könne seine Universität eines so gelehrten Mannes nicht berauben, so lange derselbe nicht durch Gründe oder durch das Urtheil der von ihm angerufenen Hochschulen strafwürdig befunden sei. So blieb Luther unangefochten in Wittenberg und erhielt überdies noch in demselben Jahre einen Mitarbeiter an seinem Zerstörungswerke in dem gelehrten, als Professor der griechischen Sprache nach Wittenberg berufenen Philipp Melanchthon[1] (geb. 1497 zu Bretten), einem Vetter Reuchlins, der ihn bis dahin hochgeschätzt hatte, nach seinem Anschluß an Luther jedoch sich von ihm abwandte.

Obgleich Luther, um dem ihm von Rom aus drohenden Verdammungsurtheil vorzubeugen, im November 1518, noch vor dem Erscheinen der päpstlichen Bulle, in welchem die Lehre der Kirche von dem Ablasse auseinandergesetzt und über die Gegner derselben, jedoch ohne Nennung irgend welcher Namen, der Bann ausgesprochen wurde, an ein zukünftiges allgemeines Concil appellirt hatte, „das höher stehe als der Papst," machte Leo X. einen nochmaligen Versuch, den kühnen Neuerer zum Widerrufe zu bewegen, indem er seinen Kammerherrn Karl von Miltiz, einen geborenen Sachsen,

1) Sein eigentlicher Name war Schwarzerd, den er nach dem unter den Gelehrten jener Zeit herrschend gewordenen Gebrauche ins Griechische übersetzt hatte.

zur Beilegung des Streites nach Wittenberg sandte. Miltiz, der durch sein gewandtes und gefälliges Benehmen, seine Kenntniß der deutschen Verhältnisse und seine Beliebtheit am sächsischen Hofe für diese Mission ganz besonders geeignet schien, legte nichtsdestoweniger in seinen Unterhandlungen mit dem Kurfürsten und Luther so wenig Festigkeit und Klugheit und eine so übergroße Nachgiebigkeit an den Tag, daß Luthers Trotz dadurch noch verstärkt wurde. Alles, was Miltiz bei einer Zusammenkunft Beider zu Altenburg im Januar 1519 statt des geforderten Widerrufs von ihm erlangen konnte, war das Versprechen, den ganzen Streit ruhen zu lassen, wenn auch seinen Gegnern Schweigen auferlegt werde. Ein weiteres Ergebniß dieser Zusammenkunft schien ein von Luther unterm 3. März 1519 an Leo X. gerichteter demüthiger Brief zu sein, in welchem er dem Papste versicherte; „er habe nie die Autorität des römischen Stuhles antasten wollen, die mit Ausnahme Christi über Alles im Himmel und auf Erden gehe", und mit dem Geständniß, „daß er in seiner rauhen Schärfe wider die römische Kirche bis zum Mißbrauch vorgegangen", das Versprechen verband, in einer Schrift das Volk zur rechten Ehrerbietung gegen diese Kirche aufzufordern. Wie wenig es ihm jedoch mit diesen Versicherungen und besonders mit der an den Tag gelegten Ehrfurcht gegen den heiligen Stuhl Ernst war, zeigt die Aeußerung, die er einige Tage später in einem an Spalatin gerichteten Briefe that: „er wisse nicht, ob der Papst der Antichrist selbst oder nur dessen Apostel sei."

Unterdessen hatte Andreas Bodenstein — nach seinem Geburtsorte gewöhnlich Karlstadt genannt —, Professor der Theologie zu Wittenberg, Luthers früherer Lehrer und zugleich dessen wärmster Anhänger, eine Schrift veröffentlicht, in welcher er die von Dr. Eck gegen Luther erhobenen Anklagen zu widerlegen suchte, und war dadurch mit Eck in einen wissenschaftlichen Streit verwickelt worden, welcher nach beiderseitiger Uebereinkunft durch eine öffentliche Disputation entschieden werden sollte. Diese Disputation fand vom 27. Juni bis zum 16. Juli 1519 zu Leipzig vor einer zahlreichen Versammlung statt, in welcher sich auch der Herzog Georg von Sachsen befand, der den Kämpfenden unter Zusicherung vollständiger Sicherheit zu ihren Verhandlungen einen Saal in der Pleißenburg eingeräumt hatte. Die von beiden Seiten gedruckt verbreiteten Streitsätze bezogen sich hauptsächlich auf den freien Willen und den päpstlichen Primat. Nachdem Karlstadt gegen Eck bezüglich der von ihm bestrittenen Freiheit des Willens eine entschiedene Niederlage erlitten, trat Luther selbst in die Disputation ein, um gegen Eck die göttliche Einsetzung des Primates und dessen Vorrang über die Bischöfe zu bestreiten; er war jedoch seinem Gegner ebensowenig gewachsen, als Karlstadt, und ließ, indem er die Schriftaus-

egungen der Väter sowie die Dekrete von Konstanz und die Unfehlbarkeit der allgemeinen Concilien verwarf, vor der Versammlung offen seinen häretischen Standpunkt zu Tage treten.

Die zu Leipzig erlittene Niederlage, die Melanchthon durch einen falschen Bericht über die Disputation abzuschwächen suchte, während Luthers übrige Freunde sich in den gemeinsten Verläumdungen über Eck ergossen, hatte anfangs Luthers Eitelkeit schwer gekränkt; er tröstete sich jedoch über dieselbe um so leichter, als die öffentliche Meinung in der That durch Melanchthons Schrift vielfach irre geleitet worden war. Zudem trug Alles dazu bei, ihn immer trotziger und verwegener zu machen. Die damals in Deutschland weit verbreitete Abneigung gegen Rom, die Unthätigkeit und Haltungslosigkeit vieler deutschen Bischöfe, seine täglich wachsende Popularität, die aus verschiedenen Gegenden ihm zukommenden Zustimmungs- und Bewunderungsadressen, der reißende Absatz seiner Schriften, die Anregung und Ermunterung der böhmischen Hussiten, mit denen er, obgleich er bei der Leipziger Disputation ihren Abfall von der Kirche entschieden verdammt hatte, in Briefwechsel getreten war, die Anerbietungen von Schutz und Asyl, die ihm von zahlreichen über sein Auftreten frohlockenden Reichsrittern gemacht wurden, ganz besonders aber die ihm fortdauernd günstige Stimmung seines Kurfürsten — Alles dies steigerte seinen Uebermuth aufs Aeußerste.

Da Luther sich in der That für den von Gott berufenen Wiederhersteller der „evangelischen Wahrheit“ und den päpstlichen Stuhl für den Sitz des leibhaftigen Antichrists hielt, erschien ihm jedes Mittel zur Bekämpfung desselben erlaubt, und er scheute damals selbst vor dem Gedanken nicht zurück, nach dem Vorgange der Hussiten, als deren Geistes- und Gesinnungsverwandter er sich in Briefen an Spalatin offen bekannte, seinem Evangelium durch Feuer und Schwert den Sieg zu verschaffen. Zu diesem Ende trat er mit der revolutionären Reichsritterschaft, insbesondere mit den Führern derselben, Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten, in Verbindung, unter deren mächtiger Bundesgenossenschaft er alles „Bannen, Dräuen und Schrecken seiner Feinde“ verachten zu können glaubte.

Unterdessen hatte sich Dr. Eck, nachdem er vergebens den Kurfürsten von Sachsen durch die Darlegung der Irrthümer Luthers und der aus denselben entspringenden Gefahren von der Gemeinschaft mit demselben loszureißen gesucht, im Januar 1520 nach Rom begeben, um ein energischeres Vorgehen gegen Luthers Neuerungen zu veranlassen. Während man hier mit großer Sorgfalt unter Betheiligung der tüchtigsten Theologen die wichtigsten Irrthümer aus Luthers Schriften auszog, schrieb derselbe zwei neue

Bücher, in denen er das gesammte Kirchenwesen in seinen Grundfesten angriff und Forderungen aufstellte, welche die Zerstörung des ganzen bestehenden Rechtszustandes bezweckten. Es waren dies sein Sendschreiben „an den christlichen Adel deutscher Nation von des geistlichen Standes Besserung" und die Schandschrift „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche." In diesen beiden Schriften forderte er, unter Verwerfung der kirchlichen Hierarchie und der Läugnung des Priesterthums, die weltliche Macht auf, den Papst seiner geistlichen und weltlichen Gewalt zu berauben, die Abgaben nach Rom und die päpstlichen Censuren aufzuheben, den Geistlichen die Ehe zu gestatten, die Seelenmessen, Vigilien, Fasten- und Abstinenzgebote abzuschaffen u. s. w. Anknüpfend an die hussitische Lehre von dem allgemeinen Priesterthum, erklärte er, daß alle Christen priesterlichen Standes und darum auch berechtigt seien, in Sachen des Glaubens selbst zu entscheiden, ohne anderen Maßstab für ihr Urtheil als die heilige Schrift, die Jeder nach seinem gläubigen Verstande auslegen dürfe. Nur des Amtes halber sei ein Unterschied zwischen den Christen; das priesterliche Amt aber übertrage die Gemeinde, ohne deren Willen und Befehl Niemand ein solches Amt an sich nehmen dürfe, wie sie auch berechtigt sei, den von ihr erwählten Priester abzusetzen, wodurch er „ein Bauer oder Bürger wie die Andern" werde.

Dabei versäumte Luther nicht, die Habsucht der anderen Stände, der Fürsten, des Adels und der städtischen Gewalten, in sein Interesse zu ziehen, indem er denselben bei dem erhofften Zusammensturz der deutschen Kirche deren reiche Güter als Beute in Aussicht stellte. Zu Gunsten des Adels machte er den ausdrücklichen Vorbehalt, daß die Domstifte als Versorgungsanstalt für die jüngeren Söhne desselben fortbestehen sollten. Dem Kaiser hielt er die Einziehung des Kirchenstaates und die Aufhebung des Lehensverhältnisses von Neapel als Lockspeise vor.

Unterdessen war nach langen reiflichen Berathungen im Juni 1520 eine päpstliche Bulle ausgefertigt worden, welche einundvierzig aus Luthers Schriften ausgezogene Lehrsätze als häretisch verdammte, die Vernichtung derjenigen seiner Schriften anordnete, in welchen dieselben enthalten waren, und über ihn selbst die Exkommunikation verhängte, falls er nicht innerhalb der ihm bewilligten Frist von sechzig Tagen widerrufe. Obgleich diese Bulle mehr in dem Tone väterlicher Betrübniß als strafender Härte abgefaßt war, fand dieselbe in Deutschland im Allgemeinen nicht die gehoffte Aufnahme; an manchen Orten gab die Verkündigung und Vollstreckung derselben sogar Veranlassung zu stürmischen Auftritten, was hauptsächlich in dem bedauerlichen Umstande seinen Grund hatte, daß neben den beiden in Deutschland anwesenden päpstlichen Legaten auch Luthers

hervorragendster Gegner Eck mit der Vollstreckung derselben betraut worden.

Der Kurfürst von Sachsen, irregeleitet durch das oberflächliche Urtheil des Erasmus, ergriff für Luther Partei, indem er den päpstlichen Nuntien, die ihn um seine Mitwirkung bei der Exekution der Bulle ersucht hatten, erklären ließ, Luthers Sache müsse nochmals von unparteiischen Richtern geprüft und seine Lehre aus der heiligen Schrift widerlegt werden. Luther selbst, der sich von allen Seiten mächtig geschützt sah, zögerte nicht, den längst gefaßten Entschluß, mit dem päpstlichen Stuhle und der katholischen Kirche für immer zu brechen, zur Ausführung zu bringen. Nachdem er am 17. November 1520 von dem Papste als „von einem ungerechten Richter, einem verstockten, irrigen, in aller Schrift verdammten Ketzer und Abtrünnigen" wiederholt an ein allgemeines „christliches" Concil appellirt und in einer neuen Schmähschrift: „Wider die Bulle des Antichrists" sich in den ehrenrührigsten Ausdrücken über den Papst ergossen, beschied er auf den 10. Dezember 1520 durch einen öffentlichen Aufruf die Mitglieder der Universität Wittenberg vor das Elsterthor und warf unter dem lauten Jubel der Studenten die päpstliche Bulle und die Bücher des kanonischen Rechtes mit den Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!" in die Flammen eines zu diesem Zwecke errichteten Scheiterhaufens. Unter dem Volke wurde das Gerücht verbreitet, man habe während des Verbrennens der päpstlichen Dekrete und Bullen Engel in den Wolken gesehen, welche dem Schauspiele Beifall gezollt hätten. Luther selbst gab seitdem, als „neuer Evangelist und Heiliger des Herrn", seinen deutschen und lateinischen Schriften wiederholt einen Holzschnitt bei, auf welchem er abgebildet war mit einem Glorienscheine um das Haupt oder mit dem in Gestalt einer Taube über seinem Haupte schwebenden heiligen Geist.

III.

Kaiser Karl V.

(1520—1556.)

Der Reichstag zu Worms.

(Februar—Mai 1521.)

Bei dem Tode Maximilians I. traten die drei mächtigsten Monarchen Europa's, Karl I. von Spanien, Franz I. von Frankreich und Heinrich VIII. von England, als Bewerber um die erledigte Kaiserkrone auf, die, wenn auch nicht mehr in ihrem

früheren Glanze strahlend, doch noch immer durch das Ansehen, das sie in den Augen der Welt verlieh, verlockend wirkte. Die wenigsten Aussichten hatte Heinrich VIII., der auch in seinen Bemühungen, die deutschen Fürsten zu gewinnen, eine geringere Thätigkeit entwickelte, als seine beiden Mitbewerber. Dagegen hatte Franz I. durch bedeutende Geldspenden die Mehrzahl der Wahlfürsten auf seine Seite gezogen; insbesondere entfaltete der Kurfürst von Trier, Richard von Greiffenklau, eine große Rührigkeit für die Sache des Königs von Frankreich. Dessenungeachtet verschafften auf dem Wahltage zu Frankfurt (28. Juni 1519) die Bemühungen des Kurfürsten von Sachsen dem Enkel Maximilians den Sieg. Indessen mußte der spanische Gesandte, welcher der Wahlhandlung beigewohnt, im Namen seines Königs eine von den Fürsten entworfene „Wahlkapitulation" unterzeichnen, welche die Freiheit der deutschen Stände gegen etwaige Beeinträchtigungen von Seiten der spanischen Macht sicher stellen sollte. In dieser Wahlkapitulation verpflichtete sich Karl, keine fremden Truppen ins Land zu bringen, außer zu seiner Vertheidigung, Fremden keine Anstellung in Deutschland zu geben, in den Reichshandlungen sich der deutschen oder der lateinischen Sprache zu bedienen, die Stände bei ihren hergebrachten Freiheiten zu lassen, in des Reiches Sachen keine Bündnisse mit Fremden einzugehen, Nichts zu unternehmen, um die Krone in seinem Hause erblich zu machen, und in allen wichtigen Angelegenheiten sich an den Rath der Kurfürsten zu halten.

Wie alle diese Punkte das Bestreben der Fürsten bekundeten, die kaiserliche Gewalt möglichst lahm zu legen, so zeigen zwei weitere Artikel, in welchen der Kaiser die Verpflichtung übernahm, alle Verbindungen des Adels und der Unterthanen, auch die großen Handelsgesellschaften, aufzuheben und zu verbieten, wie sehr die mächtigeren Reichsstände darauf bedacht waren, die übrigen Reichsglieder niederzuhalten und alles zu beseitigen, was denselben irgend welche Macht verleihen konnte.

König Karl ließ nach seiner Wahl ein volles Jahr verstreichen, ehe er von Spanien aufbrach, um sich durch die Niederlande nach Deutschland zu begeben, und so empfing er erst am 23. Oktober 1520 zu Aachen die deutsche Königskrone. Wenige Tage nach der Krönung, zu welcher sich die meisten Kurfürsten mit großem Prunke eingefunden, verlas der Erzbischof von Mainz in Gegenwart Karls ein päpstliches Breve des Inhalts, daß der Papst den König zum römischen Kaiser erwählt habe, mit dem Begehren, daß derselbe, wie weiland Maximilian, den Titel eines erwählten römischen Kaisers führe.

„Es war", sagt Weiß, „ein junges Haupt, das man jetzt mit der ersten Krone der Christenheit schmückte. Karl war erst neun-

zehn Jahre alt, eine schmächtige Gestalt von mittlerer Größe, mit seelenvollem, großem, fast träumerischem Auge, blondem Haar, länglichem, weißem, freundlichem Antlitz mit der habsburgischen Lippe, mit feiner und hoher Stirne; — eine langsam sich entwickelnde, aber vielverheißende Natur, zaudernd, lange überlegend, aber dann zäh in der Durchführung des reiflich erwogenen Planes." Ging es zur Schlacht, so ließ sich Karl unter Zittern die Rüstung anlegen; aber im Gewühle des Kampfes leuchtete er Allen voran an Kühnheit und Todesverachtung. Meister in allen Künsten der Jagd, des Turniers und des Krieges, war er zugleich ein Freund und Gönner der Künste und Wissenschaften, wohl bewandert in der Geschichte und außer der lateinischen fünf lebender Sprachen kundig.

Gleich Franz I., den er an sittlichem Ernste weit überragte, während er im Glanze der äußeren Erscheinung gegen ihn zurückstand, dürstete Karl V. nach dem Ruhme unsterblicher Thaten. Den Frieden unter der Christenheit herzustellen, um an ihrer Spitze die Türken aus Europa zu vertreiben und das heilige Grab zu erobern, war der heißeste Wunsch seiner tief religiösen Seele. Aber weder das Eine noch das Andere sollte ihm gelingen; in einem andern als dem erträumten Kampfe sollten seine Kräfte aufgerieben werden — in dem stets sich erneuernden Kriege mit Franz I. und dem rastlosen Ringen mit der kirchlich-politischen Revolution in Deutschland.

Gleich nach Karls Wahl zum deutschen König hatte Luther sich um seine Gunst bemüht und zu diesem Ende ein demüthiges Schreiben an ihn gerichtet; aber Karl, der auf streng kirchlichem Boden stand, hatte dasselbe unbeantwortet gelassen. Nach seiner Krönung hielt er es, bei der drohenden Gestalt, welche die kirchlich-revolutionäre Bewegung in Deutschland inzwischen angenommen, für angezeigt, die Angelegenheit des mit dem Banne der Kirche belegten Reformators auf seinem ersten Reichstage, den er für den Monat Februar 1521 nach Worms ausgeschrieben, zur Entscheidung bringen zu lassen; da jedoch der päpstliche Legat Hieronymus Aleander, ein gefeierter Gelehrter, dagegen Einsprache erhob, weil eine weltliche Behörde das bereits vom Papste Entschiedene nicht noch einmal zur Untersuchung ziehen dürfe, nahm er die an den Kurfürsten von Sachsen erlassene Aufforderung, Luther mit sich nach Worms zu bringen, wieder zurück und zeigte sich, nachdem der Reichstag am 28. Februar eröffnet worden, geneigt, der Mahnung Aleanders entsprechend gegen den Gebannten den bestehenden Reichsgesetzen gemäß vorzugehen. Allein der Kurfürst von Sachsen hob hervor, daß es zweifelhaft sei, ob alle unter Luthers Namen veröffentlichten Bücher auch wirklich von ihm herrührten, und man ihn daher darüber vernehmen müsse, bevor die Reichsacht über ihn aus-

gesprochen werde, und bewog dadurch den Kaiser, zu gestatten, daß Luther zu diesem Zwecke auf dem Reichstage erscheine. Demgemäß erging am 6. März an Luther die kaiserliche Ladung, nach Worms zu kommen, um vor dem Reichstage „wegen seiner Lehre und Bücher Auskunft zu geben.“ Ein Geleitsbrief Karls nahm ihn für die Hin- und Herreise in des Reiches Schutz.

Luther, der wohl wußte, daß er bei der großen Zahl einflußreicher Gönner, die er bereits unter den Fürsten und der Reichsritterschaft zählte, für seine persönliche Sicherheit Nichts zu fürchten habe, und bei der herrschenden Stimmung von seiner Reise nach Worms nur eine Erhöhung seines Ansehens und eine Vergrößerung seines Anhangs erwarten zu dürfen glaubte, zögerte nicht, der kaiserlichen Vorladung Folge zu leisten, und traf, nachdem er auf seiner Fahrt zahlreiche, von den Humanisten ihm bereitete Huldigungen entgegengenommen und von dem aller Orten herzugeströmten Volke als ein Wundermann angestaunt worden, am 16. April unter dem Geleite von hundert Reitern in Worms ein. Am folgenden Tage wurde er durch den Reichsmarschall Ulrich von Pappenheim vor den Reichstag geführt.

Es war eine glänzende Versammlung, in welche Luther eintrat: außer dem Kaiser und seinem Bruder, dem Erzherzog Ferdinand, waren sechs Kurfürsten, achtundzwanzig Herzoge, dreißig Prälaten, viele Grafen, zwei päpstliche Legaten, sowie zahlreiche Abgesandte von Städten und auswärtigen Mächten anwesend. Auf den Kaiser machte Luthers Persönlichkeit einen so wenig günstigen Eindruck, daß er die Aeußerung that: ihn würde solch' ein Mensch dem Glauben seiner Väter nicht entfremden. Luther selbst schien die Zuversicht verloren zu haben, mit welcher er bei seinem Einzug in Worms dem ihm begleitenden Humanisten Justus Jonas die Versicherung gegeben: er werde „allen Pforten der Hölle und allen Fürsten der Luft“ Trotz bieten. Auf die Frage, ob er die auf einem Tische liegenden Bücher für die seinigen erkenne, gab er zwar eine bejahende Antwort; auf die weitere Frage jedoch, ob er deren Inhalt widerrufen wolle, bat er sich Bedenkzeit aus. Sie wurde ihm gewährt, doch mit dem Bemerken, daß er sie nur der kaiserlichen Milde verdanke, da er aus der Vorladung hinreichend hätte wissen können, wozu er berufen worden, und daher Zeit genug zur Ueberlegung gehabt habe.

Am folgenden Tage erschien Luther zum andern Male vor dem Reichstage und erklärte in einer längeren Rede, deren wesentlichen Inhalt er auf den Wunsch des Kaisers in lateinischer Sprache wiederholte, daß er nicht widerrufen werde, „es sei denn, daß er mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit hellen und klaren Gründen werde überführt werden.“ Auf die Entgegnung, daß hier

nicht der Ort sei, über Glaubenslehren zu disputiren, und daß es sich nur darum handele, ob er widerrufen wolle oder nicht, antwortete er mit Entschiedenheit: „Ich glaube weder dem Papste noch den allgemeinen Concilien allein, da es am Tage und offenbar ist, daß sie oft geirrt und sich selbst widersprochen haben; mein Gewissen ist in Gottes Wort gefangen; ich kann und will Nichts widerrufen. Gott helfe mir! Amen."

Am 19. April überschickte der Kaiser den Ständen eine von ihm selbst abgefaßte und eigenhändig in französischer und deutscher Sprache niedergeschriebene Schrift, worin er erklärte: er wolle, nach dem Vorbilde aller seiner Vorfahren, dem christlichen Glauben und der römischen Kirche treu und fest anhangen und mehr den heiligen Vätern glauben, die aus der ganzen Christenheit auf den Concilien versammelt gewesen, als diesem einen Mönch. Er bereue, daß er so lange zugesehen und nicht ernstlicher gegen ihn habe einschreiten lassen; von Stunde an solle Luther sich entfernen. „Das Wort, das Wir ihm gegeben", so schloß der Kaiser „und das ihm zugesicherte freie Geleite wollen Wir halten. Sorgt dafür, daß er unangefochten dahin zurückkehre, woher er gekommen. Aber Wir verbieten, daß er eine so verderbliche Lehre dem Volke predige, damit er keinen Tumult unter demselben errege."

Während die meisten Fürsten dem Kaiser beipflichteten, suchten andere, theils durch Drohbriefe und die bedenkliche Stimmung in Worms eingeschüchtert, theils in der Hoffnung, bei Luther in einer neuen Unterredung eine Sinnesänderung zu bewirken, einen mehrtägigen Aufschub seiner Abreise zu erlangen. Nachdem Karl denselben bewilligt, wurden von einem ständischen Ausschuß, an dessen Spitze der Erzbischof von Trier stand, in erneuten Verhandlungen mit Luther alle Mittel der Güte aufgeboten, den Irrlehrer zur Anerkennung der allgemeinen Concilien, zur Unterwerfung unter ein kirchliches oder auch kaiserliches Urtheil und zur Zurücknahme seiner anstößigsten Sätze zu bewegen; allein gerade die viele Mühe, die man sich gab, um ihn zur Umkehr zu bestimmen, bestärkte ihn in seinem Trotz, weil er darin nur eine Anerkennung seiner hohen Bedeutung erblickte. Als man endlich die Ueberzeugung gewonnen, daß auch auf dem Wege der Güte bei Luther Nichts zu erreichen war, ließ ihm der Kaiser die Weisung zukommen, ungesäumt von Worms abzureisen, indem er ihm noch für einundzwanzig Tage freies Geleite zusagte, jedoch mit dem ausdrücklichen Verbote, unterwegs zu predigen oder Schriften ausgehen zu lassen.

Von zwanzig Rittern seiner Partei begleitet, reiste Luther am 26. April von Worms ab. Nach einer mit dem Kurfürsten von Sachsen getroffenen geheimen Verabredung wurde er in dem thüringischen Amte Salzungen, in der Nähe von Eisenach, von

einer Schaar verkappter Reiter angehalten und, scheinbar gewaltsam, auf die Wartburg gebracht. Während er hier gegen die ersten Wirkungen der Reichsacht vollständig geschützt war, sprengten seine Anhänger, um die Aufregung unter dem Volke zu erhöhen, das Gerücht aus, er sei unter Verletzung des kaiserlichen Geleites von seinen Feinden überfallen und unter grausamer Behandlung mit gebundenen Händen fortgeschleppt worden; ja es wurde sogar behauptet, man habe seinen Leichnam in einem Bergstollen liegen sehen.

Nach Luthers Abreise wurde zu Worms nochmals eingehend darüber berathen, welches Verfahren gegen den verstockten Irrlehrer und sein Werk einzuhalten sei, und hierauf am 8. Mai ein Edikt erlassen, welches über Luther und seine Anhänger und Beschützer die Reichsacht aussprach und die Vernichtung seiner Schriften anordnete. Die Publikation dieses Ediktes blieb jedoch bis nach dem Ablauf der Zeit verschoben, für welche Luther freies Geleite erhalten hatte. Der Vollzug des Wormser Ediktes wurde dem aus zweiundzwanzig Mitgliedern bestehenden „Reichsregimente" übertragen, das nach den in den ersten Tagen des Wormser Reichstags zwischen dem Kaiser und den Fürsten getroffenen Vereinbarungen unter dem Vorsitze des Erzherzogs Ferdinand während der Abwesenheit des Kaisers die Reichsangelegenheiten leiten und seinen Sitz zunächst in Nürnberg haben sollte.

Nach dem Schlusse des Reichstags begab sich der Kaiser in die Niederlande und von dort, nachdem er kraft eines im März 1521 zu Worms geschlossenen und im Februar des folgenden Jahres zu Brüssel bestätigten Theilungsvertrags die gesammten österreichischen Erbländer seinem Bruder Ferdinand übergeben, im Mai 1522 nach Spanien, wo er durch ausgebrochene Unruhen sowie durch seine langjährigen Kriege mit Franz I. eine Reihe von Jahren zurückgehalten wurde.

Fortschritte der kirchlich-politischen Revolution in Deutschland.

Der Aufenthalt Luthers auf der Wartburg, seinem „Patmos", wo er in ritterlicher Kleidung unter dem Namen Junker Jörg lebte, war für seine innere Stimmung, insbesondere für seine Stellung zur Kirche, von großer Bedeutung. Obschon von körperlichen Leiden heimgesucht und von vielfachen Versuchungen und Gewissensbissen bedrängt und geängstigt, kam er zu keiner Sinnesänderung. Wenn die qualvolle Frage an ihn herantrat, ob er wirklich berufen und berechtigt sei, die altkirchliche Lehre umzustoßen, so überredete er sich, daß die hierüber in ihm aufsteigenden Zweifel nur Anfechtungen des Satans seien, der sein Gott wohlgefälliges Werk hintertreiben wolle, und arbeitete sich dabei immer

tiefer in den Gedanken hinein, daß die Bekämpfung der alten Kirche nothwendiger und wichtiger sei, als die der gröbsten Laster.

Luthers Hauptbeschäftigung auf der Wartburg war die Uebersetzung der Bibel, bei welcher er nicht das geringste Bedenken trug, in allen denjenigen Stellen, die seiner Doktrin widersprachen, dem Text Gewalt anzuthun, um den Sinn seinen eigenen Ansichten anzupassen, so daß der zeitgenössische Theologe Hieronymus Emser, ein bei Weitem gründlicherer Kenner der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache als Luther, ihm mehr als tausend willkürliche Aenderungen nachwies. Er übersetzte beispielsweise, statt: das Gesetz wirkt Zorn (Röm. 5, 15.) — das Gesetz richtet nur Zorn an; statt: der Mensch wird gerechtfertigt durch den Glauben (Röm. 3, 28.) — durch den Glauben allein ꝛc. Auf den Tadel, der hierüber laut wurde, schrieb er: „Wenn euer neuer Papist sich viel unnütze machen will mit dem Worte sola, allein, so sagt ihm flugs: Doktor Martin Luther will's also haben und spricht: Papist und Esel sei Ein Ding. Denn wir wollen nicht der Papisten Schüler noch Jünger, sondern ihre Meister und Richter sein; wollen auch einmal stolziren und pochen mit den Eselsköpfen." Dabei stellte er die Behauptung auf, die Bibel sei bis dahin in Deutschland ungekannt gewesen, und er habe sie „unter der Bank hervorgezogen"; es war dies jedoch eine schmachvolle Unwahrheit, denn in den wenigen Jahrzehnten seit der Erfindung der Buchdruckerkunst waren schon vierzehn hochdeutsche und vier niederdeutsche Bibelübersetzungen erschienen.

Neben seiner Bibelübersetzung, die jedoch erst im Jahre 1530 vollendet wurde, verfaßte Luther während seines Aufenthaltes auf der Wartburg zahlreiche polemische Schriften, in welchen er die kirchlichen Institutionen mit wachsender Leidenschaftlichkeit und dabei zugleich mit einer Gewissenlosigkeit bekämpfte, wie sie auf diesem Gebiete wohl nur selten vorkommt.

„Es ist", sagt Döllinger, „einer seiner gewöhnlichsten Kunstgriffe, eine Lehre oder Institution erst bis zur absurdesten Fratze zu verunstalten und sich dann, vergessend, daß das, was er bekämpfte, in solcher Gestalt nur ein Phantom seiner gefolterten Einbildung sei, mit behaglichem Tadel darüber zu verbreiten. Nur allzu oft sinkt er zum Tone eines geistlichen Marktschreiers herab und bläht sich mit hyperbolischen Phrasen und hohlen Uebertreibungen auf. So wie er eine theologische Frage auffaßt, verwirrt er sie auch, oft mit berechnender Absichtlichkeit, und die Gründe der Gegner werden bis zum Unkenntlichen verstümmelt und verzerrt. Aber bei allen diesen Gebrechen, welche das Lesen seiner Schriften jetzt zu einer ermüdenden und widerwärtigen Beschäftigung machen, fühlt man doch, daß er eine wunderbare Gabe hinreißender Popu-

larität besaß und daß seine Demagogie auf die genaueste Kenntniß und Berechnung aller Schwächen des deutschen Nationalcharakters gebaut ist. Die Art, wie er in diesen Streitschriften die Personen seiner Gegner behandelt, ist wirklich beispiellos. Nie ist es die trauernde Liebe, die, nur den Irrthum hassend, den Irrenden zu gewinnen sucht; sondern es ist schmähender Groll, trotziger, wegwerfender Hohn und eine massenhafte Häufung von Invectiven, oft der persönlichsten, oft zugleich der pöbelhaftesten Art, die wie ein Strom aus unversiegbarer Quelle sich ergießen. Es ist durchaus unwahr, daß Luther in dieser Beziehung nur einer in jener Zeit überhaupt herrschenden Unsitte gefröhnt habe; das Gegentheil weiß jeder Kenner der gleichzeitigen und unmittelbar vorausgegangenen Literatur. Luthers Schriften erregten gerade durch diesen Charakter allgemeines Erstaunen, und während Alle, die nicht zu seinen unbedingten Anhängern gehörten, ihr Befremden darüber ausdrückten, oder ihm deßhalb die schärfsten Vorwürfe machten und auf die verderblichen Wirkungen dieser schmähenden Ergüsse hinwiesen, pflegten seine Jünger und Bewunderer sich mit dem „heroischen Geiste" des Mannes zu trösten, dem Niemand Maß oder Ziel zu setzen sich unterfangen dürfe, und der eben, durch eine Art von Inspiration von der Beobachtung des Sittengesetzes dispensirt, sich das gestatten dürfe, was bei Andern unsittlich und frevelhaft sein würde."

Während Luther auf der Wartburg sich immer tiefer in den Haß gegen die alte Kirche hineinarbeitete, verbreiteten sich seine Neuerungen rasch über ganz Deutschland. Die unwissenden und unsittlichen Mönche und Geistlichen fanden in dem neuen „Evangelium" einen erwünschten Vorwand, sich von ihren Gelübden und von dem Cölibatsgesetze loszusagen; die zum Theil tief verschuldeten Fürsten erblickten in demselben das Mittel, sich durch das einzuziehende Kirchengut aus ihren finanziellen Verlegenheiten zu reißen und durch die Wegnahme der Fürstbisthümer ihre Staaten zu vergrößern und abzurunden; der verarmten Reichsritterschaft gelüstete nach den kleineren geistlichen Stiftungen und Klöstern. Auch die Humanisten, Philologen und gelehrten Schulmänner, die ohnehin dem im Besitze aller einträglichen Stellen befindlichen Klerus von Herzen gram waren, sahen ihr Interesse mit dem Siege des „Evangeliums" verknüpft; denn es befreite ihre Wissenschaft von den Fesseln der kirchlichen Autorität und sicherte ihnen selbst zugleich die größten äußeren Vortheile. Dem Volke aber erschien der einfache und arme, aber beredte und thätige Augustiner, den reichen und üppigen, zum Theil sehr unthätigen Prälaten gegenüber, wie ein Gottgesandter Prophet, dem es um so williger Glauben schenkte, als er Alles aus der Bibel zu entnehmen schien, und dessen Doktrin ihm um so verlockender vorkommen mußte, als sie ihm in einem

einfachen Glaubensakte, der bloßen Zurechnung der Verdienste Christi, das sicherste Mittel darbot, ohne jedwede Buße und Besserung die Fülle der göttlichen Gnade zu erlangen.

Allen diesen das Werk des Wittenberger Reformators so mächtig fördernden Elementen gegenüber war das Reichsregiment zur Durchführung des Wormser Edikts um so machtloser, als ihm außer allen Geldmitteln auch die eigentliche Vollzugsgewalt fehlte und überdies mehrere seiner Mitglieder, wie die Kurfürsten von Sachsen und von der Pfalz, dem Lutherthum entschieden zugeneigt waren. Das Wormser Edikt wurde daher auch nur in den Staaten des Kaisers, seines Bruders Ferdinand, des Kurfürsten von Brandenburg, des Herzogs Georg von Sachsen, des Herzogs von Baiern und einiger geistlichen Fürsten vollzogen; in allen übrigen Theilen Deutschlands blieb es entweder unbeachtet oder wurde offen verhöhnt. Auch der neue Papst Hadrian VI., der im Dezember 1521 nach dem Tode Leo's X. den Stuhl Petri bestiegen, vermochte nicht, obgleich er als geborener Niederländer der deutschen Nation angehörte und, nicht minder hervorragend durch Sittenreinheit als durch Gelehrsamkeit, die Reform der Kurie mit dem größten Eifer betrieb, den einmal entfesselten Sturm zu beschwören.

Die Sekte der Wiedertäufer.

Während des Aufenthaltes Luthers auf der Wartburg entstand zu Zwickau die Sekte der Wiedertäufer, die mit demselben Rechte und denselben Gründen, womit Luther bisher die Sakramente und Institutionen der Kirche angegriffen und verworfen hatte, die Giltigkeit der Kindertaufe bestritten, weil nach den klaren Worten der Schrift der Glaube der Taufe vorausgehen müsse und weder Christus noch die Apostel je Kinder getauft hätten. Der Gründer dieser Sekte war der Zwickauer Tuchmacher Nikolaus Storch, der sich als Propheten bezeichnete und zwölf Apostel und siebzig Jünger um sich versammelte, durch welche ein neues Reich Christi ohne äußeren Kultus und äußeres Gesetz wie ohne jedwede weltliche Obrigkeit und mit vollständiger Gütergemeinschaft gegründet werden sollte.

Das eigentliche Haupt dieser Sekte war Thomas Münzer, ein Priester, der nach seinem Anschluß an die Neuerungen Luthers als „evangelischer Prädikant" nach Zwickau berufen worden. Obgleich Münzer die Verwerfung der Kindertaufe auf die Bibel begründete, legte er dieser nicht den gleichen Werth bei, wie Luther, sondern erklärte: die rechte Erkenntniß der Wahrheit komme dem Menschen nicht durch die Kirche, nicht durch die Predigt, und noch

viel weniger durch das todte Bibelwort, sondern allein durch den Geist Gottes, der unmittelbar zu ihm rede und ihm seinen Willen kund gebe. Der Geist Christi werde durch den Glauben empfangen und gebe sich den Gläubigen durch Furcht und Zittern zu erkennen. Wer ihn empfangen habe, besitze den wahren Glauben, wenn er auch sein ganzes Leben hindurch die Bibel nicht zu sehen bekommen. Um solcher Empfängniß des göttlichen Geistes gewürdigt zu werden, müsse man nicht bloß die groben Laster meiden, sondern auch den Leib kasteien und martern, sich aller fröhlichen Gedanken entschlagen und in ernstem Stillschweigen und schmerzlicher Betrübniß der rechten Gesichte und Offenbarungen harren, die Gott seinen geliebten Freunden zu Theil werden lasse.

Neben der Kindertaufe verwarf Münzer auch die Lehre von der Gegenwart Christi im Sakramente des Altars, das nur dazu dienen solle, die Gläubigen an Christus zu erinnern und sie hungrig zu machen nach der Speise des Lebens. Das Abendmahl theilte er unter beiden Gestalten aus und änderte die Feier des Meßopfers auf die willkürlichste Weise; die Beichte erklärte er für eine päpstliche Heuchelei.

Aus Zwickau wegen der durch ihre Neuerungen verursachten Ruhestörungen vertrieben, wandten sich Münzer und die meisten seiner Genossen in den letzten Tagen des Jahres 1521 nach Wittenberg, wo inzwischen gleichfalls große Unordnungen eingerissen waren. Die Augustiner hatten allen Klosterverband aufgehoben, ihre Gelübde für ungiltig erklärt, das Meßopfer abgeschafft und die Austheilung der Kommunion unter beiden Gestalten eingeführt. Aehnliche Neuerungen hatte Karlstadt vorgenommen: er hielt die Messe in deutscher Sprache, mit Weglassung mehrerer Ceremonien, und theilte das Abendmahl auch ohne vorausgegangene Beichte aus. Das Erscheinen der Wiedertäufer erhöhte die allgemeine Verwirrung. Während Melanchthon in Zweifel gerieth, ob ihre Lehre nicht die rechte und daher die Annahme derselben geboten sei, schloß sich ihnen Karlstadt alsbald an. Gleich den Wiedertäufern erklärte er aller Wissenschaft, als unnütz und verderblich für den Glauben, den Krieg, verlangte die Abschaffung aller Schulen und die Einstellung der Doktorpromotionen, sowie die Berufung von Laien und Handwerkern zu Predigern des neuen Evangeliums, und forderte zugleich in einer eigenen Schrift zur Säuberung der Kirchen von allem Schmuck, zum Bildersturm auf. An der Spitze eines fanatisirten Haufens von Studenten, Bürgern und Bauern drang er im Januar 1522 in Kirchen und Klöster ein, ließ in denselben die Heiligenbilder herabreißen, die Altäre umstürzen und die Beichtstühle zertrümmern und verübte selbst den rohsten Unfug.

Auf die Nachricht von diesen Vorgängen verließ Luther, der

zur Rettung seines bedrohten Ansehens sein persönliches Einschreiten für nöthig hielt, heimlich und gegen den Willen seines Landesherrn die Wartburg und kam am 8. März in Wittenberg an. Acht Tage lang predigte er gegen die „Schwarmgeister", durch die „der Teufel ihm ein fein Spiel angerichtet habe," und brachte unter der Mitwirkung des Kurfürsten, der nicht nur seine Universität von der Auflösung bedroht sah, sondern auch das Einschreiten des Reichsregiments zu befürchten hatte, sein Reformationswerk von der allzu stürmischen Fortentwicklung wieder in einen langsameren Gang zurück, der die äußeren Dinge und Zeichen mehr schonte. Die Wiedertäufer mußten Wittenberg verlassen; auch Karlstadt wurde aus der Stadt und dem kursächsischen Gebiete vertrieben. Später erwirkte er sich durch seinen Widerruf die Erlaubniß zur Rückkehr; doch kam es bald zwischen ihm und Luther zu einem neuen Zerwürfniß, das ihn zur abermaligen Flucht nöthigte. Er fand Aufnahme in Basel, wo er im Jahre 1541 starb.

Der Sickingen'sche Ritterkrieg.

(1522—1523.)

Franz von Sickingen, dessen ganze Erscheinung, nach dem Ausspruche Jarcke's, auf eine für das gesammte Zeitalter höchst bezeichnende Weise unentschieden die Mitte hält zwischen den verschiedenen Typen eines ehrenfesten freien Ritters der alten Zeit, eines kühnen und glücklichen Räuberhäuptlings, eines italienischen Condottiere und eines in die Farbe des damaligen Zeitgeistes gekleideten, modern-revolutionären Demagogen, war am 1. März 1481 auf der unweit Kreuznach gelegenen Ebernburg, dem Schlosse seiner Ahnen, geboren. Ungeschwächt lebten in ihm die alte, ungebändigte Freiheitsliebe und der eiserne Muth der früheren Tage fort, nicht aber die höhere Idee des Ritterthums: die Berufung zum Kampfe für Wahrheit, Recht und Glauben im Dienste des Kaisers und der Kirche. Gleich den meisten seiner Standesgenossen führte er das Schwert nur zur Förderung seiner persönlichen Interessen und zog um schnöden Geldgewinn auch für die ungerechteste Sache in den Kampf. Unbekümmert um den Landfrieden und ungewarnt durch das Schicksal seines Vaters, Schweikart von Sickingen, den Kaiser Maximilian wegen zahlloser Räubereien und Friedensbrüche hatte enthaupten lassen, führte er Fehde um Fehde, bald für eigene Rechnung, bald im fremden Solde, suchte die offenen feindlichen Plätze mit den schwersten Brandschatzungen heim und bot an der Spitze der zahlreichen Landsknechte, die sich freudig um seine Fahne schaarten, der über ihn ausgesprochenen Reichsacht Trotz.

Nach einem Heereszug, den er im Jahre 1516 für einen Freund, den Grafen Gangolf von Hohengeroldsau, gegen den Herzog Anton von Lothringen für ein Jahrgeld von dreihundert Goldgulden unternommen, trat er in des Letzteren Dienst, indem er ihm gute Freundschaft und bewaffnete Hilfe gegen Jedermann zusagte. Selbst dem König Franz I. von Frankreich bot Sickingen seine Dienste an, was seine Parteigenossen nicht hinderte, ihn als ein Musterbild deutscher Gesinnung zu preisen. Franz I. ging auf sein Anerbieten ein, und Sickingen empfing aus seiner Hand den Kommandostab mit der Zusicherung eines Jahrgehaltes von fünftausend Livres. Sein Dienstverhältniß zu dem französischen König war jedoch nur von kurzer Dauer; ein Gewaltstreich Sickingens gegen mehrere unter französischem Schutz stehende Mailändische Kaufleute, denen er Waaren im Werthe von fünfundzwanzigtausend Livres entwendete, veranlaßte den König Franz, seinen friedebrecherischen Dienstmann, der die Herausgabe des Raubes verweigerte, zu entlassen.

Nachdem Sickingens Aussöhnung mit dem Kaiser und die Aufhebung der Acht und Aberacht durch einflußreiche Gönner bewirkt worden, trat er in kaiserliche Dienste und zog in den ersten Monaten des Jahres 1519 im Auftrage Maximilians an der Spitze von achttausend Mann dem schwäbischen Bunde gegen den Herzog Ulrich von Württemberg zu Hilfe, der wegen vielfacher Gewaltthätigkeiten der Reichsacht verfallen war. Auf diesem Zuge lernte er Ulrich von Hutten kennen und trat mit ihm in eine Verbindung, die auf die ganze fernere Gestaltung seines Lebens den entscheidendsten Einfluß ausüben sollte.

Als materialistische Reaktion des antiken Unglaubens gegen die Grundideen der Religion und Offenbarung überhaupt, war Huttens Feindschaft gegen die Kirche wesentlich verschieden von der des Wittenbergischen Reformators, und mit Verachtung sah er anfangs von seinem antik-heidnischen Standpunkte aus auf die Doktrin Luthers herab, die für seinen Geschmack noch viel zu viel Positiv-Christliches enthielt; als er jedoch erkannt hatte, daß dieselbe als Handhabe zum Umsturz des politischen Zustandes von Deutschland benutzt werden könne, schloß er sich der neuen Lehre an und ergriff sie als Mittel für seine Zwecke mit der ganzen Gluth seiner leidenschaftlichen, haßerfüllten Natur.

Nachdem es Hutten gelungen, Franz von Sickingen, der bis dahin der kirchlichen Bewegung theilnahmlos gegenüber gestanden, durch den Hinweis auf die Vortheile, welche aus derselben für die Sache der Reichsritterschaft und besonders für Sickingens persönliche Interessen gezogen werden könnten, für seine Zwecke zu gewinnen, trat er in einen eifrigen Briefwechsel mit Luther, in welchem

er denselben zu dem entschiedensten Vorgehen aufforderte und ihm für die Verfolgung seiner revolutionären Zwecke den Beistand der Reichsritterschaft in Aussicht stellte. Von der Ebernburg aus, wohin er seinem Freunde Sickingen gefolgt war, um im Vereine mit demselben die geplante Schilderhebung des Adels vorzubereiten, suchte er den Haß gegen den päpstlichen Stuhl durch eine Reihe der schmachvollsten Pamphlete zu schüren und schleuderte Brandschriften der gemeinsten Art gegen die Geistlichkeit und die Fürsten in die deutschen Gaue. Auch die Bauern wurden durch ein weit verbreitetes Pamphlet Huttens, „der neue Karsthans [1])", in welchem er die Geistlichen als reißende Wölfe schildert, die mit ihren Ceremonien und Gaukeleien das unverständige Volk zu betrügen suchten, zu offener Empörung aufgefordert. Den Wittenberger Reformator, der ihm schrieb: „Auf Sickingen setze er größeres Vertrauen und größere Hoffnung, als auf irgend einen Fürsten," lud er ein, bei etwa hereinbrechender Gefahr sogleich auf die Ebernburg zu kommen, wo er in voller Sicherheit über seine Feinde spotten könne.

Triumphirend verkündete Luther seinen Freunden, daß ihm jetzt von einer Seite her, wo es Niemand erwartet hätte, Schutz und Sicherheit angeboten sei, und verhehlte nicht, daß er unter solchen Beschützern „grimmiger auf die römischen Leute loszuziehen" gedenke, als wenn er „unter des Kurfürsten Herrschaft im öffentlichen Lehramt stritte."

Zu der beabsichtigten Schilderhebung des Adels schien nach dem Schlusse des Wormser Reichstags der günstigste Moment gekommen; denn der Kaiser war nach Spanien zurückgekehrt, das Reichsregiment machtlos, die Geistlichkeit die Zielscheibe des Spottes und Hasses und das ganze Reich in solcher Gährung, daß Bauernaufstände in den Gebieten der Fürsten in sicherer Aussicht zu stehen schienen. Sickingen lud daher zu Anfang des Jahres 1522 die rheinische, fränkische und schwäbische Ritterschaft auf den August des gleichen Jahres zu einem Konvente nach Landau ein. In längerer Rede setzte er den in großer Anzahl erschienenen Rittern auseinander, wie der Adel von habsüchtigen Tyrannen immer mehr vergewaltigt und durch den Zwang der Pfaffen unter dem übermächtigen Scepter eines ungerechten Regimentes gehalten werde, und wie es deßhalb an der Zeit sei, sich zur Wiedererlangung der alten Freiheit zu gemeinsamem Handeln zu verbinden. Als Zweck der vorgeschlagenen „brüderlichen Vereinigung" bezeichnete er ihnen die Befreiung der

1) Karsthans war der Name eines Bauern, der als Laien-Prädikant vorzugsweise in den Rheingegenden, in Straßburg und Basel sein Wesen trieb, nach einem Straßburger Bericht „ein aufrührischer Bub, der öffentlich gesagt, daß jetzt die Stunde sei oder gelegene Zeit, alles Erbvolk gänzlich zu vertilgen und zu tödten."

verbündeten Ritterschaft von der Willkür fremder Gewalt. Sie selbst wolle sich Gesetze geben und Recht sprechen, Jeden aber, welcher der gemeinschaftlichen Satzung zu widerstreben wage, gemeinschaftlich bekriegen. Werde ein einzelner Genosse angegriffen, so solle der gesammte Bund für ihn die Fehde führen. Nachdem alle Anwesenden Sickingens Vorschlägen Beifall gezollt und mit feierlichem Eid ihren Bund beschworen und gelobt hatten: „in Leid und Freud Alle für Einen und Einer für Alle zu stehen", wurde Franz von Sickingen mit Stimmeneinhelligkeit zum Bundeshauptmann gewählt.

Ungesäumt traf Sickingen mit Hilfe seiner Bundesgenossen Vorkehrungen zum Losschlagen. Um bei seinen Werbungen, bei welchen er sich selbst an den König von Frankreich „um Hilfe, Trost und Geld" wandte, möglichst viel Volk unter seine Fahnen zu locken, gab er vor, daß dieselben dem Dienste des Kaisers gälten, und bald standen gegen fünftausend Reiter und zehntausend Mann Fußvolk in seinem Solde.

Sickingens erster Zug galt dem Erzbischofe von Trier, Richard von Greiffenklau, gegen welchen er einen besonders tiefen Groll im Herzen trug, weil derselbe im Jahre 1518 bei Gelegenheit eines Raubzuges Sickingens gegen den Landgrafen Philipp von Hessen auf dem Reichstage zu Augsburg nachdrücklichst auf die Gefahren dieses Freibeuterthums aufmerksam gemacht. Nachdem Sickingen am 27. August unter den nichtigsten Vorwänden dem Erzbischofe abgesagt, rückte das Heer der Verbündeten in das Erzstift ein, „um dem Worte Gottes die Thore zu öffnen, welche der Erzbischof von Trier nach menschlichem Vermögen auf das Härteste geschlossen habe." Sickingen hoffte, die Hauptstadt des Landes einnehmen zu können, bevor der Erzbischof von den mit ihm verbündeten Fürsten, dem Landgrafen Philipp von Hessen und dem Pfalzgrafen Ludwig, Hilfe erhalten habe; nach der Einnahme Triers sollte es sofort gegen Hessen losgehen. Allein seine hochfliegenden Pläne scheiterten an der Umsicht und kaltblütigen Besonnenheit des kriegskundigen Kurfürsten, dem die Bürgerschaft seiner Hauptstadt in unverbrüchlicher Treue zur Seite stand. Nach fünf vergeblichen Stürmen sah sich Sickingen durch eingetretenen Pulvermangel, sowie durch die drohende Haltung der durch seine Raubschaaren schwer heimgesuchten Bauern der Umgegend am 14. September 1522 zur Aufhebung der Belagerung und zum Rückzuge gezwungen, auf welchem Kirchen und Klöster verwüstet und ganze Dörfer niedergebrannt wurden. Das Reichsregiment ließ an Sickingen die Aufforderung ergehen, bei Strafe der Reichsacht seine Söldner zu entlassen, und da er diese Aufforderung, in dem Wahne, daß die angedrohte Strafe nicht auf Vollstreckung berechnet sei, unbeachtet ließ, wurde am 10. Oktober

des Reiches Acht und Aberacht über ihn und seine Helfer ausgesprochen.

Gefährlicher als die Reichsacht wurde für Sickingen das energische Vorgehen der drei verbündeten Fürsten, der Kurfürsten von Trier und der Pfalz und des Landgrafen Philipp von Hessen, gegen die Landfriedensbrecher, deren revolutionärem Treiben das Reichsregiment machtlos gegenüberstand. Um Sickingen zu isoliren, griffen sie zuerst seine Bundesgenossen auf dem rechten Rhein- und Mainufer, Hartmuth von Kronberg, Boos von Waldeck, Brömser von Rüdesheim u. A., an, brachen ihre Burgen und zwangen sie zur Flucht. Durch dieses Strafgericht geschreckt, sagten sich auch viele anderen Ritter von Sickingen los, der vergebens unter dem Heere der verbündeten Fürsten durch einen im Namen der neuen Lehre an dasselbe erlassenen Aufruf Meuterei und Treubruch hervorzurufen gesucht. Als die Schlinge sich immer enger um ihn zusammen zog, entließ er die lutherischen Prädikanten, die er bis dahin auf der Ebernburg beherbergt hatte, und warf sich in seine feste Burg Landstuhl, die von den verbündeten Fürsten berannt und mit solcher Heftigkeit beschossen wurde, daß die vierundzwanzig Fuß dicke Mauer innerhalb weniger Tage in einen Trümmerhaufen verwandelt war. Sickingen, der heftig am Podagra litt, ließ sich zur Besichtigung des angerichteten Schadens hinausführen und wurde gleich darauf durch eine zertrümmerte Pallisade tödtlich verwundet, worauf sich die Besatzung ergab (7. Mai 1523).

Als die verbündeten Fürsten an das Lager des sterbenden Sickingen traten, der sich in ein kugelfestes Gemach hatte bringen lassen, sprach er zu dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Landgrafen von Hessen in entschuldigendem Tone; dagegen bewahrte er gegen den Kurfürsten von Trier den alten Trotz. Als dieser ihn fragte: „Franz, was hat dich veranlaßt, daß du mich und meine armen Leute überzogen und geschädigt hast?“ antwortete er: „Darüber wäre viel zu reden. Nichts ohne Ursach!“

Nachdem die Fürsten sich entfernt, beichtete Sickingen bei seinem Kaplan und gab, während dieser den Leib des Herrn holte, einsam und verlassen den Geist auf. „Darnach, als Sickingen verschieden,“ erzählt Spalatin, „haben ihn etliche Bauern und des Landgrafen Köche in einen alten Kleider- oder Harnischkasten gedrückt, daß ihm das Haupt und die Kniee gebogen, und mit einem Seil den Berg hinabgezogen und in der Landstuhl in einer kleinen Kapelle begraben.“

Nach dem Tode Sickingens nahm der Aufstand der Reichsritter ein rasches Ende. Die von seinen Anhängern noch besetzten Burgen fielen innerhalb weniger Wochen, und ihre Inhaber mußten als Geächtete in die Verbannung ziehen.

In demſelben Jahre, wie Sickingen, ſank auch Hutten ins Grab. Die Rache der verbündeten Fürſten für ſeine revolutionären Umtriebe fürchtend, hatte er nach der Rückkehr Sickingens von ſeinem mißglückten Zuge gegen das Erzſtift Trier die Ebernburg verlaſſen und war gegen Ende des Jahres 1522, vollſtändig mittellos und von körperlichen Schmerzen gefoltert, nach Baſel gekommen, in der Hoffnung, bei dem dort weilenden Erasmus, ſeinem alten Lehrer und Führer, Aufnahme zu finden. Dieſer wollte ſich jedoch durch den Verkehr mit dem Bundesgenoſſen Sickingens ſeinen hohen Gönnern gegenüber nicht bloßſtellen und ſtieß daher den kranken, herabgekommenen Ritter kalt und theilnahmlos zurück, wofür er von Hutten, der ihn als einen vom „Evangelium“ Abgefallenen betrachtete, auf das Heftigſte angegriffen wurde. Der Streit, der ſich in Folge deſſen zwiſchen Beiden entſpann, veranlaßte den Magiſtrat von Baſel, Hutten aus der Stadt zu verweiſen. Das nämliche Schickſal traf ihn in Mühlhauſen, weil er auch hier fortfuhr, an dem Umſturz des beſtehenden Kirchenweſens zu arbeiten. Endlich fand er durch Zwingli's Verwendung eine Zufluchtsſtätte auf der Inſel Ufnau im Züricherſee. Hier ſtarb er, durch ſeine Ausſchweifungen aufgerieben, am 1. September 1523, fünfunddreißig Jahre alt, in ſo großer Armuth, daß er, nach Zwingli's Aeußerung, Nichts hinterließ als eine Feder.

Der Bauernkrieg.

(1524—1526.)

Seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts traten in verſchiedenen Theilen Deutſchlands, hauptſächlich in Schwaben, im Elſaß und am Oberrhein, Symptome einer tiefen Erbitterung der Bauern gegen die Guts- und Grundherren zu Tage, die ſich an manchen Orten in den gewaltthätigſten Ausbrüchen Luft machte. So hatte ſich in den Jahren 1502 und 1503 im Bisthum Speier unter dem Landvolke eine weit verzweigte Verſchwörung gebildet, die den Zweck hatte, einen allgemeinen, auch über die angrenzenden Länder verbreiteten Aufſtand vorzubereiten, durch welchen den Beſchwerden der Bauern über die angebliche oder wirkliche Ueberlaſtung mit Dienſten und Frohnden abgeholfen werden ſollte. Obgleich dabei auch Stifter und Klöſter nicht verſchont bleiben ſollten, ſtand der ganze Anſchlag ausſchließlich auf weltlichem Boden; Unglaube und Haß gegen die Kirche waren dabei nicht im Spiele. Von dem geſchnürten Bauernſchuh, dem ſogenannten Bundſchuh, den die Aufſtändiſchen in ihrer Fahne führen wollten, erhielt der

Bund selbst den Namen Bundschuh. Indessen kam der geplante Aufstand nicht zum Ausbruch, da der ganze Anschlag verrathen und an den Rädelsführern, soweit man ihrer habhaft werden konnte, mit blutiger Strenge geahndet wurde.

Schwieriger zu unterdrücken war ein anderer, im Jahre 1519 in Württemberg wirklich zum Ausbruch gekommener Aufruhr, der sogenannte arme Konrad, der, veranlaßt durch die Mißregierung des Herzog Ulrich, von diesem nur mit Hilfe der Städte und durch die Bewilligung großer, in dem berühmten Tübinger Vertrag festgestellter landständischer Rechte bewältigt werden konnte.

Die zu jener Zeit unter dem Landvolke herrschende Gährung läßt sich hauptsächlich auf zwei Ursachen zurückführen, welche auf die bäuerlichen Verhältnisse den tiefgreifendsten Einfluß ausübten: die Umgestaltung des Kriegswesens und die Einführung des römischen Rechtes. Durch die veränderte Kriegführung und besonders durch die allmähliche Entstehung des Solddienstes waren die Kriege weit kostspieliger geworden, und die unausbleibliche Folge davon war das Streben der Fürsten und Herren, ihre Einkünfte auf jede mögliche Art zu erhöhen, daher ein stetes Wachsen des Abgabendrucks und eine immer größere Mannigfaltigkeit der von den Bauern geforderten Dienstleistungen. Dabei wurde, neben den unaufhörlichen, von gräuelvollen Verwüstungen begleiteten Fehden, deren Kosten fast ausnahmslos die Unterthanen und Hintersassen zu tragen hatten, das gesammte Söldnerwesen für das Landvolk zur schweren Plage, indem die entlassenen Landsknechte, so lange sie nicht von einem anderen Herrn in Dienst genommen worden, ihren Unterhalt sich von den wehrlosen Bauern auf eigene Hand erpreßten.

Noch größere Nachtheile, als die Umgestaltung des Kriegswesens, brachte den Bauern die allmähliche Einführung des römischen Rechtes; denn mit seinem alten Rechte verlor der „arme Mann“ auch den letzten Rest seiner alten Freiheit. Hatten früher allenthalben auch die hörigen Bauern ihre gesellschaftlichen Zustände selbst geregelt und an den Volksgerichten, an den Versammlungen der Gemeinden und Marken Theil genommen, so sollten sie jetzt durch das römische Recht aus ihren Gewohnheitsrechten und ihrem vielgestaltigen Herkommen verdrängt werden; das „alte einfeltig Recht“ wollte man „durch fremd Recht verdrücken.“ Auch ihre äußeren Verhältnisse gestalteten sich bei den neuen Rechtszuständen immer trauriger; denn die an dem Recht des altheidnischen Sklavenstaates geschulten Juristen gaben ihren Brodherren „rechtliche“ Mittel an, um „die übermüthigen Bauern zu zähmen, damit sie nicht allzu stark ins Kraut schössen,“ insbesondere Mittel zur Erhöhung der Steuern, Abgaben und Frohndienste. An den gemeinen Feldern, Wäldern und Wiesen wurde ihnen fast jedes Nutzungsrecht ent-

zogen; insbesondere wurde der Markwald „in den Bann“ gelegt, durch grausame Jagdgesetze den Märkern jedes Jagdrecht genommen und durch maßlose Hegung des Wildes den Feldern der Bauern ungeheurer Schaden zugefügt.

Alle diese Ursachen der Unzufriedenheit mußten um so gefährlicher wirken, als der süddeutsche Bauer in der gelungenen Auflehnung der verbündeten schweizerischen Landleute gegen den Herrenstand ein verführerisches Beispiel vor Augen sah. Dieses Beispiel hatte in der That, verbunden mit der theils zugesagten, theils erhofften Unterstützung von Seiten der Eidgenossen, an den vorerwähnten Verschwörungen und Aufständen einen wesentlichen Antheil.

Gänzlich verschieden von diesen vereinzelten Aufständen war der große Bauernkrieg, der im Jahre 1524 zum Ausbruche kam; denn während es sich in den vorausgegangenen revolutionären Bewegungen in dem Bauernstande nur um die Abstellung weltlicher Beschwerden handelte, war dieser furchtbare Krieg, der Deutschland in einem Meere von Blut und Gräueln zu ertränken, das Gebäude seiner kirchlich-politischen Verfassung bis auf die Fundamente zu zerstören und die deutsche Nation in thierische Barbarei zu begraben drohte, eine Frucht der Glaubensspaltung, eine Auflehnung ebensowohl gegen die göttliche als gegen die menschliche Ordnung. Neben der vollständigen Umgestaltung des Rechts- und Besitzstandes und der gesellschaftlichen Verhältnisse verlangten die Empörer, im Namen der von Luther gepredigten Glaubensfreiheit, die Abschaffung des katholischen Gottesdienstes und der alten christlichen Lehre, sowie die Bestellung lutherischer Prädikanten, und legten, wo diesem Begehren nicht entsprochen wurde, selbst Hand ans Werk, um dem Evangelium Luthers mit Schwert und Spieß Bahn zu brechen. Die zahllosen Ausbrüche wilder Zerstörungswuth gegen alle Denkmale und Zeichen des alten kirchlichen Glaubens kennzeichnen allein schon die ganze Revolution als einen Religionskrieg.

Schon im März 1524 war von Oberschwaben aus eine wahrscheinlich von einem früheren Kanzler des Pfalzgrafen bei Rhein, Doktor Fuchs von Fuchsstein, verfaßte Schrift über ganz Deutschland verbreitet worden, welche in zwölf Artikeln die Forderungen der Bauern aufstellte. Die zwölf Artikel verlangten: 1. freie Wahl der Geistlichen durch die Gemeinde und Verpflichtung der Gewählten, nur das lautere und reine Evangelium zu verkünden; 2. Abschaffung aller Zehnten, mit Ausnahme der Kornzehnten zur Besoldung der Geistlichen und Unterstützung der Armen; 3. Aufhebung der Leibeigenschaft; 4. Freigebung der Jagd und des Fischfangs, da nirgends geschrieben stehe, daß Gott die Thiere des Waldes, des Wassers und der Luft nur für die Herren geschaffen; 5. Freigebung des Waldes für den Bauer, damit er sich daraus

mit seinem Holzbedarf versehe; 6. Ermäßigung der Frohn- und Spanndienste; 7. Regelung des Dienstverhältnisses zwischen den Herren und den Bauern durch freie, feste Verträge, ohne jedwede Willkür; 8. Ermäßigung des Zinses von Lehengütern, damit der Bauer nicht bloß für seinen Herrn arbeite, sondern auch Etwas von den Früchten seiner Arbeit genieße; 9. Handhabung des Rechtes nach festem, altem Brauch, nicht nach Willkür und neuen Satzungen; 10. Zurückerstattung aller Gemeindegüter von Seiten Derer, die sie widerrechtlich an sich gerissen; 11. Aufhebung der Abgaben bei Sterbfällen, damit Wittwen und Waisen nicht um das Ihrige gebracht würden; 12. Annahme dieser Artikel oder genügende Widerlegung derselben aus der Bibel. Man wolle, hieß es, von denjenigen Artikeln abstehen, welche auf Grund der heiligen Schrift als ungeziemend nachgewiesen werden könnten, behalte sich aber dagegen vor: wenn sich in der Schrift mehr Artikel als solche fänden, die wider Gott und eine Beschwerung des Nächsten wären, diese nachträglich zu verlangen.

Bald nach der Veröffentlichung dieser Forderungen zeigten sich die ersten Spuren der Empörung, deren Zusammenhang mit dem Sickingen'schen Ritterkriege unverkennbar ist, und vom Juli 1524 an lief die sociale Erhebung „wie ein Brandfeuer von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf." Nachdem zuerst die Unterthanen des Bischofs von Augsburg im Allgäu mit dem Beispiele der Empörung vorangegangen, tobte bald der Aufruhr durch ganz Schwaben, von wo er sich nach dem Oberrhein, dem Odenwalde und nach Franken, sowie über den ganzen Elsaß und die Pfalz bis in den Rheingau verbreitete. Nach Süden hin wurde das Gebirgsvolk in Steiermark und Salzburg, in einem Theile von Tyrol bis ins Etschthal und in der nördlichen Schweiz von dem Geiste der neuen Lehre ergriffen und in den Aufstand hineingerissen. Nur Baiern, wo die Bauern dem alten Glauben treu blieben und die Regierung mit Thatkraft und Weisheit vorging, blieb von dem Aufstande verschont. Ein anderer Strom der Anarchie ergoß sich von Mühlhausen aus über Thüringen, Hessen und das Eichsfeld. Auch im Münsterischen zeigten sich damals schon Spuren einer Aufregung, die wenige Jahre später in hellen Flammen ausbrach.

Der Form nach zerfällt die ganze Bewegung in eine Reihe einzelner, von einander unabhängiger oder nur locker zusammenhängender Aufstände. Die Bauern rotteten sich an verschiedenen Orten zusammen und stellten sich unter eigene Hauptleute, deren Charakter meist mit den auf Raub und Zerstörung und Umsturz alles Bestehenden zielenden Bestrebungen der ganzen Bewegung im Einklange stand. So war beispielsweise der Führer der aufständischen Odenwälder ein heruntergekommener Wirth, Georg

Metzler, der in dem Aufruhr das Mittel sah, seinen durch Spielen, Prassen und Ueppigkeit zerrütteten Verhältnissen aufzuhelfen. Aehnliche Zwecke verfolgten der an der Spitze der Oehringer Rebellen stehende Metzger Klaus Salb und der Führer des Neckarhaufens, der wilde, weit und breit gefürchtete Jäcklein Rohrbach, der „brennen und verstören" für seine ganze Satzung erklärte. Im Lager der Baireuthischen Bauern bei Gesetz führte Hans Lorenz den Vorsitz, ein Trunkenbold, der „das Evangelium und die Gerechtigkeit wollte handhaben helfen." Ein Anführer der Oberallgäuischen Bauern, Kunz Wirt auf der Halden, hatte vor dem Aufstande, nach seinem eigenen Bekenntniß, dreißig Diebstähle begangen. Einzelne Führer gehörten dem Ritterstande an, wie Götz von Berlichingen (mit der eisernen Hand), ein Ritter von ähnlichem Gepräge wie Franz von Sickingen, doch ohne dessen Kriegserfahrung und Feldherrentalent, der sich den Odenwälder Bauern zum Führer angeboten und in Gemeinschaft mit Georg Metzler eine Zeit lang deren Verheerungszüge leitete, was er in seiner Selbstbiographie durch die Behauptung zu entschuldigen sucht, daß er dabei nur die Absicht gehabt, den Strom des Aufruhrs von dem Adel abzuleuken.

Luther, den die Bauern zum Schiedsrichter ihrer Angelegenheit erwählt hatten, konnte sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß die stete Berufung der räuberischen und mordbrennerischen Schaaren auf ihn und sein Evangelium seiner Sache den größten Nachtheil bringen müsse. Er veröffentlichte daher im Mai 1525 eine Schrift unter dem Titel: „Ermahnungen zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben", deren erster Theil an die Fürsten und deren zweiter an die Bauern gerichtet war. So ernstlich es ihm auch im Interesse seiner Sache um die Herstellung des Friedens zu thun sein mochte, so war doch die Art, wie er dazu aufforderte, weit eher geeignet, Oel ins Feuer zu gießen, als die Bauern zur Vernunft zu bringen. Denn während er den Fürsten, insonderheit den „blinden Bischöfen", erklärte, der Aufstand der Bauern sei nur ein wohlverdientes göttliches Strafgericht für ihre „Wütherei" und ihre Feindschaft gegen sein Evangelium, richtete er an die Bauern, die er „seine lieben Herren und Brüder" nennt, in seiner Anrede die Worte: „Ich bekenne, es sei leider allzu wahr und gewiß, daß die Fürsten und Herren, so das Evangelium zu predigen verbieten und die Leute so unerträglich beschweren, werth seind und wohl verdient haben, daß sie Gott vom Stuhle stürze, als die wider Gott und Menschen sich höchlich versündigen; sie haben auch keine Entschuldigung."

Eine solche Sprache war sicherlich nicht geeignet, die aufgeregten Leidenschaften zu beschwichtigen, und mußte seine an die Bauern

gerichtete Ermahnung, „sich geduldig zu fügen, weil alle Nothwehr in der heiligen Schrift verboten sei," vollständig unwirksam machen. In der That nahm der Aufstand seinen ungestörten Fortgang, und immer gräuelvoller wurde das Wüthen der rebellischen Bauern. Nach der Erstürmung der von dem Grafen von Helfenstein mit siebzig Rittern vertheidigten Stadt Weinsberg durch die Odenwälder und Neckarbauern, beschlossen die Führer derselben, Georg Metzler und Jäcklein Rohrbach, den Grafen von Helfenstein nebst den übrigen Rittern und einigen Knechten unter Trommelschlag „durch die Spieße zu jagen." Die Gräfin von Helfenstein, eine natürliche Tochter Kaiser Maximilians, die sich, ihr zweijähriges Söhnchen auf dem Arm, vor Jäcklein auf die Kniee warf, um Gnade für ihren Gemahl zu erflehen, wurde zurückgestoßen, und ein Bauer brachte „dem kleinen Herrlein" eine Stichwunde bei. Als der Graf in den Kreis geführt wurde, den die Bauern mit gezückten Spießen umstanden, ging sein ehemaliger Pfeifer, Melchior Nonnenmacher, vor ihm her und blies lustig die Zinke. „Ich habe dir", sagte er, „einst so oft zur Tafel gepfiffen und spiele dir nun billig zum rechten Tanze auf." Kaum war der Graf in den Kreis getreten, als er, von hundert Spießen durchbohrt, entseelt zu Boden stürzte. Auch die übrigen Adeligen wurden durch die Spieße gejagt, die jungen Ritterknaben mit Spießen in die Höhe gehoben und auf diese Weise getödtet. Der Gräfin von Helfenstein rissen die Bauern ihr Geschmeide und sogar einen Theil ihrer Kleider ab, setzten sie mit ihren Frauen, unter dem Hohngelächter des Weinsberger Pöbels, auf einen Mistkarren und fuhren sie nach Heilbronn.

Eine Zeitlang standen die Fürsten diesen Gräueln rath- und wehrlos gegenüber; denn sie waren unter sich uneins, und es fehlte sogar unter ihnen nicht an Solchen, die mit der Revolution buhlten, weil sie aus derselben Vortheile zu ziehen hofften. So geberdete sich der Herzog Ulrich von Württemberg, der früher durch seine maßlose Verschwendung und sein tyrannisches Regiment den Bauernaufstand des armen Konrad veranlaßt hatte, als der entschiedenste Freund der Bauern, weil er mit ihrer Hilfe sein Herzogthum wiederzugewinnen hoffte, das von dem schwäbischen Bund erobert und gegen eine mäßige Geldsumme an Karl V. abgetreten worden. Gleich ihm schürten auch viele, nach der Zersprengung des Sickingen'schen Bundes in die Schweiz geflüchteten Ritter, wie Thomas von Alsberg, Hartmuth von Kronberg u. A., die Flamme des Aufruhrs. Erschwert wurde die Bewältigung desselben auch durch die Unzuverlässigkeit der Landsknechte, die, meist selbst dem Bauernstande angehörig, sich zu Meutereien geneigt zeigten.

Die einzige feststehende und zusammenhaltende Reichsmacht war der schwäbische Bund, zu dessen Gliedern auch der Kaiser für die

vorderösterreichischen Länder in Schwaben und am Oberrhein, sowie für Tyrol und Württemberg gehörte. Die hervorragendsten andern Bundesglieder waren der Kurfürst von Mainz, die Bischöfe von Würzburg, Eichstädt und Augsburg, die Herzoge von Baiern und der Landgraf von Hessen; außerdem gehörten zu demselben viele Prälaten, Grafen, Herren und Ritter und verschiedene Reichsstädte in Schwaben und Franken. Zum Glücke besaß der Bund in dem Führer des zur Bekämpfung des Aufruhrs gesammelten Heeres, dem Ritter Georg Truchseß aus dem alten freiherrlichen Geschlechte Derer von Waldburg, einen Feldherrn, der durch Kriegserfahrung, Umsicht und Thatkraft seiner schweren Aufgabe vollständig gewachsen war und durch die rücksichtsloseste Anwendung der durch die Verhältnisse gebotenen eisernen Strenge dem gräuelvollen Wüthen der Bauern ein Ziel setzte.

Nachdem Georg Truchseß den mit einem schweizerischen Heere zur Unterstützung der Rebellen heranziehenden Herzog Ulrich in die Flucht geschlagen, griff er am 4. April 1525 die Bauern, mit denen wiederholt erfolglose Unterhandlungen angeknüpft worden, bei Leipheim an und brachte ihnen eine blutige Niederlage bei, worauf die gefangenen Rädelsführer und Prediger des Aufruhrs enthauptet wurden. Hierauf trieb er am 14. bei Wurzach einen von dem fränkischen Ritter Florian von Geyer geführten Bauernhaufen, der jeden Versuch zu gütlicher Ausgleichung zurückgewiesen, in die Flucht, bewog am 23. einen vierzehntausend Mann starken Haufen von Allgäuern und Seebauern, der sich bei dem Flecken Weingarten gesammelt, durch Vorstellungen und Drohungen zur Niederlegung der Waffen, wogegen ihnen versprochen wurde, daß ihnen bei begründeten Beschwerden durch Schiedsmänner und unparteiische Richter Recht und Billigkeit widerfahren solle, und erfocht am 12. Mai zwischen Böblingen und Sindelfingen über einen andern zahlreichen Bauernhaufen einen glänzenden Sieg, der dem Aufstand in Württemberg ein Ende machte. Melchior Nonnenmacher, der den Grafen von Helfenstein bei dessen Ermordung durch sein Spiel verhöhnt hatte, wurde in der Schlacht gefangen genommen und nach derselben, an einen Baum gekettet, langsam gebraten. Die gleiche Strafe traf auch den ruchlosen Jäcklein Rohrbach, der auf der Flucht aus der Schlacht aufgegriffen worden. Wenn diese und andere schauerlichen Hinrichtungen, statt dem barbarischen Strafrecht des Zeitalters zur Last gelegt zu werden, auf Rechnung des „religiösen Fanatismus“ des Truchsesses geschrieben worden, so hat man dabei ganz vergessen, daß protestantische Fürsten in der Bestrafung rebellischer Bauern eine noch weit größere Grausamkeit an den Tag gelegt. Ließ doch der brandenburgische Markgraf Kasimir von Ansbach-Bayreuth neunundfünfzig Einwohnern des Fleckens Kissin-

gen die Augen ausstechen, und der Landgraf Philipp von Hessen, der den unverdienten Namen des „Großmüthigen“ trägt, nach der Besiegung der Rebellen bei Fulda dreihundert Bauern in den tiefen Schloßgraben sperren und darin verhungern.

Nachdem Georg Truchseß in Württemberg die Ruhe hergestellt, stieß er am 28. Mai bei Fürfelden am Neckar mit den Truppen der Kurfürsten von der Pfalz und von Trier zusammen, worauf das vereinte Heer in der Stärke von achttausend Fußgängern und zweitausendfünfhundert Reitern gegen Weinsberg vorrückte. Die Stadt wurde mit Sturm genommen und zur Strafe für die dort verübten Gräuel, an welchen die Bürger nicht frei von aller Mitschuld waren, vollständig niedergebrannt. Hierauf erfocht das verbündete Heer am 2. Juni über einen bei Königshofen in vortheilhafter Stellung verschanzten, zehntausend Mann starken Haufen Neckarthaler und Odenwälder Bauern, deren Führer, Georg Metzler, noch vor dem Beginn der Schlacht sein Heil in der Flucht gesucht, einen vollständigen Sieg, bei welchem ihm das gesammte Geschütz der Rebellen — zweiundvierzig Stück — in die Hände fiel, und am 4. Juni wurden die von Florian von Geyer befehligten fränkischen Bauern bei dem Dorfe Engelstadt, südlich von Würzburg, völlig auseinander gesprengt. Jetzt erst konnte sich das vereinigte Heer gegen Würzburg wenden, in dessen Besitz die Bauern durch den Verrath der Bürger gekommen. Die Stadt mußte sich am 7. Juni auf Gnade und Ungnade ergeben, und fünfundachtzig Häuptlinge und Anstifter des Aufruhrs wurden hingerichtet.

Nach dem Falle von Würzburg brach das pfälzisch-trierische Bundesheer nach den Rheingegenden auf, wo die Ruhe aufs Neue gestört worden, und bei Pfeddersheim kam mit den Aufständischen ein Vertrag zu Stande, kraft dessen dieselben unter den Gehorsam ihrer Herren zurückkehrten.

Unterdessen hatte Georg Truchseß, im Vereine mit dem Markgrafen Kasimir von Brandenburg, dem von den rebellischen Bauern hart bedrängten Bischof von Bamberg durch Vertreibung der Aufrührer Ruhe verschafft, und damit war auch in Franken der Aufruhr gestillt. Wie furchtbar die Rebellen in diesem Lande gehaust, bewiesen die Trümmer von zweihundertzweiundneunzig Schlössern und zweiundfünfzig Klöstern, die von ihnen beraubt, zerstört und gänzlich ausgeplündert worden waren.

Nach der vollständigen Bewältigung des Aufstandes in Franken wandte sich Georg Truchseß nach dem Allgäu, wo die Bauern bei seinem Erscheinen sich in die Gebirge warfen, in welchen sie, gegen Reiterei und Geschütz gesichert, den Vortheil einer den Gegnern zehnfach überlegenen Zahl auf ihrer Seite hatten. Um sie in die Ebene zurückzulocken und dadurch eine Verlängerung des blutigen

Kampfes zu verhüten, welcher ohne Zweifel die verhängnißvollsten Folgen gehabt haben würde, ließ der Truchseß ihre Dörfer anzünden. Die zurückgekehrten Bauern suchten in ihrer Rathlosigkeit Unterhandlungen anzuknüpfen; aber der Truchseß, dem inzwischen der kaiserliche Feldhauptmann Georg von Frundsberg einige Tausend Landsknechte zugeführt, zwang sie zur Niederlegung der Waffen und zur Auslieferung der Rädelsführer und Hauptleute. Nachdem dreißig derselben hingerichtet worden, huldigten die Allgäuer aufs Neue ihren Herren.

So war auch in Schwaben die Ruhe hergestellt, und im südlichen Deutschland dauerte nur noch im Erzstift Salzburg der Aufruhr fort. Nachdem der schwäbische Bund im Einvernehmen mit dem Erzbischofe einen vergeblichen Versuch gemacht, auf dem Wege der Milde zum Ziele zu gelangen, stellten Georg Truchseß und Georg Frundsberg im Frühjahr 1526 endlich durch Waffengewalt, unter Entfaltung der äußersten Strenge, auch im Salzburgischen die Ordnung her.

Gleichzeitig mit den Aufständen im südlichen Deutschland war in Thüringen eine Rebellion zum Ausbruch gekommen, die, in ihrem grauenvollen Wüthen jenen gleich, doch insofern einen eigenartigen Charakter trug, als sich hier die Rebellen nicht, wie im südlichen Deutschland, auf Luthers Lehre und Autorität beriefen, sondern der Fahne eines Mannes folgten, der längst zu Luther in die feindseligste Stellung getreten. Dieser Mann war Thomas Münzer.

Nach seiner Vertreibung aus Wittenberg war Münzer nach Böhmen gegangen, um unter den Hussiten eine Partei zu werben; er hatte jedoch bei ihnen für seine Sendung keinen Glauben gefunden. Nachdem er hierauf zwei Jahre als neugläubiger Prediger in dem sächsischen Flecken Altstädt gelebt, von wo er gleichfalls in Folge seines revolutionären Treibens hatte entweichen müssen, war er eine Zeitlang unstät und Aufruhr predigend in Franken und Schwaben bis gegen die Schweiz hin umhergeschweift und hatte zu Nürnberg eine heftige Schmähschrift gegen Luther veröffentlicht, in welcher er den verhaßten Nebenbuhler „einen hoffärtigen Narren und hochgelehrten Buben, Doktor Lügner, den schmeichelnden Schelm zu Wittenberg, des Teufels sicherlichen Erzkanzler“ u. s. w. nennt. Zu Anfang des Jahres 1525 nach Thüringen zurückgekehrt, fand er unter der Bürgerschaft der Reichsstadt Mühlhausen einen so bedeutenden Anhang, daß er, gegen den Willen des Rathes und trotz der Abmahnungen Luthers, zum Prediger bestellt wurde.

Münzer verfehlte nicht, seine neue Stellung und den Einfluß, den er besonders auf die niedere Volksklasse erlangt hatte, im In-

tereſſe ſeiner revolutionären Zwecke auszubeuten. Nachdem der Pöbel im März 1525 den bisherigen Rath als „unchriſtlich“ abgeſetzt nnd aus Anhängern des Reformators einen neuen „chriſtlichen“ gewählt, wurde die Kloſtergeiſtlichkeit vertrieben und die Einziehung der geiſtlichen Güter verfügt, wobei Münzer den Johanniterhof mit ſeinen Renten für ſich behielt. Dann wurde zur Durchführung ſeiner Lehre von der Gütergemeinſchaft geſchritten. Man könne, ſo predigte Münzer, Gott nur gefallen, wenn man in den urſprünglichen Stand der Gleichheit, wie er zur Zeit der Apoſtel beſtanden, zurückkehre und Gemeinſchaft der Güter einführe. Wie dieſe Lehre von den ärmeren Klaſſen der Stadt mit Jubel begrüßt wurde, ſo ſtrömten auch die umwohnenden Bauern nach Mühlhauſen, um Münzers glückverheißenden Predigten zu lauſchen. Kein Armer wollte mehr arbeiten. Hatte er Korn oder Tuch nöthig, ſo ging er zu einem Reichen, forderte von demſelben aus chriſtlichem Rechte, was er brauchte, und nahm mit Gewalt, was ihm nicht gutwillig gegeben wurde.

Zum Kampfe für die Gründung ſeines neuen „Gottesreiches“ ließ Münzer in der Barfüßerkirche Büchſen und Kugeln gießen und befahl dem Volke, ſich zu bewaffnen. Zugleich ſandte er nach allen Seiten Apoſtel zur Verkündigung ſeiner Lehre vom Gottesreiche aus und forderte durch Sendſchreiben zur Ermordung der Fürſten und Herren auf. „Liebe Brüder, wie lange ſchlaft ihr,“ ſo ermahnte er in einem Briefe die Bergleute in der Grafſchaft Mansfeld; „fahet an und ſtreitet den Streit des Herrn. Es iſt hohe Zeit. Haltet eure Brüder alle dazu, daß ſie göttliches Zeugniß nicht verſpotten, ſonſt müſſen ſie alle verderben. Der Herr will ein Spiel machen; die Böſewichter müſſen dran. Zu Fulda ſind in der Oſterwoche vier Stiftskirchen verwüſtet; die Bauern im Klettgau, Hegau und Schwarzwald ſind auf, mehr als Dreimalhunderttauſend ſtark, und wird der Haufe je länger, je größer. Nur dran, dran, dran, es iſt Zeit; die Böſewichter ſind frei verzagt wie die Hunde. Laßt euch nicht erbarmen, ob auch der Eſau gute Worte vorſchlägt. Seht nicht an den Jammer der Gottloſen. Dran, dran, dran, weil das Feuer heiß iſt! Laſſet euer Schwert nicht kalt werden vom Blut. Dran, dran, dran, dieweil ihr Tag habt! Gott gehet vor euch her, folget ihm. Fürchtet euch nicht: es iſt nicht euer, ſondern des Herrn Streit. Ihr ſeid's nicht, die ſtreitet. Stellet euch fürwahr männlich; ihr werdet ſehen, die Hilfe des Herrn iſt über euch.“

Während Münzer in dieſer Weiſe zum „göttlichen Morde“ aufforderte, zog ſein Genoſſe Pfeiffer, ein entſprungener Prämonſtratenſermönch, an der Spitze von allerlei zuſammengelaufenem Volke durch das benachbarte, dem Kurfürſten von Mainz gehörige

Eichsfeld, plünderte und verbrannte dort eine Menge Kirchen, Klöster und Schlösser und zwang die Dorfbewohner durch Todesdrohungen, sich ihm anzuschließen.

Mit reißender Schnelligkeit verbreitete sich der Aufstand über ganz Thüringen und die angrenzenden Länder. Wie in den Grafschaften Mansfeld, Stolberg, Schwarzburg und im Eichsfeld, so erhoben sich auch in Hessen, in Braunschweig, in Sachsen und Meißen Städte und Dorfschaften gegen ihre Herren. „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod," so schrieb der Humanist Mutian, der nach langen Verirrungen, erschreckt durch den Abgrund, den die Zerstörungslust der Neuerer vor ihm eröffnete, zu dem alten Kirchenglauben zurückgekehrt war, am 27. April 1525 aus Gotha an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen. „So gewaltsam, so unmenschlich, so grausam verheert und verwüstet die rohe Bauernhorde Gottes heilige Tempel, ohne Zucht, ohne Gesetz, ohne Gottesfurcht. Ein klägliches Schauspiel gewähren die umherirrenden Nonnen, die obdachlosen Priester, durch die Flucht vor den tempelräuberischen Rotten aus ihren geheiligten Wohnungen vertrieben. Ich selbst, elend und dürftig, muß jetzt im Greisenalter mein Brod betteln." — „Die Anführer haben", heißt es in einem Berichte aus Thüringen, „das heilige Sakrament an vielen Orten an die Erde ausgeschüttet, mit Füßen getreten und mit gotteslästerlicher Schmach gesagt: Bist du unser Gott, so wehre dich unser, mit viel andern unchristlichen und unsinnigen Worten und Händeln."

Unterdessen hatten die Fürsten zur Bekämpfung des Aufstandes gerüstet. Mit leichter Mühe wurde der Landgraf Philipp von Hessen der Rebellion in den Abteien Hersfeld und Fulda Herr und konnte seine Schaaren mit denen der Herzoge Georg von Sachsen und Heinrich von Braunschweig und mehrerer benachbarten kleineren Fürsten vereinigen. Auf die Kunde von ihrem Heranziehen entbot Münzer die Bauern aus allen Dorfschaften der Umgegend, unter der Drohung, daß man sie holen werde, wenn sie nicht freiwillig kämen, und in hellen Haufen zogen sie heran, begleitet von Frauen und Kindern.

Münzer ließ die schlecht bewaffneten und mit Geschütz und anderem Kriegsbedarf nur mangelhaft versehenen Bauernhaufen, die ungefähr achttausend Mann zählten, auf einem Berge in der Nähe von Frankenhausen ein Lager aufschlagen und umgab dasselbe mit einer Wagenburg. Als die Fürsten herangekommen, ließen sie den Bauern Gnade anbieten, wenn sie sich ergeben und Münzer mit seinem Anhang ausliefern wollten. Sie schienen nicht abgeneigt, mit den Fürsten in Unterhandlungen zu treten; allein Münzer entflammte durch eine feurige Anrede ihren sinkenden Muth zu neuer Streitlust. „Die Fürsten", rief er, „verderben Land und Leute,

wollen den falschen Gottesdienst der Pfaffen und Mönche vertheidigen. Gott wird sie vertilgen wie die Kananiter. Laßt euch nicht erschrecken das schwache Fleisch; greift die Feinde kühnlich an. Ihr sehet, daß Gott auf unserer Seite ist; denn er gibt uns jetzt ein Zeichen. Der Regenbogen, der eben am Himmel steht, bedeutet, daß Gott uns, die wir den Regenbogen im Panier führen, helfen will. Er dräuet den mörderischen Fürsten Gericht und Strafe. Darum seid unerschrocken und stellt euch zur Wehr; Gott will nicht, daß ihr Frieden machet mit den gottlosen Fürsten. Ihr Geschütz dürft ihr nicht fürchten; denn ihr werdet sehen, daß ich alle Büchsensteine, die sie gegen uns senden, in meinem Aermel auffangen werde." Um alle weiteren Verhandlungen abzuschneiden, ließ er den Abgesandten der Fürsten, einen jungen Ritter, niederstechen und die Bauern das Lied: „Komm, heiliger Geist", anstimmen.

Voll Siegeszuversicht erwarteten die Bauern den Angriff der Feinde; kaum hatten diese jedoch die Wagenburg durchbrochen und die Vordersten niedergestoßen, als das ganze Heer der Rebellen, von einem panischen Schrecken ergriffen, sich in wilde Flucht auflöste. Fast ohne Gegenwehr wurden an sechstausend Bauern von den sie verfolgenden Siegern erschlagen (15. Mai 1525).

Münzer selbst entkam nach Frankenhausen, wo er sich auf dem Boden eines Hauses in ein Bett versteckte; er wurde jedoch entdeckt und vor die Fürsten geführt. Da er sich trotzig zeigte, wurden ihm die Daumschrauben angelegt, worauf er bekannte, daß er die Absicht gehabt, die Christenheit gleich zu machen und alle Fürsten und Herren, die dem Evangelium beizustehen und seinem Bunde beizutreten sich weigern würden, zu vertreiben oder todtzuschlagen. Während seiner Gefangenschaft ging er in sich. Er forderte die Einwohner von Mühlhausen in einem Briefe zur Unterwerfung unter die Obrigkeit auf, „damit das unschuldig Blut nicht weiter vergossen werde," widerrief seine Irrthümer und bereitete sich, nachdem er mit Pfeiffer und vierundzwanzig andern gefangenen Rädelsführern zur Enthauptung verurtheilt worden, durch reumüthige Beichte und den Empfang der heiligen Kommunion unter Einer Gestalt andächtig zum Tode vor. Als er zur Richtstätte geführt wurde, redete ihm der Herzog Georg zu, er möge sich leid sein lassen, daß er aus seinem Orden getreten und wider die Gelübde ein Weib genommen; der Landgraf aber rief ihm zu: „Münzer, laß dir das nicht leid sein, sondern laß dir nur leid sein, daß du die Leute aufrührerisch gemacht hast!" Vor seiner Hinrichtung bekannte Münzer öffentlich sein Unrecht, ermahnte aber zugleich die umstehenden Fürsten, milde und gerecht zu sein gegen ihre Unterthanen, damit sie inskünftig solchen Unheils überhoben seien; in den Büchern Samuels und der Könige sollten sie sich spiegeln und die darin enthaltenen Bei-

spiele von dem Ausgange der Tyrannen zu Herzen nehmen. Nach vollzogener Enthauptung wurde sein Kopf auf einen Spieß gesteckt und dieser zur allgemeinen Warnung auf dem Felde aufgepflanzt.

Die große sociale Revolution, welche mit der gesammten Ueberlieferung der christlichen Vorzeit den ganzen staatlichen und gesellschaftlichen Zustand Deutschlands zu vernichten gedroht, war niedergeschlagen; aber ihre grauenvollen Spuren blieben lange unvertilgbar. Ueber tausend Klöster und Schlösser lagen in Asche; Hunderte von Dörfern waren niedergebrannt, die Ackergeräthe und alle fahrende Habe geraubt oder zerstört, das Vieh niedergemacht oder weggeführt. Während die Zahl der zum Theil unter grauenvollen Martern ermordeten Geistlichen und Edelleute sich nicht einmal annähernd bestimmen läßt, wird die der im Kriege umgekommenen Bauern in einem Rundschreiben des Bischofs Georg von Speier auf mehr als hundertfünfzigtausend angegeben. Und selbst nach der Niederwerfung des Aufstandes hielt der Tod unter den Besiegten noch eine grauenvolle Ernte; „denn die Strafe und Rache der siegenden Herren war groß; auch unter ihnen hatte der Krieg Alles wild gemacht im Gemüthe, und waren nur wenige, die christliche Gnade und Barmherzigkeit erwiesen."

Einen großen Antheil an der blutigen Rache, welche die Fürsten an den besiegten Bauern nahmen, hatte Luthers nach den ersten Niederlagen der Rebellen erlassene Schrift: „Wider die mörderischen und räuberischen Rebellen der Bauern." Hatte er in seiner „Ermahnung zum Frieden" den Fürsten alle Schuld zugeschoben, so forderte er sie jetzt auf, ein erbarmungsloses Blutbad unter den Rebellen anzurichten, „denn jetzt gelte es nicht Geduld und Barmherzigkeit, sondern es sei des Schwertes und des Zornes Zeit. Jedermann solle dreinschlagen, würgen und stechen, und ein Fürst könne jetzt den Himmel mit Blutvergießen besser verdienen, denn Andere mit Beten."

Der entschiedene Tadel, der selbst unter Luthers Anhängern über diese gräßliche Schrift laut wurde, gab ihm Veranlassung zu einem ausführlichen Sendschreiben, worin er seine Tadler und Ankläger als heimliche Begünstiger des Aufstandes bezeichnete und die Obrigkeit aufforderte, Denen, die sich der Aufrührerischen annähmen und erbarmten, „auf die Haube zu greifen."

Auch die Lage der Bauern wurde durch den mißglückten Aufstand in keiner Weise gebessert. An durchgreifende wirthschaftliche und sociale Reformen zu Gunsten der niederen Volksklasse wurde nach der Besiegung der Revolution nicht gedacht; vielmehr verschlimmerten sich alle vorher schon vorhandenen Uebel in Stadt und Land in Folge der fortdauernden Ausbeutung des Volkes durch die Handelsgesellschaften und das Großkapital, des steten Steigerns der

Preise aller Lebensbedürfnisse und des in dem gleichen Maße sinkenden Taglohns für die gewerblichen wie für die landwirthschaftlichen Lohnarbeiter. Während der Revolution hatten die Bauern planmäßig alle vorhandenen Urkunden und Verträge über Zehnten, Zinsen und Frohndienste, so weit eben möglich, zerrissen oder verbrannt; jetzt wurden entweder neue abgefaßt, welche das Maß der Leistungen zum Vortheil der Herrschaften erhöhten, oder es wurde überhaupt nichts Schriftliches mehr über die Pflichten und Rechte der Bauern und der Grundherren festgestellt, so daß der Bauer vollständig der Willkür seines Gutsherrn preisgegeben war.

Wie sehr sich die bäuerlichen Verhältnisse in Folge der socialen Revolution verschlechtert hatten, erhellt aus zahlreichen Schilderungen der Zeitgenossen. So schrieb der Schwabe Heinrich Müller im Jahre 1550: „Noch bei Gedenken meines Vaters, der ein Bauersmann war, hat man bei den Bauern viel anders gegessen als jetzt. Da waren jeden Tag Fleisch und Speisen in Ueberfluß; jetzt ist die Nahrung der besten Bauern fast viel schlechter, als ehedem die der Taglöhner und Knechte war."

Die beiden ersten Kriege Karls V. gegen Franz I.

(1521—1526 und 1526—1529.)

Noch ehe Karl V. den deutschen Kaiserthron bestiegen, hatte es an Veranlassungen zu Reibungen zwischen ihm und Franz I. nicht gefehlt. Karl erhob, als der Enkel und Erbe Karls des Kühnen, Ansprüche auf das von Ludwig XI. eingezogene Herzogthum Burgund, Franz dagegen auf den Theil von Neapel, der seinem Vorgänger Ludwig XII. durch Ferdinand den Katholischen entrissen worden; auch bestritt er das Erbrecht der Königin Germaine, kraft dessen Ferdinand das Königreich Navarra eingezogen, und begünstigte die Ansprüche der Erben des von demselben entthronten Königs Johann d'Albret. Ferner unterstützte er, um Karl nach allen Seiten hin Verlegenheiten zu bereiten, den Herzog von Geldern in seinen Feindseligkeiten gegen das österreichische Haus. Zu allen diesen Motiven des Unwillens über Franz I. kam bei Karl der Unmuth über die neue Festsetzung der Franzosen in Italien durch Franzens erfolgreiche Kämpfe gegen Mailand.

Der Ausbruch offener Feindseligkeiten zwischen den Beherrschern von Spanien und Frankreich, der bei dieser Sachlage unvermeidlich schien, wurde beschleunigt durch den tiefen Groll, den Franz seit der Erhebung Karls auf den deutschen Kaiserthron gegen denselben im Herzen trug. Er war, wie er sich ausdrückte, „nicht gewillt, seinem bei der Kaiserwahl glücklichen Nebenbuhler Karl

irgendwie zu weichen, geschweige denn sich ihm unterzuordnen," und versagte demselben sogar den Titel eines Kaisers. In seinem Ehrgeize aufs Tiefste verletzt, wollte er zeigen, daß er mächtiger sei, als Karl, und diesen nicht zu fürchten brauche.

In der That lagen bei dem von Franz beschlossenen Kriege die Dinge ungleich vortheilhafter für ihn, als für den Kaiser; denn wenn auch Karl, als das Oberhaupt des deutschen Reiches, als König von Spanien, Neapel, Sicilien und Sardinien, als Herr der Niederlande und der neuentdeckten amerikanischen Länder, dem König von Frankreich an Macht weit überlegen schien, so standen diesem doch, vermöge seiner ungleich fester begründeten Herrschaft über das abgeschlossene, in sich geeinigte Frankreich, viel größere Hilfsquellen zu Gebote, als dem Kaiser, der in seinen weit auseinander liegenden Besitzungen nur eine beschränkte und vielfach bestrittene Gewalt ausübte. Während es für Franz ein Leichtes war, Steuern und Heere aufzubringen, fand Karl bei den spanischen Cortes nur geringe Unterstützung und bei den deutschen Ständen in der Regel gar keine. Ueberdies stand Franz mit den Venetianern im Bunde und hatte sich durch einen Vertrag die Streitkräfte der Eidgenossen dienstbar gemacht. Auch standen die Dinge in Deutschland so, daß er sich der sicheren Hoffnung hingeben durfte, in des Kaisers eigenem Gebiete Bundesgenossen zu finden.

Um den Eroberungsgelüsten des französischen Königs einen Damm entgegenzustellen und die völlige Unterwerfung Italiens unter Frankreich zu verhindern, schloß der Kaiser am 8. Mai 1521 mit dem Papste Leo X. ein Bündniß zur Vertreibung der Franzosen aus Italien. Den zwischen Beiden getroffenen Vereinbarungen gemäß sollten Mailand und Genua wieder an das Reich gebracht, aber unter kaiserlicher Oberhoheit einheimischen Herzogen übergeben werden, Parma und Piacenza aber an den Kirchenstaat zurückfallen; ferner versprach der Kaiser, die Ansprüche des Papstes auf Ferrara durchführen zu helfen, wogegen Leo X. ihm seinen Beistand zur Geltendmachung der Rechte des Reiches gegen Venedig, wie auch zum Schutze Neapels zusagte. Auch Heinrich VIII. von England, den Franz I. vergeblich auf seine Seite zu ziehen gesucht, zeigte sich zum Anschluß an den Kaiser geneigt; das von Karl V. gesuchte Bündniß kam jedoch erst im Mai 1522 zu Stande, nachdem der französischen Herrschaft in Italien bereits durch den Verlust von Mailand ein Ende gemacht worden.

Franz I. eröffnete die Feindseligkeiten durch einen erfolglosen Einfall in das spanische Navarra, bei welchem er die Ansprüche der Kinder Johann d'Albrets auf dieses Land zum Vorwand nahm, sowie durch die Unterstützung, die er dem Grafen Robert von der Mark, Herrn von Bouillon, in seiner Auflehnung gegen den Kaiser

zu Theil werden ließ. Die Kämpfe in Spanien und den Niederlanden waren jedoch nur das Vorspiel zu den ungleich ernsteren und wichtigeren Kriegsereignissen in Italien, wo unterdessen päpstliche und kaiserliche Truppen sich gegen Mailand in Bewegung gesetzt. Dort gährte ein wilder Haß gegen die Franzosen, der durch den Uebermuth und die unbarmherzige Strenge des französischen Statthalters Lautrec zur äußersten Höhe gesteigert worden. Lautrecs Lage wurde verschlimmert durch die dringendste Geldnoth; denn die zur Kriegführung in Italien aufgebrachten viermalhunderttausend Goldkronen waren unter Mitwissen der Königin-Mutter, Louise von Savoyen, unterschlagen worden. Da er seine Truppen nicht ohne Sold erhalten konnte, mußte er vor den von allen Seiten in das Mailändische einrückenden päpstlichen und kaiserlichen Truppen einen festen Platz nach dem andern räumen und sich nach dem Falle von Mailand, das in der Nacht vom 19. November 1521 von dem kaiserlichen Oberbefehlshaber Colonna eingenommen worden, mit seiner Mannschaft in das Venetianische retten, worauf Franz Sforza, der Bruder des von Franz I. vertriebenen Herzogs Maximilian, unter dem Jubel der Bevölkerung zum Herzog ausgerufen wurde. Bald nachher, am 22. Dezember 1521, erlag Leo X. einem Fieber, das er in der Freude über das Gelingen seiner Entwürfe zu wenig beachtet hatte. Sein Nachfolger war der durch Gelehrsamkeit und Sittenreinheit ausgezeichnete Erzbischof von Tortosa, Karls V. Erzieher, der als Hadrian VI. den päpstlichen Stuhl bestieg.

Im folgenden Jahre suchte Lautrec, von neuen Schweizertruppen unterstützt, das Verlorene wiederzugewinnen; er erlitt jedoch am 27. April in dem Treffen bei Bicocca, in welchem sich besonders die von Georg Frundsberg geführten deutschen Landsknechte durch stürmische Tapferkeit hervorthaten, eine so entscheidende Niederlage, daß ihm Nichts übrig blieb, als die kläglichen Ueberreste seines Heeres nach Frankreich zurückzuführen. Nach seinem Abzuge wurde auch Genua durch Frundsberg erobert und erhielt in Antonio Adorno einen neuen Dogen. Von allen seinen Besitzungen in der Lombardei blieb Franz I. nur noch Cremona.

Inzwischen hatte die im August 1521 erfolgte Eroberung von Belgrad durch den türkischen Sultan Solyman (vergl. S. 62.) für die abendländische Christenheit eine neue große Türkengefahr heraufbeschworen, die um so drohender wurde, als der siegreiche Sultan im folgenden Jahre zur Belagerung der den Johanniterrittern gehörenden Insel Rhodus schritt, durch deren Eroberung er sich zum unbestrittenen Herrscher des Mittelmeeres zu machen hoffte. Diese von dem Kaiser wie von dem Papste Hadrian VI. in ihrer ganzen Größe gewürdigte Gefahr verdoppelte den Eifer des Letzteren

für die Vermittlung eines Friedens zwischen dem Kaiser und dem König von Frankreich. Karl V. und der mit ihm verbündete König von England, der den Krieg gegen Frankreich im August 1522 durch einen Feldzug in die Picardie hatte eröffnen lassen, erklärten sich sogleich zum Abschluß eines dreijährigen Waffenstillstandes bereit, während dessen die augenblicklich von der einen oder andern Macht besetzten festen Plätze dem Papste überantwortet werden sollten; dagegen erwiderte Franz I. auf das Friedensschreiben des Papstes: „er könne Hadrians Ermahnungen kein Gehör schenken, bevor ihm nicht Mailand, das sein rechtmäßiges Erbe sei, zurückerstattet worden," und traf zugleich umfassende Rüstungen für die Wiedereroberung dieses Herzogthums. Dies bewog den Papst, dem Drängen des Kaisers nachzugeben und mit ihm und Heinrich VIII. ein Bündniß zur Vertheidigung Italiens gegen Franz I. zu schließen. Diesem Bündniß traten auch Karls Bruder Ferdinand, der Herzog Franz von Mailand und die Republiken Genua, Florenz, Lucca und Siena bei (3. Aug. 1523). Die Venetianer, die in dem Bündniß mit Franz I. den erwarteten Vortheil nicht gefunden, hatten sich schon früher an den Kaiser angeschlossen.

Trotz der bedeutenden Uebermacht seiner Gegner war Franz zur Erneuerung des Krieges entschlossen. Ganz Europa, so erklärte er im Parlamente zu Paris, habe sich zu seinem Nachtheil verschworen; aber er werde gegen ganz Europa sich stellen. Er selbst werde nach Italien gehen, werde Mailand nehmen und seinen Feinden Nichts von dem lassen, was sie ihm genommen. Schon stand er im Begriffe, an der Spitze eines zahlreichen Heeres seinen Zug über die Alpen anzutreten, als der Abfall des Connetable's von Bourbon dem geplanten Unternehmen hemmend in den Weg trat.

Der von Franz I. zum Connetable ernannte Herzog Karl von Bourbon, aus der jüngeren Linie dieses Hauses, früher Graf von Montpensier, hatte durch seine bedeutenden Besitzungen, die er zum größten Theile seiner Gemahlin Susanna, der einzigen Tochter und Erbin des mit Ludwigs XI. Tochter Anna vermählten Herzogs Peter von Bourbon, verdankte, sowie durch die große Beliebtheit, die sein gewinnendes, ritterliches Wesen und seine tollkühne Tapferkeit ihm bei dem Heere wie bei dem Volke verschafft, die Eifersucht des Königs erregt und in Folge dessen mannigfache Kränkungen von ihm erfahren. Hierdurch war es zwischen Beiden zu einem sehr gespannten Verhältniß gekommen, das sich bald zu offener Feindschaft gestaltete. Der förmliche Bruch des Herzogs von Bourbon mit seinem königlichen Vetter wurde herbeigeführt durch die Ränke der Königin-Mutter. Diese hatte nach dem frühen Tode Susannens (1521) dem Connetable ihre Hand anbieten lassen, von ihm jedoch eine abschlägige, von schonungslosen Bemerkungen über ihren sitten-

losen Lebenswandel begleitete Antwort erhalten. Um sich dafür zu rächen, suchte sie ihn um das reiche Erbe seiner Gemahlin zu bringen, das ihm diese testamentarisch überwiesen; zu diesem Ende bewog sie den ränkevollen Kanzler Duprat, auf Grund einer zwischen Ludwig XI. und Susannens Vater getroffenen Vereinbarung die gesammten bourbonischen Güter für die Krone in Anspruch zu nehmen, worauf der König dieselben bis zur Entscheidung der Sache durch das Parlament mit Beschlag belegen ließ. Man rieth dem Connetable, sich mit der Krone zu vergleichen; er ließ sich jedoch durch seinen Durst nach Rache zum Verrathe an seinem Vaterlande hinreißen, indem er mit dem Kaiser und Heinrich VIII. in eine geheime Verbindung trat, deren Zweck die Zersplitterung Frankreichs war. Gegen die Zusage der Hand Eleonorens, der Schwester Karls V. und Wittwe des Königs Emmanuel des Großen von Portugal, sowie der Provence und der Dauphiné als unabhängiges Königreich, versprach der Connetable, dem deutschen Heere, das nach dem Uebergang Franz' I. über die Alpen durch Burgund in das Innere Frankreichs vordringen sollte, fünfhundert Ritter und zehntausend Mann Fußvolk zuzuführen. Heinrich VIII., der sich mit dem Kaiser in die übrigen Provinzen Frankreichs theilen sollte, sagte einen Einfall in die Picardie und die Zahlung von einmalhunderttausend Thalern Hilfsgeldern zu, während Karl sich verpflichtete, ein spanisches Heer über die Pyrenäen nach dem südlichen Frankreich zu senden.

Ohne Ahnung von der Gefahr, die ihn im eigenen Lande bedrohte, brach Franz, nachdem er seine Mutter für die Dauer seiner Abwesenheit zur Regentin bestellt, nach dem Süden auf, um seinen Zug über die Alpen anzutreten; erst in Lyon erhielt er Kunde von dem Verrathe des Connetable's. Er ritt sogleich nach Moulins, wo derselbe eben weilte, in der Hoffnung, ihn durch das Versprechen der Wiedereinsetzung in alle seine Güter von seiner Verbindung mit dem Feinde zurückzubringen. Der Connetable, der die Miene eines Kranken annahm, stellte jedoch Alles in Abrede und wußte durch die Betheurung seiner Unschuld und durch das Versprechen, daß er dem französischen Heere folgen werde, sobald er von seiner Krankheit genesen, den König so sehr zu täuschen, daß dieser, statt sich seiner Person zu versichern, sich damit begnügte, ihn in seinem Schlosse durch einen gewandten Edelmann beobachten zu lassen. Indessen gelang es dem Connetable, nachdem Franz sich entfernt, im Dunkel der Nacht zu entfliehen und in Verkleidung unter Gefahren aller Art auf deutsches Gebiet zu entkommen. Da seine Verschwörung klar am Tage lag, wurde er für einen Hochverräther erklärt und die Einziehung seiner sämmtlichen Güter verfügt.

Inzwischen hatten die vollständig enthüllten Pläne der Verbündeten Franz I. bewogen, seinen Entschluß, selbst nach Italien zu ziehen, aufzugeben und die Leitung des dortigen Feldzugs dem Admiral Bonnivet, einem Günstling der Königin-Mutter, zu übertragen. Während dieser mit seinen überlegenen Streitkräften den kaiserlichen Feldherrn Colonna zum Rückzug gegen Mailand zwang, führten die beiden verbündeten Monarchen ihre mit dem Connetable vereinbarten Einfälle in Frankreich aus; allein keines der drei Heere, die im Süden, Osten und Norden über die französische Grenze gedrungen, vermochte sich lange in Frankreich zu halten, so daß der Beginn des Krieges dem Lande, das vollständig erobert und getheilt werden sollte, keinen anderen Nachtheil brachte, als die Verwüstung einzelner Provinzen.

Dagegen nahmen in Italien die Dinge für Franz eine ungünstige Wendung. Bonnivet, der zwar ein tapferer Soldat, aber kein kriegserfahrener Feldherr war, hatte seinen Gegnern Zeit gelassen, ihre Truppen in Mailand zusammenzuziehen und sich dort so zu befestigen, daß alle seine Bemühungen, die Stadt zu erobern, erfolglos blieben. Nachdem das kaiserliche Heer durch sechstausend Landsknechte unter Bourbons Führung verstärkt worden, sah sich Bonnivet zum Rückzug genöthigt, auf welchem sein Heer immer mehr zusammenschmolz. An der Sesia kam es am 30. März 1524 zu einem Treffen, in welchem die Franzosen unterlagen und nur der Nachtrab durch Bayard um den Preis seines eigenen Lebens gerettet wurde. Von der Kugel eines Hakenschützen zu Tode verwundet, wurde der sterbende Held von den Seinigen unter einen Baum getragen. Als die Sieger vorüberzogen, trat Bourbon an ihn heran mit den Worten: „O edler Bayard, wie bedauere ich Euch!“ — „Nicht ich bin zu bedauern“, erwiderte Bayard, „denn ich sterbe als rechtschaffener Mann; wohl aber bedauere ich Euch, da ich Euch gegen Euren König und Euer Vaterland in Waffen sehe.“ Auch der Marquis von Pescara, der Nachfolger des kurz vorher verstorbenen Colonna, bezeigte dem tapferen Bayard, um den sich alle Führer und Hauptleute des kaiserlichen Heeres voll tiefer Rührung geschaart, seine achtungsvollste Theilnahme, und als derselbe, sein Schwert wie ein Kruzifix in der Hand haltend, unter stillem Gebete seinen letzten Seufzer ausgehaucht, ließ er die entseelte Hülle des Dahingeschiedenen unter feierlichem Geleite nach Grenoble bringen, wo sie mit großem Gepränge in Bayards Familiengruft zur Ruhe bestattet wurde. So groß war in Frankreich die Trauer um den gefallenen Helden, daß einen ganzen Monat lang alle Festlichkeiten ausgesetzt wurden.

Nach dem kläglichen Ausgang des von Bonnivet geleiteten Feldzugs schien für Franz I. jede Aussicht auf den Wiedergewinn von

Mailand und die Herstellung seiner Herrschaft in der Lombardei geschwunden zu sein; die Dinge nahmen jedoch bald eine Wendung, die ihn zu neuen Hoffnungen berechtigte. Der Connetable war der Ansicht, daß der erschöpfte König von Frankreich in seinem eigenen Lande angegriffen und dadurch zu einem günstigen Frieden und zur Anerkennung der veränderten Verhältnisse in Oberitalien gezwungen werden müsse, wobei er eine Erhebuug seiner alten Lehensleute zu seinen Gunsten in Aussicht stellte, und Karl ließ sich bewegen, dem von Bourbon entworfenen Plane eines Einfalls in die Provence seine Zustimmung zu geben. Das Unternehmen mißlang jedoch, weil Karl, statt das Heer gegen Lyon vorgehen zu lassen, wie der Connetable ihm gerathen, die Führer desselben, Pescara uud Bourbon, mit der Eroberung von Marseille beauftragte, von dessen Besitz er sich die gleichen Vortheile versprach, die Calais den Engländern gewährte. Nach fünfwöchentlichen vergeblichen Bemühungen, den heldenmüthigen Widerstand der Bürger zu brechen, sahen sich die kaiserlichen Feldherren zur Aufhebung der Belagerung und zum Rückzug nach Italien genöthigt.

Während das kaiserliche Heer auf demselben in den unwegsamen Seealpen mit den größten Schwierigkeiten und Entbehrungen aller Art zu kämpfen hatte und sich daher nur so langsam voranbewegen konnte, daß in Rom eine von einem Spötter ausgegangene Bekanntmachung Demjenigen eine große Belohnung versprach, der von einem in den Gebirgen zwischen Frankreich und der Lombardei verloren gegangenen kaiserlichen Heere Nachricht geben könne, zog Franz an der Spitze eines zahlreichen Heeres über den Mont Cenis nach Italien, nahm ohne große Mühe das von der Pest schwer heimgesuchte Mailand ein und schritt dann zur Belagerung von Pavia. Da die Sache des Kaisers vollständig darnieder zu liegen schien, schloß Papst Clemens VII. (Julius von Medici), der Nachfolger des am 19. September 1523 verstorbenen Hadrian VI., im Vereine mit den Florentinern einen Neutralitätsvertrag mit dem König von Frankreich, während die Venetianer förmlich zu demselben übertraten. Aber zum Glück für den Kaiser vergeudete sein Gegner, statt die errungenen Vortheile durch eine energische und umsichtige Fortsetzung des Krieges auszunutzen, Zeit und Kräfte in der erfolglosen Belagerung von Pavia, weil er dabei seine Ehre verpfändet glaubte und zugleich seine Abhärtung durch einen Winterfeldzug bekunden wollte, und so gewannen Pescara und Bourbon, die inzwischen das kaiserliche Heer glücklich in die Lombardei zurückgeführt, Zeit, sich neu zu kräftigen. Durch fünfzehntausend deutsche Landsknechte verstärkt, die der Erzherzog Ferdinand durch Georg von Frundsberg für seinen Bruder hatte werben lassen, rückten sie, im Vereine mit Lannoy, dem Vicekönig von Neapel, der sich in

Oberitalien befand und zur Beschaffung des fehlenden Soldes für die kaiserlichen Truppen die Einkünfte seiner Provinzen verpfändet hatte, im Februar 1525 zum Entsatze von Pavia heran.

Obgleich die erfahrensten französischen Feldherren ihrem König riethen, sich nicht zwischen dem kaiserlichen Heere und Pavia einschließen zu lassen, beschloß Franz, der es für eine Verletzung seiner Ritterehre hielt, sich vor dem „Verräther Bourbon" zurückzuziehen, in seiner bisherigen Stellung die Ankunft der Kaiserlichen zu erwarten, und so kam es am 24. Februar 1525 zu der folgenschweren Schlacht von Pavia.

Der Angriff erfolgte von Seiten der Franzosen schon vor Tagesanbruch und zwar mit einer solchen Hitze, daß die Reihen der Kaiserlichen ins Wanken geriethen. Aber Pescara und Frundsberg stellten alsbald die gestörte Ordnung her, und als zu der gleichen Zeit der Befehlshaber von Pavia, der tapfere Don Antonio de Leyva, an der Spitze der Seinigen aus der Stadt hervorbrach, gerieth das französische Heer in Verwirrung. Furchtbar räumten die sicheren Kugeln der Schützen, die Pescara zwischen der Reiterei aufgestellt, unter dem französischen Adel auf, der, in heroischer Tapferkeit und Todesverachtung wetteifernd, vergebens die Ehre des Tages zu retten suchte. Der Marschall La Palisse, der alte La Tremouille, Bounivet und viele Andern wurden getödtet. Immer mehr schwand für Franz die Aussicht auf einen glücklichen Ausgang der Schlacht. Auch die in seinem Heere dienenden Schweizer behaupteten an diesem Tage ihren alten Waffenruhm nicht; sie wichen vor den heranstürmenden Landsknechten Frundsbergs und wandten sich zur Flucht, worauf sich die meisten ihrer Führer, um die Ehre des schweizerischen Namens zu retten, den Tod suchend, in die feindlichen Reihen stürzten.

Franz, der während des ganzen Treffens mit bewunderungswürdiger Tapferkeit gefochten, konnte den Gedanken an eine Niederlage nicht fassen. Während rings um ihn Alles sich zur Flucht wandte, schien er, obgleich am Bein und im Gesicht verwundet, den Kampf allein fortsetzen zu wollen und hieb drein wie ein Verzweifelter, bis sein Pferd unter ihm erschossen wurde. Zwei Spanier, die ihn nicht kannten, sprengten auf den zu Boden Gestürzten los, setzten ihm den Degen auf die Brust und rissen ihm die goldene Ordenskette ab. Ein mit dem Connetable entflohener französischer Adeliger, der eben herangesprengt kam, erkannte den König und forderte ihn auf, sich zu ergeben; Franz erklärte sich dazu bereit, verlangte jedoch, daß Lannoy herbeigerufen werde, damit er diesem seinen Degen übergebe. Lannoy empfing denselben knieend und überreichte dagegen dem König seinen eigenen, weil es, wie er sagte, sich nicht gezieme, daß ein König vor einem Unterthan unbewaffnet

stehe. Hierauf geleitete er ihn in sein Zelt, wo seine Wunden verbunden wurden. Die erlittene Niederlage meldete Franz seiner Mutter nur mit den Worten: „Madame, de toutes choses ne m'est demeuré que l'honneur et la vie!"

Karl V. empfing die Nachricht von dem glänzenden Erfolge seiner Waffen, die ihm durch einen Eilboten nach Madrid gebracht worden, mit großer Würde und Mäßigung. Sein Erstes war, Gott in einem einsamen Gebete seinen Dank für den errungenen Sieg darzubringen; dann sandte er an seine Feldherrrn in Italien den Befehl, sofort alle Feindseligkeiten gegen Frankreich einzustellen, und verbot zugleich alle öffentlichen Freudenbezeigungen, die sich, wie er sagte, nur bei einem Sieg über die Ungläubigen geziemten. Im Hinblick auf die zerrüttete Lage Deutschlands, dessen gesammte staatliche und gesellschaftliche Ordnung durch die soziale Revolution aufs Tiefste erschüttert war, wie auf die immer weiter um sich greifenden religiösen Wirren und die Gefahren, welche dem Reiche von Seiten des herrschgewaltigen Sultans Solyman drohten, erschien dem Kaiser die möglichst rasche Wiederherstellung des Friedens als das nächste und wichtigste Ziel, auf welches sein Streben gerichtet sein müsse. Obgleich Franz I. ihn nicht nur im offenen Felde bekämpft, sondern auch insgeheim durch eine ränkevolle Politik seine Macht zu untergraben gesucht, indem er mit verschiedenen deutschen Reichsfürsten Pläne zur Wahl eines neuen römischen Königs geschmiedet, lag es doch nicht in des Kaisers Absicht, die Gefangenschaft seines Gegners zu dessen Vernichtung zu benutzen; nur zu seinem Rechte wollte er gelangen und den „Störenfried der Christenheit" so schwächen, daß er fortan nicht mehr die allgemeine Ruhe Europa's gefährden könne. Er ließ dem gefangenen König die Freiheit unter der Bedingung anbieten, daß er ihm das Herzogthum Burgund zurückstelle, allen Ansprüchen auf Mailand, Neapel und Genua entsage, dem Herzog von Bourbon alle seine eingezogenen Güter zurückgebe und demselben außerdem die Provence und die Dauphiné abtrete, die ihm von seinen Verbündeten zugesichert worden.

Franz erklärte, lieber in der Gefangenschaft sterben als auf solche Bedingungen eingehen zu wollen, und verlangte, nach Madrid gebracht zu werden, um mit dem Kaiser persönlich zu unterhandeln. Karl gab dazu zwar seine Zustimmung; doch weigerte er sich entschieden, den König zu sehen, bevor man sich über die Hauptpunkte geeinigt. Die größte Schwierigkeit bot Burgund dar, auf dessen Abtretung Karl mit der gleichen Entschiedenheit bestand, mit welcher sie von Franz verweigert wurde. Endlich gab Franz, von der Sehnsucht nach der Freiheit überwältiget, auch in diesem Punkte nach, und so kam am 14. Januar 1526 der Vertrag von

Madrid zu Stande, in welchem Franz nicht nur auf alle von Karl früher gestellten Forderungen, mit Ausschluß der Abtretung der Provence und der Dauphiné an den Connetable, einging, sondern auch der Souveränität über Flandern und Artois entsagte, die Ansprüche der Erben Johann d'Albret's auf Navarra nicht weiter zu unterstützen versprach und sich verpflichtete, dem Kaiser, wenn er zur Krönung nach Rom oder gegen die Türken ziehe, ein Heer und eine Flotte zur Verfügung zu stellen. Auch versprach er, zur Befestigung der neuen Freundschaft sich mit des Kaisers Schwester Eleonore zu vermählen und als Bürgschaft für die Erfüllung der eingegangenen Bedingungen seine beiden ältesten Söhne als Geiseln zu stellen. Endlich gelobte er, falls er in irgend einer Weise an der Erfüllung der übernommenen Verpflichtungen verhindert werde, binnen sechs Monaten in des Kaisers Gefangenschaft zurückzukehren.

Alle diese Bedingungen hatte Franz feierlich auf das Evangelium beschworen; nichtsdestoweniger war er entschlossen, sie nicht zu halten. Er hielt sich dazu für berechtigt, weil er vorher insgeheim von seinen Räthen eine Urkunde hatte ausstellen lassen, in welcher er gegen den ganzen Vertrag protestirte und ihn als einen erzwungenen für null und nichtig erklärte. Als der Kaiser ihn beim Abschiede vor einem Kruzifixe bat, ihm jetzt, da er frei sei, aufrichtig zu sagen, ob er die Absicht habe, alle Punkte des Friedensvertrages zu erfüllen, antwortete er: „Ich versichere Euch, daß ich keinen andern Willen habe, als den, alles, was unter uns ausgemacht worden, zu erfüllen, und ich nehme dieses Kreuz hier zum Zeugen." Nachdem ihn der Kaiser entlassen, ritt er am 18. März unter zahlreicher Begleitung dem Grenzflusse Bidassoa zu, an dessen jenseitigem Ufer Lautrec mit den beiden ältesten königlichen Prinzen seiner harrte. Die Auswechslung geschah auf einer mitten im Strome liegenden Barke, zu welcher der König gleichzeitig mit seinen Söhnen hinüberfuhr. Nachdem er flüchtig seine Kinder umarmt, fuhr er in Lautrec's Barke an das französische Ufer, wo er sich auf ein arabisches Pferd warf und, die Hand jubelnd über dem Kopfe schwingend, mit dem freudigen Rufe: „Nun bin ich wieder König!" landeinwärts sprengte.

Unterdessen hatten sich in Italien die Verhältnisse für Karl V. äußerst ungünstig gestaltet. Die Erpressungen, welche die ohne Sold gelassenen kaiserlichen Truppen in dem noch immer von ihnen besetzten Herzogthum Mailand ausübten, hatten unter den Italienern eine tiefe Erbitterung gegen die Spanier als die Bedrücker ihres Landes hervorgerufen, und Alles war einig in dem Wunsche, sie vertrieben zu sehen. Da auch Papst Clemens VII. aus Besorgniß für die Unabhängigkeit des römischen Stuhles diesen Wunsch theilte, schloß er am 26. Mai 1526 zur Bekämpfung der spanischen Ueber-

macht in Italien mit Franz I., dem Herzog Franz Sforza II. von Mailand und der Republik Venedig die „heilige Liga", welcher auch Heinrich VIII. von England aus Mißmuth über Karls Weigerung, auf seine die Vernichtung der Selbstständigkeit Frankreichs bezweckenden Pläne einzugehen, im September des gleichen Jahres beitrat. Die Verbündeten wollten den Kaiser ersuchen, seine Truppen aus Italien zurückzuziehen, den Herzog von Mailand wieder in alle seine Rechte einzusetzen und die Söhne des Königs Franz gegen ein billiges Lösegeld freizugeben, im Weigerungsfalle aber die Spanier mit vereinten Streitkräften nicht nur aus Mailand, sondern auch aus Neapel vertreiben, das durch den Papst einem italienischen Fürsten verliehen werden sollte.

Obgleich Franz I., der seit seiner Rückkehr nach Frankreich an nichts Anderes mehr zu denken schien, als sich durch Jagd, Spiel und Liebeshändel für die Entbehrungen seiner langen Gefangenschaft zu entschädigen, seine italienischen Bundesgenossen ohne jede Unterstützung ließ, lehnte Clemens VII. die Vorschläge ab, durch welche Karl V. ihn zum Rücktritt von der Liga zu bewegen suchte; er wurde jedoch durch einen von dem kaiserlichen Gesandten Moncada veranstalteten Einfall der Colonna in Rom, bei welchem er sich nur mit Mühe in die Engelsburg retten konnte, zum Abschluß eines viermonatlichen Waffenstillstandes genöthigt, demzufolge er seine Truppen aus dem Mailändischen zurückziehen mußte.

Unterdessen hatte Bourbon, der nach dem am 30. November 1525 erfolgten Tode Pescara's den Oberbefehl über das kaiserliche Heer führte, die Uebergabe der noch in den Händen der Franzosen befindlichen Citadelle von Mailand erzwungen; allein seine Lage wurde durch fortdauernden Geldmangel von Tag zu Tag schwieriger. Er beschloß daher, nachdem Georg von Frundsberg ihm auf Veranstaltung des Erzherzogs Ferdinand eine Verstärkung von sechzehntausend Landsknechten zugeführt, den Krieg in den Kirchenstaat zu verpflanzen, und brach zu diesem Ende am 30. Januar 1527 aus dem Mailändischen auf. Das Ziel war Rom, das erstürmt und geplündert werden sollte.

Auf dem Zuge, der durch ausgetretene Flüsse, Schneefälle und eine ungewöhnlich rauhe Witterung vielfach gehemmt wurde, entstand in der Nähe von Bologna unter den Spaniern wegen des rückständigen Soldes eine Meuterei, an welcher sich auch die deutschen Landsknechte betheiligten, was ihren Führer Frundsberg so sehr in Aufregung versetzte, daß er, vom Schlage gerührt, sprachlos zusammensank und fortgetragen werden mußte (16. März). Dies brachte die Landsknechte zur Besinnung, und nachdem der Herzog von Ferrara zur einstweiligen Befriedigung der Spanier einiges Geld vorgeschossen, konnte Bourbon den Zug gegen Rom fortsetzen,

wohin seine Schaaren ihm jetzt um so williger folgten, als die in der Hauptstadt der christlichen Welt erwartete reiche Beute ihre Habsucht reizte.

Am Abend des 5. Mai kamen die Kaiserlichen vor Rom an, und da die Nähe des ligistischen Heeres, das hinter ihnen hergezogen, den Herzog von Bourbon zur Eile drängte, ließ er gleich in der Frühe des folgenden Tages seine Truppen zum Sturm schreiten. Mit wildem Kriegsgeschrei warfen die Kaiserlichen die Leitern an und begannen die Mauern zu ersteigen; aber die Schweizer im Solde des Papstes leisteten tapferen Widerstand, und ganze Schaaren der Stürmenden erlagen ihren Geschossen. Um den sinkenden Muth der Seinigen durch sein Beispiel zu heben, erfaßte Bourbon eine Leiter, stellte sie selbst an die Mauer und begann dieselbe zu erklimmen; kaum hatte er jedoch einige Sprossen erstiegen, als er von einem wohlgezielten Musketenschuß getroffen wurde. Schon nach wenigen Minuten war er eine Leiche. Um den Tod ihres Führers zu rächen, verdoppelten die Kaiserlichen ihre Anstrengungen, und nach Verlauf einer Stunde waren die Mauern erstiegen.

Der Papst lag im Gebet in der Sixtinischen Kapelle, als die Kunde von dem Eindringen der Feinde in die Stadt zu ihm gelangte. Während er sich mit zweiundvierzig Schweizern, die allein dem Tode entronnen waren, in die Engelsburg rettete, ergossen sich die Schaaren der Kaiserlichen unter wildem Siegesjubel durch die Straßen der Stadt und verübten Gräuel, wie sie Rom seit den Tagen der Vandalen nicht gesehen. Häuser, Paläste und Kirchen wurden ausgeplündert, und was nicht fortgeschleppt werden konnte oder die Habsucht nicht reizte, das wurde mit blinder Wuth oder toller Ausgelassenheit zerstört. Die herrlichsten Kunstwerke, die kostbarsten Bücher, die seltensten Handschriften gingen zu Grunde. Von den letzteren wurden viele, gleich den Akten der päpstlichen Kanzlei, in Stücke zerrissen, um den Pferden als Spreu zu dienen. Vor dem Mordstahl und den Mißhandlungen der rohen Schaaren schützte weder Alter, noch Geschlecht, noch Stand. Ueber achttausend Einwohner der Stadt wurden erschlagen, die vornehmsten Geistlichen von den Spaniern gebunden und geknebelt durch die Straßen geschleppt. Die Lutheraner, die unter den deutschen Landsknechten die Mehrzahl bildeten, entweihten die Kirchen, trieben mit kirchlichen Geräthen ein frevelhaftes Spiel und verhöhnten das Papstthum durch spottende Nachäffungen. Als Kardinäle vermummt, durchzogen sie in großer Zahl auf Eseln die Stadt und riefen vor der Engelsburg unter schmachvollen Gaukeleien Luther zum Papste aus.

Karl V. vernahm die Kunde von den in Rom verübten Gräueln und der schmachvollen Behandlung des Papstes, die in der ganzen katholischen Welt einen Schrei des Entsetzens hervorrief, mit Be-

stürzung und tiefem Schmerz. Er erklärte öffentlich, daß der ganze Zug gegen Rom ohne sein Wissen und Willen geschehen, ließ die zur Feier der Geburt seines Sohnes Philipp angeordneten Festlichkeiten absagen und an seinem Hofe Trauer anlegen und ordnete sogar öffentliche Gebete für die Befreiung des von den Kaiserlichen in der Engelsburg belagerten Papstes an.

Nahezu einen vollen Monat hatten die Eroberer mit unvermindertem Uebermuth in Rom gehaust, als die verdiente Strafe über sie kam: eine pestartige Krankheit räumte unter ihnen so furchtbar auf, daß von den vierzigtausend Mann, die als Sieger in Rom eingezogen, in kurzer Zeit nur noch zehntausend am Leben waren. Diesen traurigen Ueberrest des kaiserlichen Heeres führte der Prinz von Oranien, nachdem es dem Papste in der Nacht zum 11. Dezember gelungen, verkleidet aus der Engelsburg zu entkommen und das ligistische Lager bei Orvieto zu erreichen, im Januar des folgenden Jahres (1528) nach Neapel, gegen welches ein französisches Heer unter dem Marschall Lautrec heranrückte.

Dieser hatte, während Bourbons Schaaren Rom mit ihrem gräuelvollen Wüthen heimsuchten, im Vereine mit den Venetianern mehrere lombardischen Festungen, darunter das wichtige Pavia, erobert und sich dann nach dem Süden gewandt, um dem Kaiser Neapel zu entreißen, was ihm wohl auch gelungen sein würde, hätte ihn nicht der König, die wichtigsten Angelegenheiten seinen Vergnügungen nachsetzend, ohne das nöthige Geld gelassen und dadurch sein Vorrücken sehr erschwert.

Da der Kaiser den Frieden ernstlich wünschte, erklärte er sich bereit, auf das früher von ihm zurückgewiesene Anerbieten des Königs von Frankreich, ihm für die Belassung des Herzogthums Burgund zwei Millionen Goldkronen zu zahlen, einzugehen und die beiden französischen Prinzen freizugeben, wenn Franz sich dagegen verpflichte, sogleich seine Truppen aus Italien zurückzuberufen; dieser wies jedoch des Kaisers Vorschlag zurück, weil er sich zu sehr im Vortheil glaubte. Da Karl ihn hierauf unter dem Hinweis auf den von ihm so feierlich beschworenen und dennoch gebrochenen Vertrag von Madrid für einen Lügner erklärte, sandte ihm Franz eine förmliche Herausforderung zum Zweikampf, worauf Karl den Ort desselben bestimmte und dem König die Wahl der Waffen überließ; dieser blieb ihm jedoch die weitere Antwort schuldig.

Unterdessen war Lautrec am 1. Mai 1528 vor Neapel erschienen und hatte, von der Seeseite her durch genuesische und venetianische Schiffe unterstützt, die Belagerung dieser Stadt begonnen. Schon war in derselben die Noth aufs Aeußerste gestiegen und ihr Fall schien unabwendbar, als durch eine Unklugheit des Königs Franz ein gänzlicher Umschwung der Dinge herbeigeführt wurde.

Der genuesische Seeheld Andreas Doria, der die Seemacht seiner Vaterstadt außerordentlich gehoben, hatte bisher dem König von Frankreich als dessen Bundesgenosse die wichtigsten Dienste geleistet, war aber nichtsdestoweniger von Franz vielfach zurückgesetzt und gekränkt worden; auch hatte er über verschiedene Rechtsverletzungen zu klagen, die der König sich gegen das unter die Oberherrschaft Frankreichs zurückgekehrte Genua hatte zu Schulden kommen lassen. Da nun eben seine gegen Franz eingegangene Dienstverpflichtung ablief, forderte er, als Bedingung der Erneuerung derselben, die Abstellung seiner Beschwerden; sein billiges Verlangen wurde jedoch von Franz, auf den Rath des Kanzlers Duprat, in der verletzendsten Weise abgeschlagen. Die Folge davon war der Uebertritt Doria's zu dem Kaiser. Gegen die Zusage der Anerkennung Genua's als selbstständige Republik und einer jährlichen Löhnung von sechzigtausend Dukaten für ihn selbst trat er mit seinen zwölf Galeeren in kaiserliche Dienste. Dadurch wurde die ganze Sachlage zu Gunsten Karls geändert. Die Spanier waren jetzt zur See den Franzosen überlegen, und dem ausgehungerten Neapel konnten neue Lebensmittel zugeführt werden.

Inzwischen war Lautrec's Lage auch durch eine furchtbare Pest verschlimmert worden, die in seinem Lager so große Verheerungen anrichtete, daß die Zahl seiner waffenfähigen Krieger von fünfundzwanzigtausend auf viertausend herabsank. Lautrec selbst wurde ein Opfer der schrecklichen Krankheit. Sein Nachfolger im Oberkommando, der Markgraf von Saluzzo, sah sich genöthigt, die Belagerung aufzuheben und mit dem kleinen Reste des Heeres den Rückzug anzutreten (Aug. 1528), worauf Doria nach Genua segelte und am 12. September die Franzosen zur Räumung der Stadt zwang. Im folgenden Jahre wurde ein anderes, von Franz zur Eroberung von Mailand entsandtes Heer von Karls Feldherrn Leyva geschlagen und über die Alpen zurückgetrieben.

So erntete Franz von seinem neuen Feldzug statt der erwarteten Vortheile nur Mißgeschick. Jetzt zeigte auch er sich zum Frieden geneigt, und da Karl hauptsächlich wegen der wachsenden Türkengefahr und der Haltung der protestantischen Fürsten in Deutschland den Abschluß desselben nicht weniger dringend wünschte, als sein Gegner, fand dessen Vorschlag zu Friedensunterhandlungen bei ihm ein williges Ohr. Geleitet wurden dieselben von zwei, durch Geist und Geschäftsgewandtheit hervorragenden Fürstinnen, von des Kaisers Tante, Maria von Oesterreich, und der Königin-Mutter, Louise von Savoyen, die zu diesem Zwecke in Cambray zusammen gekommen waren. Das Ergebniß ihrer Unterhandlungen war der unter dem Namen des „Damenfriedens" bekannte Frieden von Cambray, der am 5. August 1529 zum Abschluß kam. In demselben ent-

ſagte Franz zum andern Male allen ſeinen Anſprüchen auf Italien, ſowie ſeinen Lehensrechten auf Flandern und Artois, und verſprach, für die Freilaſſung ſeiner Söhne zwei Millionen Goldkronen zu zahlen und allen Anhängern Bourbons ihre Güter zurückzuſtellen; dafür blieb er im einſtweiligen Beſitz von Burgund, auf welches ſich jedoch der Kaiſer ſeine Anſprüche vorbehielt. Die in dem Frieden von Cambray nochmals vereinbarte Vermählung des Königs Franz mit Karls Schweſter Eleonore fand im Jahre 1530 zu Vervières in der Gascogne Statt.

Schon vor dem Abſchluß des Friedens von Cambray war zu Barcelona ein Ausgleich zwiſchen Karl V. und Clemens VII. zu Stande gekommen, worauf der Kaiſer ſich mit einem zahlreichen, glänzenden Gefolge nach Italien eingeſchifft, um ſich von dem Papſte krönen zu laſſen. Er landete am 12. Auguſt in Genua und traf am 5. November in Bologna ein, wo der Papſt ihn erwartete. Nachdem Beide ſich in vertraulichen Berathungen über die italieniſchen Angelegenheiten geeinigt, empfing Karl am 24. Februar 1530, ſeinem dreißigſten Geburtstage, in der Domkirche zu Bologna aus den Händen Clemens' VII. die Kaiſerkrone. Es war das letzte Mal, daß das Oberhaupt des deutſchen Reiches von einem Papſte gekrönt wurde.

Nach den zwiſchen Clemens VII. und Karl V. getroffenen Vereinbarungen erhielt Franz Sforza, gegen die Zuſage der Entrichtung einer in verſchiedenen Terminen zu zahlenden Summe von neunmalhunderttauſend Dukaten, von dem Kaiſer ſein Herzogthum zurück. Auch die Venetianer mußten den Frieden durch die Entrichtung von dreimalhunderttauſend Dukaten erkaufen. Genua blieb eine unabhängige Republik, um deren Emporkommen ſich der wackere Doria die größten Verdienſte erwarb. Florenz, das nach der Erſtürmung von Rom die Medici vertrieben und die wiederhergeſtellte demokratiſche Verfaſſung durch den Anſchluß an Frankreich aufrecht zu halten geſucht, wurde durch Waffengewalt zur Unterwerfung gezwungen, worauf Karl, der gegen den Papſt eingegangenen Verpflichtung gemäß, die Herrſchaft der Mediceer herſtellte, indem er Alexander von Medici zum erblichen Oberhaupte von Florenz ernannte.

Die neue Türkengefahr.

Während die Kriege zwiſchen Karl V. und Franz I. den Weſten Europa's in Aufregung hielten, war auch der Oſten durch die neuen Türkenkriege ſtürmiſch bewegt.

Nach dem Tode Mohammeds II., deſſen ganze Regierung unter beſtändigem Waffengetöſe verſtrichen, erhielt das Osmanenreich in Bajazeth II. (1481—1512) einen mehr friedlich als kriegeriſch

gesinnten Beherrscher, den überdies innere Wirren, zuerst durch seine Brüder, dann durch seine Söhne erregt, wenig an äußere Unternehmungen denken ließen. Dagegen war die Regierung seines Sohnes, des ebenso blutgierigen und gewissenlosen als thatkräftigen Selim I. (1512—1520), der seinen Vater durch Gift aus dem Wege räumte, nachdem er ihn zur Thronentsagung gezwungen, eine ausschließlich auf Eroberungen gerichtete, und furchtbarer, als er je gewesen, wurde unter ihm der türkische Name.

Selims Eroberungszüge gingen zunächst nach Osten. Dem Beherrscher des neuen persischen Reiches, das im Jahre 1500 nach dem Zusammensturz der großen Monarchie Timurs durch Ismael Sofi, einen persischen Scheich, gegründet worden, entriß er im Jahre 1515 die Provinzen Mosul und Diarbekr. Dann wandte er seine Waffen gegen den Sultan der Mamelucken und eroberte in seinem ersten Feldzuge Syrien und in einem zweiten Aegypten selbst, wodurch er der Herrschaft der Mamelucken ein Ende machte (1517).

Selims I. Sohn und Nachfolger Solyman I., der Prächtige genannt, ein Herrscher, der mit dem ungewöhnlichen Unternehmungsgeist und der Thatkraft seines Vaters einen regen Sinn für Kunst und Wissenschaft verband, betrat gleichfalls, nachdem er im Jahre 1520 im Alter von zweiundzwanzig Jahren den Thron des Osmanenreiches bestiegen, die Bahn der Eroberungen und setzte bald die Welt in Staunen durch seine gewaltigen Entwürfe und die Sicherheit und Schnelligkeit ihrer Ausführung.

Solymans erster Kriegszug galt dem sechzehnjährigen König Ludwig II. von Ungarn, dem Gemahl Maria's, der Enkelin Kaiser Maximilians I. und Schwester Karls V. Um einen Vorwand zu feindlichem Vorgehen gegen denselben zu finden, verlangte er von ihm die Entrichtung eines Tributs und brach, da seine vollständig unberechtigte Forderung durch die Mißhandlung seines Gesandten beantwortet worden, im Jahre 1521 in das zum Kriege in keiner Weise vorbereitete Ungarn ein. Nach der Erstürmung von Belgrad, das vierzig Tage lang tapferen Widerstand geleistet, stand das ganze Land den türkischen Schaaren offen; zum Glück für Ungarn wurde jedoch Solymans Siegeslauf durch die Erkrankung dreier seiner Kinder gehemmt, die ihn nach Konstantinopel zurückrief.

Im folgenden Jahre richtete Solyman seine Waffen gegen die Insel Rhodus, den damaligen Sitz des Johanniterordens und die letzte Ansiedlung der Christen in Asien, um durch die Eroberung derselben „einen Krebs im Herzen seines Reiches" zu vernichten und der Schifffahrt der christlichen Nationen auf dem mittelländischen Meere den Todesstoß zu versetzen. Nachdem er den Großmeister Philipp Villiers de l'Isle-Adam mit stolzen Wor-

ten zur Uebergabe der Insel aufgefordert, ohne von demselben einer Antwort gewürdigt zu werden, erschien er am 28. Juli 1522 mit einer Flotte von dreihundert Schiffen und zweimalhunderttausend Kriegern vor der Stadt Rhodus, und alsbald entsandten vierhundert Geschütze ihr verderbenbringendes Feuer gegen die Mauern derselben.

Obgleich der Großmeister gegen die gewaltigen Streitkräfte Solymans nur sechshundert Ritter und viertausend Mann regulärer Truppen in den Kampf führen konnte, war er zum äußersten Widerstand entschlossen und machte, unterstützt von der in die Hauptstadt geströmten Bevölkerung der Insel, sechs Monate lang durch eine ebenso umsichtige als heldenmüthige Vertheidigung alle Anstrengungen der Türken zu Schanden. Schon hatte nahezu die Hälfte derselben bei den unausgesetzten, stets von den Christen siegreich zurückgeschlagenen Stürmen den Tod gefunden, und Solyman selbst begann an seinem Siege zu verzweifeln, als er durch den Verrath eines jüdischen Arztes die Gewißheit erhielt, daß die vollständig zerschossenen Festungswerke der Stadt nur noch kurze Zeit Widerstand zu leisten vermochten. In einer Anwandluug von Großmuth schlug er, um der Stadt die Gräuel einer Erstürmung zu ersparen, dem Großmeister eine Kapitulation vor; aber l'Isle Adam, der mit seinen Rittern entschlossen war, eher zu sterben als sich zu ergeben, wies seinen Vorschlag zurück. Indessen gab der Großmeister endlich den flehentlichen Bitten der Einwohner von Rhodus, sie nicht einem sicheren Tode zu weihen, nach und pflanzte am 21. Dezember zum Zeichen seiner Bereitwilligkeit, die Festung zu übergeben, die weiße Fahne auf.

Solyman bewilligte den Rittern freien Abzug mit ihren Waffen, sowie die nöthigen Schiffe zur Ueberfahrt, und sicherte den auf der Insel Zurückbleibenden die unbehinderte Fortsetzung des christlichen Gottesdienstes zu. Als er den Palast des Großmeisters in Besitz nahm, sagte er, auf den von Kummer niedergebeugten Helden deutend, zu seinem Großvezier Ibrahim: „Ich zwinge nur mit Schmerz diesen ehrwürdigen Christen mit weißen Haaren, sein Haus und seine Güter zu verlassen: aber es stand so geschrieben!“

Karl V. räumte im Jahre 1530 den Ordensrittern, denen der Papst zuerst Civita Vecchia, dann Viterbo zum Wohnsitz angewiesen, die Insel Malta nebst Gozzo und der Stadt Tripolis in Afrika unter der Bedingung ein, daß ihm das Recht zustehe, unter drei Kandidaten, die der Orden ihm vorschlage, den Großmeister zu wählen. Das bis dahin öde und unbevölkerte Malta wurde von den Johannitern, die seitdem den Namen Malteser trugen, in kurzer Zeit in einen der wichtigsten Vorposten Europa's gegen Asien und Afrika umgeschaffen. Der Großmeister Villiers de l'Isle

Adam starb im Jahre 1534, hoch an Jahren wie an Ruhm. Sein Grab erhielt die Inschrift: „Hier liegt die Tugend, die über das Schicksal siegte!“

Die Größe der Gefahr wohl erkennend, die der gesammten Christenheit aus dem Falle von Rhodus erwuchs, schrieb der Papst an Franz I., der sich seinen Ermahnungen, mit dem Kaiser Frieden zu schließen, unzugänglich gezeigt: „Glaube ja nicht, daß der Sultan sich jetzt ruhig verhalten wird; nein, Ungarn, Sicilien, ja ganz Italien stehen ihm jetzt offen, und wenn er einmal diese in der Gewalt hat, was ist dann noch für die übrigen Völker der Christenheit zu erwarten?“ Aber Franz I. hatte nur Sinn für die Wiedergewinnung dessen, was er in Italien verloren, und ordnete das Interesse der christlichen Welt so sehr seinem eigenen unter, daß er sogar gegen das Ende des Jahres 1525 aus seiner Haft in Madrid einen Unterhändler nach Konstantinopel sandte, um von dem Sultan, mit welchem er bereits früher aus Feindschaft gegen Karl V. geheime Verbindungen angeknüpft, die Gnade zu erflehen, ihm durch einen Krieg gegen den Kaiser zu Hilfe zu kommen, wofür er in Zukunft ein dankbarer Diener des Sultans zu sein versprach. Solyman ließ sich in der That durch des Königs Bitten zum Abschluß eines Bündnisses mit ihm bewegen und traf Vorkehrungen zum Kriege gegen Karl. Eine zahlreiche Flotte sollte gegen Spanien auslaufen und ein von dem Großvezier Ibrahim geführtes Heer durch die Länder des Erzherzogs Ferdinand gegen Friaul und dann nach Mailand ziehen. Allein die Weigerung Ludwigs II. von Ungarn, auf Verhandlungen mit den Türken wegen eines Waffenstillstandes einzugehen, durch welchen Solyman sich während des geplanten Unternehmens vor einem Angriff von Ungarn aus sicher stellen wollte, bewog den Sultan, seine Waffen zunächst gegen dieses Land zu wenden.

Mit einem Heere, dessen Stärke auf dreimalhunderttausend Mann angegeben wird, überschritt der türkische Großherr im Juni 1526 zum anderen Male die ungarische Grenze, nachdem er dem König Ludwig verkündet: er werde in Ungarn Alles erobern, Ofen zerstören, überall die Fahne des Propheten aufpflanzen und dann die Deutschen heimsuchen, gleich wie ihn. Trotz der Größe der Gefahr schaarten sich die ungarischen Magnaten, deren überwiegende Mehrzahl kein anderes Streben kannte, als das Ansehen der Krone im Interesse ihrer eigenen Machtstellung zu untergraben, in so geringer Zahl um ihren jungen König, daß derselbe nur mit zweiundzwanzigtausend Mann dem übermächtigen Feinde entgegenziehen konnte. Auf der Ebene von Mohacs stießen die beiden Heere zusammen, und hier entbrannte am 29. August 1526 die blutige Entscheidungsschlacht, deren Ausgang nicht zweifelhaft sein konnte.

Das ganze ungarische Heer wurde vernichtet; nur Wenige entrannen durch die Flucht dem allgemeinen Verderben. Unter Denen, die als Leichen die blutgetränkte Wahlstätte bedeckten, befanden sich sieben Bischöfe, achtundzwanzig Landesbarone und dreihundert Mitglieder des höheren Adels. Der junge König, der verwundet von seinen beiden Kämmerern aus dem Schlachtgetümmel gerissen worden, fand den Tod auf der Flucht. Als er das steile Ufer des Baches Czelye hinanreiten wollte, schlug sein Pferd um, und er erstickte im Moraste. Auf dem Schlachtfelde von Mohacs wurden vor dem Zelte des Sultans zweitausend Köpfe von Erschlagenen als Siegestrophäen aufgepflanzt und viertausend Gefangene niedergemetzelt. Unter seine Feldherren theilte Solyman glänzende Belohnungen aus, und sieben Tage lang durften seine Schaaren in der Umgegend plündern.

Zwölf Tage nach der Schlacht von Mohacs hielt der siegreiche Großherr seinen Einzug in die Hauptstadt Ofen, die sich ihm ohne Schwertstreich ergeben. Hier feierte er im Palaste Ludwigs II. den Beiram — Schluß des großen Fastens — und trat dann am 24. September, über hunderttausend Christen als zum Verkauf bestimmte Sklaven mit fortschleppend, unter gräuelvoller Verwüstung des ungarischen Gebietes und grausamer Mißhandlung der wehrlosen Bewohner, den Rückweg nach Konstantinopel an.

Da Solyman die Herrschaft über das eroberte Ungarn nicht selbst in der Hand behalten, sondern aus demselben nur einen zinspflichtigen Staat machen wollte, ernannte er den Woiwoden von Siebenbürgen, Johann Zapolya, der längst nach der ungarischen Krone gestrebt und in dem Verdachte stand, schon vor der Schlacht bei Mohacs hochverrätherische Verbindungen mit dem Sultan angeknüpft zu haben, zum Statthalter von Ungarn, worauf derselbe von seinen Parteigenossen zum König ausgerufen wurde. Zapolya's Erhebung auf den ungarischen Thron blieb jedoch nicht unbestritten; denn auch Karls V. Bruder Ferdinand, der nicht nur in Kraft früherer Verträge, sondern auch als Gemahl der Schwester des kinderlosen Ludwig II. gerechte Ansprüche auf die ungarische Krone besaß und kurz vorher auch von den böhmischen Ständen als König anerkannt worden war, hatte seine Anhänger, und als er im August 1527 mit einem Heere in Ungarn erschien, um seine Rechte geltend zu machen, sah sich Zapolya zum Rückzug nach Siebenbürgen genöthigt. Nachdem Ferdinand auf einer Versammlung zu Ofen von allen Anwesenden als König anerkannt worden, empfing er am 3. November zu Stuhlweißenburg die ungarische Krone.

Um seinen Schützling, der lieber von des Sultans Gnaden König von Ungarn sein, als auf den Glanz der Krone Verzicht leisten wollte, den verlorenen Thron wiederzuverschaffen, erschien Solyman im April 1529 zum dritten Male in Ungarn, drang,

ohne irgend welchen ernsten Widerstand zu finden, bis Ofen vor und setzte dort, nachdem die Stadt in Folge einer Empörung der Besatzung gegen ihre Führer in seine Hände gefallen, Zapolya wieder zum König ein.

Seinen Siegeszug fortsetzend, erschien Solyman im September des gleichen Jahres mit gewaltiger Heeresmacht vor den Mauern von Wien, dessen ganze Besatzung nur aus sechzehntausend Mann bestand. Noch nie war die Gefahr, die dem Abendlande von den barbarischen Eroberern drohte, so groß gewesen; denn wenn Wien fiel, wälzten die siegreichen Schaaren sich über die Gauen Deutschlands, dessen innere Zerrissenheit jeden nachhaltigen Widerstand unmöglich machte, und so lag die Erfüllung der alten Prophezeiung, daß der Türke bei Köln seine Rosse im Rhein tränken werde, nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit.

Aber an den Mauern von Wien brach sich die Macht des gewaltigen türkischen Eroberers. Die Führer der schwachen Besatzung, unter denen besonders der Graf Niklas von Salm hervorragte, vertheidigten, von der in Heldenmuth und Hingebung wetteifernden Bürgerschaft unterstützt, die ihrer Hut anvertraute Stadt mit einer Tapferkeit und Umsicht, die alle Anstrengungen der stürmenden Türken zu Schanden machte. Nach einer dreiwöchentlichen erfolglosen Belagerung, bei welcher vierzigtausend Türken den Tod fanden, sah sich Solyman durch Mangel an Lebensmitteln und das Murren seiner entmuthigten Truppen gezwungen, bei dem Herannahen des von Ferdinand geführten Entsatzheeres Befehl zum Rückzug zu geben (15. Okt. 1529).

Wie bei ihrem Heranziehen gegen Wien, so bezeichneten die Barbaren auch bei ihrem Abzug ihren Weg durch die rauchenden Trümmer zahlloser Dörfer und Flecken; von den zehntausend Gefangenen, die sie zusammengeschleppt, hatten sie die meisten noch in ihrem Lager hingeschlachtet. In Ofen wurde Zapolya nochmals mit der ungarischen Krone belehnt; dann kehrte Solyman nach Konstantinopel zurück, wo er am 16. Dezember 1529 wieder eintraf.

Im Jahre 1532 rückte Solyman, durch Franz I. zur Erneuerung der Feindseligkeiten gegen Oesterreich aufgestachelt, zum vierten Male mit gewaltiger Heeresmacht in Ungarn ein, wo der Krieg zwischen Ferdinand und Zapolya fortgedauert, und schon bereitete man sich in Wien auf eine zweite Belagerung vor; doch der tapfere Widerstand der kleinen Festung Güns, deren schwache Besatzung von siebenhundert Mann, von etwa zweitausend Bürgern unterstützt, unter der umsichtigen Leitung des heldenmüthigen Hauptmanns Jurischitsch zwölf Stürme des türkischen Belagerungsheeres siegreich zurückschlug, hemmte Solymans Siegeslauf, und da inzwischen die kaiserlichen Streitkräfte sich in achtunggebietender Stärke um Wien

gesammelt und überdies die türkische Flotte im Mittelmeere gegen Andreas Doria wiederholt den Kürzeren gezogen, gab der entmuthigte Solyman den beabsichtigten Zug gegen Wien auf und führte sein Heer nach Konstantinopel zurück.

Fortschritte der Kirchenspaltung in Deutschland.

Die blutigen Wirren des Bauernkrieges hatten Luther und die Genossen seines Reformationswerkes nicht abgehalten, in ihren Neuerungen immer weiter zu gehen. Sie hatten das heilige Meßopfer abgeschafft, die deutsche Sprache in den Gottesdienst eingeführt, die Zahl der Sakramente auf zwei, die Taufe und das Abendmahl, beschränkt, die Mönchsgelübde und den Cölibat der Geistlichen aufgehoben. Luther selbst hatte sich, nachdem er im Dezember 1524 die Ordenstracht abgelegt, am 19. Juni 1525 mit Katharina von Bora, einer aus dem Kloster zu Nimptschen entwichenen Nonne, verheirathet und durch diesen mit auffallender Hast vollzogenen Schritt seine Freunde und viele seiner Anhänger auf das Unangenehmste überrascht.

Da die Hoffnungen, die Luther für den Bestand und die weitere Verbreitung seiner Neuerungen auf die Reichsritter und das Volk gesetzt, gescheitert waren, warf er sich ganz den Reichsfürsten in die Arme, die sich aus mehrfachen, meist sehr unedlen Beweggründen bereit finden ließen, dem „reinen Evangelium" den Weg in ihre Gebiete zu eröffnen und zugleich zu einer festen Organisation des neuen Kirchenwesens die Hand zu bieten. Den Anfang damit machte der neue Kurfürst von Sachsen, Johann der Beständige, der am 5. Mai 1525 seinem kinderlosen Bruder Friedrich dem Weisen in der Regierung gefolgt war. Statt der früher von Luther empfohlenen demokratischen Kirchenverfassung, nach welcher die neue Kirche aus lauter vereinzelten Gemeinden mit selbstgewählten Predigern bestanden haben würde, wurde ein landesherrliches Kirchenregiment eingeführt, durch welches die Fürsten die Träger der Kirchengewalt wurden. Die neue Gottesdienstordnung behielt die Messe dem Namen und den meisten Ceremonien nach bei, doch wurde der Kanon und in den Collecten alles, was sich auf das Opfer bezog, weggelassen. Der übrige Gottesdienst bestand in Gesang, Vorlesung der heiligen Schrift und Predigt. Da jedoch manche Prediger in der Auslegung des Evangeliums ihre eigenen Wege gingen, wurden im Jahre 1527 zwei Juristen und zwei Theologen, unter den Letzteren Melanchthon, zu Visitatoren bestellt, welche in Bezug auf Lehre und Kultus Vorschriften zu geben, die Widerspenstigen aber der weltlichen Behörde anzuzeigen hatten und zugleich über die Aufhebung der geistlichen

Stifte und die Errichtung von Pfarreien und Schulen das Nothwendige anordnen sollten. Zur festeren Begründung der inneren Ordnung schrieb Luther zwei Katechismen, einen größeren für die Geistlichen und einen kleineren für die Schulen, sorgte für eine Liedersammlung und ließ durch Melanchthon für die Unterweisung der Geistlichen in der Einrichtung des Gottesdienstes, der Pastoration und des Schulunterrichts ein „Visitationsbüchlein" verfassen. Für die Beaufsichtigung der Pfarrer und für die theilweise Entscheidung der Ehesachen wurden „Superintendenten" bestellt, denen später die „Konsistorien" vorgesetzt wurden.

Dem Vorgange des Kurfürsten von Sachsen folgend, führte der Landgraf Philipp von Hessen, einer der eifrigsten Beförderer der Kirchenspaltung, im Jahre 1526 das Lutherthum in seinen Staaten ein. Das Gleiche thaten bald darauf die Herzoge von Pommern, Mecklenburg, Braunschweig-Lüneburg, Anhalt und Schleswig-Holstein, sowie die Reichsstädte Nürnberg, Frankfurt am Main, Ulm, Schwäbisch-Hall, Straßburg, Bremen, Magdeburg und viele anderen, die, gleich den Fürsten, durch die Befreiung von allen Leistungen an die Bischöfe und geistlichen Korporationen, durch die Einziehung des Kirchengutes und Uebertragung der bischöflichen Jurisdiktion auf die weltliche Obrigkeit ihre Territorialmacht verstärken wollten. Auch der Hochmeister des deutschen Ritterordens, Albrecht von Brandenburg, war im Jahre 1525, dem Rathe Luthers folgend, den er persönlich kennen gelernt, als er im Jahre 1523 nach Deutschland gekommen, um auf dem Reichstag zu Nürnberg Hilfe gegen Polen zu suchen, und mit dem er seitdem in Briefwechsel geblieben, während er zu gleicher Zeit dem Papste Versicherungen unverbrüchlicher Treue und Ergebenheit zukommen ließ, zu der neuen Lehre übergetreten und hatte sie in das Ordensland eingeführt, nachdem er dasselbe mit der Zustimmung des Königs Sigismund von Polen in ein erbliches Herzogthum unter polnischer Oberhoheit verwandelt. Wie es sich jedoch mit der von den Reformatoren gepredigten „Glaubens- und Gewissensfreiheit" verhielt, zeigt der Umstand, daß überall, wo ein Fürst oder Magistrat zu der neuen Lehre übergetreten, die Ausübung des katholischen Kultus nicht mehr geduldet wurde. Wenn dagegen auch die katholischen Fürsten und Magistrate ihren Unterthanen den Uebertritt zum „Evangelium" nicht gestatteten, so handelten sie nur nach Pflicht und Gewissen; denn das Lutherthum konnte für sie nichts Anderes sein als eine frevelhafte Auflehnung, nicht nur gegen die Kirche, sondern auch gegen die Gesetze des Reiches und die den Bestand desselben bedingende Ordnung.

Da der Kaiser durch seine auswärtigen Kriege verhindert war, entscheidend in die deutschen Wirren einzugreifen, und es dem Reichs-

regimente an jeder Macht zur Durchführung des Wormser Ediktes fehlte, schloß der Erzherzog Ferdinand im Jahre 1524 mit dem Herzog Wilhelm von Baiern und den meisten süddeutschen Bischöfen zu Regensburg ein Bündniß zur Aufrechthaltung der katholischen Religion. Das Gleiche geschah im folgenden Jahre zu Dessau durch den Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg und den Herzog Georg von Sachsen, die beiden Hauptgegner der Reformation im nördlichen Deutschland, und mehrere kleinere Fürsten. Da der Kaiser zu der gleichen Zeit einen Reichstag nach Speier ausschrieb, auf welchem Maßregeln in Betreff der Religion getroffen werden sollten, schlossen der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen, um sich für alle Fälle sicher zu stellen, im Vereine mit mehreren norddeutschen Fürsten am 4. Mai 1526 zu Torgau ein „evangelisches Bündniß" zu gegenseitiger Unterstützung für den Fall, daß ihnen die Einführung der neuen Lehre verwehrt werden sollte. Begünstigt durch die Verlegenheiten, welche die ungarischen Wirren dem König Ferdinand bereiteten, setzten sie auf dem im Juni 1526 eröffneten Reichstag zu Speier den Beschluß durch, daß das Wormser Edikt, dessen Durchführung der Kaiser kurz vorher aufs Neue befohlen, vorläufig sistirt bleiben solle. Dieser Beschluß wurde jedoch auf einem zweiten Reichstage, den der Kaiser für den 1. Februar 1529 nach Speier ausgeschrieben, dessen Eröffnung jedoch bis zum 15. März verschoben blieb, durch Stimmenmehrheit aufgehoben und dagegen verfügt, daß diejenigen Stände, welche der neuen Lehre beigetreten, sich bis zu dem nächsten allgemeinen Concil aller weiteren Neuerungen enthalten und in ihren Gebieten Niemanden an der Ausübung des katholischen Gottesdienstes hindern sollten. Da die lutherischen Stände gegen diesen Beschluß protestirten, erhielten die Bekenner der neuen Lehre den Namen Protestanten.

Unterdessen war über die Abendmahlsfrage unter den Protestanten selbst ein bedenklicher Zwiespalt ausgebrochen, da im südlichen Deutschland zahlreiche Anhänger der neuen Lehre der Ansicht des schweizerischen sogenannten Reformators Ulrich Zwingli beigetreten waren, nach welcher das Abendmahl, im Gegensatze zu der von Luther mit Verwerfung der Wesensverwandlung (Transsubstantiation) behaupteten Gegenwart Christi im Brode (Impanationslehre), nur eine Gedächtnißfeier des Todes Christi sein sollte. Um durch eine Verständigung zwischen den beiden „Reformatoren" die Kräfte des Widerstandes gegen die Anhänger der alten Kirche vor Zersplitterung zu bewahren, veranstaltete der Landgraf Philipp, der im Inneren selbst dem Zwinglianismus zugethan war, im Oktober 1529 zu Marburg ein „Religionsgespräch", an welchem außer Luther und Zwingli die hervorragendsten anderen Theologen beider Parteien Theil nahmen.

Die Disputation, bei welcher Zwingli größere Geneigtheit zum Nachgeben an den Tag legte, als Luther, der die Zwinglianer nicht einmal als Brüder anerkennen wollte, hatte jedoch kein anderes Ergebniß, als die Abfassung einer Anzahl von Glaubensartikeln, in welchen man übereinstimmte, sowie die einen kurzen Waffenstillstand zwischen den streitenden Theologen begründende Uebereinkunft, daß man bezüglich der Abendmahlsfrage, in welcher man sich nicht habe einigen können, „christliche Duldung" walten lassen wolle.

Luther, dessen Anmaßung und leidenschaftliche Reizbarkeit bei den Verhandlungen zu Marburg in ihrer ganzen Schärfe zu Tage getreten, nahm schon nach zwei Jahren den Streit gegen die „Sakramentirer", wie er die Anhänger Zwingli's nannte, mit verdoppelter Heftigkeit wieder auf und ließ sich durch seinen Haß gegen dieselben sogar dazu verleiten, sich gegen sie auf die in allen anderen Punkten so leidenschaftlich von ihm bekämpfte Autorität der Kirche zu berufen. Das Zeugniß der heiligen christlichen Kirche, die von Anfang an in aller Welt bis auf diese Stunde die Gegenwart Christi im Sakrament einträchtiglich geglaubt und gehalten habe, sei, so erklärte er, allein schon entscheidend; wer daran zweifele, der thue ebensoviel, als glaube er an keine christliche Kirche, und verdamme nicht allein die ganze Kirche, sondern auch Christum selbst und alle Apostel, die den Artikel von der heiligen christlichen Kirche gegründet und ihr die Verheißungen gegeben habe. „Kann Gott nicht lügen," so schrieb er ausdrücklich, „also auch die Kirche nicht irren." Trotz dieses durch die leidenschaftliche Erregung des Augenblicks ihm abgerungenen Zugeständnisses beharrte er bezüglich aller übrigen Punkte, in denen er sich von der alten Lehre losgesagt, in der heftigsten, von den maßlosesten Schmähungen überfließenden Polemik gegen die Kirche.

Der Augsburger Reichstag vom Jahre 1530 und der Nürnberger Religionsfriede.

Von Bologna aus hatte Karl V. einen Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben, der am 8. April 1530 eröffnet werden sollte. Sein an die deutschen Stände gerichtetes Einladungsschreiben bekundete den aufrichtigen Wunsch, auf friedlichem Wege die ausgebrochenen Wirren gelöst und die Einheit des Glaubens hergestellt zu sehen. In dieser Einheit des Glaubens erkannte der Kaiser mit Recht die Grundlage der Einheit des Reiches, und diese Einheit erschien ihm nöthiger als je; denn Solyman rüstete zu einem neuen Kriegszuge, der nicht mehr Ungarn allein, sondern hauptsächlich Deutschland galt.

Obgleich der Kaiser, dessen Ankunft in Augsburg sich bis zum 15. Juni verzögerte, von den in großer Anzahl erschienenen Reichs-

fürsten glänzend empfangen wurde, trat sogleich der herrschende Zwiespalt zu Tage. Es war der Vorabend des Frohnleichnamsfestes, und der Kaiser gedachte dasselbe mit großem Glanze zu begehen; die protestantischen Fürsten verweigerten ihm jedoch ihre Theilnahme an der feierlichen Prozession. Nur der Kurfürst von Sachsen ließ sich durch die Rücksicht auf seine Stellung dazu bewegen, seine „Gewissensbedenken" zu überwinden und dem Kaiser das Reichsschwert voranzutragen. Auch die Forderung des Kaisers, während des Reichstages ihren Geistlichen das Predigen zu untersagen, wiesen die protestantischen Fürsten zurück, und als Karl auf derselben bestand, erklärte ihm der Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach, er wolle lieber niederknieen und sich den Kopf abhauen lassen, als das „Evangelium" verleugnen, worauf Karl in seiner niederdeutschen Mundart ihm lächelnd erwiderte: „Lever Fürst, nit Kopp ab, nit Kopp ab."

Nach der feierlichen Eröffnung des Reichstags hielt der Kardinal Campeggio, den der Papst dem Kaiser mit genauen Instruktionen zur Unterdrückung der neuen Lehre als Begleiter mitgegeben, eine ernste Rede über die Berathungsgegenstände: die Herstellung der Glaubenseinheit und die gemeinschaftliche Bekämpfung der Türken. Auf den Wunsch der protestantischen Stände gestattete der Kaiser, daß die religiöse Frage zuerst in Berathung gezogen werde, und forderte dieselben auf, sich über ihren Glauben und über die Mißbräuche, deren Abstellung sie wünschten, zu äußern. Sie überreichten ihm hierauf am 25. Juni ein von Melanchthon abgefaßtes Glaubensbekenntniß, das seitdem unter dem Namen der Augsburgischen Konfession das wichtigste symbolische Buch der Protestanten geblieben ist.

Dieses von Luther gutgeheißene Glaubensbekenntniß behandelt in den ersten einundzwanzig Kapiteln die christliche Lehre und in den sieben letzten die sogenannten, von den Protestanten bereits abgestellten „Mißbräuche", als welche die Kommunion unter Einer Gestalt, der Cölibat, die Privatmessen, der Beichtzwang, die Fast- und Abstinenzgebote, die klösterlichen Gelübde und die bischöfliche Gewalt bezeichnet wurden. Da Melanchthon in den von der christlichen Lehre handelnden Artikeln über Luthers Lehrsätze leicht hinweggegangen war, manche ganz verschwiegen und in andern Luthers Schroffheit bedeutend abgeschwächt hatte, empfing die Versammlung bei dem öffentlichen Vorlesen derselben den Eindruck, als walte hinsichtlich der Lehre keine allzu große Verschiedenheit zwischen den Katholiken und den Protestanten ob; daher wurde auch die Konfession von Vielen als eine Brücke zur Verständigung nicht ungünstig beurtheilt; nur tiefer Blickende erkannten in derselben ein Werk der Heuchelei.

Nach einer von dem Kaiser mit den katholischen Ständen gepflogenen Berathung, bei welcher der Herzog Georg von Sachsen und der Kurfürst von Brandenburg auf die strengste Durchführung des Wormser Ediktes drangen, während die Mehrzahl, durch die entgegenkommende Haltung des Melanchthon'schen Glaubensbekenntnisses bethört, für den Weg der Unterhandlungen war, einigte man sich dahin, daß die Konfession durch mehrere der anwesenden Theologen widerlegt, die Widerlegung vorgelesen werden und dem Kaiser die weitere Verhandlung überlassen bleiben solle. Die von der eingesetzten Kommission unter dem Präsidium Ecks abgefaßte Widerlegung, welche die Lehre und Gebräuche der Kirche in allen angegriffenen Punkten aufrecht hielt, wurde am 3. August in öffentlicher Sitzung vorgelesen. Hierauf ließ der Kaiser die Protestanten ermahnen, zur Einheit der katholischen Kirche zurückzukehren, „ansonsten er handeln müsse, wie er als Schirmvogt der Kirche in seinem Gewissen verpflichtet sei."

Diese Ermahnung fand jedoch den Beifall der protestantischen Stände nicht, und Melanchthon verfaßte eine Apologie seiner Konfession. Der Kaiser nahm dieselbe zwar nicht an, gestattete jedoch den Zusammentritt einer aus vierzehn Mitgliedern bestehenden Kommission, die sich über die Differenzpunkte zu verständigen suchen sollte, und Melanchthon — auf welchen Karls Persönlichkeit und würdevolle Haltung einen so tiefen Eindruck gemacht, daß er an einen Wittenberger Freund schrieb: „So oft ich den Kaiser erblickte, schien es mir, als sehe ich einen der alten Helden oder Halbgötter, welche die Sage dann und wann unter den Menschen erscheinen läßt," — zeigte eine so weitgehende Nachgiebigkeit, daß man sich eine Zeitlang einen günstigen Erfolg der Ausgleichsversuche versprechen zu dürfen glaubte. Allein das Interesse der lutherischen Fürsten war der Aussöhnung mit der alten Kirche entgegen, und Luther, der sich, da er als Gebannter auf dem Reichstag nicht hatte erscheinen dürfen, nach Koburg begeben, um den Verhandlungen näher zu sein, bestärkte sie brieflich in ihrem Widerstand. Wider Wissen und Willen des Kaisers reiste der Landgraf von Hessen am 6. August von Augsburg ab.

Um einen letzten Versuch zur Herbeiführung des von ihm so heiß ersehnten Friedens zu machen, ließ der Kaiser die Unterhandlungen durch einen engeren Ausschuß von sechs Mitgliedern fortsetzen; aber auch dieser konnte sich nicht über die streitigen Punkte einigen.

Nachdem alle Bemühungen Karls, eine Verständigung zu erzielen, gescheitert waren und auch der Kurfürst von Sachsen mit mehreren anderen lutherischen Fürsten Augsburg verlassen hatte, erfolgte am 19. November die Verkündigung des Reichstagsabschiedes,

in welchem der Kaiser, unter Erneuerung des Wormser Edikts, den Ständen befahl, alles, was die Sakramente, Messe, Heiligenverehrung betreffe, beim Althergebrachten zu belassen, die Kirchen, Klöster und Stifte in ihren vorigen Stand wiederherzustellen und die in ihren Gebieten wohnenden Katholiken in keiner Weise zu bedrängen.

Wie der Reichstag zu Augsburg, auf welchen der Kaiser so große Hoffnungen für die Wiederherstellung der deutschen Einheit gesetzt, den Bruch zwischen den beiden Religionsparteien entschieden hatte, so war auf demselben auch die Fortdauer des Zwiespaltes unter den Protestanten wegen der Abendmahlslehre zu Tage getreten, indem die Städte Straßburg, Konstanz, Memmingen und Lindau, als Anhänger der Zwingli'schen Lehre, der Augsburger Konfession sich nicht angeschlossen, sondern ein besonderes Bekenntniß eingereicht hatten.

Nach dem Schlusse des Augsburger Reichstags begab sich der Kaiser nach Köln, wohin er die Kurfürsten beschieden hatte, um seinen Bruder Ferdinand, dem er während des Augsburger Reichstags die feierliche Belehnung über die österreichischen Erbländer ertheilt hatte, zum römischen König wählen zu lassen, da er selbst wegen seiner übrigen Länder nicht dauernd in Deutschland anwesend sein und das Reich während seiner Abwesenheit wegen des Zwiespalts im Glauben und wegen der Türkengefahr nicht ohne Oberhaupt bleiben könne. Die Wahl Ferdinands, durch welche das „Reichsregiment" sein Ende erreichte, geschah am 5. Januar 1531 durch die vier rheinischen Kurfürsten und den Kurfürsten von Brandenburg, während der Kurfürst von Sachsen durch seinen Sohn gegen dieselbe Protest erheben ließ. Ferdinands Krönung erfolgte am 11. Januar zu Aachen, von wo Karl sich nach den Niederlanden begab.

Statt sich dem kaiserlichen Reichstagsabschied zu fügen, betraten die lutherischen Reichsfürsten den Weg der Empörung. Nachdem Luther den Gebrauch der Waffen zum Schutze des „Evangeliums" wider die „Papisten" für erlaubt erklärt hatte, schlossen der Kurfürst Johann von Sachsen, die Herzoge Philipp, Ernst und Franz von Braunschweig-Lüneburg, der Landgraf Philipp von Hessen, der Fürst Wolfgang von Anhalt und die Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld, im Vereine mit elf Reichsstädten, darunter Straßburg, Ulm, Konstanz, Lübeck, Magdeburg und Bremen, zur Aufrechthaltung der religiösen Neuerungen am 24. März 1531 zu Schmalkalden ein förmliches, gegen das Reichsoberhaupt gerichtetes Schutz- und Trutzbündniß, den sogenannten Schmalkaldischen Bund, und knüpften, um sich für den Fall der Noth fremder Hilfe zu versichern, Verbindungen mit Franz I. und dem in seinem Lande

mit Religionsneuerungen aufgetretenen König Heinrich VIII. von England an.

Die Gefahr, mit welcher dieser Bund den Kaiser bedrohte, wurde erhöht durch den Beitritt der Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern, die sich, obgleich entschiedene Gegner der Reformation, aus Eifersucht gegen die Macht des habsburgischen Hauses am 24. Oktober 1531 zu Saalfeld mit den Schmalkaldenern zum Kampfe für die „deutsche Freiheit", d. h. zur Schwächung der Kaisergewalt, verbündeten und zugleich mit Zapolya wegen eines Einfalls der Türken in Ungarn in Unterhandlung traten. Bei dieser Sachlage sah sich der Kaiser zur Nachgiebigkeit gezwungen. Um den Protest des Kurfürsten von Sachsen gegen die Wahl des Erzherzogs Ferdinand zum römischen König unwirksam zu machen und von den lutherischen Fürsten die von ihnen verweigerte Reichshilfe gegen die bereits in Ungarn eingefallenen Türken zu erlangen, bewilligte er ihnen am 23. Juni 1532 durch den Nürnberger Religionsfrieden den Fortbestand ihrer Neuerungen, sowie die Sistirung aller dieserhalb gegen sie eingeleiteten Prozesse bis zur definitiven Entscheidung der ganzen Religionsangelegenheit durch das binnen Jahresfrist zusammenzuberufende Concil. Von diesem Frieden blieben jedoch, mit Zustimmung der Lutheraner, die Zwinglianer ausgeschlossen.

Die Wiedertäufer in Münster.

(1533—1535.)

Der Tod Münzers hatte dem revolutionären Treiben der Wiedertäufer kein Ende gemacht; sie fuhren fort, als Propheten des neuen Gottesreiches allgemeine Gütergemeinschaft zu predigen und auf die Abstellung aller Obrigkeit zu dringen; sie wurden daher, als die Störer der öffentlichen Ordnung, von Lutheranern und Katholiken in gleicher Weise verfolgt. Nachdem auf dem Reichstag zu Speier im Jahre 1529 der Beschluß gefaßt worden, daß sie, falls sie sich nicht bekehren ließen, „vom natürlichen Leben zum Tode mit Feuer und Schwert gebracht werden sollten", hatten sie sich nach den Niederlanden gewandt, wo sie einen zahlreichen Anhang fanden.

Indessen verloren sie Deutschland nicht aus dem Auge und suchten insbesondere durch ausgesandte Missionäre in dem benachbarten Westfalen Boden zu gewinnen. Dies gelang ihnen namentlich in dem alten, durch Volkszahl und Wohlstand hervorragenden Bischofssitze Münster, unter dessen Bevölkerung schon im Jahre 1520 zur Zeit des Bauernkrieges rebellische Gelüste zu Tage ge-

treten, die jedoch durch den kläglichen Ausgang der socialen Revolution für eine Zeitlang gedämpft worden waren. Seitdem hatte Bernhard Rothmann, Kaplan an der vorstädtischen St. Mauritiuskirche, durch seine fanatischen Predigten das Volk nicht nur für Luthers Neuerungen gewonnen, sondern auch zu schonungsloser Zerstörung von Altären und Heiligenbildern gereizt. Der ganz von der Bewegung beherrschte Magistrat besetzte, nachdem er die freie Ausübung der neuen Lehre zugestanden, die Pfarrkirchen mit neugläubigen, zum Theil aus der Fremde herbeigerufenen Geistlichen, während der Bischof seine Würde niederlegte. Der zu seinem Nachfolger erwählte Graf Franz von Waldeck, der sich mit seinen Räthen und dem Domkapitel nach dem benachbarten Städtchen Telgte begeben, um daselbst die Huldigung des Landes entgegenzunehmen und mit der Stadt Münster über einen Ausgleich zu unterhandeln, wurde durch einen von sechshundert Bürgern und dreihundert Söldnern ausgeführten nächtlichen Ueberfall zu einem Vergleich gezwungen, kraft dessen die sechs Pfarrkirchen der Stadt bis zur Entscheidung des Religionsstreites durch ein allgemeines Concil den Anhängern der neuen Lehre überlassen bleiben sollten, wogegen Rath und Bürgerschaft versprachen, den Bischof, das Kapitel und die Stifte unverkümmert bei ihrer Religion und für sich leben zu lassen und in weltlichen und zeitlichen Dingen dem Bischof, als ihrem Oberherrn, den schuldigen Gehorsam zu leisten (14. Febr. 1533).

Während des Streites der Bürgerschaft mit dem Bischof hatten sich einige Wiedertäufer in die Stadt eingeschlichen und in derselben ihre Ansichten geltend zu machen gesucht. Anfangs hatte Rothmann gegen sie geeifert; bald aber wurde er für ihre Anschauungen gewonnen, und in kurzer Zeit war die evangelische Geistlichkeit zu Münster in zwei Parteien, für und wider die Wiedertäufer, gespalten. Der Magistrat suchte gegen das Umsichgreifen der wiedertäuferischen Neuerungen einzuschreiten; allein seine Verordnungen fanden bei Rothmann und seinen Anhängern keine Beachtung.

Indessen strömten die Sektirer, angelockt durch die günstige Aufnahme, die ihre ersten Apostel in Münster gefunden, in immer größeren Schaaren nach dieser Stadt, in welcher sie schon das neue Jerusalem sahen, und bald wurde die Masse des Volkes durch die Verkündigung von dem bevorstehenden Untergang der sündigen Welt und der darauf folgenden Herrschaft der „Auserwählten“ in eine solche Aufregung versetzt, daß der Rath, für die Aufrechthaltung der bestehenden Ordnung besorgt, im Einvernehmen mit den Vorstehern der Zünfte und einer großen Zahl angesehener Bürger die Ausweisung der eingewanderten Wiedertäufer verfügte; ihre Anhänger nahmen jedoch eine so drohende Haltung an, daß der eingeschüchterte Rath den erlassenen Ausweisungsbefehl zurücknahm und

sich darauf beschränkte, den wiedertäuferischen Geistlichen das Predigen zu verbieten. Diese ließen sich jedoch dadurch in ihrem Gebahren nicht beirren, sondern hielten, da ihnen die Kirchen verschlossen waren, in den Häusern ihrer Genossen nächtliche Versammlungen, in welchen gebetet, die Schrift ausgelegt und gegen die Ungläubigen gedonnert wurde.

Unter den niederländischen „Propheten", welche jetzt in immer größerer Anzahl dem neuen Jerusalem zuzogen, befanden sich Johann Bockhold oder Bockelson, ein Schneider aus Leyden, gewöhnlich Johann von Leyden genannt, und Johann Matthiesen, ein Bäcker aus Harlem, zwei Männer, die bald, indem sie durch den festen Glauben an die eigene Untrüglichkeit die Leichtgläubigen berückten und durch kühne Schläge die Widerstrebenden zu Boden warfen, die Leiter der ganzen Bewegung wurden. Als über Rothmann, der im Vertrauen auf seinen Anhang aufs Neue öffentlich zu predigen begonnen, durch ein Dekret des Fürstbischofs die Acht ausgesprochen und Jedermann zu dessen Festnehmung aufgefordert wurde, schritten sie, um den Fanatismus des Volkes zu erhöhen, zu den ärgsten Tollheiten. Unter dem Geschrei: „Der Tag des Herrn ist nahe; darum thut Buße und laßt euch von Neuem taufen!" zogen sie barfuß und barhäuptig, die Blicke gen Himmel gerichtet, durch die Straßen der Stadt, und ganze Schaaren der Ihrigen, Männer und Frauen, folgten ihnen mit Ausrufungen wahnsinniger Begeisterung, als ob sie die Herrlichkeit Gottes schauten. Am folgenden Tage (9. Febr. 1534) versammelte sich ein großer Haufe bewaffneter Wiedertäufer auf dem Markte und bemächtigte sich des Rathhauses, wo sie beträchtliche Waffenvorräthe fanden.

Indessen bildeten die nicht wiedergetauften Bürger der Stadt noch immer die Mehrzahl, und als der von ihnen zu Hilfe gerufene Amtsdrost von Meerveldt in Wolbeck, der Stellvertreter des Bischofs, ihnen am folgenden Morgen eine große Zahl bewaffneter Bauern aus den benachbarten Dorfschaften zuführte, schien die Sache der Wiedertäufer verloren. Anstatt jedoch die gewonnene Uebermacht zur Vertreibung der Volksaufwiegler und zur Unterwerfung der Bethörten zu benutzen, ließen sie sich von den um Frieden bittenden Wiedertäufern und von Feigherzigen aus ihrer eigenen Mitte, welche die Annahme der bischöflichen Hilfe als eine Gefahr für die Sache des evangelischen Glaubens hinstellten, zu einem Vergleiche mit den Aufrührern bewegen, kraft dessen in Sachen des Glaubens volle Freiheit herrschen, in allen übrigen Stücken aber Jedermann der Obrigkeit gehorchen sollte.

Diese feige Nachgiebigkeit entschied die Herrschaft der Wiedertäufer. Als der Amtsdrost mit seinen Leuten abgezogen war

und die bewaffnete Bürgerschaft sich aufgelöst hatte, erneuerten die Sektirer ihr tolles Treiben. Weiber mit fliegenden Haaren und aufgelösten Kleidern rannten umher, warfen sich, bald zähneknirschend, bald lachend, unter schrecklichen Verzuckungen zur Erde nieder oder zerschlugen sich heulend die Brust. Ihnen folgten Männer, in deren wildem Geschrei man Ermahnungen zur Buße, Gebete und Verwünschungen unterschied. Dieser Auftritt rief unter dem gemäßigteren Theile der Bevölkerung einen solchen Schrecken hervor, daß die meisten wohlhabenden und rechtlich gesinnten Bürger sich zur Auswanderung entschlossen. Nach ihrer Entfernung strömten immer größere Schaaren von Wiedertäufern aus verschiedenen Gegenden herbei; denn Rothmann hatte ein Einladungsschreiben erlassen, des Inhaltes, daß Alle, denen ihr Heil am Herzen liege, unter Zurücklassung ihrer Habe mit Weib und Kind nach Münster, dem „neuen Jerusalem", kommen möchten, um Salomons Tempel und den rechten Gottesdienst wieder aufrichten zu helfen, wobei sie außer dem himmlischen Schatze Güter vollauf haben würden.

Als die Wiedertäufer sich im unbestrittenen Besitz der Stadt sahen, erwählten sie einen neuen Rath und setzten den Tuchhändler Knipperdolling, einen wüthenden Demagogen, der schon bei den früheren Aufständen eine hervorragende Rolle gespielt, zum ersten Bürgermeister ein. Alsbald wurde auf den Antrag des Propheten Matthiesen der Beschluß gefaßt, nur noch Wiedertäufer in der Stadt zu dulden, und sofort wurden mehrere Tausende der unglücklichen Bewohner, welche sich geweigert, sich nochmals taufen zu lassen, unter ihnen selbst Kranke und Greise, im hilflosesten Zustande, viele nackt und bloß, unter Wuthgeschrei mit Prügeln aus der Stadt getrieben.

Hierauf schritt das neue Regiment zur vollständigen Ausplünderung der Kirchen und Klöster, sowie zur Vernichtung alles dessen, was an die andersgläubige Vergangenheit und an die frühere Ordnung der Dinge erinnern konnte. Nachdem das große Stadtsiegel mit dem Bilde des Apostels Paulus zerschlagen worden, wurden die Wappen der bischöflichen Residenz in den Koth getreten, die in den Kirchen und Klöstern aufgefundenen schriftlichen Urkunden zerrissen, alle gedruckten Bücher, mit Ausnahme der Bibeln, auf öffentlichem Markte verbrannt. Auch alles, was zur Erheiterung des Lebens dienen konnte: Flöten, Cithern, Geigen, Würfelbecher, Karten u. dergl., wurde vernichtet; denn Bürger des himmlischen Reiches, hieß es, sollten sich nicht durch eitle Spielwerke zerstreuen, sondern alle ihre Gedanken auf die Erbauung ihrer Seelen und die Vertheidigung der heiligen Stadt gegen die Widersacher richten.

Um vollständige Gütergemeinschaft einzuführen, gab Matthiesen,

der alle Macht an sich gerissen und den zweiten Bürgermeister Tilbeck, als derselbe gewagt, einer seiner Anordnungen zu widersprechen, mit eigener Hand getödtet hatte, Befehl, alles Gold und Silber, geprägtes und ungeprägtes, nebst allem Frauenschmuck auf das Rathhaus zu bringen, und so groß war der Schrecken seines Namens, daß Niemand sich dieser Maßregel widersetzte. Indessen war sein tyrannisches Regiment nur von kurzer Dauer. Als der Bischof, der inzwischen im Vereine mit den benachbarten Fürsten Vorkehrungen zur Bekämpfung des Aufruhrs getroffen, mit einer Heeresabtheilung gegen die Stadt heranrückte, erklärte Matthiesen, er habe von Gott Befehl erhalten, diese Ungläubigen in die Flucht zu schlagen, und zog mit einer kleinen Schaar vor das Thor; kaum war er jedoch im Angesichte des Feindes erschienen, als er niedergehauen wurde.

An Matthiesens Stelle wurde jetzt Johann von Leyden der Führer der unsinnigen Rotte. Nachdem er den Bürgermeister Knipperdolling zum Scharfrichter degradirt, setzte er, einem angeblichen göttlichen Befehle zufolge, den ganzen Rath ab und ernannte an dessen Stelle zwölf Aelteste, die er mit unbeschränkter Gewalt bekleidete; dann ließ er eine auf lauter Bibelstellen gegründete Verordnung bekannt machen, nach welcher alle Uebertretungen des göttlichen Gebotes, wie Gotteslästerung, Ungehorsam, Ehebruch, Diebstahl, Betrug, Verläumdung u. s. w., mit dem Tode bestraft werden sollten, und forderte endlich die „Heiligen Gottes" in Münster auf, nach dem Vorgang der Patriarchen und der Könige des alten Bundes mehrere Frauen zu nehmen, wobei er ihnen mit seinem eigenen Beispiele voranging.

Inzwischen hatte ein Ueberrest verständiger Bürger den Beschluß gefaßt, durch Gefangennehmung des Propheten, sowie seiner Prediger und vornehmsten Anhänger, dem heillosen Unwesen ein Ende zu machen, und das Wagniß wurde zu nächtlicher Stunde ausgeführt. Am folgenden Morgen wurden jedoch die Gefangenen durch ihren Anhang wieder befreit und nahmen an ihren Gegnern furchtbare Rache. Einige wurden an Bäume gebunden und mit Hakenbüchsen erschossen, Andere von Knipperdolling enthauptet oder mitten durchgehauen und wieder Andere aneinander gebunden und als Zielscheiben zwischen den Pfeilern des Domes durchschossen.

Einige Wochen nach diesen Vorgängen, am 25. Juni 1534, berief Johann Dusentschur, ein Goldschmied aus Warendorf, gleichfalls ein Prophet, das Volk auf dem Markte zusammen und erklärte ihm, es sei der Wille Gottes, daß Johann von Leyden den Thron Davids wieder aufrichte und als König herrsche über den ganzen Erdkreis. Durch ihn sollten alle Gottlosen ausgerottet, alle Könige und Fürsten erwürgt und das Reich allein den Frommen in die

Hände gegeben werden. Johann von Leyden nahm hierauf den Titel eines „gerechten Königs des neuen Tempels und eines Dieners des allerhöchsten Gottes" an, setzte die zwölf Aeltesten ab, um selbst das Schwert der Gewalt in die Hand zu nehmen, und richtete sich einen prunkvollen Hofhalt, sowie einen Harem von siebzehn Frauen ein, unter welchen jedoch nur eine, die Wittwe seines Vorgängers Matthiesen, den Rang einer Königin einnahm. Dabei schändete er den angenommenen Titel durch Wollust und Grausamkeit. Während in der von den Bischöflichen eingeschlossenen Stadt das Elend immer größer wurde, hielt er mit seinen Frauen und Höflingen üppige Gelage und suchte die hin und wieder unter der Bevölkerung zu Tage tretende Unzufriedenheit durch Schrecken niederzuhalten. Eine seiner Frauen, die zu äußern gewagt, sie könne nicht glauben, daß es Gottes Wohlgefallen sei, so viele Leute Hungers sterben zu lassen, während der König im Ueberflusse lebe, enthauptete er eigenhändig auf öffentlichem Markte und umtanzte singend mit dem versammelten Volke ihren Leichnam. Wenn der König des neuen Gottesreiches, die Krone auf dem Haupte und mit reichem Geschmeide behängt, in der Rechten das Schwert und in der Linken die Weltkugel, auf hohem Rosse durch die Stadt ritt, ging hinter ihm, neben Rothmann, dem ersten seiner Prediger, der Scharfrichter Knipperdolling mit entblößtem Schwerte her.

Zur Begründung seiner Weltherrschaft sandte Johann achtundzwanzig Apostel aus, um in allen Städten des Erdkreises die Lehre der Wiedertäufer zu verkünden und die Bevölkerung zur Unterwerfung unter den König des neuen Gottesreiches aufzufordern. Sie kamen Alle glücklich durch das Belagerungsheer, wurden aber an den Orten, wo sie ihre Mission zu erfüllen suchten, gefangen genommen und als Aufrührer hingerichtet.

Ein volles Jahr hatte bereits das abenteuerliche Königreich der Wiedertäufer gedauert, als es endlich dem durch die Truppen des Landgrafen von Hessen verstärkten bischöflichen Belagerungsheere gelang, der rebellischen Stadt Herr zu werden. In der Nacht zum 25. Juni 1535 drang eine auserlesene Schaar von vierhundert Mann, denen ein geflüchteter Wiedertäufer als Führer diente, an einer unbewachten Stelle in die Stadt ein, und nach verzweifelter Gegenwehr wurden die Wiedertäufer überwältigt. Eine große Anzahl derselben war im Kampfe gefallen; viele Anderen wurden gefangen genommen und zum Theil sofort enthauptet. Dieses Loos traf auch die anmaßliche Königin, die sich als eine besonders eifrige Wiedertäuferin hervorgethan. Rothmann soll im Gedränge entkommen sein und sein Leben in der Verborgenheit auf einem Edelhofe in Friesland beschlossen haben.

Johann von Leyden, der sich in einen Mauerthurm versteckt

hatte, wurde mit Knipperdolling und seinem Kanzler Krechting barhaupt und barfuß in schweren Ketten durch das Land geführt und dann mit Beiden zur Hinrichtung nach Münster zurückgebracht. Am Vorabend seines Todes verlangte er den Kaplan des Bischofs zum Beichtvater und drückte ihm Reue über seine Irrthümer und Uebelthaten aus, jedoch mit Vorbehalt der Lehre von der Verwerflichkeit der Kindertaufe, bei welcher er beharrte. Am Morgen des 22. Januar 1536 wurden die drei Verurtheilten zum Schaffot geführt, das auf dem Markte an der Stelle errichtet war, wo Johann von Leyden als König gethront und seine Richtersprüche erlassen hatte. Eine Stunde lang wurden sie mit glühenden Zangen gezwickt; dann erst machte ein Dolchstich durchs Herz ihren schauerlichen Qualen ein Ende. Ihre Leichen wurden in drei eisernen Käfigen am St. Lambertithurme aufgehängt.

Mit den Wiedertäufern war in Münster auch der Protestantismus unterlegen, und eifriger als je hing seitdem die Bevölkerung dem alten Glauben an. Die Wiedertäufer aber gaben ihre weltumgestaltenden Pläne auf und zogen sich in die Stille zurück. Noch jetzt bilden sie unter dem Namen Mennoniten — von Menno Simonis, einem ehemaligen katholischen Priester aus Friesland, der ihre gesellschaftlichen Verhältnisse ordnete und 1561 starb — oder Anabaptisten (Taufgesinnte), eine Sekte, die jedoch mit jenen gefährlichen Schwärmern nichts Anderes gemein hat, als die Verwerfung der Kindertaufe.

Karls V. Züge gegen Tunis und Algier.

(1535 und 1541.)

Während die Wiedertäufer in Münster ihr schreckenvolles Unwesen trieben, führte Karl V. die Waffen gegen die maurischen Korsaren, deren Raubzüge auf dem Mittelmeere seit dem Beginne des sechzehnten Jahrhunderts eine furchtbare Ausdehnung gewonnen. Die systematische Organisation dieses Korsarenthums war das Werk zweier griechischer Renegaten, Horuk und Schereddin oder Chaireddin — Beide nach ihrem rothen Barte Barbarossa genannt, — der Söhne eines Töpfers aus Lesbos, welche mit dem Islam auch das Seeräuberhandwerk ergriffen hatten und mit einer Flotte von zwölf Galeeren, die sie durch Schlauheit, Muth und Glück zusammengebracht, von den Dardanellen bis weit in das Mittelmeer Angst und Schrecken verbreiteten.

Horuk ließ im Jahre 1516 den Beherrscher von Algier, bei dem er freundliche Aufnahme gefunden, heimlich ermorden, um sich

auf dessen Thron zu schwingen; er fand jedoch schon im Jahre 1518 den Tod im Kampfe gegen die Spanier, die dem von ihm vertriebenen Beherrscher von Telemsan zu Hilfe gekommen. Da die Spanier es versäumten, ihren Sieg zur gänzlichen Vernichtung des Seeräuberunwesens zu benutzen, fand Schereddin Barbarossa Zeit, sich in den Eroberungen seines Bruders zu befestigen, worauf er mit Hilfe des türkischen Sultans, unter dessen oberherrlichen Schutz er sich begeben und der ihn zum Beglerbeg des Meeres ernannt, seine Herrschaft über die ganze Küste von Oran bis nach Tunis ausdehnte. Auf diese Stadt besonders hatte er ein lüsternes Auge geworfen, und als der Beherrscher derselben, Alraschid, von seinem Bruder Muley Hassan vertrieben worden, erschien er, unter dem Vorwande, denselben wieder einzusetzen, mit zahlreichen Streitkräften vor Tunis und zwang die Tunesen, nachdem sie ihm freiwillig ihre Thore geöffnet, ihn selbst als ihren Herrscher unter türkischer Oberhoheit anzuerkennen.

Der zur Flucht gezwungene Muley Hassan rief die Hilfe des Kaisers an, und da Karl die Nothwendigkeit erkannte, nicht nur den von Barbarossa im großartigsten Maßstabe fortgesetzten Raubzügen ein Ende zu machen, sondern auch die Befestigung und Erweiterung einer von Solyman abhängigen Macht an der nordafrikanischen Küste zu verhindern, beschloß er, die Kräfte seines Reiches zu einem Zuge gegen den kühnen Korsaren aufzubieten und selbst die Leitung desselben zu übernehmen. Nachdem der Papst, Portugal und Genua, sowie der damals auf Malta ansässige Johanniterorden ihm ihre Unterstützung zugesagt, während Franz I., der mit dem Korsarenhäuptling im Bunde stand, jede Betheiligung an dem Unternehmen abgelehnt hatte, wurde Cagliari zum allgemeinen Sammelplatze bestimmt, und von hier ging am 16. Juli eine Flotte von fünfhundert Schiffen, die ein Heer von dreißigtausend Mann an Bord hatte und von dem genuesischen Seehelden Andreas Doria befehligt wurde, unter Segel. Das Unternehmen galt als ein Kreuzzug; die Flagge auf dem Admiralschiff trug das Bild des Gekreuzigten.

Nachdem die Flotte bei Goletta, dem Bollwerk von Tunis, vor Anker gelegt, wurde am 24. Juli diese mit Lebensmitteln und Geschütz reichlich versehene und von der Besatzung auf das Tapferste vertheidigte Festung mit Sturm genommen und zwei Tage später Barbarossa, der mit einem Heere von fünfzigtausend Mann heranrückte, nach einem heißen Kampfe, trotz seiner bedeutenden numerischen Ueberlegenheit, in die Flucht geschlagen. Er eilte nach Tunis zurück, fand jedoch die Thore der Stadt verschlossen. Die in der Burg gefangenen Christensklaven hatten während der Schlacht ihre Fesseln gebrochen und die türkische Besatzung überwannt. Während Barbarossa nach Bona entfloh, zog Karl in Tunis ein. Muley

Hassan wurde in seine Herrschaft wieder eingesetzt; doch mußte er, unter Anerkennung der spanischen Oberhoheit, die Verpflichtung übernehmen, seine Häfen den Seeräubern zu verschließen, allen Unterthanen des Kaisers freien Handel und ungehinderte Uebung der christlichen Religion zusagen und alle Christensklaven in seinem Gebiete ohne Lösegeld freigeben. Es waren ihrer gegen zwanzigtausend aus allen Nationen, die Karl sogleich, mit neuer Kleidung und den nöthigen Geldmitteln versehen, in ihre Heimath zurücksandte. Der Kaiser selbst, den die Ungunst der Witterung und Krankheiten in seinem Heere an der weiteren Verfolgung Barbarossa's hinderten, schiffte sich am 17. August nach Italien ein, um den Winter in Neapel zuzubringen.

Da Barbarossa von Algier aus, wohin er nach dem Verluste von Tunis seinen Herrschersitz zurückverlegt, seine Raubzüge auf dem Mittelmeere ungescheut fortsetzte, hielt es Karl für seine Pflicht, den Bedränger der Christenheit auch aus diesem letzten Schlupfwinkel zu vertreiben, und traf daher im Jahre 1541 Vorkehrungen zu einem neuen Zuge nach Nordafrika. Auf der Insel Majorka, die zum Sammelplatze bestimmt war, fand sich im September ein auserlesenes Heer zusammen, das außer der Blüthe des spanischen und italienischen Adels und hundert Malteserrittern zweiundzwanzigtausend aus den besten Soldaten Spaniens, Deutschlands und Italiens ausgewählte Fußgänger zählte. Inzwischen war jedoch die Zeit der Herbststürme gekommen, die besonders an der afrikanischen Küste sehr gefährlich sind; Doria, der auch diesmal zum Führer der Flotte bestimmt war, rieth daher dem Kaiser, den Feldzug bis zum kommenden Frühjahr zu verschieben. Allein Karl, den es zu rascher Entscheidung drängte, glaubte seinem Glücke vertrauen zu können, und in der That erreichte die Flotte am 20. Oktober glücklich die Höhe von Algier.

Nachdem die Landung bewerkstelligt worden, ließ der Kaiser sogleich sein Heer gegen Algier vorrücken und die Stadt zur Ergebung auffordern; er erhielt jedoch eine stolze, ablehnende Antwort. Um zur Belagerung der Stadt schreiten zu können, mußten erst die Geschütze und Zelte, sowie ein Vorrath von Lebensmitteln ausgeschifft werden; doch noch ehe man damit beginnen konnte, brach ein orkanartiger, von einem heftigen Platzregen begleiteter Sturm aus, gegen dessen Wüthen die obdachlos auf einer niedrigen, moorigen Ebene stehenden Soldaten sich nur dadurch schützen konnten, daß sie ihre Lanzen in die Erde stießen und sich gegen dieselben stemmten. Am andern Morgen stürmten große Schaaren von Türken und Mauren aus der Stadt gegen das Lager Karls, und nur mit äußerster Mühe gelang es den erschöpften Christen, sie zurückzuschlagen.

Auch an diesem Tage und in der darauf folgenden Nacht dauerten Sturm und Regen mit unverminderter Stärke fort, und als am folgenden Morgen die Sonne aufging, beleuchtete sie ein trostloses Schauspiel: das Meer war bedeckt mit Leichen und Schiffstrümmern. Fünfzehn Galeeren und hundertvierzig Transportschiffe waren durch den Sturm von den Ankern losgerissen und an einander zerschellt worden; die achttausend Mann starke Bemannung derselben hatte in den tobenden Wogen ihr Grab gefunden.

Um den Hunger der Soldaten zu stillen, ließ Karl die Pferde schlachten und führte dann das Heer, unter unsäglichen Mühen und Beschwerden und steten Kämpfen mit dem nachsetzenden Feinde, auf grundlos gewordenen Wegen längs der Küste zu den geretteten Schiffen zurück. Da diese erst in dem Busen von Metafuz einen sicheren Ankerplatz fanden, dauerte der angestrengte, leidenvolle Zug drei volle Tage. An einen Winterfeldzug war, bei der gänzlichen Erschöpfung der Truppen und dem Verluste des größten Theiles der Geschütze und des übrigen Kriegsbedarfs, nicht zu denken; daher gab der Kaiser Befehl zur Wiedereinschiffung. Wie er während des ganzen Zuges bei allen Gefahren der Erste gewesen, mit dem geringsten Krieger alle Beschwerden und Anstrengungen getheilt und dabei durch tröstenden und ermunternden Zuspruch den Muth der Seinigen aufrecht erhalten, so verließ er auch, trotz der in großen Schaaren umherschwärmenden Araber, den Boden Afrika's erst, nachdem die Einschiffung des Heeres vollständig bewerkstelligt worden (1. Nov. 1541).

Auch auf der Rückfahrt hatte die Flotte mit heftigen Stürmen zu kämpfen, durch welche noch mehrere Schiffe mit einem Theile ihrer Bemannung den Untergang fanden. Erst am 6. Dezember stieg Karl zu Karthagena wieder ans Land, besiegt zwar, aber nicht von Menschen, sondern von den Elementen.

Die beiden letzten Kriege Karls V. gegen Franz I.

(1536—1538 und 1542—1544).

Wie nach dem Abschluß des Vertrags von Madrid, so war Franz I. auch nach dem Frieden von Cambray durchaus nicht gewillt, die gegen den Kaiser eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen, weßhalb er auch bei dieser Gelegenheit einen heimlichen Protest gegen dieselben hatte aufstellen lassen. Entschlossen, die Feindseligkeiten zu erneuern, sobald die Gelegenheit dazu günstig sein werde, benutzte er den Zug Karls gegen Tunis zum Abschluß eines neuen Vertrags mit dem Sultan Solyman, in welchem ein gemeinsamer Angriff gegen die Länder des Kaisers vereinbart war, sowie

zur Wiederaufnahme und Erweiterung seiner verrätherischen Verbindungen mit den deutschen Protestanten. Der glückliche Ausgang des Zuges Karls gegen Barbarossa durchkreuzte zwar für den Augenblick die Pläne seiner treulosen Politik, doch blieb die Ausführung derselben nur für kurze Zeit vertagt.

Veranlassung zur Erneuerung des Zwiespaltes zwischen den beiden Monarchen gab der am 24. Oktober 1535 erfolgte Tod des Herzogs Franz Sforza. Da derselbe keine Kinder hinterließ, zog Karl das Herzogthum Mailand als erledigtes Reichslehen ein; gegen diese Einziehung protestirte jedoch Franz I., indem er behauptete, er habe auf Mailand nur zu Gunsten des Hauses Sforza verzichtet. Um den Frieden aufrecht zu halten und Franzens Beihilfe für den Türkenkrieg, sowie seine Mitwirkung für die Herstellung der Glaubenseinheit zu erlangen, erklärte sich der Kaiser bereit, den dritten Sohn des Königs, den Herzog Karl von Angoulême, mit Mailand zu belehnen; Franz verlangte jedoch dieses Herzogthum für seinen zweiten Sohn, den Herzog Heinrich von Orleans, und da Karl auf diese Forderung nicht einging, weil er fürchtete, daß dieser Prinz, als der Gemahl einer Mediei, an den Besitz von Mailand weitere, die spanische Herrschaft in Italien gefährdende Pläne knüpfen könnte, brach er die Verhandlungen ab und ließ im Februar 1536 seine Truppen in das Gebiet des Herzogs Karl III. von Savoyen, des Schwagers Karls V., einrücken, das in kurzer Zeit vollständig von denselben besetzt war.

Jetzt traf auch Karl Anstalten zum Kriege. Drei kaiserliche Heere sollten im Sommer 1536 in Frankreich eindringen: eines durch Savoyen in die Provence, ein zweites von den Niederlanden aus in die Picardie und ein drittes von Deutschland aus in die Champagne. Das erste und stärkste dieser drei Heere — es zählte fünfzigtausend Mann — führte der Kaiser selbst. Nachdem Antonio de Leyva die Franzosen aus dem größten Theile von Savoyen vertrieben, überschritt das kaiserliche Heer am 23. Juli voll Siegeszuversicht den Grenzfluß Var; es wurde jedoch bald auf seinem Zuge durch den vollständigsten Mangel an Lebensmitteln aufgehalten. Franz hatte nämlich seinen Feldherrn, den Marschall Montmorency, bei Avignon eine feste Stellung nehmen und alles Land zwischen dieser Stadt und dem Var in eine Wüste verwandeln lassen. Die Dörfer waren verödet oder lagen in Asche; alle Mühlen und Backöfen waren zerstört, die Brücken abgerissen, die Brunnen zugeschüttet und alle Lebensmittel fortgeschleppt.

Nach mehreren mühevollen Tagemärschen in diesen künstlichen Wüsteneien sah sich der Kaiser zum Rückzug gezwungen. Um von seiner Flotte die nöthigen Lebensmittel zu entnehmen, wandte er sich dem Meere zu und ordnete eine neue Belagerung von Marseille

an; nach zweimonatlichen vergeblichen Bemühungen, den Widerstand der Stadt zu brechen, nöthigten ihn jedoch verheerende Krankheiten, die einen großen Theil seines Heeres hinwegrafften und der auch Antonio de Leyva erlag, zur Rückkehr nach Italien, das er mit einer schweren Einbuße an Menschen, Geschütz und Gepäck gegen Ende September wieder erreichte. Nach einem kurzen Aufenthalt in Genua schiffte er sich nach Spanien ein, um dort, wie Spötter sagten, „seinen in der Provence verschiedenen Ruhm zu begraben."

Ebenso erfolglos, wie Karls Einfall in die Provence, war der Krieg an der niederländischen Grenze geblieben, und zu dem Einfall in die Champagne war es gar nicht gekommen, weil die deutschen protestantischen Fürsten, Franzens Verbündete, die Stellung der Reichshilfe zu verhindern gewußt. Auch in Piemont, wo der Krieg nach dem Einfalle Karls in das südliche Frankreich aufs Neue entbrannt war, blieb das meist aus deutschen Truppen bestehende französische Heer, zu dessen Führern auch der Prinz Christoph von Württemberg gehörte, gegen die Kaiserlichen im Vortheil.

Im Januar des folgenden Jahres ließ Franz in einer öffentlichen Sitzung des Parlaments den Kaiser, „weil derselbe durch seinen Einfall in Frankreich den Frieden von Cambray gebrochen und folglich aller Vortheile desselben, insbesondere der Lehensunabhängigkeit in Flandern und Artois, verlustig gegangen," als Vasall der Krone Frankreich zur Verantwortung wegen der von ihm verübten „Felonie" nach Paris vorladen, und da Karl dieses seltsame Spiel mit feierlichen Rechtsformen, durch welches Franz ebensowohl seiner persönlichen Eitelkeit als seinem Hasse gegen den Kaiser eine kleinliche Befriedigung gewährte, vollständig unberücksichtigt ließ, erklärte ihn das Parlament, „seines Aufruhrs und boshaften Ausbleibens wegen," seiner französischen Lehen verlustig. Um diesem richterlichen Ausspruche den nöthigen Nachdruck zu verleihen, rückte Franz mit einem Heere von fünfundzwanzigtausend Mann in Artois ein; doch wurde bald durch die kaiserliche Statthalterin in den Niederlanden, die Königin Maria von Ungarn, und ihre Schwester Eleonore, Franzens Gemahlin, ein Waffenstillstand vermittelt, der später auch auf Piemont ausgedehnt wurde.

Unterdessen war Schereddin Barbarossa, in Folge des zwischen dem König von Frankreich und dem Sultan Solyman geschlossenen Bündnisses, mit siebzig türkischen Galeeren in der Nähe von Otranto erschienen und hatte sich des kleinen Hafens von Castro bemächtigt, während der Großherr selbst zum fünften Male in Ungarn eingefallen war und bei Essek über Ferdinands Feldherren einen Sieg erfochten hatte. Bei dieser Sachlage bot der greise Papst Paul III., der Nachfolger Clemens' VII. (seit 1534), Alles auf, um eine Aussöhnung zwischen den beiden Herrschern zu bewirken, und es gelang ihm

in der That, sie zu einer Zusammenkunft in Nizza zu bewegen, bei welcher er den Frieden unter ihnen vermitteln zu können hoffte (Mai 1537); die gegenseitige Erbitterung war jedoch noch so groß, daß sie einander gar nicht sehen wollten und der Papst nichts Anderes erlangen konnte, als den Abschluß eines zehnjährigen Waffenstillstandes, während dessen beide Fürsten das behalten sollten, was sie eben in Händen hatten (18. Juni 1537).

Die versöhnenden Worte des Papstes blieben indessen nicht ohne Nachwirkung. Als Karl im Begriffe stand, sich in Genua nach Barcelona einzuschiffen, traf ein französischer Gesandter ein, durch welchen Franz ihn zu einem Besuche in Aiguesmortes einladen ließ, damit sie sich persönlich über die schwebenden Fragen besprechen könnten. Trotz der Abmahnungen seiner Begleiter zögerte der Kaiser nicht, dieser Einladung Folge zu leisten, und in der That rechtfertigte das Benehmen des Königs Karls Vertrauen auf das Glänzendste. Franz überhäufte den Kaiser mit Ehrenbezeigungen, und nach zweitägigem freundschaftlichem Verkehr, bei welchem eine gemeinsame große Unternehmung beider Monarchen gegen die Türken, nicht allein zur Abwehr, sondern auch zum Angriff verabredet wurde und Franz dem Kaiser seine Mitwirkung zur Herbeiführung eines gütlichen Ausgleichs mit den protestantischen Ständen zusagte, schieden die beiden Fürsten anscheinend vollständig versöhnt. „Wir versprachen uns", schrieb Karl am 18. Juli an seine Schwester Maria, „für die Zukunft wahre Brüder, Freunde und Verbündete zu sein und nichts zu thun, was uns gegenseitig schaden könne. Der zehnjährige Stillstand soll bereits als Friede betrachtet, die noch vorhandenen Schwierigkeiten sollen durch unsere Minister und Gesandten gehoben werden."

Im folgenden Jahre fand Franz Gelegenheit, dem Kaiser einen Beweis der Aufrichtigkeit seiner in Aiguesmortes an den Tag gelegten freundschaftlichen Gesinnungen zu geben. In Gent war nämlich aus Anlaß einer neuen Steuer, zu welcher die übrigen flandrischen Städte sich bequemt hatten, ein Aufstand ausgebrochen, und die Leiter desselben suchten den König von Frankreich durch große Versprechungen auf ihre Seite zu ziehen. Statt auf ihre Vorschläge einzugehen, setzte Franz selbst den Kaiser von denselben in Kenntniß und lud ihn ein, zur rascheren Bewältigung des Aufruhrs den Weg über Frankreich zu nehmen. Karl ging, die Warnungen seiner Freunde zurückweisend, auf diesen Vorschlag ein, hielt sich jedoch dabei aus, daß während seines Aufenthalts in Frankreich die mailändische Angelegenheit nicht zur Sprache gebracht werde, und auch diesmal sah er sich in seinem Vertrauen nicht getäuscht. Er wurde an der französischen Grenze von den Söhnen des Königs auf das Ehrerbietigste empfangen, im ganzen Lande, besonders in

Paris und am königlichen Hofe zu Fontainebleau, mit Ehrenbezeigungen überhäuft und nach einem mehrwöchentlichen, unter glänzenden Festlichkeiten verstrichenen Aufenthalte in Frankreich von dem König bis St. Quentin und von den königlichen Prinzen bis zur niederländischen Grenze geleitet.

Kaum hatte indessen Karl seinen Einzug in das rasch zum Gehorsam zurückgeführte Gent gehalten, als französische Abgeordnete bei ihm erschienen, die im Namen ihres Königs auf die Abtretung Mailands drangen. Karl, der die Franzosen um keinen Preis in Italien wieder Fuß fassen lassen wollte, lehnte Franzens Forderung ab und machte ihm dagegen einen ungleich vortheilhafteren Vorschlag. Er wollte dem jüngsten Sohne des Königs, auf welchen, seitdem der Herzog von Orleans durch den frühen Tod seines ältesten Bruders Dauphin geworden, dessen Titel übergegangen, seine Tochter Maria zur Gemahlin geben und derselben nicht nur die Niederlande nebst der Franche-Comté und Charolais als Mitgift zusichern, sondern auch zu ihren Gunsten seinen Ansprüchen auf das Herzogthum Burgund entsagen. Die hierüber angeknüpften Unterhandlungen zerschlugen sich jedoch bald, indem Franz sich zu der von dem Kaiser gestellten Bedingung, aufrichtig und für immer auf Mailand zu verzichten und seine Truppen aus Savoyen zurückzuziehen, nicht verstehen wollte, und so trat an die Stelle der kaum hergestellten Freundschaft eine neue bedenkliche Spannung.

Aufs Aeußerste erbittert darüber, daß der Kaiser am 11. Oktober 1540 seinen Sohn Philipp mit Mailand belehnt hatte, erneuerte Franz nach dem unglücklichen Ausgange des Zuges Karls gegen Algier seine Verbindungen mit dem Sultan und den protestantischen Fürsten Deutschlands und rüstete zum Wiederbeginn der Feindseligkeiten. Als Vorwand dazu diente ihm ein Vorfall, den er aufs Beste für seine Zwecke auszubeuten wußte. Zwei seiner Sendlinge, die sich in seinem Auftrage durch das Mailändische zu schleichen gesucht, um in Venedig und Konstantinopel gegen den Kaiser zu wirken, waren auf Befehl des Statthalters von Mailand angehalten und zur Auslieferung ihrer Papiere aufgefordert worden, und da sie sich dabei zur Wehre gesetzt, hatten sie im Handgemenge den Tod gefunden. Obgleich dieselben gar nicht unter dem Namen von Gesandten gereist waren, vielmehr diese Eigenschaft auf das Sorgfältigste zu verbergen gesucht hatten, erklärte Franz den Vorfall für eine himmelschreiende Verletzung des Völker- und Gesandtschaftsrechtes und eröffnete, zum Kampfe vollständig gerüstet, im Frühjahr 1542 die Feindseligkeiten auf fünf verschiedenen Punkten, ohne jedoch irgend welche nennenswerthen Erfolge zu erzielen.

Im nächsten Jahre sandte Solyman eine Flotte unter Barbarossa nach Italien, die sich nach einer gräuelvollen Verwüstung der neapolitanischen Küste im Vereine mit der französischen gegen Nizza wandte, in dessen Plünderung Türken und Franzosen mit einander wetteiferten.

Inzwischen hatte Karl V. nicht nur in Heinrich VIII., der Franz I. wegen dessen Einmischung in seine Verwicklungen mit Schottland grollte, einen Bundesgenossen gefunden, sondern war auch durch ansehnliche Geldbewilligungen von Seiten der spanischen Cortes, sowie durch den reichen Brautschatz der mit seinem Sohne Philipp verlobten portugiesischen Prinzessin Maria in die Lage versetzt worden, den Krieg mit großer Kraftentfaltung fortzusetzen. Nachdem er sich im Mai 1543 von Italien aus nach Deutschland begeben, fiel er mit einem ansehnlichen Heere in das Gebiet des Herzogs Wilhelm von Cleve ein, der sich durch Geltendmachung seiner angeblichen Ansprüche auf das erledigte Herzogthum Geldern mit Franz I. verbündet hatte, und zwang denselben zum Rücktritt von dem französischen Bündniß, sowie zur Verzichtleistung auf Geldern und zur Rückkehr zur katholischen Kirche.

Unterdessen war Franz in den Hennegau eingefallen und hatte sich mehrerer festen Plätze, unter anderen auch Landrecy's, bemächtigt. Karl brach sofort zur Wiedereroberung dieser wichtigen Festung auf; er mußte sich jedoch wegen der vorgeschrittenen Jahreszeit bald zur Aufhebung der Belagerung entschließen. Nachdem er sein Heer in die Winterquartiere verlegt, schrieb er auf den Februar des folgenden Jahres einen Reichstag nach Speier aus, auf welchem er durch bedeutende, den Protestanten gemachte Zugeständnisse die geforderte Reichshilfe zur Fortsetzung des Krieges erlangte.

Nach dem Schlusse des Reichstags (10. Juni 1544) brach der Kaiser in die Champagne ein. Da Heinrich VIII. zu der gleichen Zeit mit einem Heere im Norden Frankreichs gelandet war, mußte Franz einen Theil seiner italienischen Truppen, die unterdessen in der Lombardei siegreich gegen den spanischen Feldherrn del Guasto gefochten, zurückberufen, um im eigenen Lande seinen beiden Gegnern gewachsen zu sein. Indessen bewogen ihn bald die Fortschritte Karls, der St. Didier erobert, Epernay und Chateau-Thierry durch Ueberrumpelung genommen und das ihm entgegengesandte französische Herr bis in die Nähe von Paris zurückgedrängt hatte, dem Kaiser Friedensvorschläge zu machen. Da derselbe nicht in der Lage war, sich auf eine aller Wahrscheinlichkeit nach langwierige Belagerung der französischen Hauptstadt einzulassen, erklärte er sich zu Unterhandlungen bereit, und so kam am 18. September 1544 der Friede von Crespy zu Stande. Beide Monarchen versprachen, sich gegenseitig ihre seit dem Waffenstillstande von Nizza ge-

machten Eroberungen herauszugeben; außerdem entsagte Franz allen seinen Ansprüchen auf Neapel, sowie der Oberhoheit über Flandern und Artois, wogegen Karl auf Burgund verzichtete. Zugleich wurde vereinbart, daß der Herzog von Orleans sich entweder mit des Kaisers ältester Tochter Maria oder mit dessen Nichte Anna, der Tochter des römischen Königs Ferdinand, vermählen und im ersten Falle die Niederlande, im zweiten Mailand erhalten sollte. Dieses Vermählungsprojekt kam jedoch nicht zur Ausführung, da der Herzog von Orleans schon im folgenden Jahre starb.

Franz I. überlebte den Frieden von Crespy nicht volle drei Jahre: er starb am 31. März 1547, zweiundfünfzig Jahre alt, an den Folgen seiner ausschweifenden Lebensweise. In den friedlichen Zwischenräumen seiner Regierung war er für die Hebung der Civilisation in seinem Reiche nicht unthätig gewesen. Italienische Gelehrte und Dichter hatten in Frankreich, wo sie eine ehrenvolle Aufnahme gefunden und von dem König durch Jahrgelder unterstützt wurden, den Geschmack für die klassischen Studien vorbereitet; die berühmtesten Maler, Bildhauer und Baumeister waren an den französischen Hof berufen worden, um des Königs Landsitze mit Kunstwerken zu schmücken. Neben den Künsten und Wissenschaften hatte sich auch die Industrie zu hoher Blüthe emporgeschwungen; im Jahre 1536 war durch zwei Genueser der Grund zu den nachmals so berühmten Seidenmanufakturen Lyons gelegt worden. Auch in die Gerechtigkeitspflege und in das Kriegswesen hatte Franz Verbesserungen eingeführt und für den Dienst des Staates, der bis dahin keine eigene Seemacht besessen, eine permanente Flotte errichten lassen. Dagegen wurde der französische Hof unter Franz I. durch des Königs übermäßige Vergnügungs- und Prunksucht, sowie durch seinen Hang zu Ausschweifungen und Liebesränken eine Schule der Verschwendung und Sittenlosigkeit.

Luthers letzte Lebensjahre.

Luther brachte die letzten Jahre seines Lebens in sehr gedrückter Stimmung zu. Aeußerlich zwar ging Alles nach Wunsch. Immer größer wurde die Zahl der fürstlichen Anhänger des „Evangeliums“, und somit auch die der Länder, in welchen dasselbe zur Herrschaft gelangte. Der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, der im Jahre 1535 seinem Vater Joachim I. in der Regierung gefolgt, trat im Jahre 1539 zur Irrlehre Luthers über. Im Herzogthum Sachsen wurde dieselbe durch Heinrich von Freiberg eingeführt, der im Jahre 1539 nach dem Tode seines kinderlosen Bruders Georg die Regierung angetreten. In Braunschweig erlag der dem Witten-

berger Reformator so sehr verhaßte und so leidenschaftlich von ihm geschmähte Herzog Heinrich der Jüngere (gegen welchen auf dem von dem Kaiser am 5. April 1541 eröffneten Reichstag zu Regensburg schwere Klagen über angeblich von ihm in den Gebieten protestantischer Stände verübte Gewaltthätigkeiten erhoben worden waren, ohne daß es darüber zu einer Entscheidung gekommen) im Jahre 1542 dem Angriff der eigenmächtig gegen ihn vorgehenden Schmalkaldischen Fürsten, die ihn zur Flucht zwangen und in dem von ihnen besetzten Herzogthum unter schmachvollen Ausschreitungen gegen Kirchen und Klöster das Lutherthum einführten. Sogar die Bischöfe von Lübeck, Kamin und Schwerin traten zum Lutherthum über, und mit der gleichen Absicht trug sich der Erzbischof von Köln, Graf Hermann von Wied, ein schwacher, durchaus weltlich gesinnter und in Glaubenssachen vollständig unwissender Mann, der trotz des entschiedensten Widerstandes des Domkapitels die Protestantisirung seines Erzsprengels auf das Eifrigste betrieb. Württemberg wurde durch den Herzog Ulrich „reformirt", nachdem derselbe durch den Landgrafen Philipp von Hessen im Jahre 1533 mit Waffengewalt in sein Land zurückgeführt worden. In Baden begünstigte der Markgraf Ernst von der Durlacher Linie, in der Rheinpfalz der Kurfürst Friedrich III. die Verbreitung des Lutherthums. Während unter diesen Verhältnissen der Untergang der alten Kirche in Deutschland in nicht allzuferner Zeit unausbleiblich schien, wurden auch im Ausland ganze Königreiche, wie Dänemark und Schweden, für die neue Lehre gewonnen.

Aber die Freude an diesen äußeren Erfolgen wurde dem Reformator vergällt durch die immer deutlicher zu Tage tretenden inneren Schäden der neuen Kirchengemeinschaft. Er selbst mußte zugestehen, daß das Sittenverderbniß, Trunkenheit und Wollust, maßlose Rohheit und Ausgelassenheit, unter seinen Anhängern „weit größer sei als unter dem Papstthum." Der Landgraf Philipp von Hessen, der eifrigste Vorkämpfer des Protestantismus, beabsichtigte, neben seiner rechtmäßigen Gemahlin Christine, einer Tochter des Herzogs Georg von Sachsen, die ihm bereits acht Kinder geboren, eine zweite Frau zu nehmen, und verlangte Luthers und Melanchthons Zustimmung durch ein seinen Wünschen entsprechendes Gutachten, unter Androhung des Abfalles von ihrer Sache im Falle der Verweigerung. In der That bequemten sie sich dazu, jedoch unter der Bedingung, daß die Ehe in aller Stille abgeschlossen und die Sache geheim gehalten werde. Die Trauung des Landgrafen mit Margaretha von der Saal, einem Edelfräulein seiner Schwester Elisabeth, wurde am 4. Mai 1540, im Beisein Melanchthons, durch den hessischen Hofprediger Dionys Melander vollzogen, der selbst drei Frauen genommen. Trotz der von dem Landgrafen zugesagten Geheimhaltung

seiner Bigamie wurde die Sache ruchbar, was die beiden Reformatoren in nicht geringe Verlegenheit versetzte.

Zu dem Verdrusse über den nachtheiligen Eindruck, den diese Sache in ganz Deutschland machte, gesellte sich für Luther der Mißmuth über die unter seinen Anhängern herrschende Zwietracht, sowie über sein eigenes Zerwürfniß mit Melanchthon, zu welchem dessen abweichende Ansichten über die Lehre von der Rechtfertigung und mehr noch seine Hinneigung zu der Abendmahlslehre Zwingli's den Grund gelegt. Dazu empörte ihn die unter den Studenten und der Bevölkerung von Wittenberg eingerissene Zuchtlosigkeit, die so groß geworden, daß er im Sommer 1545 an seine „Käthe" schrieb: „er wolle lieber umherziehen und das Bettelbrod essen, als länger in diesem Sodoma leben." In der That verließ er Wittenberg, und nur der dringende Wunsch des Kurfürsten bewog ihn zur Rückkehr in die ihm so verhaßt gewordene, von ihm „bekehrte" Stadt.

In seinem wachsenden Unmuth nahm Luther auch den Kampf gegen die Zwinglianer, denen er sich, angesichts der drohender werdenden Haltung des Kaisers und der katholischen Partei, auf den Betrieb des Landgrafen wieder mehr genähert hatte, mit der äußersten Erbitterung aufs Neue auf, indem er in seiner Schrift „Kurzes Bekenntniß vom Sakramente wider die Schwärmer" über die „lästerliche und lügenhafte Ketzerei der Sakramentirer" das vollständigste Verdammungsurtheil aussprach. Auch gegen die alte Kirche ergoß er noch einmal den ganzen Ingrimm seines haßerfüllten Herzens in seiner Schrift: „Das Papstthum in Rom vom Teufel gestiftet" — einer Schrift, deren Entstehung, wie Döllinger sagt, sich kaum anders erklären läßt, als durch die Annahme, daß Luther sie zum größten Theile im Zustande der Erhitzung durch berauschende Getränke geschrieben habe. Selbst gegen die Juden wandte er jetzt seinen Groll und forderte in mehreren gegen sie gerichteten Schriften die Christen förmlich auf, die Synagogen der Juden zu verbrennen, ihnen alle ihre Bücher, auch die Bibel, zu nehmen, ihren Gottesdienst bei Todesstrafe zu verbieten und sie ohne alle Barmherzigkeit aus dem Lande zu jagen.

Luthers düstere Stimmung, die sich in fortwährender Bitterkeit, in fruchtlosen Klagen und Zornesergüssen kundgab und überdies durch schwere körperliche Leiden erhöht wurde, steigerte sich allmählich zum vollständigsten Lebensüberdrusse. „Ich habe die Welt satt, und die Welt meiner," sagte er; „wir sind also leicht zu scheiden, wie ein Gast die Herberge quittirt." In der That waren die Früchte seines reformatorischen Wirkens trostlos genug. „Die katholische Kirche", sagt Döllinger, „hatte seine Hoffnung und Voraussetzung eines baldigen gänzlichen Zerfalles getäuscht, und ihr Fortbestand drückte seiner Genossenschaft das Brandmal einer von dem

alten Stamme der Kirche losgerissenen ahnenlosen Sekte auf; die Schweizer Kirchenpartei breitete sich weiter aus; die Versöhnung zwischen den beiden großen protestantischen Körpern war mißlungen, die Spaltung eine vollendete Thatsache. Seine eigene Kirche aber — Luther stand vor diesem Werke seiner Hände mit dem Gefühle eines Mannes, dem die Macht und Herrschaft über seine Schöpfung genommen ist, und der der weiteren Entwicklung unthätig zusehen muß. Fürsten, Adel, Bürger und Bauern bereicherten sich mit der Beute des Kirchengutes, ließen die Prediger darben oder mißhandelten sie, trösteten sich fleißig mit dem neuen Evangelium und führten dabei ein Leben, das den ethischen Charakter der protestantischen Lehre in ein höchst ungünstiges Licht stellte; die Prediger aber haderten allenthalben unter einander und brachten ihre Streithändel auf die Kanzel."

Luther starb am 18. Februar 1546 zu Eisleben, wohin er zur Schlichtung eines zwischen den Grafen von Mansfeld wegen der Erzgruben ausgebrochenen Streites berufen worden. Der Kurfürst von Sachsen ließ seine Leiche unter feierlichem Gepränge nach Wittenberg bringen und in der dortigen Schloßkirche beisetzen. Luther hinterließ drei Söhne und eine Tochter, aber nur wenig Vermögen. Seine Wittwe zog sich später nach Leipzig zurück, wo sie dem bittersten Mangel ausgesetzt war und Kostgänger halten mußte, um ihr Leben zu fristen. Der Mannsstamm Luthers erlosch im Jahre 1759.

Der Schmalkaldische Krieg.

(1546—1547.)

Seitdem der Kaiser im Jahre 1532 in dem Nürnberger Religionsfrieden den protestantischen Ständen den einstweiligen Fortbestand ihrer religiösen Neuerungen und damit zugleich die Sistirung aller dieserhalb gegen sie bei dem Reichskammergericht anhängig gemachten Prozesse bewilligt, hatte sich der Schmalkaldische Bund bedeutend erweitert. Beigetreten waren demselben die Herzoge Ulrich von Württemberg, Heinrich von Sachsen und Philipp von Pommern, drei Fürsten von Anhalt, der Pfalzgraf Otto Heinrich von Pfalz-Neuburg, ein Graf von Nassau und mehrere Reichsstädte. Zum Schutze gegen Vergewaltigungen von Seiten des Bundes, dessen Bestrebungen nicht allein auf die Begründung eines gesonderten Religionsbekenntnisses innerhalb der Gebiete seiner Mitglieder gerichtet waren, sondern auch auf die gänzliche Unterdrückung des alten katholischen Glaubens und seiner Bekenner ausgingen, waren im Jahre

1538 zu Nürnberg der Kaiser und sein Bruder Ferdinand mit den Erzbischöfen von Mainz und Salzburg und den Herzogen Wilhelm und Ludwig von Baiern, Georg von Sachsen, Erich dem Aelteren und Heinrich dem Jüngeren von Braunschweig-Wolfenbüttel zu einem katholischen Gegenbündniß zusammen getreten, von welchem, im Gegensatze zu dem um die Gunst des Auslandes buhlenden Schmalkaldischen Bunde, „die fremden Königreiche außerhalb der deutschen Nationalität und Sprache" ausgeschlossen sein sollten; allein der Kaiser hatte nicht nur, dem lediglich defensiven Zweck des Bundes entsprechend, jeden Angriff gegen die Schmalkaldener untersagt, sondern auch den protestantischen Ständen, um ihren Beistand gegen Franz I. und die Türken zu erlangen, die weitgehendsten Zugeständnisse gemacht. Dabei war er eifrig bemüht gewesen, durch verschiedene Religionsgespräche, zuerst im Jahre 1540 zu Speier, Hagenau und Worms, dann im folgenden Jahre auf dem Reichstage zu Regensburg, zu welchem er sich persönlich eingefunden, eine Einigung zwischen den beiden Religionsparteien herbeizuführen; allein alle seine Bemühungen waren an der Unmöglichkeit gescheitert, unversöhnbare Gegensätze auszugleichen.

Nach dem Fehlschlagen aller seiner Reunionsversuche konnte der Kaiser die Wiederherstellung des religiösen Friedens in Deutschland nur noch von dem allgemeinen Concil erhoffen, auf welches bei allen Abkommen, die er mit den protestantischen Ständen getroffen, bezüglich der definitiven Lösung der religiösen Streitfragen hingewiesen worden, und er glaubte, von demselben umso sicherer eine Ausgleichung des unheilvollen Zwiespaltes erwarten zu dürfen, als die Protestanten selbst wiederholt für die Entscheidung ihrer Angelegenheit an ein allgemeines Concil appellirt hatten.

Schon im Jahre 1542 hatte Papst Paul III. eine allgemeine Synode nach Trient ausgeschrieben; die Eröffnung derselben verzögerte sich jedoch wegen des wiederausgebrochenen Krieges zwischen dem Kaiser und dem König von Frankreich bis zum 13. Dezember 1545. Um mit den Fürsten wegen der Beschickung dieser Synode das Nöthige zu vereinbaren, schrieb der Kaiser auf das Frühjahr 1546 einen Reichstag nach Regensburg aus; allein die protestantischen Stände verweigerten jede Theilnahme an dem Tridentinischen Concil unter dem Vorwande, daß es kein „freies", sondern ein „päpstliches" sei, und verlangten ein „Nationalconcil." Vergebens bot der Kaiser Alles auf, um den Landgrafen Philipp von Hessen, den er auf seiner Reise nach Regensburg zu einer Unterredung zu sich nach Speier entboten, zur Beschickung des Concils zu bewegen. Philipp beharrte um so entschiedener bei seiner Weigerung, als die Schmalkaldener von dem König von Frankreich die geheime Zusicherung erhalten hatten, daß er sich auf das Concil nur dann ein-

lassen werde, wenn die protestantischen Stände demselben zustimmten. Auch die dreimal von dem Kaiser auf das Eindringlichste wiederholte Bitte, nach Regensburg zu kommen, wo seine und des Kurfürsten von Sachsen Anwesenheit dringend erforderlich sei, lehnte Philipp mit Entschiedenheit ab, indem er bald Geschäfte, bald die allzu großen Kosten vorschützte. Wie der Landgraf von Hessen, so blieben auch die übrigen Schmalkaldener von dem am 5. Juli von dem Kaiser eröffneten Reichstage fern.

Noch einmal richtete der Kaiser an die Ausgebliebenen die dringende Aufforderung: „die Umstände und die Noth der deutschen Nation zu erwägen und sich zur Beilegung der Religionshändel bei ihm einzufinden;“ seine Mahnung verhallte jedoch ungehört. Im Vertrauen auf die ihnen zu Gebote stehenden Streitkräfte und die Hilfe Frankreichs, Englands und Schwedens, mit denen sie seit Lange Unterhandlungen angeknüpft, glaubten die Schmalkaldischen Bundesgenossen dem Kaiser Trotz bieten zu können. Solcher Widersetzlichkeit gegenüber blieb Karl V. Nichts übrig, als zu den Waffen zu greifen. Er sandte den Bischof von Trient, den Kardinal Madruzzi, nach Rom, um das für diesen Fall mit dem Papste bereits verabredete Bündniß zum Abschluß zu bringen. In demselben sagte Paul III. dem Kaiser zur Vertheidigung der alten Kirche gegen die Neuerer im Reiche Hilfsgelder im Betrage von zweimalhunderttausend Kronen und eine Truppenmacht von zwölftausend Mann Fußvolk und fünfhundert Reitern zu.

Karl V. betrachtete den Krieg gegen die rebellischen deutschen Fürsten als einen wesentlich politischen; denn er wollte „todt oder lebendig Kaiser von Deutschland bleiben“ und, wie er in mehreren an einzelne Reichsfürsten und Reichsstädte gerichteten Schreiben ausdrücklich erklärte, nur zu dem Zwecke ins Feld ziehen, um das kaiserliche Ansehen gegen eine Anzahl widerspenstiger Fürsten, denen die Religion nur als Vorwand zur Erreichung strafwürdiger Zwecke diene, aufrecht zu halten und dadurch zugleich die Einheit des von gänzlicher Zersplitterung bedrohten Reiches zu sichern. Diese Auffassung theilten auch mehrere protestantischen Fürsten, die sich zu Regensburg eingefunden, und so fand der Kaiser selbst unter ihnen Bundesgenossen gegen die Schmalkaldener.

Am wichtigsten war für den Kaiser die Bundesgenossenschaft des Herzogs Moritz von Sachsen, der im Jahre 1541 im Alter von zwanzig Jahren seinem Vater, dem Herzog Heinrich, in der Regierung gefolgt war. Was den Herzog Moritz, den Karl V. auf einem Feldzug in Frankreich als tapferen Waffengefährten lieb gewonnen und den er daher auch in Regensburg in sein engeres Vertrauen gezogen, zum Anschluß an den Kaiser bewog, war nicht die Treue gegen seinen Herrn und der Abscheu vor dem Treiben

der Häupter des Schmalkaldiſchen Bundes, dem er ſelbſt, hauptſächlich wegen ſeiner ſteten Zerwürfniſſe mit dem Kurfürſten von Sachſen, ſeinem Vetter, nicht beigetreten, ſondern der Wunſch, ſich auf Koſten des Letzteren zu vergrößern. In der That ſagte ihm Karl in dem zu Regensburg zwiſchen Beiden geſchloſſenen Vertrag als Preis ſeines bewaffneten Beiſtandes die ſächſiſche Kurwürde, ſowie das Schutzrecht über das Erzbisthum Magdeburg und das Bisthum Halberſtadt zu.

Unterdeſſen hatte der Kaiſer durch die förmlich in ſeine Dienſte getretenen brandenburgiſchen Markgrafen Johann von Küſtrin und Albrecht von Baireuth Werbungen anſtellen und an den in den Niederlanden kommandirenden Grafen Maximilian von Büren den Befehl ergehen laſſen, ſeine Truppen ſchleunigſt nach Deutſchland zu führen. Als die Schmalkaldiſchen Fürſten hiervon Kunde erhielten, ließen ſie den Kaiſer nach der Urſache ſeiner Rüſtungen fragen, worauf er ihnen die Antwort ertheilte: „Er wünſche Nichts ſehnlicher, als die Erhaltung des Friedens, und werde ſich gegen Alle, die ihm gehorſam ſein würden, gnädig und väterlich erweiſen, gegen die Ungehorſamen aber ſein kaiſerliches Anſehen gebrauchen und nach dem Rechte verfahren.“ Auf dieſen Beſcheid beſchleunigten die Schmalkaldiſchen Stände ihre Rüſtuugen, und während die lutheriſchen Prediger von allen Kanzeln herab das Volk aufforderten, „zur Vertheidigung der reinen Lehre des Evangeliums Gut und Leben einzuſetzen,“ erließen die beiden Häupter des Schmalkaldiſchen Bundes, der Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen, der im Jahre 1532 ſeinem Vater, Johann dem Beſtändigen, in der Regierung gefolgt, und der Landgraf Philipp von Heſſen, ein Manifeſt, in welchem ſie darzuthun ſuchten, daß des Kaiſers Rüſtungen nicht ihrer Widerſetzlichkeit, ſondern der Unterdrückung ihres Bekenntniſſes gälten. Obgleich des Kaiſers Kriegsbereitſchaft noch ſo wenig vorgeſchritten war, daß er dem bis auf nahezu ſiebzigtauſend Mann angewachſenen Heere der Schmalkaldener nicht einmal neuntauſend Mann entgegenzuſtellen hatte, trug er kein Bedenken, dieſes Manifeſt durch einen Erlaß zu beantworten, in welchem er die beiden Fürſten „als ungehorſame, untreue, pflicht- und eidbrüchige Rebellen, aufrühreriſche Verächter und Verletzer der Majeſtät, ſowie als Verbrecher gegen den gemeinen Landfrieden“ in des Reiches Acht und Aberacht erklärte.

Dieſer Entſchloſſenheit des Kaiſers gegenüber, die aus dem Gefühle ſeines guten Rechtes entſprang, zeigten die Schmalkaldiſchen Fürſten eine Haltung, die deutlich bekundete, daß es ihnen an dem rechten moraliſchen Muthe gebrach. Der Führer des oberländiſchen Bundesheeres, der kühne und ſcharfblickende Ritter Sebaſtian Schärtlin von Burtenbach, der zuerſt kampfbereit im Felde ſtand, rieth, mit ſeiner der kaiſerlichen weit überlegenen Macht ſo-

fort loszuschlagen, die kaiserlichen Musterplätze zu überfallen und die Graubündener und Tyroler Pässe zu besetzen, um dem Kaiser die Verbindung mit Italien abzuschneiden, und seine Rathschläge fanden anfangs den Beifall des zu Ulm tagenden Bundesrathes; bald aber tauchten bei den Bundeshäuptern so viele Bedenken auf, daß Schärtlein sich durch ihre rasch aufeinander folgenden Befehle und Gegenbefehle in allen seinen Bewegungen gehemmt sah. Von der Tyroler Grenze, wo er sich durch einen glücklich ausgeführten Ueberfall in den Besitz der sogenannten Ehrenberger Klause, eines den einzigen Weg nach Innsbruck beherrschenden festen Schlosses, gesetzt, rief ihn der in Ulm tagende Bundesrath durch den Befehl zurück, von jedem feindlichen Angriff auf Tyrol abzustehen, damit der römische König, mit welchem man nicht im Kriege sei, nicht gereizt werde, und sich schleunigst mit den Württembergern zu vereinigen, die unter dem Obersten Heideck bei Günzburg standen. Nachdem diese Vereinigung vollzogen war, brachen die beiden Heerführer nach Donauwörth auf, wo bald darauf die Bundeshäupter mit ihren Truppen zu ihnen stießen.

Während das Bundesheer unthätig bei Donauwörth lag, bezog der Kaiser, dem inzwischen aus Italien päpstliche und spanische Hilfstruppen zugeführt worden, ein festes Lager bei Ingolstadt. Das Bundesheer zog ihm zwar dahin nach, und es gelang Schärtlin, am 1. September eine wichtige Anhöhe zu erstürmen; dennoch konnten sich die Fürsten nicht zu einem allgemeinen Sturme auf das kaiserliche Lager entschließen. „Wir haben Land und Leute zu verlieren!“ rief der Landgraf Philipp dem ungeduldigen Schärtlin zu, als dieser auf einen raschen Angriff drang, für welchen er bereits in dem ganzen Heere den regsten Eifer wachgerufen. Statt in muthigem Kampfe eine günstige Entscheidung zu suchen, erließen die Bundeshäupter gegen „Karl, der sich römischer Kaiser nenne,“ eine Anklageschrift, worin sie ihm vorwarfen: „sein ganzes Sinnen sei von Anfang an dahin gegangen, Deutschland in Unfrieden, Zerstörung und Verderben zu setzen.“

Das Herannahen Maximilians von Büren, der inzwischen mit den niederländischen Truppen glücklich den Rhein überschritten, bot den Verbündeten eine erwünschte Veranlassung, von Ingolstadt abzuziehen, um die Vereinigung des Grafen mit dem Kaiser zu verhindern. Büren wich jedoch einem Zusammenstoß mit ihnen aus und erreichte am 15. September unangefochten das kaiserliche Lager. Karl, der sich jetzt an der Spitze von fünfzigtausend Mann sah, brach, nachdem er sich zum Meister der Donau gemacht, gegen die schwäbischen Reichsstädte auf, und da die Bundesfürsten keine Miene machten, die denselben drohende Gefahr durch einen Angriff auf das kaiserliche Heer abzuwenden, weil sie im Falle des Unterliegens

einen Einfall des Kaisers in ihre Länder befürchteten, kam es zu einem offenen Zerwürfniß zwischen Schärtlin und dem Landgrafen von Hessen. Der Letztere suchte zwar den heftig erzürnten Obersten, den er mit Schmähungen überhäuft hatte, am anderen Tage durch die Erklärung zu beruhigen, er habe in der Trunkenheit gesprochen; doch konnte Schärtlin, wie er in seiner Selbstbiographie sagt, „kein Herz mehr zu diesem Kriege fassen, bei welchem ihm Zeit und Weile lang geworden," und war froh, als ihn die Bürger von Augsburg zum Schutze ihrer Stadt von dem Heere abriefen.

Unterdessen war Moritz von Sachsen, dem der Kaiser die Vollziehung der über den Kurfürsten Johann Friedrich ausgesprochenen Reichsacht übertragen, in das kursächsische Gebiet eingerückt und hatte die Bevölkerung durch die Erklärung, daß wenn sie sich der Besetzung ihres Landes durch ihn widersetze, der Erzherzog Ferdinand in dasselbe einrücken werde, dazu bewogen, seine Truppen aufzunehmen; nur Wittenberg, Eisenach und Gotha verharrten in ihrer Weigerung, ihm die Thore zu öffnen.

Auf die Kunde von diesen Vorgängen ließen die Bundeshäupter, die auch nach dem Abgange Schärtlins in planlosem Hin- und Herziehen Zeit und Kräfte zersplittert und dadurch den Unmuth der allein von der Last des Krieges heimgesuchten oberländischen Bundesgenossen aufs Höchste gesteigert hatten, am 13. November aus ihrem Lager bei Giengen durch die Vermittlung des Markgrafen Johann von Brandenburg dem Kaiser Friedensanträge zukommen; Karl beantwortete dieselben jedoch durch die Erklärung, er wisse keinen anderen Weg zu dem auch von ihm ersehnten Frieden, als die bedingungslose Unterwerfung des Kurfürsten und des Landgrafen mit Kriegsvolk, Land und Leuten. Beschämt und entmuthigt brachen die beiden Bundeshäupter am 23. November aus dem Lager von Giengen auf, um mit ihren Truppen den Heimweg anzutreten. Auf demselben ermangelte der Kurfürst nicht, zum Ersatz für die auf dem Felde der Ehre nicht vollbrachten Heldenthaten, verschiedene katholischen Stände, insbesondere den Kurfürsten von Mainz und den Abt von Fulda, mit schweren Brandschatzungen heimzusuchen.

Der Abzug der beiden Bundeshäupter raubte den oberländischen Ständen jeden Muth zu weiterem Widerstand. Eine Reichsstadt nach der andern erklärte sich zur Unterwerfung bereit und bat um Frieden. Karl gewährte ihnen Verzeihung gegen die Entrichtung von Kriegskontributionen und die Auslieferung von Geschützen. In religiöser Beziehung ließ er in den unterworfenen Städten Alles bei dem Bestehenden, nur mußte den Katholiken die ungehinderte Abhaltung ihres Gottesdienstes zugesichert werden. In Ulm erschien der Kurfürst von der Pfalz, um Abbitte zu thun wegen der Unterstützung, die er, gewissen Erbverträgen zufolge, dem Herzog

von Württemberg hatte zukommen lassen, und Karl gewährte ihm, in Erinnerung an die Jugendfreundschaft, die ihn einst mit dem Pfalzgrafen verbunden, die erbetene Verzeihung. Auf die Fürbitte des Letzteren erhielt auch der hochbetagte Ulrich von Württemberg, nachdem er mit seinen Räthen vor dem Kaiser Abbitte gethan, den nachgesuchten Frieden gegen die Entrichtung einer Summe von dreimalhunderttausend Gulden und die Abtretung dreier Festungen, sowie die Zusage seiner Unterstützung zur Vollstreckung der Reichsacht gegen den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen.

Indessen wurde Karls Siegesfreude bald durch bedenkliche Nachrichten aus Sachsen und Böhmen getrübt. Der Kurfürst von Sachsen hatte nach seiner Rückkehr nicht nur sein eigenes Land zurückerobert, sondern war auch tief in das Gebiet des Herzogs Moritz eingedrungen und hatte nach einer dreiwöchentlichen zwar vergeblichen, aber äußerst verheerenden Beschießung von Leipzig den jungen Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Baireuth, den der Kaiser dem Herzog Moritz mit zweitausend Reitern zu Hilfe gesandt, in Rochlitz überfallen, sein kleines Heer zur Auslieferung der Waffen gezwungen und ihn selbst gefangen genommen (2. März 1547), worauf Moritz sich nach Dresden zurückgezogen, das ihm mit Leipzig und Pirna allein noch geblieben. Der König Ferdinand, der von Böhmen aus dem Herzog Unterstützung zuzuführen versprochen, sah sich in seinem eigenen Lande durch das Wiederaufleben des alten hussitischen Widerstandsgeistes von offener Empörung bedroht. Statt dem königlichen Aufgebote Folge zu leisten, machten die Utraquisten Miene, dem geächteten Kurfürsten von Sachsen, den sie als einen Glaubensverwandten betrachteten, mit bewaffneter Hand Beistand zu leisten.

Obgleich der Kaiser, der während des ganzen Feldzugs so gichtleidend gewesen, daß er sich in einer Sänfte seinen Truppen hatte nachtragen lassen müssen, zur Herstellung seiner Gesundheit einer längeren Ruhe bedurft hätte, als er sich bis dahin hatte gönnen können, brach er sogleich in Begleitung des Herzogs von Alba, seines kriegskundigen Generalissimus, von Ulm, wo er den Winter zugebracht, über Nürnberg nach Eger auf, um persönlich den Krieg durch einen entscheidenden Schlag zu Ende zu führen, was ihm um so nothwendiger erschien, als ihm nicht unbekannt geblieben, daß Franz I. den Sultan Solyman zu einem neuen Kriegszuge aufreizte. Nachdem er in Eger mit seinem Bruder und dem Herzog Moritz, die sich alsbald bei ihm eingefunden, das Osterfest gefeiert, rückte er mit ihnen am 13. April gegen die Elbe vor, um das bei Meißen stehende Heer des Kurfürsten zu überraschen. Auf die Kunde von ihrem Herannahen ließ Johann Friedrich die Brücke bei Meißen abbrechen und zog sich am rechten Elbufer hinunter bis zu dem Städtchen

Mühlberg zurück, von wo er ungefährdet das feſte Wittenberg zu erreichen hoffte. Karl, der dies um jeden Preis zu verhindern wünſchte, zog ihm raſch auf dem linken Elbufer nach und langte am Abend des 23. April Mühlberg gegenüber an.

Damit der Feind ihm nicht entgehe, gedachte er denſelben am folgenden Morgen in aller Frühe anzugreifen; allein als der Tag anbrach, war die ganze Gegend in dichten Nebel gehüllt. Erſt gegen acht Uhr ſtieg derſelbe und das feindliche Lager am jenſeitigen Ufer wurde ſichtbar. Der Kaiſer erkannte alsbald, daß es bei dem Mangel an Kähnen zur Herſtellung einer Schiffbrücke und bei der Breite des heftig fließenden Stromes nicht möglich ſein werde, im Angeſichte des Feindes den Uebergang über denſelben zu bewerkſtelligen, wenn man nicht eine Furt entdecke. Während nun Ferdinand und Moritz am Ufer entlang ritten, um eine ſolche zu ſuchen, wurde ein Müller aus einem benachbarten Dorfe zu ihnen gebracht, der aus Verdruß darüber, daß die Kurfürſtlichen ihm ſeine Pferde genommen, ſich erboten hatte, den Kaiſerlichen den Ort zu zeigen, wo die Elbe ohne Gefahr durchritten werden könne. Ferdinand und Moritz verſprachen ihm dafür eine Belohnung von hundert Thalern und zwei Pferden.

Allein gerade an der von dem Müller bezeichneten Stelle hatte der Feind das jenſeitige Ufer mit zahlreichen Geſchützen beſetzt, und in den Kähnen einer in mehrere Theile zerlegten Schiffbrücke fuhren ſächſiſche Scharfſchützen hin und her. Um den Uebergang zu erzwingen, ließ der Kaiſer durch ſpaniſche Hakenſchützen das Feuer gegen das jenſeitige Ufer eröffnen; aber die Sachſen erwiderten dasſelbe ſo energiſch, daß die im Waſſer ſtehenden Hakenſchützen Nichts ausrichten konnten. „Die Kähne dort drüben ſollten wir haben“, ſagte der Kaiſer, und ſogleich ſprangen zehn ſpaniſche Musketiere, den Säbel im Munde, ins Waſſer, fielen die in den Kähnen ſitzenden Sachſen an und brachten nach einem mörderiſchen Kampfe die Fahrzeuge glücklich herüber. Dieſelben wurden mit tüchtigen Schützen bemannt, unter deren unausgeſetztem Feuern nach dem jenſeitigen Ufer der Uebergang der kaiſerlichen Reiterei unter der Führung des Müllers, der die Furt gezeigt, begonnen wurde. Da jeder Reiter einen Fußgänger zu ſich aufs Pferd nahm, wurde in kurzer Zeit eine beträchtliche Menge von Truppen ans jenſeitige Ufer gebracht. Jetzt ſetzten auch Karl, Ferdinand, Moritz und der Herzog von Alba hinüber, wobei der inzwiſchen zurückgekehrte Müller des Kaiſers Pferd am Zügel führte. Hierauf folgte der Reſt der Reiterei, und bald darauf langte auch die Maſſe des Fußvolks mit dem Geſchütze vermittelſt einer aus den erbeuteten Kähnen hergeſtellten Schiffbrücke auf dem jenſeitigen Ufer an.

Während der Kaiſer hier ſein Heer in Schlachtordnung auf-

stellte und in blanker, vergoldeter Rüstung, eine gewaltige Lanze in der Hand, auf einem kastanienbraunen andalusischen Streitrosse voll froher Siegeszuversicht die Reihen durchritt, hatte sich der Kurfürst, der die an dem jenseitigen Ufer der Elbe erschienenen Schaaren für Plänkler aus dem Heere des Herzogs Moritz gehalten, ruhig zur Kirche begeben, um die Predigt zu hören. Als man ihm die Kunde brachte, daß der Kaiser den Uebergang über die Elbe erzwungen habe und die sächsische Stellung am rechten Ufer derselben verloren sei, gab er Befehl zum raschen Aufbruch nach dem festen Wittenberg. Auf der Lochauer Heide, drei Stunden von Mühlberg, wurden die Davoneilenden von der spanischen und neapolitanischen Reiterei unter Alba und Moritz von Sachsen eingeholt. Um sich ihrer zu erwehren, ordnete der Kurfürst seine Truppen zum Gefecht; doch ehe noch ihre Aufstellung beendet war, erschien der Kaiser selbst mit dem ganzen Heere, und unter dem Ruf: „Hispania und das Reich!“ schritten die Kaiserlichen zum Angriff. Gleich beim Beginne des Gefechts gerieth die sächsische Reiterei in Verwirrung, und als sie sich im Zurückweichen auf das eigene Fußvolk stürzte, löste sich das ganze Heer des Kurfürsten in verworrene Flucht auf. Die Kaiserlichen setzten den Fliehenden nach, tödteten ihrer an dreitausend und nahmen eine fast gleich große Zahl gefangen. Mit einem Verluste von nur fünfzig Todten hatten sie den glänzendsten Sieg erfochten.

Der Kurfürst, der mit in die Flucht fortgerissen worden, wurde von einer Schaar berittener Ungarn eingeholt und nach verzweifelter Gegenwehr, wobei ein Säbelhieb ihm die linke Wange spaltete, zur Ergebung gezwungen. Als er vor den Kaiser geführt wurde, der mit dem König Ferdinand unter einer Baumgruppe stand, wollte er sich vor demselben auf ein Knie niederlassen; doch Karl wandte sich mit finsterem Blicke von ihm ab, und als der Kurfürst ihn mit den Worten anredete: „Großmächtigster, allergnädigster Kaiser“, rief er ihm zu: „Bin ich nun Euer gnädigster Kaiser? So habt Ihr mich lange nicht geheißen.“ — „Ich bin Eurer Kaiserlichen Majestät Gefangener“, fuhr der Kurfürst fort, „und bitte um ein fürstliches Gefängniß.“ — „Wohl“, erwiderte der Kaiser, „Ihr sollt gehalten werden, wie Ihr es verdient habt.“ Hierauf übergab ihn Karl der Bewachung Alba's und verließ das Schlachtfeld, auf welchem des Kurfürsten ganze Macht vernichtet worden, — die Größe des errungenen Erfolgs mit Cäsars Glück vergleichend, doch Gott dafür die Ehre gebend — mit den Worten: „Ich kam, ich sah, und Gott siegte!“

Neun Tage nach der Schlacht bei Mühlberg stand der Kaiser vor Wittenberg. Da die Besatzung zum Widerstand entschlossen war, ließ er den Kurfürsten auffordern, derselben Befehl zur Uebergabe der Stadt zu ertheilen, und als der Kurfürst sich dessen

weigerte, ließ er ihm „als einem pflicht- und eidbrüchigen Rebellen“ das Todesurtheil verkündigen. Der Kurfürst, welcher eben mit seinem Mitgefangenen, dem Herzog Ernst von Braunschweig, am Schachbrett saß, verlor die Fassung nicht und erwiderte: „Ich kann nicht glauben, daß der Kaiser dermaßen mit mir handeln sollte; ist es aber gänzlich also bei der Kaiserlichen Majestät beschlossen, so begehre ich, man soll es mir fest zu wissen thun, damit ich, was meine Gemahlin und Kinder angeht, bestellen möge.“

Auf die Schreckenskunde von der Verurtheilung des Kurfürsten eilten Joachim II. von Brandenburg und der Herzog Wilhelm von Cleve, der Bruder der Kurfürstin, in das kaiserliche Lager, um für den Verurtheilten Fürsprache einzulegen. Auch Granvella, Bischof von Arras, und der Herzog Alba legten Fürbitte für den Verurtheilten ein. Karl ließ sich bestimmen, die Milde walten zu lassen. Indessen mußte sich der Kurfürst dazu verstehen, dem Kaiser die Festungen Wittenberg und Gotha auszuliefern und für sich und seine Nachkommen zu Gunsten seines Vetters Moritz auf die Kurwürde, sowie auf den größten Theil seiner Besitzungen Verzicht zu leisten, wogegen dieser den Kindern des Kurfürsten, denen nur die Bezirke von Weimar, Jena, Eisenach und Gotha nebst einigen kleineren Gebieten verblieben, aus den abgetretenen Landestheilen ein jährliches Einkommen von fünfzigtausend Meißnischen Gulden zusicherte. Der Herzog Ernst von Braunschweig, des Kurfürsten Bundesgenosse, erhielt die Freiheit zurück, nachdem er vor dem Kaiser knieend Abbitte gethan; dagegen sollte der Kurfürst des Kaisers Gefangener bleiben, so lange es diesem gefallen werde.

Die kurfürstliche Familie behandelte der Kaiser mit der äußersten Schonung und Milde. Als die Kurfürstin Sibylla am 23. Mai, vier Tage nach dem Abschluß des Wittenberger Vertrags, im kaiserlichen Lager erschien, um ihren Gemahl zu sehen, und, von den Söhnen des römischen Königs in Karls Zelt geführt, sich weinend dem Kaiser zu Füßen stürzte, hob er sie auf, erwies ihr alle ihrem Range gebührende Ehre und suchte sie mit theilnehmenden Worten über ihr Unglück zu trösten. Auch ermangelte er nicht, am folgenden Tage selbst nach Wittenberg zu kommen, um ihren Besuch zu erwidern. Dem gefangenen Kurfürsten gestattete er, die bevorstehenden Pfingstfeiertage zu Wittenberg im Schooße seiner Familie zuzubringen, und ließ ihm überhaupt eine so rücksichtsvolle Behandlung zu Theil werden, daß Johann Friedrich in einem Briefe die Aeußerung that: „Meine Freunde haben mich verlassen; aber meine Feinde thun mir alles Gute.“

Auch in Bezug auf die Religion bewies der Kaiser in dem vollständig in seine Hände gegebenen kursächsischen Lande eine Dul-

dung, die seine Gegner nie gekannt und nie geübt hatten. Als er erfuhr, daß in Wittenberg wegen seiner Anwesenheit der lutherische Gottesdienst ausgesetzt worden, rief er aus: „Wer richtet Uns das an? Geschieht solches in Unserm Namen, so thut man Uns keinen Gefallen damit. Haben Wir doch in den oberdeutschen Landen Nichts geändert in der Religion, warum sollten Wir es hier thun?“ Hierauf wurde vom folgenden Tage an in den Kirchen Wittenbergs wieder gepredigt und gesungen wie zuvor. In der Schloßkirche ließ sich Karl das Grab Luthers zeigen und verweilte lange in ernstem Sinnen bei demselben. Als Alba und mehrere Andern aus seinem Gefolge ihm riethen, die Gebeine des Irrlehrers ausgraben und verbrennen zu lassen, erwiderte er: „Laßt ihn ruhen. Er hat seinen Richter gefunden. Ich führe Krieg mit den Lebenden und nicht mit den Todten.“

Schon vor der Schlacht bei Mühlberg hatte der Landgraf von Hessen, der nach der Rückkehr von dem oberländischen Feldzuge in vollständigen Kleinmuth versunken war, durch die Vermittlung des Herzogs Moritz, seines Schwiegersohnes, und des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg einen günstigen Frieden zu erlangen gesucht; da der Kaiser jedoch Unterwerfung auf Gnade und Ungnade und die Auslieferung aller hessischen Festungen und Kanonen gefordert, hatten sich die durch Moritz von Sachsen angeknüpften Friedensunterhandlungen wieder zerschlagen. Nach der Niederlage und Gefangennehmung des Kurfürsten von Sachsen ließ jedoch dem Landgrafen das Schreckbild der Todesstrafe, die über seinen Bundesgenossen ausgesprochen worden, keine Ruhe mehr; er suchte daher zum anderen Male die Vermittlung seiner beiden Fürsprecher nach, indem er sich zur Annahme aller Bedingungen des Kaisers bereit erklärte, wenn er nur seiner Freiheit nicht beraubt werde. Karl beharrte zwar bei der Forderung unbedingter Unterwerfung und verlangte außerdem, daß der Landgraf fußfällige Abbitte thue, allen seinen bisherigen Bündnissen entsage, eine Geldbuße von fünfzigtausend Gulden entrichte, seine sämmtlichen Festungen, mit Ausnahme von Kassel oder Ziegenhain, schleifen lasse und den von ihm gefangen gehaltenen Herzog Heinrich von Braunschweig freigebe; da sich jedoch die beiden Kurfürsten dafür verbürgten, daß er darüber hinaus „weder an Leib und Gut, noch mit Gefängniß oder Schmälerung seines Landes bestraft werden solle,“ verstand sich Philipp dazu, ihrem dringenden Rathe zu folgen und die kaiserlichen Bedingungen anzunehmen.

Nachdem der Landgraf am 18. Juni mit einem Gefolge von hundert Pferden in Halle eingetroffen, wohin sich Karl von Wittenberg aus begeben hatte, erschien er am folgenden Tage in Begleitung seiner beiden Fürsprecher in dem großen Saale der Residenz, in welchem ihn der Kaiser, auf einem Throne sitzend und von einer

großen Anzahl deutſcher, ſpaniſcher und italieniſcher Fürſten und Edlen, Biſchöfe und Geſandten umgeben, zur Entgegennahme ſeiner Abbitte erwartete. Philipp kniete an den Stufen des Thrones nieder, worauf ſein Kanzler Günderode, ebenfalls knieend, in ſeinem Namen die Abbitte verlas. Während des Leſens ſtreifte, nach dem Berichte eines Augenzeugen, ein höhniſches Lächeln des Landgrafen Züge, worauf der Kaiſer ihm mit drohend aufgehobenem Finger in ſeiner niederländiſchen Mundart zurief: „Wöll, ick ſoll di lachen lehren!“

Als der Kanzler mit dem Verleſen der Abbitte zu Ende gekommen, las der Reichsvicekanzler Seld die Antwort des Kaiſers vor, nach welcher dem Landgrafen, in Anbetracht des von ihm geleiſteten Fußfalles und Verſprechens künftigen Gehorſams, ſowie der von Seiten etlicher Kurfürſten und Fürſten für ihn eingelegten Fürſprache, die durch ſeine Rebellion verwirkte Todesſtrafe erlaſſen, die über ihn ausgeſprochene Achtserklärung aufgehoben und derſelbe weder mit ewigem Gefängniß noch mit Konfiskation oder Entſetzung ſeiner Güter über die verabredeten und bewilligten Artikel hinaus beſchwert werden ſollte. Nachdem hierauf der heſſiſche Kanzler noch eine kurze Dankſagung verleſen, erhob ſich der Landgraf und wollte dem Kaiſer die Hand reichen; dieſer hielt jedoch die ſeinige zurück. Da trat Alba zu ihm und lud ihn ein, mit den beiden Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg bei ihm zu Nacht zu ſpeiſen. Der Landgraf nahm die Einladung an; als er ſich jedoch in ſpäter Stunde zurückziehen wollte, wurde ihm eröffnet, daß er des Kaiſers Gefangener ſei.

Philipp war außer ſich; da jedoch die Thüren mit ſpaniſchen Wachen beſetzt waren, mußte er ſich darein fügen, die Nacht in der Moritzburg, Alba's Wohnung, zuzubringen. Die beiden Kurfürſten verſicherten ihn, ſie hätten jederzeit nach Treu und Glauben gehandelt, und ſprachen die Hoffnung aus, daß es ihnen am andern Morgen gelingen werde, von dem Kaiſer ſeine Freilaſſung zu erlangen. Dieſer zeigte ſich jedoch unerbittlich. Er erklärte, er habe niemals verſprochen, den Landgrafen gar nicht gefangen zu halten, ſondern nur, ihn nicht mit „ewigem“ Gefängniß zu belegen, und drohte, denſelben nach Spanien abführen zu laſſen, falls man ihm noch ferner mit Bitten für deſſen Freigebung zuſetze.

So hatte der Landgraf durch ſeine Unterwerfung nichts Anderes gewonnen, als daß ſein Land ſeinen Söhnen verblieb. Gleich dem Kurfürſten mußte auch er dem Kaiſer folgen, wohin dieſer zog, bis er nach einem vereitelten Fluchtverſuch in harte Haft nach Mecheln gebracht wurde.

Man hat den Kaiſer beſchuldigt, ſich gegen den Landgrafen nicht nur des Wortbruchs, ſondern ſogar eines offenen Betruges

schuldig gemacht zu haben; denn es sei bei der Kapitulation ausbedungen gewesen, daß der Landgraf nicht mit „einigem" Gefängniß belegt werden solle; die kaiserlichen Minister aber hätten in der Urkunde durch einen feinen und leicht zu übersehenden Federzug das Wort „einigen" in „ewigen" verwandelt. Die Annahme eines solchen Betrugs entbehrt jedoch, ganz abgesehen davon, daß sie mit der notorischen Ehrenhaftigkeit des Kaisers im Widerspruch steht, jedes stichhaltigen Grundes. Auch gab der Kaiser selbst einige Monate später den zu Augsburg versammelten Reichsständen, auf Veranlassung der von der Gemahlin und den Kindern des Landgrafen wegen widerrechtlicher Gefangenhaltung desselben erhobenen Klage, über den ganzen Sachverhalt die vollständigste, jeden Zweifel niederschlagende Aufklärung, die von den beiden Kurfürsten Moritz und Joachim durch die Erklärung bestätigt wurde: der Kaiser habe sich in Vollziehung der abgeredeten Kapitulation keines Mangels schuldig gemacht. Unzweifelhaft beging jedoch Karl, indem er von seiner gegen die Besiegten im Allgemeinen an den Tag gelegten Mäßigung und Milde den Landgrafen ausschloß und ihn mit einer Strenge behandelte, die der protestantischen Partei den Vortheil verschaffte, den an sich durchaus haltlosen Fürsten als eine Art von Märtyrer hinstellen zu können, einen politischen Fehler, welcher ihn nicht nur um einen großen Theil der errungenen Erfolge brachte, sondern auch dazu benutzt wurde, in den Augen der Nachwelt seinen wohlerworbenen Ruhm zu schmälern.

Das Augsburger Interim.

(1548.)

Der siegreiche Ausgang des Schmalkaldischen Krieges hatte die Macht und das Ansehen des Kaisers so sehr erhöht, daß die Verwandlung Deutschlands in eine unumschränkte Monarchie nicht zu verhindern gewesen sein würde, wenn es in der Absicht Karls gelegen hätte, die Wiederherstellung der Einheit des Reiches auf diesem Wege zu bewerkstelligen. Aber Karl zeigte nach dem errungenen Siege eine seltene Mäßigung. Nur in Uebereinstimmung mit der von ihm beschworenen Reichsverfassung wollte er seines Kaiseramtes walten und, seinem Krönungseide getreu, auf der gegebenen Grundlage die gestörte Einheit herstellen.

Was dem Kaiser am meisten am Herzen lag, war die dauernde Beilegung des religiösen Streites. Aber die Hoffnungen, die er in dieser Beziehung auf das Tridentinische Concil gesetzt, hatten sich sehr getrübt; denn während des Schmalkaldischen Krieges war das-

ſelbe, in Folge einer in Trient ausgebrochenen peſtartigen Krankheit, nach Bologna verlegt und bald darauf auf unbeſtimmte Zeit vertagt worden, und da der Kaiſer, der gleich von Anfang an auf den Gang der Verhandlungen einen ſeine Befugniſſe überſchreitenden Einfluß auszuüben geſucht, die ſofortige Wiedereröffnung des Concils in Trient erzwingen zu können geglaubt, war es zwiſchen ihm und dem Papſte zu ernſten Irrungen gekommen. Da unter dieſen Umſtänden die von ihm noch immer mit Sicherheit erwartete Herſtellung der Glaubenseinheit durch das Concil in weitere Ferne gerückt ſchien, gerieth Karl auf den Gedanken, durch die Aufſtellung einer Formel, unter welcher das katholiſche und das proteſtantiſche Bekenntniß ſich vereinigen ließen, eine einſtweilige Glaubenseinheit herzuſtellen. Dieſen Gedanken unterbreitete er auf dem am 1. September 1547 von ihm eröffneten Reichstag zu Augsburg, zu welchem ſich alle Kurfürſten eingefunden, den Ständen des Reichs und übertrug, nachdem dieſelben ihm zugeſtimmt und die ganze Sache in ſeine Hand gelegt, die Abfaſſung der neuen Vereinigungsformel dem Naumburgiſchen Biſchof Julius von Pflug, dem Mainzer Weihbiſchof Michael Helding und dem Hofprediger des Kurfürſten von Brandenburg, Johann Agricola, welcher Letztere, einſt lutheriſcher als Luther ſelbſt, den veränderten Verhältniſſen in kluger Weiſe Rechnung tragend, die weitgehendſte Nachgiebigkeit zeigte. So entſtand die unter dem Namen des Augsburger Interims bekannte Bekenntnißformel, die bis zu dem Ausgange des allgemeinen Concils für beide Theile als proviſoriſche Norm gelten ſollte. Sie beſtand aus ſechsundzwanzig Artikeln, in denen das katholiſche Dogma in ſeinen weſentlichſten Theilen, aber vielfach unter lutheriſchen Redewendungen verſteckt, aufrecht erhalten war. Die ſieben Sakramente, die heilige Meſſe, die Faſtengebote, das Frohnleichnamsfeſt, die Heiligenverehrung, die Kloſtergelübde und die Hierarchie waren darin beibehalten und dagegen den Proteſtanten die Prieſterehe und der Genuß des Abendmahls unter beiden Geſtalten ausdrücklich, ſowie der Fortbeſitz der eingezogenen Kirchengüter ſtillſchweigend zugeſtanden.

Der Kaiſer trug ſich mit der Hoffnung, durch dieſes Auskunftsmittel eine Verſöhnung zwiſchen den beiden Religionsparteien angebahnt zu haben; aber nur zu bald mußte er inne werden, daß unvereinbare Gegenſätze ſich wohl überkleiſtern, aber nicht ausgleichen laſſen. Das Interim befriedigte Niemanden. Die Katholiken nahmen Anſtoß daran, daß der Kaiſer in Glaubensſachen eigenmächtig entſchieden habe, und die Proteſtanten wollten Nichts von einer Anerkennung des Papſtes als Statthalter Chriſti wiſſen, nachdem ihnen derſelbe dreißig Jahre lang in Rede und Schrift als der Antichriſt dargeſtellt worden. Sie ergoſſen ſich in Schmähungen über Agricola, den ſie in Kupferſtichen und Holzſchnitten lächerlich zu machen ſuch-

ten, während sie die neue Bekenntnißformel in Flugschriften und Spottgedichten mit Hohn überschütteten, und bald ging durch ganz Deutschland das Sprüchlein: „Hütet euch vor dem Interim; es hat den Schalk hinter ihm."

Indessen waren die Macht und das Ansehen des Kaisers zu groß, um einen entschiedenen Widerstand gegen das Interim aufkommen zu lassen, und als dasselbe am 15. Mai 1548 in der Versammlung der Reichsstände amtlich verlesen worden, trat der Kurfürst von Mainz auf und dankte im Namen aller Reichsstände dem Kaiser für seine Bemühungen zur Herstellung des religiösen Friedens. Da von keiner Seite Einspruch erhoben wurde, glaubte sich Karl am Ziele und befahl, das Interim als kaiserliche Verordnung, wie es der Religion halber bis zum Ausgang des allgemeinen Concils im Reiche gehalten werden solle, überall bekannt zu machen.

Nach dem Schlusse des Augsburger Reichstags (30. Juni 1548), auf welchem auch die feierliche Belehnung Moritzens mit dem Kurfürstenthum Sachsen vollzogen worden, begab sich der Kaiser nach den Niederlanden, wo er nahezu zwei Jahre blieb. Während seiner Abwesenheit gab das Interim Veranlassung zu vielfachen Unruhen. Im südlichen und westlichen Deutschland verstanden sich zwar die meisten protestantischen Städte, geschreckt durch die über das renitente Konstanz ausgesprochene Acht, zur Annahme der kaiserlichen Religionsordnung; dagegen trat im nördlichen Deutschland, besonders in dem Kurfürstenthum Sachsen, ein immer entschiedenerer Widerstand gegen dieselbe zu Tag. Da der Kurfürst Moritz es weder mit dem Kaiser noch mit der Bevölkerung seiner neuen Provinzen verderben wollte, legte er das Interim seinen Landständen und Theologen zur Begutachtung vor, mit dem Ausdruck des Wunsches, daß sie keine unnöthigen Schwierigkeiten in der Sache machen und die neue Bekenntnißformel in so weit annehmen möchten, als es das Gewissen erlaube. Da sich Melanchthon zur Nachgiebigkeit geneigt zeigte, entstand für das Kurfürstenthum Sachsen eine besondere, mit dem Augsburger Interim in den wesentlichsten Punkten übereinstimmende Bekenntnißformel, das sogenannte Leipziger Interim, das zwar die Zustimmung des im Dezember 1548 in Leipzig versammelten Landtags erhielt, aber nichtsdestoweniger von Vielen nur mit großem Widerstreben angenommen wurde. Verschiedene lutherische Prediger lehnten sich offen gegen dieses Interim auf und wurden deßhalb aus dem Lande verwiesen. Sie fanden Aufnahme in dem damals reichsfreien Magdeburg, dem Hauptsitze und Mittelpunkt der Opposition gegen das kaiserliche Religionswerk, und schürten von hier aus durch eine Fluth von Streit- und Schmähschriften die Erbitterung über das Interim.

Unterdeſſen war Papſt Paul III. am 10. November 1549 geſtorben, und ſein Nachfolger Julius III. erklärte ſich zur Zurückverlegung des Concils nach Trient bereit, unter der Bedingung, daß die proteſtantiſchen Stände dasſelbe beſchicken und ſich den bereits gefaßten Beſchlüſſen unterwerfen würden. Um dieſerhalb das Nöthige zu veranlaſſen, berief der Kaiſer von den Niederlanden aus die deutſchen Stände zu einem neuen Reichstag nach Augsburg, den er am 26. Juli 1550 eröffnete. Anfangs machten die proteſtantiſchen Stände Schwierigkeiten und ſtellten Forderungen, die ihnen nicht zugeſtanden werden konnten; endlich ſagten jedoch mehrere derſelben, unter ihnen auch der Kurfürſt Moritz von Sachſen, die Beſchickung des Concils zu, worauf der Papſt die Wiedereröffnung desſelben zu Trient auf den 1. Mai 1551 feſtſetzte.

Schon von Brüſſel aus hatte der Kaiſer über das widerſpenſtige Magdeburg die Acht ausgeſprochen; zu Augsburg übertrug er, im Einvernehmen mit den Reichsſtänden, die Vollſtreckung derſelben dem Kurfürſten Moritz, der ſchon im November, noch vor der Beendigung des Reichstages, zur Vollziehung des ihm gewordenen Auftrags von Augsburg aufbrach.

Der Kaiſer hatte ſchon lange den Wunſch gehegt, ſeinem Sohne Philipp, dem Erben ſeiner ſpaniſchen Länder, auch die Nachfolge im Kaiſerthum zu ſichern, und in der That war es ihm gelungen, mit ſeinem Bruder Ferdinand, der ſich weigerte, ſeine und ſeiner Nachkommen Rechte zu Gunſten Philipps gänzlich aufzugeben, eine Vereinbarung zu treffen, kraft deren Philipp nach Ferdinands Tod Kaiſer werden, von ihm aber die Kaiſerkrone auf Ferdinands Sohn Maximilian übergehen ſollte. Um die Zuſtimmung der Reichsfürſten zu dieſem Abkommen zu erlangen, hatte Karl ſeinen Sohn von Spanien nach den Niederlanden beſchieden, von wo er ſich mit ihm nach Augsburg begeben; die deutſchen Fürſten, insbeſondere die proteſtantiſchen, zeigten jedoch, hauptſächlich aus Furcht vor der Herſtellung einer Erbmonarchie, ſo wenig Geneigtheit, auf Karls Wünſche einzugehen, daß dieſer beſchloß, die ganze Angelegenheit für den Augenblick auf ſich beruhen zu laſſen, um ſie ſpäter unter günſtigeren Verhältniſſen wieder aufzunehmen.

Nach dem Schluſſe des Reichstags (Febr. 1551) blieb Karl noch eine Zeitlang in Augsburg und begab ſich dann nach Innsbruck, um dem inzwiſchen wiedereröffneten Concil näher zu ſein. Während er ſich hier eine kurze Ruhe gönnte, die bei ſeinem aufs Aeußerſte geſteigerten Gichtleiden für ihn zur dringenden Nothwendigkeit geworden, wurde hinter ſeinem Rücken der ſchmachvollſte Verrath geſponnen, durch den ihm alle Früchte ſeiner bisherigen Kämpfe und Mühen entriſſen werden ſollten und der ihn um ſo ſchmerz-

licher traf, als er von Demjenigen ausging, den er fast wie einen Sohn geliebt und mit Beweisen eines unbegrenzten Vertrauens überhäuft hatte — dem Kurfürsten Moritz von Sachsen.

Der Verrath Moritzens von Sachsen.

(1551—1553.)

Es ist, wie Weiß mit Recht bemerkt, schwer zu sagen, was Moritz von Sachsen zum Abfall von dem Kaiser trieb, da er zu jenen verschlossenen Naturen gehört, für welche die Sprache nur da zu sein scheint, um die Wahrheit zu verhüllen. Daß ihn dazu das drückende Gefühl, von seinen Glaubensgenossen als Verräther betrachtet zu werden, bewogen habe, ist bei seiner Gleichgiltigkeit in Sachen der Religion kaum anzunehmen, und ebensowenig dürften die Vorwürfe seiner Familie, daß er die Befreiung seines Schwiegervaters, des Landgrafen Philipp, vom Kaiser nicht erwirken konnte, dabei in hervorragender Weise im Spiele gewesen sein; denn es unterlag für Karl keinem Zweifel, daß Moritz nur zum Schein für Philipp Fürsprache einlegte. Vielleicht war es die Sorge um den Fortbesitz seines Kurfürstenthums oder die Verstimmung über des Kaisers Bemühungen, seinem Sohne die Nachfolge im Reiche zu verschaffen; vielleicht auch sein Wunsch, selbst Kaiser zu werden — denn der ehrgeizige Kurfürst trug sich mit hochfliegenden Plänen —; vielleicht wirkten auch alle diese verschiedenen Rücksichten zusammen — hat doch Moritz sein letztes Wort nie gesprochen und Alle betrogen, die mit ihm verkehrten. Gewiß ist nur, daß Moritz, nachdem er durch sein Bündniß mit dem Kaiser sein Ziel, die sächsische Kur, erreicht hatte, sich mehr und mehr von Karl entfernte und dessen Pläne zu durchkreuzen suchte. Obgleich er, gemäß der dem Kaiser gemachten Zusage, seine Theologen anwies, sich zur Reise nach Trient zu rüsten, bekundete doch die in seinem Auftrage von Melanchthon entworfene „sächsische Konfession" durch ihre ganze Fassung deutlich die Absicht, eine Vereinbarung über die streitigen Punkte unmöglich zu machen.

Während Moritz bezüglich des Concils dem Kaiser neue Verlegenheiten bereitete, betrieb er zugleich die Belagerung von Magdeburg, für welche ihm durch die von dem Reichstag gefaßten Beschlüsse so bedeutende Streitkräfte zur Verfügung gestellt worden, daß der nahe Fall der rebellischen Stadt unausbleiblich schien, mit einer Lässigkeit, die deutlich bekundete, daß es ihm damit kein Ernst war, und legte dabei gegen die Belagerten eine so rücksichtsvolle Schonung an den Tag, daß sich die Bürger geradezu ermuthigt

fühlen mußten, in ihrem Trotze gegen den Kaiser zu verharren. Endlich schloß er, nachdem die Belagerung der Stadt nahezu ein volles Jahr gedauert, am 3. November 1551 mit den Magdeburgern eine Kapitulation, welche ihnen dem Wortlaute nach Unterwerfung auferlegte, der Sache nach ihnen jedoch den günstigsten Frieden gewährte, entließ aber auch nach der Aufhebung der Belagerung die bei derselben verwendeten Truppen nicht, sondern legte sie in Thüringen in Quartiere, wo sie sich durch Plünderung und Gewaltthätigkeiten gegen die Einwohner für die ihnen vorenthaltene Löhnung schadlos hielten und besonders das dem Kurfürsten von Mainz gehörige Gebiet von Erfurt mit Verheerungszügen heimsuchten.

Als die in Trient weilenden geistlichen Kurfürsten von diesen Vorgängen Kunde erhielten, schrieben sie dem Kaiser, daß sie entschlossen seien, zum Schutze ihrer Länder zurückzukehren, und verhehlten ihm dabei den Verdacht nicht, den Moritzens Verhalten bezüglich seiner Treue gegen seinen kaiserlichen Herrn in ihnen geweckt; Karls Vertrauen in seinen Liebling war jedoch nicht zu erschüttern. Er habe, so schrieb er an die beiden Erzbischöfe von Mainz und Trier, von Moritz bezüglich seines bisherigen Verhaltens durchaus genügende Aufklärung und überhaupt solche Versicherungen erhalten, daß er, wo anders noch irgend welche menschliche Treue und Glauben auf Erden zu finden sei, sich nur Gutes von ihm zu versehen habe, und könne er, da er selbst deutschen Namens und Herkommens sei, an eine solche, bei einem deutschen Fürsten unerhörte Verstellung unmöglich glauben.

Während der Kaiser auf diese Weise bemüht war, den treulosen Moritz in den Augen der geistlichen Kurfürsten vollständig zu rechtfertigen und gegen jeden weiteren Verdacht sicher zu stellen, hatte dieser bereits an Kaiser und Reich den schmachvollsten Verrath begangen. Im Vereine mit dem jungen Landgrafen Wilhelm von Hessen, dem Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach und dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, mit welchen er sich über ein gemeinsames feindliches Vorgehen gegen den Kaiser verständigt, hatte er am 5. Oktober 1551 mit Heinrich II. von Frankreich, dem Sohne und Nachfolger Franz' I., einen Vertrag abgeschlossen, in welchem die Verbündeten denselben ermächtigten, als Preis der von ihm zugesagten Unterstützung die zum Reiche gehörigen Städte Cambray, Metz, Toul und Verdun in Besitz zu nehmen. „In Anbetracht", so schloß dieses schmachvolle Aktenstück, „daß der allerchristlichste König sich gegen uns Deutsche in dieser Sache mit Hilfe und Beistand nicht nur als Freund, sondern als liebreicher Vater verhält, werden wir ihm alle Zeit unseres Lebens hindurch solches gedenken. Und wenn Gott unsere Sachen begünstigen

will, werden wir ihm mit all' unserem Vermögen zur Wiedererlangung der Erbstücke verhelfen, welche ihm entzogen worden sind; auch werden wir bei künftiger Erwählung eines Kaisers und Reichsoberhauptes uns also verhalten, wie es Seiner Majestät gefallen wird, und Keinen erwählen, der nicht Seiner Majestät Freund ist, gute Nachbarschaft mit derselben unterhalten will und sich dazu genugsam verpflichtet. Wenn es dem Könige selbst gelegen wäre, ein solches Amt anzunehmen, werden wir gegen ihn lieber als gegen einen Anderen Gefallen tragen."

Nachdem dieser Vertrag am 15. Januar 1552 von Heinrich II. unterzeichnet und beschworen worden, erschienen zu Innsbruck Gesandte des Kurfürsten von Sachsen, um die Freilassung des Landgrafen von Hessen zu erbitten. Karl erklärte, die Sache sei so wichtig und erheische so reifliche Ueberlegung, daß er die Entscheidung derselben bis zu dem in Aussicht gestellten demnächstigen Eintreffen Moritzens in Innsbruck verschieben müsse; doch werde er dabei der eingereichten Verwendungen wohl eingedenk sein.

Moritz, der eine ablehnende Antwort mit Sicherheit erwartet und die ganze Verwendungsgeschichte zu keinem anderen Zwecke veranstaltet hatte, als um sein beabsichtigtes feindliches Vorgehen gegen den Kaiser vor den Augen der Nation durch einen recht anschaulichen Beweggrund zu rechtfertigen und Karls Härte in ein recht gehässiges Licht zu stellen, traf in der That Vorkehrungen zur Ausführung des dem Kaiser zugesagten Besuches und trat die Reise nach Innsbruck auch wirklich an; nach einigen Tagen kehrte er jedoch unter dem Vorwande einer plötzlichen Erkrankung wieder um, indem er einen seiner Geheimschreiber an den Kaiser sandte, um die Verzögerung seiner Ankunft zu entschuldigen. Um jeden etwaigen Argwohn von Seiten des Kaisers zu entkräften, berief er seine Stände nach Torgau, angeblich um sich mit ihnen über die Beschickung des Concils und verschiedene andere Angelegenheiten, insbesondere über die Verlegenheit zu berathen, in welcher er sich wegen der für den Landgrafen Philipp von Hessen unternommenen Bürgschaft dessen Familie gegenüber befinde.

Während die sächsischen Stände den Kurfürsten auf das Gerücht von dessen Plänen von jedem feindlichen Unternehmen gegen den Kaiser abzuhalten suchten und selbst Melanchthon ihn beschwor, zu bedenken, daß der Kaiser die ordentliche Obrigkeit sei und Gott gemeinlich Diejenigen stürze, die wider die Obrigkeit sich auflehnten, ließ Moritz an seine in Thüringen stehenden Truppen Befehl ergehen, sich in Marschbereitschaft zu setzen. Nachdem er selbst sich bei denselben eingefunden und sein Jugendfreund, der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Baireuth, der nach der Schlacht bei Mühlberg auf des Kaisers Befehl aus seiner Haft befreit worden,

sowie der junge Landgraf Wilhelm von Hessen mit den inzwischen von ihnen aufgebrachten Truppen zu ihnen gestoßen, ging der Marsch über Donauwörth nach Augsburg, das den Verbündeten nach kurzem Widerstande am 4. April 1552 seine Thore öffnete, worauf der lutherische Gottesdienst, wie er vor dem Interim gewesen, hergestellt und der von dem Kaiser abgesetzte zünftische Rath wieder eingesetzt wurde. Von Augsburg wandten sich die drei Fürsten gegen Ulm, das, obgleich protestantisch, die Aufforderung zur Uebergabe und zur Auslieferung des Geschützes, wie zur Zahlung von dreimalhunderttausend Gulden entschieden zurückwies und dem Angriff der Verbündeten einen so tapferen Widerstand entgegensetzte, daß sie sich zur Aufhebung der Belagerung entschließen mußten. „Zur Strafe für diesen Frevel" suchte Albrecht von Brandenburg, der sich von den übrigen Fürsten bei deren Abzug von Ulm getrennt, um „den heiligen evangelischen Krieg" nach eigenem Gefallen mit Feuer und Schwert zu führen, das Gebiet der Stadt mit gräuelvollen Verwüstungen heim. Dann wandte er sich nach Franken, dessen Grafen und Ritter er zum Anschluß an den französischen König und die Bundesverwandten aufforderte, mit der Drohung, daß, wer sich nicht anschließe, ausgebrannt und ausgerottet werden solle. Das protestantische Nürnberg, in dessen Umgebung über hundert Flecken und Dörfer von seinen Raubschaaren ausgeplündert und in Asche gelegt worden, mußte nach einer mehrwöchentlichen Belagerung seinen Abzug für die Summe von zweimalhunderttausend Gulden erkaufen.

Bei ihrem Aufbruche hatten die Verbündeten zur Rechtfertigung ihres hochverrätherischen Beginnens Proklamationen erlassen und durch das ganze Reich verbreitet, die von Heuchelei und Lügen strotzten und hauptsächlich darauf berechnet waren, den Kaiser durch die unerhörtesten Anschuldigungen bei der ganzen Nation verhaßt zu machen. Nachdem sie alle „Verbrechen" aufgezählt, die er gegen das Reich begangen, und ihm vorgeworfen, er beabsichtige nichts Anderes, als Deutschland „zu einer unerträglichen, viehischen, erblichen Servitud, Joch und Dienstbarkeit zu erniedrigen," erklärten sie, daß sie sich treulich zusammengethan und vereinigt hätten, „um mit Hilfe der hochlöblichen Krone Frankreich und anderer Herren und Freunde im Namen des Allmächtigen, seines geliebten Sohnes Jesu Christi und des heiligen Geistes, mit Heereskraft und gewaltiger Hand die Erledigung der von dem Kaiser gefangen gehaltenen Fürsten zu suchen, das beschwerliche Joch der vorgestellten viehischen Servitud von sich zu werfen und die alte löbliche Freiheit der deutschen Nation muthig zu retten." Wer ihnen in diesem löblichen Vornehmen beipflichte und die Hand biete, solle von ihnen nichts Anderes als beständige Freundschaft, Gunst, Gnade und guten Willen verspüren; wer sich ihnen aber entgegen zu setzen gedenke,

den würden sie mit Feuer und Schwert heimsuchen und ihm für seine Untreue gegen ihr ehrbares Vorhaben und den Nutzen des Vaterlandes den verdienten Lohn ertheilen.

Aehnlichen Inhaltes war das Manifest, das Heinrich II. von Frankreich vor sich hergehen ließ, als er am 10. April 1552 mit einem Heere von zehntausend Reitern und fünfundzwanzigtausend Mann Fußvolk zum Kampfe gegen den Kaiser aufbrach. Den schmachvollsten Invektiven gegen Karl und seine Regierung folgte die feierliche Erklärung, daß der König von Frankreich den Krieg nur aus „göttlicher Eingebung" und „freiem königlichem Gemüth", zur „Förderung der Freiheit der deutschen Nation und des heiligen römischen Reiches" unternehme und dabei „keinerlei eigenen Nutzen oder Gewinn suche und verhoffe."

Nachdem Heinrich II. Toul und Verdun besetzt und durch List in den Besitz von Metz, der größten und festesten Stadt in Lothringen, gekommen, wandte er sich nach dem Elsaß, in der Hoffnung, dort ebenso leichtes Spiel zu haben, wie in Lothringen. Er stieß jedoch bei der Bevölkerung auf energischen Widerstand; nur Hagenau und Weißenburg öffneten ihm freiwillig ihre Thore. In der letzteren Stadt empfing der König Gesandte der Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln und der Pfalz, sowie der Herzoge von Jülich und Württemberg, die ihm die Bitte vortrugen: „Er möge aufhören, Deutschland zu verwüsten, und das Reich nicht ins Verderben stürzen, mit dem ihnen angetragenen, ihrer Pflicht zuwiderlaufenden Bündnisse aber sie aus Rücksicht auf ihre Ehre und ihren guten Namen verschonen." Fast gleichzeitig traf die alle Pläne des Königs durchschneidende Botschaft ein, daß sein Bundesgenosse Moritz, seinen neuen Verpflichtungen ebensowenig treu wie seinen alten, auf dem Punkte stehe, mit dem Kaiser Frieden zu schließen.

Bis zum letzten Augenblicke hatte Karl alle Warnungen vor Moritzens verrätherischen Plänen beharrlich zurückgewiesen; er war daher nicht in der Lage, der ihm drohenden Gefahr mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten, und mußte den Weg der Unterhandlungen einschlagen. Er beauftragte mit denselben seinen Bruder Ferdinand, und dieser lud den Kurfürsten zu einer Besprechung nach Linz ein. Moritz leistete dieser Einladung Folge, sicher weit weniger aus Liebe zum Frieden, als weil er wohl wußte, daß der Kaiser nur den gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich freizugeben und unter Widerrufung der ihm selbst gemachten Schenkung nach Sachsen zurückzusenden brauche, um dort dem nichts weniger als beliebten Regiment des neuen Kurfürsten ein rasches Ende zu machen. Seine Forderungen: Freilassung des Landgrafen, Beendigung der Religionsstreitigkeiten, Begnadigung der Geächteten und

Friede mit Frankreich, sagte Ferdinand nur zum Theil und unter der Aufstellung von Gegenforderungen zu, über welche sich Moritz nicht ohne Zustimmung seiner Bundesgenossen schlüssig machen wollte. Man kam daher überein, daß man auf den Himmelfahrtstag, den 26. Mai, zu Passau wieder zusammenkommen, die fünf übrigen Kurfürsten und mehrere Reichsfürsten und Bischöfe zur Betheiligung an den Berathungen dahin einladen und vom 11. Mai an einen Waffenstillstand eintreten lassen wolle.

Während Ferdinand sich nach Innsbruck begab, um sich mit dem Kaiser über Moritzens Forderungen eingehend zu besprechen, kehrte dieser zu seinen Bundesgenossen zurück, die unterdessen bei Gundelfingen ein festes Lager bezogen hatten. Sie willigten in den zu Linz verabredeten vierzehntägigen Waffenstillstand, verschoben jedoch, im Einvernehmen mit Moritz, den Anfang desselben auf den 26. Mai, da sie vorher noch einen Ueberfall auf Innsbruck ausführen wollten, bei welchem sie den wehrlosen Kaiser mit seinem Hofe gefangen zu nehmen gedachten. Der Aufbruch erfolgte sofort, und schon waren die Verbündeten in Tyrol eingedrungen und hatten die nur zwei Tagereisen von Innsbruck entfernte Ehrenberger Klause mit Sturm genommen, als unter Moritzens Truppen eine Meuterei ausbrach, die ihn einen ganzen Tag in Ehrenberg zurückhielt.

Diese Verzögerung rettete den Kaiser vor der ihm zugedachten Gefangenschaft. Sobald die Kunde von dem Anmarsch der Verbündeten zu ihm gedrungen, ließ er Vorkehrungen zur sofortigen Abreise treffen und brach noch an demselben Abend (20. Mai) mit seinem Bruder und dem größten Theile seines Hofstaates von Innsbruck auf. Er hatte anfangs den Weg nach Trient eingeschlagen; doch wandte er sich bald nachher über das Gebirge nach Villach in Kärnthen. Da er wegen heftiger Gichtschmerzen weder fahren noch reiten konnte, wurde er in einer Sänfte getragen, während die Uebrigen theils zu Pferde, theils zu Fuße folgten.

Nach Karls Abreise kündigte der Bischof von Arras dem gefangenen Kurfürsten von Sachsen im Namen des Kaisers die Entlassung aus seiner Haft an, unter der Bedingung, daß er bis auf Weiteres freiwillig dem kaiserlichen Hofe folge, was der Kurfürst rasch und freudig zusagte. Als er am 24. Mai den Kaiser eingeholt, drückte er ihm in warmen Worten seinen Dank für die ihm zurückgegebene Freiheit aus, worauf Karl, das Haupt entblößend, ihm huldvoll die Hand reichte und ihm die Versicherung gab, daß er hinfürder ihm und seinen Söhnen ein gnädiger Kaiser sein und bleiben werde. Nach einem äußerst beschwerlichen Zuge durch das unwegsame Gebirge wurde das siebenunddreißig Meilen von Inns-

bruck entfernte Villach erreicht, wo der Kaiser den weiteren Verlauf der Dinge abzuwarten beschloß.

Inzwischen hatte Moritz am 23. Mai mit zwei Regimentern Fußvolk Innsbruck besetzt und die dort zurückgebliebene Habe des Kaisers, sowie die der Spanier der Plünderung preisgegeben, mit dem ausdrücklichen Befehl, alles, was dem König Ferdinand gehöre, unberührt zu lassen. Da an eine Verfolgung des Kaisers nicht gedacht werden konnte, führten Moritzens Bundesgenossen das Heer nach Baiern zurück, während er selbst sich nach Passau zu der verabredeten Fürstenversammlung begab, zu welcher sich bereits außer Ferdinand mehrere anderen Fürsten in Person eingefunden hatten, während die übrigen sich durch Gesandte vertreten ließen.

Moritz überreichte der Versammlung eine Beschwerdeschrift, in welcher alle in den verschiedenen von ihm und seinen Bundesgenossen erlassenen Kriegsmanifesten vorgebrachten Klagen über Beeinträchtigung der deutschen Freiheit durch den Kaiser wiederholt waren, und verlangte deren Untersuchung und Entscheidung durch Ferdinand und die versammelten Fürsten. Außerdem forderte er die Freilassung seines Schwiegervaters und den sofortigen Abschluß eines bestimmten Religionsfriedens, kraft dessen bis zur gänzlichen Beilegung aller Streitigkeiten keinerlei Belästigung der Religion wegen mehr stattfinden dürfe — mit anderen Worten die Anerkennung des Landeskirchenthums und des an dem Kirchengute begangenen Raubes.

Der Kaiser erhob wegen der Freilassung des Landgrafen keine Schwierigkeit; dagegen erklärte er die Bewilligung der beiden andern Forderungen für unvereinbar mit seiner Ehre und seinem Gewissen. Da jedoch aus Ungarn, wo der Türkenkrieg aufs Neue begonnen, äußerst bedenkliche Nachrichten einliefen und die Franzosen in den Niederlanden standen, auch die Verbündeten die Feindseligkeiten durch die Belagerung von Frankfurt wieder eröffnet hatten, gelang es Ferdinand, seinen Bruder zur Nachgiebigkeit in den Hauptpunkten zu bewegen, und da auch Moritz, durch die Freilassung seines Vetters mit mancherlei Besorgnissen erfüllt, die Sache nicht aufs Aeußerste zu treiben wagte, kam am 2. August 1552 der Passauer Vertrag zu Stande. Nach demselben sollte der Landgraf von Hessen gegen das Gelöbniß, die Halle'sche Kapitulation zu halten und sich wegen seiner Gefangenschaft nicht zu rächen, sofort in Freiheit gesetzt werden, Moritz von Sachsen, gleich seinen Verbündeten, die Waffen niederlegen und mit zehntausend Mann seiner Truppen dem König Ferdinand in Ungarn gegen die Türken Beistand leisten und der Kaiser zur Ausgleichung des Religionszwistes binnen sechs Monaten einen Reichstag zusammenberufen, bis dahin aber die Stände der Augsburgischen Konfession in keiner Weise

wegen der Religion vergewaltigen, sondern jeden derselben ruhig bei seinem Glauben verbleiben lassen. Dagegen sollten auch die Stände der Augsburgischen Konfession die Anhänger der alten Kirche in keiner Weise verletzen. Die Geächteten sollten gegen Angelobung des Gehorsams begnadigt und die Beschwerden über Verletzung der deutschen Reichsverfassung auf dem nächsten Reichstag untersucht und entschieden werden. Was dem Vertrag eine ganz besondere Bedeutsamkeit verlieh, war die Vereinbarung, daß, wenn man sich wegen der Religion nicht einigen könne, die getroffenen Bestimmungen dauernd in Kraft bleiben sollten.

Nachdem der Passauer Vertrag von Ferdinand und den Fürsten unterzeichnet worden, begab sich der Kaiser nach Augsburg, wo er am 1. September den Kurfürsten Johann Friedrich der Verpflichtung eines längeren Verweilens am kaiserlichen Hofe entband. Der geistig wenig hervorragende, aber charakterfeste Kurfürst, der während seiner Gefangenschaft sich durch seine ganze Haltung des Kaisers volle Achtung erworben, wurde in seiner Heimath mit den rührendsten Beweisen der Anhänglichkeit empfangen. Dagegen erweckte die Befreiung des Landgrafen nur geringe Theilnahme. Seine Charakterlosigkeit hatte ihn sogar in seinem eigenen Lande um alles Ansehen gebracht, und er selbst fühlte, daß seine Rolle vollständig ausgespielt war. Sein größter Kummer war, wie er später einem kaiserlichen Gesandten erzählte, daß während seiner Gefangenschaft „die Schelme von Bauern seine Wildbahn ruinirt hatten." Der Kurfürst Moritz führte, den in Passau eingegangenen Verpflichtungen gemäß, seine Truppen nach Ungarn, richtete jedoch dorten nur wenig aus, wahrscheinlich weil es ihm am guten Willen fehlte, der Sache Oesterreichs ersprießliche Dienste zu leisten.

Unterdessen war des Kaisers ganzes Sinnen darauf gerichtet, dem König von Frankreich die durch Moritzens Verrath dem Reiche entfremdeten Landschaften und Städte wieder zu entreißen, damit es nicht heiße, daß unter der Regierung des Mächtigsten der Mehrer des Reichs, der seit den Zeiten der Hohenstaufen geherrscht, das Reich vermindert und einer seiner Vormauern beraubt worden. Rasch waren Truppen zusammengezogen, und schon im September 1552 konnte Karl, der trotz seines wachsenden Gichtleidens die Leitung des Feldzugs selbst zu übernehmen entschlossen war, mit einem Heere von sechsundsechzigtausend Mann von Augsburg nach dem Elsaß aufbrechen, um zunächst Metz zurückzuerobern.

Die Belagerung dieser wichtigen Festung wurde am 20. November begonnen und von dem Kaiser, der alle Beschwerden derselben theilte, mit ebensoviel Umsicht als Tapferkeit und Ausdauer geleitet; aber die geschickten Vertheidigungsmaßregeln, die der Befehlshaber der Stadt, der Herzog Franz von Guise, getroffen, so-

wie das ungeheure Aufgebot von Geschütz und Truppen, das demselben zur Verfügung gestellt worden, ganz besonders aber die ungewöhnliche Strenge des Winters und Mangel an Lebensmitteln im kaiserlichen Heere machten alle Anstrengungen Karls zu Schanden. Nachdem bereits ein Drittel seiner Mannschaft dem Hunger und der Kälte erlegen und unter den Ueberlebenden die Entmuthigung allgemein geworden, entschloß er sich am 2. Januar 1553, die Belagerung aufzuheben. „Fortuna ist ein Weib", sagte er; „sie war mir hold, da ich jung war; jetzt im Alter verläßt sie mich." Da die Anstrengungen und Entbehrungen des Lagerlebens sein Gichtleiden bedeutend erhöht hatten, ließ er sich nach Brüssel bringen, um dort bis zum kommenden Frühjahr zu bleiben. Den Krieg mit Frankreich setzte er noch zwei Jahre lang fort, ohne irgend welchen entscheidenden Vortheil erringen zu können. Ein am 8. Februar 1556 zu Vaucelles geschlossener Waffenstillstand ließ die Franzosen im einstweiligen Besitze der von ihnen gemachten Eroberungen.

Inzwischen hatte der raublustige Markgraf Albrecht von Brandenburg, der von dem Passauer Vertrag Nichts wissen wollte, den Krieg in Deutschland auf eigene Rechnung fortgesetzt und an der Spitze seiner Schaaren unter Sengen und Brennen, Rauben und Morden, einem Würgengel gleich, die katholischen Gebiete am Rhein und in Franken durchzogen. Als er im Juni 1553 auch einen Einfall in Thüringen machte, zog Moritz, in der Meinung, daß es auf sein Kurfürstenthum abgesehen sei, schleunigst Truppen zusammen und brach, im Vereine mit dem Herzog Heinrich von Braunschweig, gegen den Landfriedensstörer auf, worauf sich derselbe nach Niedersachsen wandte. Hier kam es am 9. Juli bei Sievershausen, einem Dorfe im Lüneburgischen, zur blutigen Entscheidungsschlacht. Schon war, nach einem heißen Ringen, die Niederlage des Markgrafen entschieden, als Moritz durch eine feindliche Kugel zu Tode verwundet wurde. Zwei Tage später, am 11. Juli 1553, starb er nach furchtbaren Schmerzen, im Alter von zweiunddreißig Jahren. Karl V. soll bei der Nachricht von seinem Tode in die Worte Davids ausgebrochen sein: „O Absalon, mein Sohn, mein Sohn!"

Da Moritzens einziger Sohn schon in zartem Alter gestorben war, ging die sächsische Kur mit den damit verbundenen Ländern an seinen Bruder August über, der schon im Jahre 1548 zu Augsburg die Mitbelehnung empfangen hatte; doch erhielt Johann Friedrich durch die Vermittlung des römischen Königs, neben der Berechtigung, für seine Person den Titel eines geborenen Kurfürsten zu führen, für sich und seine Erben einige der abgetretenen Aemter zurück. Er starb im Jahre 1554 im einundfünfzigsten Lebensjahre.

Albrecht von Brandenburg, der bald nach der Schlacht bei

Sievershausen in Folge der wider ihn erlassenen Acht nach Frankreich entflohen, fand, als er zwei Jahre später von dort zurückgekehrt, bei seinem Schwager, dem Markgrafen von Baden, eine Zufluchtsstätte auf dem Schlosse zu Pforzheim. Hier starb er am 8. Januar 1557, im Alter von fünfunddreißig Jahren, noch ehe es seinen Verwandten gelungen, die Aufhebung der Acht und seine Wiedereinsetzung zu bewirken.

Der Augsburger Religionsfriede.

(Febr. 1555.)

Ungleich größeren Kummer, als der ungünstige Verlauf des Krieges mit Frankreich, bereitete dem ohnehin durch seine körperlichen Leiden schwer gedrückten Kaiser der Gedanke, daß das Werk, an dem er während seiner ganzen Regierung mit unermüdlichem Eifer gearbeitet und das ihm mehr am Herzen gelegen, als alles Andere: die Wiederherstellung der Glaubenseinheit in Deutschland, durch den Gang der Ereignisse zerstört und er selbst durch den Drang der Umstände zu Zugeständnissen gezwungen worden, die ihm wie eine Belastung seines Gewissens erschienen. Er konnte sich daher auch nicht entschließen, auf dem im Passauer Vertrage in Aussicht genommenen Reichstage, auf welchem die religiösen Angelegenheiten auf Grund der bereits vereinbarten Bestimmungen geregelt werden sollten, den Vorsitz zu führen, und übertrug daher dieses Amt seinem Bruder Ferdinand. Dieser ließ sich auch die Sache auf das Ernsteste angelegen sein; doch mußte der fragliche Reichstag, theils wegen der durch den Markgrafen Albrecht von Brandenburg erregten Wirren, theils wegen des französischen Krieges, mehrfach vertagt werden. Erst am 5. Februar 1555 wurde derselbe durch Ferdinand zu Augsburg eröffnet.

Trotz der Wichtigkeit der zu treffenden Entscheidungen hatten, außer den drei geistlichen Kurfürsten, nur die Herzoge von Baiern und Württemberg und die Markgrafen von Baden der dringenden Einladung Ferdinands, sich persönlich in Augsburg einzufinden, Folge geleistet; alle anderen Fürsten waren durch Gesandte vertreten. Da schon im vorhergehenden Jahre die sächsischen und hessischen Theologen auf einem zu Naumburg abgehaltenen Konvent die Erklärung abgegeben: „von einer Zurückführung unter die Autorität der Bischöfe könne nimmermehr die Rede sein; daher müsse jeder Landesherr zur Ehre Gottes das nöthige Kirchenregiment durch seine Konsistorien handhaben lassen," so unterlag es keinem Zweifel, daß die protestantischen Stände mit aller Entschiedenheit auf vollständiger

Religionsfreiheit bestehen würden. Unter diesen Umständen glaubten die entmuthigten katholischen Fürsten nur auf die Mittel bedacht sein zu müssen, durch welche bei der nicht zu verhindernden Fortdauer des religiösen Zwiespaltes die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung im Reiche gesichert werden könne.

Indessen zogen sich, bei aller Geneigtheit Ferdinands und der übrigen katholischen Fürsten zu jedem nur irgendwie zulässigen Zugeständniß, die Unterhandlungen durch volle sieben Monate hin, ohne daß die gewünschte Einigung erzielt worden wäre. Zwei Punkte waren es hauptsächlich, an welchen das ganze Friedenswerk scheitern zu sollen schien: die Stellung der zu der neuen Lehre übergetretenen Bischöfe und andern Prälaten und die der protestantischen Unterthanen katholischer Stände. Bezüglich des ersten Punktes verlangten die Protestanten, daß den geistlichen Würdenträgern der Uebertritt zu der Augsburgischen Konfession ohne Verlust ihrer Stifter, Aemter und Pfründen gestattet sein solle, während die katholischen Stände darauf bestanden, daß das gesammte Kirchengut der alten Kirche verbleiben und jeder Geistliche, höheren wie niederen Standes, der zur Augsburgischen Konfession übertrete, als seines Standes und Amtes, sowie seiner Pfründen verlustig erachtet werden müsse. Nach langem Hader gaben die protestantischen Stände zu, daß die Entscheidung dem König Ferdinand anheimgegeben werde, und dieser bestimmte, daß den Protestanten diejenigen geistlichen Güter, in deren Besitz sie sich bei dem Abschluß des Passauer Vertrags befunden, verbleiben, künftig jedoch alle zu dem Protestantismus übertretenden geistlichen Würdenträger ihre Aemter und Pfründen verlieren sollten. Gegen diese Bestimmung, den sogenannten geistlichen Vorbehalt — reservatum ecclesiasticum — erhoben zwar die protestantischen Stände Einspruch; doch willigten sie schließlich ein, dieselbe mit dem Zusatze, daß man sich über diesen Punkt nicht habe einigen können, in die Friedensurkunde aufnehmen zu lassen.

Noch erbitterter war der Streit über den zweiten Punkt. Die protestantischen Stände verlangten, daß in den katholischen Gebieten den Anhängern der Augsburgischen Konfession ungestörte Religionsübung bewilligt und somit auch der Abfall vom alten Glauben völlig freigestellt werde; dagegen wollten sie ihren eigenen katholischen Unterthanen nur unter der Bedingung Duldung gewähren, daß sie sich des öffentlichen Gottesdienstes und aller Ceremonien enthielten. Der erbitterte Streit fand endlich seine Lösung dadurch, daß der Grundsatz: Cujus regio, ejus religio — wessen das Land, dessen die Religion — als zu Recht bestehend anerkannt wurde und somit die andersgläubigen Unterthanen der protestantischen wie der katholischen Stände bezüglich der Ausübung ihrer Religion der

Willkür ihrer Landesherren überlassen blieben, jedoch mit der Beschränkung, daß ihnen nach Verkauf ihrer Güter die Auswanderung freistehen solle. Außerdem wurde denjenigen Unterthanen geistlicher Stände, welche seit Jahren der Augsburgischen Konfession zugethan waren, die Zusage ertheilt, daß sie wegen ihrer Religion nicht bedrängt werden sollten.

Nach der endlichen Erledigung dieser beiden Punkte wurde am 2. September 1555 der Friede unterzeichnet, kraft dessen fortan zwischen den beiden Religionsparteien „Friede und Eintracht herrschen sollte." Eingeschlossen waren in denselben jedoch nur, nach dem Artikel II. der Friedensurkunde, die Katholiken und die Augsburger Konfessionsverwandten. Weder die Reformirten — die Anhänger Zwingli's und Kalvins, später gewöhnlich Kalvinisten genannt — noch die innerhalb der protestantischen Kirche entstandenen Sekten sollten an den von den Lutheranern errungenen Vortheilen Antheil haben. Wie in diesem Ausschluß der in Deutschland zahlreich vertretenen kalvinischen Religionspartei von dem ganzen Friedenswerke, so lagen auch in dem von den Protestanten nicht anerkannten geistlichen Vorbehalt und nicht minder in der den Fürsten zuerkannten Gewalt, den Glauben ihrer Unterthanen zu bestimmen, die Keime neuer Verwicklungen, und so war der „für ewige Zeiten" geschlossene Religionsfriede nichts Anderes, als ein durch die Noth der Zeit den katholischen Ständen abgerungener Waffenstillstand, dessen Dauer lediglich von der ferneren Entwicklung der politischen Verhältnisse Deutschlands abhing.

Karls V. Abdankung und Tod.

Während in Augsburg über den Frieden verhandelt wurde, der Deutschlands politische wie religiöse Zersplitterung besiegeln sollte, bereitete sich der in den Niederlanden weilende Kaiser zu einem Schritte vor, der die Welt mit Staunen erfüllte. Das Scheitern aller seiner Bemühungen für die Wiederherstellung der Glaubenseinheit in Deutschland, das traurige Bild des in zwei feindliche Heerlager gespalteten Reiches, die allerwärts zu Tage tretende Mißachtung der Kaisergewalt, Moritzens Verrath, der ungünstige Verlauf des neuen Krieges mit Frankreich — alle diese schmerzlichen Erfahrungen der letzten Jahre hatten, verbunden mit seiner zunehmenden körperlichen Gebrechlichkeit, die ihm die Ausübung seiner Regentenpflichten mehr und mehr erschwerte, seinen natürlichen Ernst zur ausgesprochenen Schwermuth gesteigert und in dem lebensmüden Kaiser den Entschluß zur Reife gebracht, seine sämmtlichen Kronen niederzulegen und mit der Herrschaft zugleich aller

irdischen Hoheit zu entsagen, um, fern von dem Geräusche der Welt, in klösterlicher Stille und Zurückgezogenheit, unter Gebet und Bußübungen das Ende seiner irdischen Laufbahn zu erwarten.

Am 25. Oktober 1555 übergab Karl zu Brüssel in feierlicher Versammlung der Stände der siebzehn vereinigten Provinzen seinem Sohne Philipp die Niederlande. Nachdem er in Trauerkleidung, die rechte Hand auf einen Stock gestützt, die linke auf der Schulter Wilhelms von Oranien ruhend, gefolgt von seinem Sohne Philipp und seinen beiden Schwestern, den verwittweten Königinnen von Ungarn und Frankreich, in den Saal getreten und auf dem Throne Platz genommen, ließ er durch den Rathspräsidenten von Flandern der Versammlung den Zweck, zu welchem er sie zusammenberufen, sowie die Beweggründe auseinandersetzen, die ihn zur Niederlegung der Regierung bestimmt, und die versammelten niederländischen Stände bitten, die ihm bewiesene Treue auf seinen Sohn Philipp zu übertragen. Dann erhob er sich, um vor seinem Scheiden einen letzten Liebesgruß an das Land zu richten, in welchem er das Licht der Welt erblickt. In einer allen Anwesenden tief zu Herzen gehenden Rede, bei deren Vortrag seine anfangs schwache Stimme bald so feurig wurde, daß kein Wort unverstanden blieb, entrollte er ein gedrängtes Bild seiner vielbewegten Regierung, die für ihn eine stete Pilgerschaft gewesen. Neunmal sei er in Deutschland, sechsmal in Spanien, siebenmal in Italien, zehnmal in Flandern, viermal in Frankreich, zweimal in England und zweimal in Afrika gewesen, und nachdem er achtmal das mittelländische und dreimal das atlantische Meer befahren, wolle er jetzt, da sein hinfälliger Körper ihn an die Nothwendigkeit mahne, zum Besten des Landes die Last der Geschäfte auf jüngere Schultern zu wälzen, zum vierten Male sich dem Ocean anvertrauen, um in Spanien sein Grab zu suchen. „Was meine Regierung betrifft“, so schloß er, „so bekenne ich, daß ich oft in Fehler gefallen bin, durch Unerfahrenheit in meiner Jugend, durch Ehrgeiz im Mannesalter oder durch andere Schwächen der menschlichen Gebrechlichkeit; doch darf ich euch versichern, daß ich nie aus Wissen und Willen einem meiner Unterthanen Gewalt angethan habe. Geschah irgend Jemandem Unrecht, so erkläre ich hiermit vor aller Welt, daß ich es von Herzen bedauere, und bitte die Gegenwärtigen wie die Abwesenden, mir zu verzeihen.“ Als Antwort auf diese Bitte des Kaisers glänzten Thränen der Rührung in Aller Augen, und als Karl hierauf seinen Sohn in den eindringlichsten Worten zur gewissenhaftesten Erfüllung seiner Regentenpflichten ermahnte und ihn dann zärtlich in seine Arme schloß, während große Thränen ihm über die bleichen Wangen rollten, brach die ganze Versammlung in lautes Weinen aus. Mit dem Ausrufe: „Segne euch Gott, segne euch Gott!“ sank Karl, von

Anstrengung erschöpft, auf den Thron zurück. Von tiefer Rührung ergriffen, gelobte Philipp feierlich, „mit Gottes Hilfe das Land gerecht zu regieren und muthig zu vertheidigen, die Gesetze zu handhaben, die Religion zu schützen und Jeden in seinem Rechte zu wahren," worauf die bisherige Statthalterin der Niederlande, die Königin Maria von Ungarn, förmlich die Regierung niederlegte.

Am 16. Januar 1556 übertrug Karl, gleichfalls zu Brüssel, in nicht minder feierlicher Weise und in Gegenwart vieler spanischen Großen seinem Sohne Philipp auch die Regierung von Spanien und allen dazu gehörigen Ländern in der neuen, wie in der alten Welt. Die Uebertragung der Kaiserkrone an seinen Bruder Ferdinand verschob er, auf dessen Wunsch, bis zum Herbst des gleichen Jahres. Am 7. September erließ er an die Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reiches ein Schreiben, worin er sie aufforderte, fortan seinem Bruder Ferdinand, der schon lange die schwere Bürde der Reichsregierung getragen, als seinem unzweifelhaft rechtmäßigen Nachfolger den schuldigen Gehorsam zu erweisen. Sechs Tage später, am 13. September, schiffte sich der Kaiser mit seinen beiden Schwestern nach Spanien ein, wo er nach einer stürmischen Fahrt zu Laredo in Biscaja ans Land stieg. Nachdem er zu Burgos den größten Theil seiner Dienerschaft entlassen, setzte er mit seinen Schwestern und einem kleinen Gefolge die Reise nach Valladolid fort, wo er von seiner mit der Regentschaft von Spanien betrauten frommen Tochter Johanna, der Wittwe des portugiesischen Prinzen Juan, empfangen wurde und die Huldigung des spanischen Adels entgegennahm. Hier sah er auch zum ersten Male seinen damals elfjährigen Enkel Don Karlos, dessen eigensinniges, trotziges Wesen ihn mit großen Sorgen erfüllte.

Von Valladolid wandte sich der Kaiser, nachdem er von seinen Schwestern Abschied genommen, nach dem durch seine Schönheit und seine gesunde Luft berühmten Thale von Placenzia in Estremadura, wo er sich neben dem Hieronymitenkloster von San Yuste ein kleines Haus hatte erbauen lassen. Hier traf er am 3. Februar 1557 ein. Von den seiner harrenden Mönchen feierlich begrüßt und zur Kirche geleitet, wohnte er, vor dem Altare knieend, dem Gesange des Te Deum bei.

Das Haus, in welchem Karl sein Leben zu beschließen gedachte, war an das Kloster angebaut und hatte zwei Stockwerke, von denen das obere, aus vier Zimmern bestehend, des Kaisers Wohnung bildete. Obgleich die Einrichtung derselben das Gepräge ernster Einfachheit trug, fehlte es doch nicht an kaiserlicher Pracht. Die Wände waren mit reich bemalten Tapeten geschmückt, die Fußböden mit schweren türkischen Teppichen belegt, und sammtne Kanapees gewährten dem gichtkranken Kaiser die nöthige Bequemlichkeit. Sein

Schlafzimmer, von welchem ein Fenster nach der Kirche ging, so daß er von seinem Lager aus auf den Hochaltar sehen und also auch krank der heiligen Messe beiwohnen konnte, war, im Andenken an seine kurz vorher dahingeschiedene Mutter, als Trauergemach eingerichtet und mit dem feinsten schwarzen Tuche ausgeschlagen. Der Hauptschmuck seiner Zimmer bestand in einer kleinen, aber ausgewählten Sammlung von Gemälden, meist Werken seines Lieblingsmalers Tizian, sowie in vier großen Uhren von reicher, kunstvoller Arbeit, auf deren richtigen Gang er so großes Gewicht legte, daß er zu der Regulirung derselben eigens zwei Uhrmacher mitgebracht hatte.

Karls Lebensweise in seiner klösterlichen Zurückgezogenheit war eine streng geregelte. Mit den Uebungen der Frömmigkeit, die einen großen Theil seiner Zeit ausfüllten, wechselten das Lesen religiöser, philosophischer und geschichtlicher Werke, die Anfertigung mechanischer Arbeiten und die Pflege seines mit Orangen-, Citronen- und Feigenbäumen und einer Fülle duftender Blumen bepflanzten Gartens in regelmäßiger Reihenfolge ab. Gern durchwanderte Karl auch an sonnigen Tagen eine schöne Kastanienallee, die zu einer in dem benachbarten Walde gelegenen einsamen Kapelle führte, und verbrachte manche Stunde stillen Sinnens im Schatten eines noch jetzt dort vorhandenen Wallnußbaumes. Wie die kräftige Waldluft seinen Körper stärkte, so erfrischte sie auch seinen Geist. Er wurde heiterer, und mehr als einmal hörte man ihn sagen: er habe in San Yuste an einem Tage mehr wahres Glück genossen, als ihm alle seine Triumphe eingebracht.

Trotz seiner Zurückgezogenheit von der Welt, schnitt Karl nicht allen Verkehr mit derselben ab; er nahm vielmehr von Zeit zu Zeit Besuche an, wie den des Geschichtschreibers Sepulveda, des „spanischen Livius“, wie er wegen seines reinen Lateins und fließenden Stiles genannt wurde, der, eben mit einer Geschichte des Kaisers beschäftigt, diesem durch seine anregenden Fragen Veranlassung gab, selbst einen Abriß seiner Kriegsthaten zu schreiben. Auch seine beiden Schwestern sah Karl noch einmal in San Yuste wieder. Eine ganz besondere Freude gewährte ihm der von ihm selbst erbetene Besuch des berühmten Jesuiten Franz Borgia, der einst als Herzog von Gandia Karls Vertrauter und der Stolz des spanischen Adels gewesen. Als der Kaiser ihm sein Staunen über die Strenge seiner Asceſe und dabei zugleich sein Bedauern darüber ausdrückte, daß er selbst wegen seiner Kränklichkeit sich gewisse Bußübungen nicht auferlegen könne, erwiderte Franz: „Eure Majestät sind nicht im Stande, in Ihrem Kleide zu schlafen, weil Sie so viele Nächte in Ihrem Harnisch durchwacht haben; wir aber wollen Gott dafür danken, daß Sie durch solche Vigilien in Waffen

ihm beſſer gedient haben, als ſo mancher Kloſterbruder, der in ſeinem härenen Gewande ſchläft."

Obgleich Karl für ſich ſelbſt jeder Betheiligung an den Weltangelegenheiten entſagt hatte, blieb ihm der Gang derſelben nicht gleichgiltig, beſonders um ſeines Sohnes willen, deſſen Wohlfahrt und Herrſchergröße ihm nicht minder warm am Herzen lagen, als vordem die eigene. Er ſtand mit demſelben in ununterbrochenem Briefwechſel, und Philipp verfehlte nicht, in allen wichtigen Angelegenheiten den gewiegten Rath ſeines Vaters einzuholen. Als bald nach Karls Ankunft in San Yuſte drohende Wetterwolken den politiſchen Horizont umzogen hatten, bat er ihn ſogar dringend, das Ruder des Staates aufs Neue in die Hand zu nehmen; Karl wies dieſe Bitte jedoch mit Entſchiedenheit zurück.

Während des erſten Jahres ſeines Aufenthaltes in San Yuſte hatte ſich Karls Geſundheit unter dem Einfluß des milden Klimas, der ruhigen Gleichförmigkeit ſeiner Lebensweiſe und der gänzlichen Befreiung von der Laſt der Regierungsgeſchäfte merklich gekräftigt; im Februar 1558 kehrten jedoch die Gichtanfälle mit erneuter Heftigkeit zurück. Zu der gleichen Zeit ſtarb Karls Lieblingsſchweſter Eleonore, und ihr Tod, der ihn auf das Schmerzlichſte berührte, gab ſeinen Gedanken eine faſt ausſchließliche Richtung auf das Jenſeits. „Sie war eine gute Chriſtin", ſagte er unter Thränen zu ſeinem Sekretär, „und wir haben einander immer geliebt. Sie war um fünf Vierteljahre älter als ich, und ehe dieſe Zeit verfloſſen iſt, werde ich bei ihr ſein."

Um die Mitte des Monats Auguſt verſchlimmerte ſich des Kaiſers Zuſtand ſo ſehr, daß er ſeine Auflöſung nahe glaubte. Nur noch mit dem Gedanken an den Tod beſchäftigt, ließ er, um ſich durch ſeine eigene Leichenfeier auf ſeine Sterbeſtunde vorzubereiten, mit Zuſtimmung ſeines Beichtvaters am 30. Auguſt ein feierliches Todtenamt für ſich ſelbſt abhalten. Er wohnte demſelben in einfachem, ſchwarzem Gewande bei und überreichte, unter dem lauten Schluchzen aller Anweſenden, ſelbſt tief ergriffen, ſeine Kerze dem celebrirenden Prieſter, als ein Zeichen ſeines Verlangens, ſeine Seele in die Hände ſeines Schöpfers zurückzugeben.

Dieſe erſchütternde Feierlichkeit beſchleunigte das Ende des Kaiſers. Noch an demſelben Tage ſtellte ſich ein heftiges Fieber ein, das der Arzt vergebens durch einen Aderlaß zu bekämpfen ſuchte. Auch die Kunſt eines zweiten Arztes, den die Regentin Johanna auf die Nachricht von dem bedenklichen Zuſtand ihres Vaters ſchleunigſt von Valladolid nach San Yuſte geſandt, vermochte Nichts zur Abwehr der von Tag zu Tag ſich ſteigernden Gefahr, und bald konnte Niemand mehr ſich der Ueberzeugung verſchließen, daß es mit dem Kaiſer zu Ende gehe.

Karl erwartete seine letzte Stunde nicht nur mit der ruhigen Fassung eines in den Willen Gottes vollständig ergebenen Christen, sondern sogar mit Heiterkeit; denn seine Seele hatte sich losgerissen von allem Irdischen und sehnte sich nach dem Hingang zur ewigen Ruhe. Nachdem er am 19. September die Sterbesakramente und am folgenden Tage nochmals, mit dem rührendsten Ausdruck des Dankes gegen Gott und tiefer Zerknirschung über seine Sünden, die heilige Kommunion empfangen, die ihm während seiner Krankheit fast täglich gespendet worden, fühlte er am 21. September, zwei Stunden nach Mitternacht, daß seine letzte Stunde gekommen. Er ließ sich die Sterbekerze und das Kruzifix reichen, das schon seine Gemahlin in ihrem Todeskampfe gestärkt, drückte dasselbe voll Inbrunst an die Brust und verschied mit dem Ausrufe: „Ya voy, Sennor! — Ich gehe schon, Herr!“ Sein Wunsch, im Vollbesitze seiner Geisteskräfte zu sterben, war in Erfüllung gegangen.

Die Leiche des Kaisers, der ein Alter von achtundfünfzig Jahren und nahezu sieben Monaten erreicht hatte, wurde zuerst in der Klosterkirche von San Yuste zur Ruhe bestattet, später aber auf Anordnung Philipps II. nach dem von demselben erbauten und zur Grabstätte der königlichen Familie bestimmten Escurial gebracht. Als im Jahre 1795 der Sarg geöffnet wurde, fand man die Züge des Kaisers noch wohl erhalten, und der Thymian, den man ihm in San Yuste auf die Brust gelegt, duftete noch.

„Karl V.“, sagt der französische Geschichtschreiber Mignet mit vollem Recht, „war der mächtigste und größte Herrscher des sechzehnten Jahrhunderts. Hervorgegangen aus den vier Häusern Aragon, Kastilien, Oesterreich und Burgund, hat er deren verschiedene und in mancher Hinsicht entgegengesetzte Eigenschaften dargestellt, wie er ihre verschiedenen und weit auseinander gelegenen Länder besessen. Der immer staatsmännische und findige Geist seines Großvaters, Ferdinands des Katholischen, der edle Schwung seiner Großmutter Isabella, mit welchem sich die melancholische Traurigkeit seiner Mutter Johanna paarte, die ritterliche und waghalsige Tapferkeit seines Ahnherrn, Karls des Kühnen, dem er im Gesichte glich, der emsige Ehrgeiz, der Sinn für die schönen Wissenschaften und mechanischen Künste seines Großvaters, des Kaisers Maximilian, waren mit ihren Ländern und ihren Plänen wie auf ihn vererbt worden. Die Größe und das Glück, die der Zufall der Thronfolgen und die Weisheit mehrerer Fürsten auf ihn gehäuft hatten, ertrug er in ihrem Vollgewicht. Lange Zeit hindurch machten es ihm seine starken und mannigfachen Fähigkeiten möglich, nicht ohne Erfolg so verschiedenen Aufgaben, so mannigfachen Unternehmungen zu genügen. Jedoch die Aufgabe war zu ungeheuer für die Kraft *eines* Menschen.“

IV.

Das Concil von Trient.

Nachdem Julius III. das Tridentiniſche Concil am 1. Mai 1551 wieder hatte eröffnen laſſen, führte im folgenden Jahre die Empörung des Kurfürſten Moritz eine abermalige Unterbrechung desſelben herbei, indem die meiſten Biſchöfe bei dem Zuge der Verbündeten gegen Innsbruck, um der ihnen drohenden Gefahr der Gefangennehmung zu entgehen, ſchleunigſt von Trient abreiſten, worauf Julius III. am 25. April 1552 die Suspenſion des Concils ausſprach, die ſich durch die Ungunſt der Verhältniſſe zu einer zehnjährigen geſtaltete. Erſt im Jahre 1562 gelang es dem Papſt Pius IV., dem dritten Nachfolger Julius' III. (ſeit 1559), das Concil aufs Neue zu Stande zu bringen.

Die Wiedereröffnung der Synode fand am 18. Januar 1562 ſtatt; doch wurde in den erſten Sitzungen von der Erörterung wichtiger Fragen Abſtand genommen, da man ſich noch immer der Hoffnung hingab, daß die proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands und anderer Länder das Concil beſchicken würden. Nachdem ſich dieſe Hoffnung als trügeriſch erwieſen, wurde zur Entſcheidung der noch nicht erledigten dogmatiſchen Fragen geſchritten und hierauf mit dem Erlaß einer Reihe heilſamer Reformdekrete die Wirkſamkeit des Concils geſchloſſen.

Gleich bei ihrem erſten Zuſammentritte im Jahre 1545 hatten die Väter des Concils das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß, wie es auf den beiden allgemeinen Concilien von Nikäa (325) und Konſtantinopel (381) beſtimmt worden, feierlich und einhellig anerkannt; dann war von ihnen die geoffenbarte Wahrheit von der Art und Weiſe, wie der Menſch nach dem Willen Gottes der Erlöſung theilhaftig wird, den religiöſen Neuerungen des ſechzehnten Jahrhunderts gegenüber erklärt und ausgeſprochen worden.

Als die Quellen, aus welchen die göttlich geoffenbarte Wahrheit zu ſchöpfen ſei, bezeichnete das Concil die heilige Schrift und die mündliche Ueberlieferung oder Tradition; doch wurde in Beziehung auf die heilige Schrift dem Einzelnen das Recht der freien Auslegung abgeſprochen und einem Jeden die Pflicht auferlegt, ſich in Betreff der Glaubens- und Sittenlehre an die authentiſche Erklärung der Kirche oder an die einſtimmige Auslegung der Kirchenväter zu halten. Dadurch war der ſubjektiven Willkür eine nothwendige Schranke gezogen, ohne welche, wie dies die Erfahrung aller früheren Jahrhunderte und beſonders die der letzten dreißig Jahre augenfällig dargethan, aus dem todten Buchſtaben der heiligen Schrift alle möglichen Irrthümer herausgedeutet werden

können, und zugleich die Einheit im wahren Glauben gesichert, die Christus mit der Einheit in der Liebe von seinen Bekennern als Kennzeichen, daß sie ihm angehören, unbedingt fordert.

Auf Grund dieser Glaubensquellen wurde alsdann das Dogma von der Erbsünde, unter Zurückweisung der Uebertreibungen Luthers, klar formulirt und dabei insbesondere erklärt, daß der freie Wille des Menschen zwar durch die Sünde geschwächt, aber keineswegs gänzlich vernichtet worden, so daß der Mensch zu seiner Rechtfertigung mit der Gnade Gottes mitwirken könne und solle. Die Rechtfertigung wird, mit Verwerfung der pelagianischen und protestantischen Irrthümer, nicht als bloße Sündenvergebung, sondern als eine wirkliche innere Heiligung, als Erneuerung des inneren Menschen dargestellt. Der durch die Sündenvergebung erneuerte Mensch wächst durch die guten Werke, d. h. durch die gewissenhafte Erfüllung der Gebote Gottes und der Kirche, fort und fort in der durch Gottes Gnade erlangten Gerechtigkeit. Der Glaube ist Anfang und Wurzel der Rechtfertigung und das ewige Leben Gnade und Belohnung zugleich. Die Prädestinationslehre Kalvins wurde ausdrücklich verdammt.

An die genaue und eingehende Darstellung des bewunderungswürdigen, durch die gemeinsame Thätigkeit Gottes und des Menschen bewirkten Aktes der Rechtfertigung — ein theologisches Meisterwerk — reihte sich die Erörterung der Sakramente, zunächst der Taufe und Firmung, dann des heiligen Altarsakraments, der Buße und letzten Oelung und endlich der Priesterweihe und der Ehe.

Von den Sakramenten im Allgemeinen erklärte das Concil auf Grund der göttlichen Offenbarung, daß Christus nicht mehr und nicht minder als sieben Sakramente eingesetzt habe, als äußere, sichtbare Zeichen, an welche er die innere, unsichtbare Gnade geknüpft. Bezüglich des heiligen Altarsakraments wurde die Kommunion unter einer Gestalt für hinreichend erklärt, weil unter jeder einzelnen Gestalt der Leib und das Blut des Gottmenschen Jesus Christus wirklich, wahrhaft und wesentlich zugegen sei, und zugleich die Kommunion unmündiger Kinder verboten. Den Neuerern gegenüber wurde auch die Transsubstantiationslehre ausdrücklich formulirt und die heilige Messe für ein wahres, obgleich unblutiges Opfer erklärt, welches nicht nur das Opfer Christi am Kreuze nicht beeinträchtige, sondern vielmehr den Menschen stets gegenwärtig darstelle und seine Früchte ihnen zueigene. Bei der Erörterung des Sakramentes der Priesterweihe wurde die Unvertilgbarkeit des priesterlichen Charakters, sowie die göttliche Einsetzung des Episkopats festgestellt. Die Ehe wurde als unauflöslich erklärt und durch eine Reihe eingehender Bestimmungen, die zum Theil auch von den Protestanten angenommen wurden, der Grund zu dem neueren Eherecht gelegt.

Digitized by Google

Nach der vollständigen Erledigung aller auf die Sakramente Bezug habenden Fragen wurde in der letzten Sitzung die Lehre vom Fegfeuer hauptsächlich nach ihrer praktischen Seite erörtert und festgestellt, die Anrufung der Heiligen, sowie die Verehrung der Reliquien und religiösen Bilder in Schutz genommen, die Lehre vom Ablaß, unter Bezugnahme auf die in der Bulle Leo's X. enthaltenen Erörterungen, nochmals in ihren Hauptpunkten bestimmt und der Gebrauch desselben als sehr heilsam für das christliche Volk erklärt, zugleich aber auch ein scharfes Mandat gegen die bei der Ablaßverkündigung hin und wieder vorgekommenen Ungehörigkeiten erlassen und endlich die wahre Bedeutung des kirchlichen Fastengebotes hervorgehoben.

Die Wirksamkeit der Väter des Concils blieb jedoch nicht auf die Normirung der geoffenbarten göttlichen Wahrheit zur Beseitigung der Irrlehren beschränkt; auch die längst ersehnte Reformation der sittlichen Zustände in der Kirche wurde kräftig in Angriff genommen und diese schwere Aufgabe durch eine Reihe der heilsamsten Reformbeschlüsse in der glücklichsten Weise gelöst. Das Concil schärfte der höheren wie der niederen Geistlichkeit die Residenzpflicht ein, schrieb ihr Einfachheit in Kleidung und Haushalt und den Bischöfen Visitationen und strenge Ueberwachung ihrer Diöcesen vor, gab herrliche Vorschriften über die Sitten der Geistlichkeit und stellte die Forderungen auf, welche die Kirche an die Kandidaten des geistlichen Standes macht, verbot den Bischöfen für die Ertheilung der heiligen Weihen Geld zu verlangen, ordnete für jede Diöcese die Errichtung eines Priesterseminars an und legte den Pfarrern die sonntägliche Predigt und Christenlehre ans Herz. Das gesammte Klosterwesen wurde einer durchgreifenden Reform unterzogen und insbesondere die zu frühe Ablegung der Gelübde verboten. Auch gegen die Unsitte der Duelle und den Mißbrauch der Exkommunikation erließen die Väter des Concils besondere Bestimmungen. Um die Gläubigen vor gefährlicher Lektüre zu bewahren, wurde die Anfertigung eines Verzeichnisses (Index) der von der Kirche verbotenen Bücher angeordnet. Zugleich wurde die Ausarbeitung eines Katechismus, des sogenannten römischen, verfügt, der im Jahre 1566 erschien und nach Form und Inhalt ein wahres Meisterwerk genannt zu werden verdient.

Nachdem am 3. Dezember 1563 die fünfundzwanzigste und letzte Sitzung des Concils stattgefunden, erfolgte am 4. der feierliche Schluß desselben durch den Kardinal Morone. Die Bulle, durch welche Papst Pius IV. das Concil als ein ökumenisches anerkannte, erschien am 6. Januar 1564. Die Glaubensentscheidungen des Concils wurden nach dem Schluß desselben in eine kurze Glaubensformel — das Tridentinische Glaubensbekenntniß — zu-

sammengefaßt, welche bis auf diesen Tag als das unterscheidende Kennzeichen der Katholiken den Protestanten gegenüber gebraucht wird. Selbst protestantische Schriftsteller, die sich die Unparteilichkeit des Urtheils zu bewahren gewußt, haben anerkannt, daß alle Beschlüsse des Concils mit der würdevollsten Ruhe, mit inniger Glaubenswärme, auf Grund der heiligen Schrift oder der kirchlichen Ueberlieferung und früherer Concilien, ganz in dem Geiste und in der Sprache der alten Kirche abgefaßt sind. Auch verdient hervorgehoben zu werden, daß weder Luther noch irgend ein anderer Glaubensneuerer je dabei genannt, sondern nur ihre irrthümlichen Behauptungen ausdrücklich verworfen wurden. „Das Concil", sagt Ranke, „so heftig gefordert, so lange vermieden, gespalten, zweimal aufgelöst, von so vielen Stürmen der Welt erschüttert, bei der dritten Versammlung aufs Neue voll von Gefahren, war in allgemeiner Eintracht der katholischen Welt beendigt. Man begreift es, wenn die Prälaten, als sie am 4. Dezember zum letzten Male beisammen waren, von Rührung und Freude ergriffen wurden. Auch die bisherigen Gegner wünschten einander Glück; in vielen Augen dieser alten Männer sah man Thränen .... Mit verjüngter, neu zusammengenommener Kraft trat nunmehr der Katholicismus der protestantischen Welt entgegen."

Die Beschlüsse des Tridentinischen Concils wurden, wie nicht anders zu erwarten war, von den Protestanten nicht angenommen; aber auch bei einzelnen katholischen Fürsten stießen dieselben auf Widerstand. In den meisten italienischen Staaten, sowie in Portugal und Polen unterlag die Verkündigung derselben keiner Schwierigkeit. Philipp II. von Spanien nahm für seine Länder die Glaubensentscheidungen an, die Reformdekrete jedoch nur „unbeschadet der königlichen Rechte." Auch Frankreich erhob gegen einige Disciplinarvorschriften Widerspruch, weßhalb auch eine förmliche Annahme aller Beschlüsse des Concils nicht von Seiten des Staates, wohl aber auf verschiedenen Provinzialconcilien erfolgte. In Deutschland wurden die Tridentinischen Beschlüsse erst nach Ferdinands I. Tod (1564), unter seinem Sohn und Nachfolger Maximilian II. verkündet. Trotz aller entgegenstehenden Hindernisse gelangten jedoch die Beschlüsse des Concils von Trient nach und nach, Dank den Bemühungen vieler durch Gelehrsamkeit und Tugend hervorleuchtenden Männer aus dem Priester- und Laienstande, in allen katholischen Ländern zur Durchführung, und bald zeigten sich die Früchte der durch dasselbe angebahnten wahren Reformation der Kirche in einem neuen großartigen Aufschwung des gesammten katholischen Lebens.

V.

Die Religionsneuerungen in der Schweiz.

Ulrich Zwingli,

(geb. 1484, gest. 1531.)

In der Schweiz fanden die kirchlichen Neuerungen zuerst Eingang in dem Kanton Zürich, wo Ulrich Zwingli, der Sohn des Ammanns von Wildhausen in der Grafschaft Toggenburg (geb. am 1. Januar 1484), als „Reformator der Kirche und Sittenverbesserer" auftrat.

Nach der Beendigung seiner Studien, die er in Basel, Bern und Wien gemacht, hatte Zwingli im Jahre 1505 die Priesterweihe empfangen und im folgenden Jahre in Glarus seine erste geistliche Anstellung erhalten; zehn Jahre später war er Pfarrer in dem berühmten Wallfahrtsorte Einsiedeln geworden, wo er sich als Prediger einen Namen erworben hatte. Mehr Humanist als Theologe, war er ein Mann von klarem Verstand und großer Beredtsamkeit, aber ohne Gemüthstiefe und gründliches Wissen, voll Ehrbegierde und Selbstvertrauen und, nach seinem eigenen Zugeständniß, nicht frei von Hoffart, Unmäßigkeit und Unlauterkeit. Schon als Pfarrer von Einsiedeln hatte er, nach dem Vorgange Luthers, in seinen Predigten altehrwürdige Kirchengebräuche angegriffen und insbesondere gegen Wallfahrten und Seelenmessen geeifert, zugleich aber auch durch Sittenlosigkeit Anstoß erregt; doch erst nachdem seine Freunde im Jahre 1518 seine Ernennung zum Pfarrer in Zürich bewirkt, trat er mit seinen Reformationsideen offen auf. Gleich Luther nahm auch er von der Ablaßverkündigung Veranlassung zu feindlichem Vorgehen gegen die Kirche, obgleich die Ablaßprediger in Zürich gar nicht zugelassen worden waren und folglich nicht gegen Mißbräuche von ihrer Seite geeifert werden konnte.

Bei dem Magistrate von Zürich, auf welchen die Aussicht auf den Gewinn des Kirchengutes, der goldenen und silbernen Gefäße ꝛc., verlockend wirkte, fand der neuerungssüchtige Priester das bereitwilligste Entgegenkommen, und schon im Jahre 1520 erhielten die Pfarrer des Kantons Befehl, nur das zu predigen, was mit klaren Worten aus der heiligen Schrift bewiesen werden könne. Alle Bemühungen des Bischofs von Konstanz, zu dessen Sprengel Zürich gehörte, den Neuerungen Einhalt zu thun, blieben erfolglos. Zwingli antwortete ihm mit Stolz und Geringschätzung und erließ gegen den bischöflichen Hirtenbrief vom Jahre 1522 eine Schrift, in welcher er alle sogenannte menschliche Autorität in Glaubenssachen:

Tradition, Concilien, päpstliche Dekrete, als Glaubenstyrannei verwarf, die Kommunion unter beiden Gestalten forderte, den Primat leugnete und den Cölibat für eine Erfindung des Teufels erklärte. Auch ein liebevolles Schreiben, das Papst Hadrian VI. unterm 23. Januar 1523 an ihn richtete, vermochte nicht den ungehorsamen Priester umzustimmen.

Auf Zwingli's Betrieb veranstaltete der Magistrat von Zürich im Januar 1523 ein Religionsgespräch, zu welchem auch der Bischof von Konstanz eingeladen wurde. In den siebenundsechzig Thesen, welche Zwingli für dasselbe aufgestellt, war die Bibel als alleinige Glaubensquelle mit Verwerfung aller Ueberlieferung, Christus als das einzige Oberhaupt der Kirche und diese selbst als die „Gemeinschaft der Auserwählten" erklärt, die päpstliche und bischöfliche Gewalt aus Stolz und Anmaßung hergeleitet und mit den Werken der Genugthuung, dem Cölibat und den Mönchsgelübden auch der Opfercharakter der Messe, die Fürbitte der Heiligen, das Fegfeuer und die Kraft der priesterlichen Lossprechung bestritten. Der von dem Bischof von Konstanz nach Zürich entsandte Generalvikar Johann Faber (eigentlich Heigerlin) wies dem Reformator seine Irrthümer nach; dennoch sprach der Magistrat diesem den Sieg zu. Den gleichen Ausgang hatte ein zweites, im Oktober desselben Jahres veranstaltetes Religionsgespräch, zu welchem keiner der eingeladenen Bischöfe von Konstanz, Basel und Chur Vertreter gesandt hatte. Am Schlusse desselben erließ der Magistrat den Befehl: „Da Niemand den Dr. Ulrich Zwingli einer Ketzerei aus der Schrift habe überführen können, so solle er fortfahren nach dem Geiste Gottes und bestem Vermögen die heilige Schrift zu verkünden."

Unter dem Schutze des Rathes und unterstützt von seinen Amtsgenossen Leo Judä, Engelhardt und Ludwig Hetzer, setzte Zwingli seine reformatorische Thätigkeit fort und erlangte von dem Rathe die Abschaffung der Prozessionen, die Begrabung der Reliquien an gewöhnlichen Orten, die Beseitigung der letzten Oelung und der kirchlichen Ceremonien, sowie die Errichtung einer Censurbehörde, die aus Zwingli, seinem Freunde Utinger und zwei Rathsherren bestand und nur die den Gesinnungen des Reformators entsprechenden Bücher zuließ. Gleich Luther trat auch Zwingli in den Stand der Ehe, indem er sich mit der Wittwe Anna Reinhard verheirathete, mit welcher er seit längerer Zeit in sündhaftem Umgang gelebt, und seine Amtsgenossen folgten seinem Beispiel. Im Jahre 1525 verbot der Magistrat die Darbringung des heiligen Meßopfers und verfügte die Entfernung alles äußeren Schmuckes aus den Gotteshäusern, worauf Zwingli mit Beamten, Maurern und Zimmerleuten in die Kirchen drang und Altäre, Bilder und Orgeln zertrümmern ließ. Der Kirchengesang wurde abgeschafft und der

Gottesdienst jeder Feierlichkeit entkleidet. Auf einem gewöhnlichen Tische, der an die Stelle des Altars getreten, standen Körbe mit Brod und Becher mit Wein, die beim Abendmahl unter der sitzenden Gemeinde herumgereicht wurden. Das einzige Belebende bei dem Gottesdienst war die Predigt, bei welcher oft die Bibeltexte hebräisch, griechisch oder lateinisch angeführt und dann ins Deutsche übersetzt wurden. Auf die Weigerung, an diesem Gottesdienste Theil zu nehmen, waren Strafen gesetzt. Die bischöfliche Jurisdiktionsgewalt übertrug Zwingli der weltlichen Obrigkeit, von welcher auch die zur Aufrechthaltung der christlichen Zucht eingesetzte Synode vollständig abhängig war.

Während Zwingli in den meisten seiner Lehrsätze mit Luther übereinstimmte, indem er gleich diesem die Bibel als alleinige Glaubensquelle annahm und die Erklärung derselben jedem Einzelnen anheimgab, die Freiheit des menschlichen Willens und die Nothwendigkeit der guten Werke zur Erlangung der Rechtfertigung läugnete, den Ablaß, die Gelübde und das Fegfeuer, die Hierarchie und das Priesterthum verwarf und die Sakramente für einfache Zeichen der göttlichen Gnade erklärte, bildete seine Auffassung von dem Abendmahle zu der Luthers den schärfsten Gegensatz, da er jede wirkliche Gegenwart Christi läugnete und die Einsetzungsworte bildlich deutete, so daß die Worte: das ist mein Leib, für ihn keinen andern Sinn hatten als: das bedeutet meinen Leib. Zu welch' leidenschaftlicher Erbitterung diese Auffassung den Wittenberger Reformator hinriß, haben wir oben gesehen.

Das Beispiel Zürichs fand zuerst Nachahmung in Mühlhausen und Appenzell-Außerrhoden, dann in St. Gallen, wo der große Rath sich im Jahre 1528 für die Lehre Zwingli's entschied, deren Einführung zu der Vernichtung der werthvollsten Werke uralter Kunst in der berühmten Abtei des heiligen Gallus Veranlassung gab. Aehnliche Verwüstungsgräuel wie in Zürich und St. Gallen wurden in Schaffhausen verübt, nachdem auch hier im Jahre 1528 die neue Lehre den Sieg davon getragen. In Basel wirkte für dieselbe der Humanist Johann Oekolampadius (Hausschein), Zwingli's Melanchthon, der, zuerst Pfarrer in Basel, dann Domprediger in Augsburg, in das Kloster Altenmünster in Baiern eingetreten, nach Luthers Auftreten aber aus demselben entflohen und, nachdem er eine Zeitlang als Schloßprediger auf der Ebernburg gelebt, zum anderen Male Pfarrer in Basel geworden. Nachdem es ihm und seinen Genossen im Jahre 1527 gelungen, für die neue Lehre Duldung zu ertrotzen, gingen sie im Jahre 1529 zur Offensive über, verdrängten die katholischen Mitglieder aus dem großen Rathe, ließen in den Kirchen Bilder und Altäre zerstören und führten den Zwinglianismus ein. In Glarus hatten die kirchlichen Neuerungen

schon im Jahre 1528 gesiegt; auch in Graubünden fanden sie zu dieser Zeit Eingang.

Der Sieg der Reformation in der Schweiz schien hauptsächlich davon abzuhängen, ob Bern sich für dieselbe entscheiden werde; deßhalb wurde auch von beiden Religionsparteien Alles aufgeboten, um diese Stadt auf ihrer Seite zu erhalten oder zu sich herüber zu ziehen. Lange schwankten die Berner; denn der Bauernkrieg und andere ähnliche Erscheinungen, welche die Reformation in Deutschland im Gefolge gehabt, machten die Rathsherren, unter welchen, wie unter der Bürgerschaft, der Zwinglianismus zahlreiche Anhänger zählte, eine Zeitlang stutzig. Endlich überwog jedoch der Zug der Zeit und die Berechnung des Gewinnes, der dem Staate aus dem Abfall von der alten Kirche erwachsen konnte, alle Bedenken, und im Jahre 1528 wurde durch ein Religionsgespräch der Sieg der Irrlehre entschieden, die nun mit großer Härte im ganzen Kanton eingeführt wurde.

In demselben Jahre schlossen sämmtliche reformirte Städte der Schweiz ein „evangelisches Bündniß", das an dem König Franz I. von Frankreich einen mächtigen Rückhalt fand. Hierauf traten auch die katholischen Kantone Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern, Zug und Freiburg, die allen Versuchen der Neuerer, sie von dem Glauben ihrer Väter abwendig zu machen, beharrlich widerstanden, zur Abwehr feindlicher Angriffe zu einem Bündniß zusammen, dem sich später auch Karls V. Bruder Ferdinand anschloß. Von beiden Seiten wurde zum Kriege gerüstet; doch gelang es dem Landammann von Glarus, Hans Aebli, einen Frieden zu vermitteln, kraft dessen jedem Kanton das Recht, die Religion in seinem Gebiete zu bestimmen, verbleiben und in den gemeinschaftlichen Vogteien dieselbe nach der Mehrheit der Stimmen geordnet werden sollte.

Dieser Friede war jedoch nur von kurzer Dauer; denn die Reformirten hoben in den gemeinschaftlichen Vogteien die Klöster einseitig auf; Zürich und Glarus aber, die mit Luzern und Schwyz Schirmorte des Stiftes St. Gallen waren, verkauften dasselbe um ein Spottgeld an die Stadt St. Gallen. Der Protest der katholischen Kantone wurde nicht beachtet; vielmehr stellte man an sie das Ansinnen, daß sie auch in ihrem Gebiete das Evangelium frei predigen und Religionsgespräche abhalten lassen sollten. Da sie sich dessen weigerten, kam es zum Kriege, zu welchem besonders Zwingli drängte, da er von dem Ausgang desselben den Sieg der s. g. Reformation in der ganzen Schweiz erwartete. Als Bern und Zürich den Urkantonen „dem Wort Gottes zu Ehren" die Zufuhr von Lebensmitteln abschnitten, schickten dieselben den Zürichern den Absagebrief, worauf diese ihnen über den Albis entgegenzogen. Auf der Hochebene bei Kappel kam es am 11. Oktober 1531 zu einer

Schlacht, in welcher die ohne Ordnung und Begeisterung kämpfenden Schaaren der Züricher zersprengt und mit einem Verluste von fünfhundertundzwölf Mann in die Flucht getrieben wurden. Auch Zwingli, der mit in den Kampf gezogen, fand in dem Treffen den Tod. Als die Sieger ihn schwer verwundet auf dem Schlachtfelde liegen sahen, ohne ihn zu erkennen, fragten sie den Sterbenden, ob er einen Priester zur Beichte begehre, und ermahnten ihn zugleich, die lieben Heiligen anzurufen; er aber schüttelte abwehrend den Kopf. Da versetzte ihm der Hauptmann Volinger mit dem Ausruf: „So stirb denn, hartnäckiger Ketzer!" den Todesstoß.

Indessen war mit der Schlacht von Kappel der Krieg noch nicht zu Ende; denn zu den Zürichern gesellten sich jetzt auch die Berner, und bald stand den Katholiken ein Heer von vierundzwanzigtausend Mann gegenüber. Sie mußten sich auf Zug zurückziehen, in dessen Nähe sie ein festes Lager bezogen. Hier wurden sie am 24. Oktober 1531 von dem überlegenen Feinde angegriffen; allein das Bewußtsein, daß sie für Herd und Altar kämpften, erhöhte ihren Muth und verdoppelte ihre Kräfte, während es den Gegnern an Einigkeit und Kriegszucht fehlte, und so blieben sie auch diesmal siegreich. Da sowohl in Zürich als in Bern das Landvolk gegen die Fortsetzung des Krieges war, kam es am 16. November zu einem Frieden, in welchem man sich gegenseitig Duldung versprach und den von den Neuerern gewaltsam reformirten Gemeinden und gemeinschaftlichen Vogteien die Rückkehr zum alten Glauben zugestanden wurde. So wurde Solothurn wieder katholisch, und neben vielen anderen Klöstern auch die Abtei St. Gallen hergestellt. Durch diesen Frieden wurde der Reformation in der deutschen Schweiz eine Grenze gezogen, die sie auch in der Folge nicht überschritten hat.

Johann Kalvin,

(geb. 1509, gest. 1564.)

Zu derselben Zeit, in welcher die Reformation in der deutschen Schweiz durch den Glaubensmuth der katholischen Kantone zum Stillstand gebracht wurde, fand sie in Genf einen anderen Mittelpunkt, von welchem aus sie sich rasch über den größten Theil der französischen Schweiz verbreitete. In dieser uralten Stadt, die unter Konrad II. mit dem gesammten Burgund an das deutsche Reich gekommen, hatte der Bischof, gleich seinen Standesgenossen im eigentlichen Deutschland, fürstliche Rechte erworben, deren Ausübung Veranlassung zu vielfachen Konflikten mit der Bürgerschaft gab.

Seitdem die Grafen von Savoyen über das Waadtland und das untere Wallis herrschten, fanden die Bischöfe von Genf, gleich denen von Freiburg und Wallis, in ihnen Schutzherren gegen die Freiheitsgelüste der Städter; da jedoch bei der wachsenden Macht des seit dem Jahre 1416 mit der Herzogswürde bekleideten Hauses Savoyen dieser Schutz mehr und mehr in Oberherrschaft umzuschlagen drohte, trug er wesentlich dazu bei, die Spannung zwischen den Bischöfen und dem Volke zu vergrößern, das in seinen geistlichen Herren nur die Schützlinge der verhaßten Herzoge von Savoyen sah.

Im Jahre 1526 riefen die Genfer gegen den Herzog Karl III. von Savoyen das mächtige Bern zu Hilfe, das seit den Burgunderkriegen unter Karl dem Kühnen (s. Bd. IV, S. 593 ff.) in der südlichen und südwestlichen Schweiz das Uebergewicht erlangt und nach der Schlacht bei Kappel das Protektorat über den Zwinglianismus übernommen hatte. Die eroberungslustigen Berner benutzten diese Gelegenheit zur Erweiterung ihres Gebietes, indem sie dem Herzog von Savoyen verschiedene Städte des Waadtlandes entrissen, und verfehlten dabei nicht, in denselben die Lehre Zwingli's durch Gewalt einzuführen. Auch in dem reichen und mächtigen Genf, wo der Franzose Farel für die kirchlichen Neuerungen eifrig thätig war, gelang es ihnen, trotz des anfänglichen Widerstandes des Magistrats, der neuen Lehre durch Ueberredung und Gewalt den Sieg zu verschaffen. Nachdem der seiner Aufgabe nicht gewachsene Fürstbischof Peter de la Baume, für seine Sicherheit besorgt, nach Annecy in Savoyen entwichen war und von dort aus die Stadt mit dem Interdikt belegt hatte, kündigte ihm der Rath den Gehorsam, mit der Erklärung, daß Genf zu der Lehre Zwingli's übergetreten sei.

Die nächste Folge der Einführung des Zwinglianismus in Genf war eine vollständige Zerrüttung nicht nur der kirchlichen, sondern auch der bürgerlichen Ordnung. Das durch Farels aufreizende Predigten fanatisirte Volk drang in die Kirchen, um Bilder, Kruzifixe, Altäre und die Geräthe des Kultus mit blinder Zerstörungswuth zu zertrümmern, und erklärte zugleich durch Straßenaufläufe und Gewaltthätigkeiten aller Art den weltlichen Behörden den Krieg. Bald stieg die Verwirrung und Zügellosigkeit so sehr, daß selbst die Prediger der neuen Lehre Nichts mehr gegen die entfesselten Leidenschaften vermochten. Da erschien als Retter in der Noth der französische Reformator Kalvin, der die Ordnung herstellte und seiner eigenen Irrlehre den Sieg über den Zwinglianismus verschaffte.

Johann Kalvin (Jean Chauvin), geboren zu Noyon in der Picardie am 10. Juli 1509, war von seinem Vater Gerard Chauvin,

Syndikus des Domkapitels von Noyon, anfangs für den geistlichen Stand, später aber für die Rechtswissenschaft bestimmt worden, die er zu Orleans und Bourges studirte. Auf der letzteren Universität lernte er durch einen deutschen Philologen, Melchior Volmar aus Rothweil, Luthers Neuerungen kennen, die ihn bewogen, das Studium der Theologie wieder aufzunehmen. Zu diesem Ende kehrte er nach Paris zurück, wo er alsbald als Vertheidiger der neuen Lehre auftrat und durch seine religiösen Vorträge großes Aufsehen erregte, zugleich aber auch durch seine kühnen Angriffe auf die alte Kirche zu einer gerichtlichen Untersuchung Veranlassung gab, die seine Gönner mit Besorgniß für seine Freiheit erfüllte. Ihrem Rathe folgend, verließ er Paris und kam, nach längerem Umherirren in Frankreich, im Jahre 1534 nach Basel, wo er sein Hauptwerk, das „Lehrbuch der christlichen Religion", mit einer Widmung an den französischen König Franz I. herausgab. Der Inhalt dieses Werkes, das ein vollständiges System des christlichen Glaubens nach dem von ihm aufgestellten Lehrbegriffe enthält, ist theils von Luther, theils von Zwingli, theils von den Wiedertäufern entlehnt; nur die logische Verbindung der einzelnen Lehrsätze und die aus denselben gezogenen Folgerungen sind Kalvins eigenes Werk.

Minder originell als Luther, übertraf Kalvin denselben an Tiefe des Studiums und an logischer Konsequenz. Luthers Ansichten von der Unfreiheit des menschlichen Willens entwickelte er bis zur grassesten Prädestinationslehre. Alles ist nach ihm Vorherbestimmung. Was immerhin der Mensch thun mag, beruht nicht auf eigenem freiem Entschluß, sondern auf dem unabänderlichen Willen Gottes, der die Einen zur Seligkeit berufen und die Andern unwiderruflich zur ewigen Verdammniß bestimmt hat. „Die Prädestination" sagt er, „ist der ewige Rathschluß Gottes, wodurch er bei sich festgesetzt hat, was aus jedem Menschen werden soll; denn nicht zu gleichem Loose werden Alle geschaffen, sondern den Einen ist das ewige Leben, den Andern die ewige Verdammniß vorher beschieden." Die Letzteren thun das Böse in Folge eines geheimen göttlichen Antriebs; aber sie sündigen dennoch, weil sie zu ihren Handlungen nur innerlich genöthigt, nicht äußerlich gezwungen sind; Gott aber bedient sich ihrer als Werkzeuge zu seinen Zwecken. Nur die Auserwählten empfangen in den Sakramenten der Taufe und des Abendmahls — bei welch' letzterem Brod und Wein keine Verwandlung erleiden, mit dem sinnlichen Elemente sich jedoch ein göttliches „Aliment" verbindet — die göttliche Gnade; für die Nichterwählten sind beide Sakramente wirkungslos.

Die Kirche ist nach Kalvin zunächst eine unsichtbare — die Schaar der Auserwählten, die, wenn sie einander auch nicht von Angesicht zu Angesicht kennen, dennoch in Einem Glauben, in Einer

Hoffnung, in Einer Liebe, unter dem Einen Christus, dem gemeinsamen Haupte, vereinigt sind. Der wahrhaft Gläubige ist überzeugt, daß er zu dieser unsichtbaren Kirche gehört, und darum auch seiner Rechtfertigung und Seligkeit gewiß. Eben darin lag auch der Grund der stolzen Ueberhebung der Kalvinisten und jener schwärmerischen, unbeugsamen Thatkraft, mit welcher sie ihre kirchlichen Zwecke verfolgten.

Während nach Luthers und Zwingli's Anordnungen die Kirche im Staate aufging, indem jener den Fürsten, dieser den Gemeindebehörden die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten überwies, sollte sie nach Kalvins Kirchenordnung dem Staate durchaus selbstständig gegenüberstehen. Alles trägt in seiner Kirche ein rein republikanisches Gepräge. Der Beruf zum Lehren und zur Verwaltung der Sakramente wird von Gott selbst durch die Stimme der Gemeinde ertheilt, die Ordination durch die Aeltesten, das Presbyterium, vermittelst Handauflegung vollzogen. Fürsten wie Volk sind der Kirchenzucht unterworfen; das aus den versammelten Aeltesten und Predigern bestehende Konsistorium hat das Recht, zu mahnen und zu rügen; die Kirche hat Schlüsselgewalt und Bannrecht. Die republikanisch organisirten Gemeinden sind durch Synoden zu einer Einheit verbunden. Der von Kalvin eingeführte Gottesdienst trug das gleiche Gepräge schaler Nüchternheit, wie der Zwingli's. Predigt und Katechisation bildeten mit Psalmengesang und Gebet den Kern desselben. Aller Kirchenschmuck war verboten.

Als Kalvin, der sich von Basel nach Italien begeben und in Ferrara am Hofe der neuerungssüchtigen Herzogin Renata eine Zeitlang gelebt, im Jahre 1536 auf der Rückreise von dort nach Genf kam, war er siebenundzwanzig Jahre alt, eine hagere Gestalt mit mächtigem Haupt, hoher Stirn, gebogener Nase, blitzenden Augen, eine schneidige, despotische Natur. Erst nach längerem Zögern den dringenden Bitten Farels nachgebend, der von ihm allein die Beschwörung des entfesselten Sturmes hoffen zu dürfen glaubte, entschloß er sich zur Annahme der ihm von dem Rathe angetragenen Stelle eines Predigers und Professors der Theologie. Indessen rief sein von Farel unterstütztes Bestreben, die junge Kirche von der Staatsgewalt unabhängig zu machen, sowie die rücksichtslose Schärfe, mit welcher er das ihm übertragene Kirchenregiment handhabte, bald unter den an Ungebundenheit gewöhnten Genfern eine allgemeine Unzufriedenheit hervor, und als Kalvin auf der Abschaffung aller Festtage mit alleiniger Ausnahme des Sonntags bestand und von der Kanzel herab erklärte: „Das Abendmahl könne nicht gespendet werden, so lange in der Bürgerschaft keine würdigere Stimmung herrsche," wurde er durch einen Beschluß der

Bürgerverſammlung vom 23. April 1538 mit Farel aus der Stadt verwieſen.

Kalvin wandte ſich nach Straßburg, wo er zum Prediger einer aus franzöſiſchen Flüchtlingen beſtehenden reformirten Gemeinde ernannt wurde. Hier verheirathete er ſich mit der Wittwe eines Wiedertäufers, Idelette de Bures, die zehn Jahre ſpäter ſtarb, nachdem ihr einziges Kind ihr im Tode vorangegangen. Unterdeſſen war in Genf ſeit Kalvins Verbannung die frühere Unordnung zurückgekehrt, und da ſeine mächtigſten Gegner nicht mehr am Leben waren, beſchloß der Rath im Oktober 1549, ihn zurückzurufen. Obgleich ihm die Rückkehr nach Genf erwünſcht war, ſpielte er den Zögernden und ſtellte Bedingungen, die ihm eine faſt ſchrankenloſe Gewalt in geiſtlichen wie in weltlichen Dingen in die Hand geben mußten. Nachdem dieſelben angenommen worden, hielt er am 1. September 1551 wie ein Triumphator ſeinen Einzug in die Stadt, in welcher fortan kein anderer Wille mehr Geltung haben ſollte, als der ſeine.

Mit unerbittlicher Strenge jeden Verſuch des Widerſtandes niederwerfend, führte Kalvin nicht nur eine neue Kirchenordnung ein, die als Staatsgrundgeſetz der Genfer Republik anerkannt wurde, ſondern regelte auch durch ein „Sittengericht“ das ganze häusliche und geſellſchaftliche Leben der Bürger mit einer Strenge, die keinen Widerſpruch aufkommen ließ, und mit einer Schroffheit, die alle Lebensfreude aus der Stadt verbannte. Um vier Uhr Morgens wurden die Bürger durch Glockengeläute geweckt, und um 9 Uhr Abends mußte Jeder zu Bette gehen. Den Bürgern war ſtrenge vorgeſchrieben, den Predigten beizuwohnen, wobei ihnen nicht einmal die Wahl der Kirche überlaſſen blieb. Kein Tanz, kein Beſuch der Schauſpiele und der Trinkſtuben war mehr erlaubt; die Zahl der Speiſen, die Geſchenke des Bräutigams an ſeine Braut, Putz und Haarſchmuck der Frauen waren vorgeſchrieben. Ueber die genaue Beobachtung aller dieſer Vorſchriften wachte das aus ſechs Geiſtlichen und zwölf Laien beſtehende Konſiſtorium, ein furchtbares Inquiſitionstribunal, das in die heiligſten Rechte der Familien eingreifen durfte und zugleich als Gerichtshof fungirte. Die Mitglieder desſelben hielten in den Häuſern regelmäßige Viſitationen ab und ſtellten über die geringfügigſten Dinge Verhöre an; ſelbſt harmloſe Geſpräche gaben Veranlaſſung zu Unterſuchungen.

Der Strenge der erlaſſenen Sittengeſetze entſprach die Härte, mit welcher die Uebertretung derſelben beſtraft und überhaupt die Gerechtigkeitspflege gehandhabt wurde. Kerker, Pranger, Staupbeſen, der Tod durch Henkershand waren die gewöhnlichen Zucht- und Bildungsmittel. Eine Putzmacherin wurde zu drei Tagen Gefängniß verurtheilt, weil ſie eine Braut allzu reichlich geſchmückt; die

gleiche Strafe erhielten die Mutter und zwei Freundinnen der Braut. Selbst Knaben wurden mit Gefängniß bestraft, weil sie gespielt hatten. Auf Ehebruch war der Tod gesetzt. Sogar ein Kind wurde enthauptet, weil es Vater und Mutter geschlagen hatte. Eine Dame aus Ferrara mußte bei Todesstrafe innerhalb vierundzwanzig Stunden Genf verlassen, weil sie gewagt, einen Tadel gegen Kalvin auszusprechen; denn jeder Mangel an Ehrfurcht vor dem Reformator galt als „Rebellion gegen Gott und die heilige Reformation."

Die furchtbare Strenge der Gerechtigkeitspflege unter Kalvins Diktatur tritt besonders in den zahlreichen Hinrichtungen zu Tage, denen gewöhnlich neu eingeführte schauerliche Folterqualen vorausgingen und die nicht selten auf den bloßen Verdacht hin, ein Verbrechen verübt oder auch nur beabsichtigt zu haben, vollzogen wurden. Als im Jahre 1542 Genf von einer pestartigen Krankheit heimgesucht wurde, wollte man darin das Werk einer geheimen Verschwörung und eines Bündnisses mit dem Satan erblicken, und so groß war die Zahl der Unglücklichen, Männer wie Frauen, die als „Pestbereiter" eingezogen wurden, um nach kurzer Untersuchung dem qualvollsten Tode überantwortet zu werden, daß die Gefängnisse zu ihrer Aufnahme nicht mehr ausreichten. Ganz besonderes Aufsehen erregte die Hinrichtung des spanischen Arztes Michael Servet, der in einem ersten, im Jahre 1531 zu Hagenau veröffentlichten Werke die Lehre von der Dreifaltigkeit und im Jahre 1553 in seiner „Wiederherstellung des Christenthums" Kalvins Lehrbuch der christlichen Religion angegriffen hatte. Von Kalvin selbst der katholischen Inquisition als Häretiker angezeigt, entfloh er aus Vienne, um sich nach Italien zu begeben. Bei seiner Durchreise durch Genf wurde er, trotz seiner Verkleidung, erkannt und auf Kalvins Betrieb verhaftet. Ungeachtet seiner Verwahrung, daß er auf dem Genfer Boden kein Unrecht begangen, verurtheilte ihn das Gericht als Häretiker zum Feuertode. Vergebens bat er um eine mildere Todesart: der furchtbare Spruch wurde am 27. Oktober 1553 vollzogen und die Todesqual des Unglücklichen durch das frische, feuchte Holz, das man zu dem Scheiterhaufen genommen, in grauenhafter Weise verlängert. Kalvin, der bei dieser Gelegenheit eine eigene Schrift zur Vertheidigung der Todesstrafe gegen Häretiker veröffentlichte, wurde dafür von Melanchthon beglückwünscht.

Es fehlte in Genf nicht an Männern, die nur mit dem äußersten Widerstreben die unwürdige von dem Reformator geübte Bevormundung duldeten, und mehr als einmal kam es zu Versuchen, das Sklavenjoch zu brechen, das er auf den Nacken der Genfer geworfen; allein Kalvin fand eine mächtige Stütze an den zahlreichen Fremden, die als religiöse und politische Flüchtlinge aus Frankreich, aus den Niederlanden, aus England, Spanien und Italien nach

Genf kamen und denen auf Betrieb Kalvins von dem Rathe das Bürgerrecht ertheilt wurde. Wie Kalvin es hauptsächlich diesen Flüchtlingen zu verdanken hatte, daß seine Macht in Genf unerschütterlich fest stand, so verbreiteten sie auch seinen Namen und seine Lehre in ganz Europa. Zur Ausbildung kalvinischer Prediger wurde im Jahre 1559 zu Genf eine Akademie gegründet, und Kalvin selbst hielt fast täglich Vorträge vor einer zahlreichen Versammlung. Den größten Einfluß übte er auf Frankreich aus; doch stand er auch mit den Begünstigern und Förderern der kirchlichen Neuerungen in England und Schottland in Verbindung. Auch über den Osten Europa's, über Ungarn, Mähren und Polen, erstreckte sich sein Einfluß. In der Schweiz war er, seitdem bei dem Religionsgespräch in Zürich eine Einigung über die Lehre vom Abendmahl erzielt worden, das Haupt aller reformirten Gemeinden.

Kalvin starb am 24. Mai 1564, im Alter von vierundfünfzig Jahren, nach schweren körperlichen Leiden, die jedoch ebensowenig die Härten seiner stolzen, düsteren Seele zu mildern, als seine rastlose Thätigkeit für die Förderung seines Reformwesens zu hemmen vermocht hatten.

Von allen Sekten, die sich von der allgemeinen Kirche losgerissen, hat keine so viel Unheil angerichtet, als die der Kalvinisten. Ueberall wo Kalvins Lehre Boden gewann, rief sie die verhängnißvollsten Erschütterungen hervor; denn ihre Bekenner verstanden in ihrer stolzen Unduldsamkeit unter der verlangten Gewissensfreiheit nichts Anderes, als ausschließliche Herrschaft, und lehnten sich nicht nur gegen jede Hierarchie, sondern auch gegen die Monarchie, ja selbst gegen die republikanische Aristokratie auf. Hatte doch Kalvin nicht nur den Grundsatz aufgestellt, daß der Staat nur auf einem Vertrage beruhe, der zwischen den Magistraten und dem Volke zur Erhaltung der Volksfreiheiten geschlossen worden und aufhöre, wenn er von der einen oder der anderen Seite gebrochen werde, sondern auch durch seinen Ausspruch: „daß Gott offen einige seiner Diener berufe, die er mit seinem Ansehen ausrüste, um die Verbrechen einer tyrannischen Herrschaft zu bestrafen und ein unrechtmäßiger Weise gedrücktes Volk aus seinem Elend herauszureißen," Aufruhr und Empörung für erlaubt, ja selbst unter gegebenen Verhältnissen für geboten erklärt. Daher finden wir auch unter seinen Anhängern den politischen Fanatismus so häufig mit dem religiösen gepaart, wie in Frankreich bei La Renaudie, dem Verschwörer von Amboise, und Poltrot de Méré, dem Mörder des Herzogs Franz von Guise; in Schottland bei Johann Knox, der in seinem bis zum Wahnsinn gesteigerten Fanatismus Thron und Altar stürzte und an dem tragischen Geschick der unglücklichen Maria Stuart kaum geringere Schuld trägt, als die Königin Elisabeth; in England bei Felton,

dem Mörder des Herzogs von Buckingham, sowie bei Cromwell und Denen, die mit ihm den König Karl I. dem Blutgerüste überantworteten. Auch der unheilvolle dreißigjährige Krieg wurde hauptsächlich durch kalvinische Umsturz- und Herrschaftsgelüste herbeigeführt.

VI.

Der Sieg des Lutherthums in den skandinavischen Reichen.

Die Auflösung der Kalmarischen Union.

(1523.)

Obgleich der Unionskönig Johann I. durch den Kalmarischen Receß (s. Bd. IV, Seite 557) den Wiederanschluß Schwedens an die Union bewirkt hatte, herrschte in diesem Lande der einem mächtigen Adelsgeschlechte angehörige Sten Sture, den der König Karl VIII., sein Anverwandter, vor seiner Thronentsagung zum Reichsverweser eingesetzt und der sich auch nach der Wiederherstellung der Union in dieser Würde zu behaupten gewußt, fast unumschränkt. Es gelang zwar Johann I. bei Gelegenheit eines zwischen Sten Sture und dessen Vetter Swante Sture ausgebrochenen Streites, den Reichsverweser zur Niederlegung seiner Würde zu zwingen; als er jedoch im Jahre 1500 das zwischen der Elbe und der Eider wohnende Völkchen der Dithmarsen mit Krieg überzog und dabei trotz seiner bedeutenden Uebermacht eine schwere Niederlage erlitt, stand Sten Sture aufs Neue gegen ihn auf. Da zu der gleichen Zeit auch die Norweger von der Union abfielen und Dänemark sich überdies in einen Krieg mit den Hansestädten verwickelt sah, war die Lage Johanns eine sehr bedrängte. Der von Sten Sture unterstützte Aufstand der Norweger wurde zwar durch Waffengewalt unterdrückt; aber in Schweden dauerte der Widerstand, auch nach dem Tode Sten Sture's, unter dessen Nachfolger Swante Sture fort. Auch als dieser im Jahre 1512 starb, blieben Johanns Bemühungen zur Herstellung seiner Herrschaft in Schweden erfolglos, und bei seinem eigenen, am 21. Februar 1513 erfolgten Tode war Schweden unter dem neuen Reichsverweser Sten Sture II., Swante Sture's Sohn, thatsächlich selbstständig.

Christian II., Johanns I. Sohn und Nachfolger, ein thatkräftiger und geistvoller, aber wankelmüthiger und verschlagener Fürst, der sich durch Rachsucht und Blutdurst zu den empörendsten Gräueln hinreißen ließ, setzte die Bemühungen seines Vaters zur Wiederher-

stellung der dänischen Herrschaft in Schweden fort und erschien zweimal mit Heeresmacht vor Stockholm; doch erst nachdem der tapfere und staatskluge Sten Sture II. am 9. Februar 1520 einer in einem Treffen gegen die Dänen erhaltenen Wunde erlegen, gelang es ihm nach längeren Unterhandlungen, den schwedischen Adel durch die eidliche Zusage einer allgemeinen Amnestie und das Versprechen, nach den Gesetzen des Landes zu regieren, zur Rückkehr unter seine Herrschaft zu bewegen. Am 4. November 1520 empfing er zu Stockholm die schwedische Krone, und drei Tage lang wußte er den in großer Zahl zu den Krönungsfeierlichkeiten erschienenen Adel durch erheuchelte Freundlichkeit und geräuschvolle Festgelage in vollständige Sicherheit einzuwiegen; am vierten aber warf er die Maske ab, um den furchtbaren Plan zur Ausführung zu bringen, durch welchen er seine Herrschaft in Schweden dauernd zu befestigen hoffte.

Da der Erzbischof von Upsala, Gustav Trolle, während der Reichsverwaltung Sten Sture's II. die Interessen Dänemarks zu fördern gesucht, war er durch einen Reichstagsbeschluß abgesetzt und von Sten Sture II. eine Zeitlang gefangen gehalten worden, worauf der Papst gegen die Unterzeichner der Absetzungsurkunde eine Bannbulle erlassen hatte. Am vierten Tage der Krönungsfestlichkeiten überreichte Gustav Trolle dem König, einer mit demselben getroffenen Verabredung gemäß, eine Anklageschrift gegen seine früheren Feinde, und Christian II befahl hierauf, alle Unterzeichner des gegen Trolle gefaßten Reichstagsbeschlusses gefangen zu nehmen, indem er erklärte, die dem schwedischen Adel eidlich zugesagte Amnestie beziehe sich nur auf Diejenigen, die sich gegen ihn persönlich vergangen, und ihm liege als König die Pflicht ob, den päpstlichen Bann zu vollstrecken. Nachdem alle Thore der Stadt geschlossen, alle Straßen und Plätze mit Wachen besetzt und an den Zugängen derselben Kanonen aufgepflanzt worden, wurden die Gefangenen auf den Marktplatz geführt, und ein königlicher Rath eröffnete dem Volke, es sei eine Verschwörung gegen das Leben des Königs entdeckt worden, den man mit dem Schlosse in die Luft habe sprengen wollen. Als einer der anwesenden Bischöfe dies für eine Unwahrheit erklärte, wurde er ergriffen und sofort enthauptet. Hierauf fielen die Häupter von dreiundneunzig anderen Gefangenen, Reichsräthen, Rittern, Rathsgliedern und Bürgern von Stockholm, unter dem Beile des Henkers, so daß das Blut von dem Marktplatze in breiten Strömen in die benachbarten Straßen floß. Auch an den beiden folgenden Tagen fanden noch zahlreiche Hinrichtungen statt, und Christian II. erklärte öffentlich, „Er werde alle schwedischen Männer so kirre machen, daß keiner mehr einen Degen oder eine Armbrust zu tragen wage." Auf der Rückreise nach Dänemark ließ er in allen Städten, durch die sein Weg ihn führte, das Mor-

den fortsetzen. Die Güter der Hingerichteten, deren Gesammtzahl auf sechshundert angegeben wird, wurden eingezogen und viele ihrer Frauen und Töchter in dänische Gefangenschaft geführt.

Durch das „Stockholmer Blutbad" glaubte Christian die Macht des schwedischen Adels vollständig gebrochen und jeden Gedanken an Auflehnung gegen seine Herrschaft im Keime erstickt zu haben; aber dem furchtbaren Frevel folgte die Strafe auf dem Fuße nach. Die kaum gewonnene Krone wurde dem König entrissen durch einen jungen Schweden, Gustav Erichson, der väterlicherseits aus dem angesehenen Geschlechte der Wasa, mütterlicherseits aus dem der Sture stammte.

Gustav Erichson Wasa, geboren am 12. Mai 1490 in dem Kirchspiele Orkestad, drei Meilen von Stockholm, war der Sohn eines schwedischen Reichsraths und von mütterlicher Seite der Großneffe des Reichsverwesers Sten Sture des Aelteren, in dessen Hause er seine erste Erziehung genossen. Nachdem er seine Studien auf den Lehranstalten zu Upsala vollendet, hatte er sich im Kampfe gegen Christian II. durch Muth und Entschlossenheit hervorgethan, bis er im Jahre 1518, als der König, um Zeit zu gewinnen, Friedensunterhandlungen angeknüpft, mit mehreren anderen schwedischen Edelleuten als Geisel an denselben ausgeliefert und von ihm nach Dänemark gebracht worden.

Nachdem Gustav über ein Jahr lang in dem Schlosse eines seiner Anverwandten, des dänischen Edelmanns Bauer, dem der König gegen eine Kaution von sechstausend Thalern die Ueberwachung des Gefangenen überlassen, in milder Haft zugebracht, bewog ihn die Kunde von neuen Rüstungen Christians gegen Schweden zu einem Fluchtversuch, der ihm in der That die Freiheit wieder verschaffte. Als Bauer verkleidet, entkam er in der Dämmerung eines Herbstmorgens aus Bauers Schloß und erreichte in Gesellschaft mehrerer deutschen Viehhändler, denen er sich zum Viehhüter angeboten, die Stadt Lübeck, deren feindliches Verhältniß zu Christian ihm Schutz und Sicherheit in Aussicht stellte.

Unterdessen hatte Bauer die Spur des Entflohenen entdeckt und war ihm nach Lübeck nachgeeilt, um ihn zurückzuholen. Allein der Rath, der wohl einsah, wie förderlich Gustavs Plan, die Befreiung seines Vaterlandes von dem dänischen Joche anzubahnen, den Interessen Lübecks werden könne, verweigerte seine Auslieferung und ließ ihn nicht nur nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte in Lübeck ungehindert mit einem Kauffahrteischiffe nach Schweden zurückkehren, sondern versprach ihm auch, ihn bei der Ausführung seiner Pläne gegen Christian im Falle der Noth mit Geld und Mannschaft zu unterstützen.

Nachdem Gustav im Mai 1520 in Schweden gelandet, begab

er sich, da Stockholm zu Land wie zur See von den Dänen eingeschlossen war, zuerst nach Kalmar. Hier herrschte jedoch unter der Bürgerschaft eine solche Muthlosigkeit, daß er, für seine Sicherheit besorgt, in das Innere des Landes zu entfliehen beschloß, wo er das Volk zu den Waffen zu rufen gedachte, um an dessen Spitze zur Befreiung Stockholms auszurücken. In Bauerntracht kam er unter großen Mühen und Gefahren nach Südermanland, wo seine mit dem Reichsrath Brahe verheirathete Schwester wohnte. Doch selbst bei seinen Verwandten fanden seine Pläne keinen Anklang. Sein Schwager, der eben im Begriffe stand, zu den Krönungsfeierlichkeiten nach Stockholm zu reisen, erklärte das geplante Wagniß für aussichtslos, und seine Schwester beschwor ihn unter Thränen, nicht sich selbst und sie Alle ins Verderben zu stürzen. Er eilte weiter und erreichte glücklich Räfsnäs, wo er auf einem Gute seines Vaters ein sicheres Versteck fand.

Hier traf ihn die Schreckenskunde von dem Stockholmer Blutbad, bei welchem auch sein Vater und seine Vettern den Tod erlitten hatten. Der Durst nach Rache verdoppelte seinen Eifer für die Befreiung seines Vaterlandes; aber noch fehlten ihm dazu alle Mittel. Auch wußte er kaum mehr, wohin er sich wenden sollte; denn seine Rückkehr nach Schweden und sein Aufenthalt in Südermanland waren dem König verrathen worden, und dieser hatte nicht nur einen Preis auf seinen Kopf gesetzt, sondern auch Späher gegen ihn ausgesandt und Jeden, der ihm eine Zufluchtsstätte gewähren werde, mit dem Tode bedroht. Er mußte Räfsnäs verlassen; aber wohin er kam, fand er verschlossene Thüren. Da beschloß er, sich nach den Gebirgsthälern Dalekarliens zu begeben, deren Bewohner mit den einfachen Sitten und der Gastfreiheit der Väter die altnordische Kraft und Freiheitsliebe bewahrt hatten. Diese Männer, von denen er keinen Verrath zu befürchten hatte, wollte er durch die Schilderung der Noth des Vaterlandes zum Kampfe gegen den tyrannischen König zu begeistern suchen.

Nachdem er lange einsam durch öde Steppen, starre Gebirge und unwirthbare Wälder geirrt, kam er in die durch ihre reichen Kupferbergwerke berühmte Gegend von Falun. Hier trat er bei einem wohlhabenden Bergmann als Knecht in Dienst; er wurde aber bald an seinem goldgestickten Hemdkragen erkannt und mußte, da der Hausherr von einer Betheiligung an seinem Unternehmen Nichts wissen wollte, tiefer in das Gebirge fliehen. In einem Edelhofe, den er bald darauf erreichte, fand er zwar freundliche Aufnahme, aber in verrätherischer Absicht. Der Besitzer desselben, Arendt Persson, der ihn sogleich erkannt hatte, warf sich heimlich auf ein Pferd, um ihn dem dänischen Statthalter in der nächsten Stadt anzuzeigen. Nur dem Mitleid der Gutsherrin, die ihn von

der ihm drohenden Gefahr in Kenntniß ſetzte und ihm zugleich ein Pferd und einen Schlitten zur Flucht lieh, verdankte er ſeine Rettung. Er entkam nach Iſala, wo er bei dem Kronſchützen Elfsſon Aufnahme fand. Aber hier drohte ihm eine neue Gefahr. Die däniſchen Späher hatten ſeine Spur entdeckt und fanden ihn in Elfsſons Stube am Feuer ſtehend; da ſie ihn jedoch nicht kannten, gelang es der Geiſtesgegenwart der Hausfrau, ihn zu retten. Während Elfsſon die däniſchen Soldaten nach ihrem Begehren fragte, verſetzte ſie dem Flüchtling, indem ſie ihn einen faulen Knecht nannte, der ſich nur immer wärmen wolle, einen derben Schlag mit dem Spaten und jagte ihn zur Thüre hinaus.

Guſtav erkannte, daß auch hier ſeines Bleibens nicht ſein könne, und beſchloß daher, noch weiter zu fliehen. Da die Dänen in der ganzen Gegend umherſtreiften, verſteckte ihn Elfsſon in einem mit Stroh beladenen Wagen, um ihn nach Rättwick zu fahren. Unterwegs wurde der Wagen von einer däniſchen Streitwache angehalten und das Stroh an mehreren Stellen durchſtochen. Obgleich dem Flüchtling ein Stich tief ins Bein gegangen, rührte er ſich nicht. Als Elfsſon beim Weiterfahren bemerkte, daß ſeine Wagenſpur im Schnee von dem durchtröpfelnden Blute geröthet wurde, verſetzte er, um jeden Verdacht abzuleuken, ſeinem Pferde einen Schnitt in den Fuß, und ſo erreichten ſie glücklich das Ziel ihrer Fahrt.

In Rättwick nahm Erichſon Gelegenheit, den Bauern die Gräuelthaten von Stockholm zu ſchildern, von welchen in dieſe entlegenen Gegenden nur eine dunkle Kunde gedrungen war. Die Bauern lauſchten ſeinen Worten mit lebhafter Theilnahme; als er jedoch an ſeine Schilderung die Aufforderung knüpfte, dem Beiſpiel ihrer ruhmwürdigen Vorfahren zu folgen und das fremde Joch abzuwerfen, zeigten ſie ſich unſchlüſſig und wollten vorher wiſſen, was ihre Nachbarn zu thun geſonnen ſeien. Guſtav begab ſich hierauf nach Mora, dem volkreichſten Kirchſpiele Dalekarliens; aber auch hier hatten ſeine Bemühungen nicht den gewünſchten Erfolg. Die Bauern zeigten ſich zwar entrüſtet über die Stockholmer Gräuel; doch konnten ſie ſich nicht entſchließen, dem König von Dänemark den ihm geleiſteten Eid der Treue zu brechen.

So mußte Guſtav abermals weiter ziehen. Kaum hatte er ſich jedoch entfernt, als eine Schaar von hundert Dänen erſchien, die mit Ungeſtüm nach dem Flüchtling fahndeten und durch ihren Uebermuth die Bauern ſo ſehr erbitterten, daß ſie gegen dieſelben die Waffen ergriffen und ſie nur gegen das Verſprechen ziehen ließen, Erichſon kein Leid zuzufügen. Bald darauf kam ein ſchwediſcher Edelmann, Lars Olofsſon, der unter Sten Sture dem Jüngeren gedient und Zeuge des Stockholmer Blutbads geweſen,

nach Mora und brachte die Kunde, der König werde in Kurzem eine Blutreise durch ganz Schweden machen und auf jedem Edelhofe Galgen errichten lassen; eine große Schatzung sei bereits ausgeschrieben, und um aller Empörung vorzubeugen, solle jedem Bauer ein Arm und ein Bein abgehauen werden. Jetzt bereuten die Dalekarlier, daß sie Erichson, den ihnen Olofsson als den einzigen Mann bezeichnete, welcher sie und Schweden retten könne, hatten ziehen lassen, und mehrere Schlittschuhläufer machten sich sogleich auf den Weg, um ihm nachzueilen. Sie fanden ihn im Begriff, sich einen Weg über das Gebirg nach der norwegischen Grenze zu suchen, und brachten ihn im Triumphe nach Mora zurück, wo er sogleich von den angesehensten Bauern der Thallande zu ihrem und des schwedischen Reiches Herrn und Hauptmann ausgerufen wurde.

Mit zweihundert jungen, entschlossenen Männern, die sich erboten hatten, ihm zu folgen, zog Gustav im Februar 1521 gegen Falun, brachte durch Ueberraschung den Bergvogt und die übrigen Anhänger Christians in seine Gewalt, bemächtigte sich der Steuergelder der Krone und ließ die Buden mehrerer dänischen Kaufleute plündern. Das Gelingen dieses kühnen Handstreiches erhöhte nicht nur den Muth und die Kampflust seiner kleinen Schaar, sondern führte ihm auch so viele neuen Anhänger zu, daß er ein Heer von sechstausend Mann, mit welchem Gustav Trolle gegen ihn heranrückte, siegreich zurückschlagen konnte.

Nachdem Erichson seine Bauern zu einem wohldisciplinirten Heere geordnet und seiner Geldverlegenheit dadurch abgeholfen, daß er Nothmünzen von Kupfer mit einer geringen Beimischung von Silber hatte schlagen lassen, erklärte er im Mai 1521 durch eine öffentliche Kundgebung dem König von Dänemark förmlich den Krieg. Nach einem über eine dänische Truppenschaar errungenen Siege wurde Westerås und bald darauf auch Upsala erobert, und jeder neue Erfolg vergrößerte Gustavs Anhang. Selbst zahlreiche schwedische Offiziere traten aus Christians Dienst in den seinigen, und bald zählte er unter seinen Fahnen so viele gedienten Soldaten, daß er einen Theil der Bauern zur Besorgung der Ernte in ihre Heimath entlassen konnte.

Nach der Eroberung von Upsala hatte sich Gustav gegen Stockholm gewandt; da es ihm jedoch an einer Flotte fehlte und er daher nicht in der Lage war, den König von Dänemark zu verhindern, von der Seeseite aus die Stadt mit neuen Truppen und Vorräthen zu versehen, konnte er vorerst gegen dieselbe Nichts ausrichten. Er forderte daher die Stände des Reiches auf, sich im August 1521 in Wadstena zu einer Reichsversammlung zusammenzufinden, um mit ihm über die Lage des Landes zu berathen. Viele Edelleute, sowie eine große Anzahl von Männern aus den

anderen Ständen folgten seiner Einladung und versprachen ihm nicht nur jede Unterstützung, sondern trugen ihm auch die schwedische Krone an, die Christian II. verwirkt habe. Gustav lehnte dieselbe jedoch mit der Erklärung ab, daß erst der Herrschaft der Dänen ein Ende gemacht werden müsse, ehe man zur Wahl eines neuen, würdigen Herrschers schreite, und begnügte sich vorläufig mit der Würde eines Reichsverwesers, als welchem ihm von allen Anwesenden Treue und Gehorsam gelobt wurde.

Gustav setzte hierauf die Belagerung von Stockholm mit verdoppeltem Eifer fort und ließ die Lübecker um die ihm zugesagte Hilfe bitten. Gegen die Zusicherung bedeutender Handelsvortheile, die vertragsmäßig festgestellt wurden, schickten ihm dieselben zehn wohl ausgerüstete Schiffe und neunhundert Mann Landtruppen. Angelockt durch Gustavs bereits in das Ausland gedrungenen Heldenruf, schlossen sich denselben auch mehrere deutsche Ritter an. Trotz dieser bedeutenden Unterstützung hatte Gustav noch nahezu zwei Jahre gegen den Widerstand der dänischen Besatzung zu kämpfen. Erst nachdem die Kunde nach Stockholm gedrungen, daß auch in Dänemark eine Empörung ausgebrochen und Christians II. Thron gestürzt sei, wurde die Stadt am 21. Juni 1523 den Belagerern übergeben.

Mit der Eroberung von Stockholm war die Befreiung Schwedens von der dänischen Herrschaft vollendet und damit zugleich die Auflösung der Kalmarischen Union besiegelt. Schon im folgenden Jahre erkannte Christians II. Nachfolger, Friedrich I., in dem Frieden zu Malmö die Unabhängigkeit Schwedens an.

Schweden unter Gustav Wasa und seinen Söhnen.

(1523—1611.)

Schon vor der Uebergabe von Stockholm war Gustav auf dem Reichstage von Strengnäs einstimmig zum König ausgerufen worden und hatte, nachdem er geschworen, den Gesetzen des Reiches gemäß regieren zu wollen, von den versammelten Ständen den Eid der Treue empfangen.

Da Schweden damals noch ohne eigenen Handel und ohne Manufakturen und daher an Hilfsquellen arm war, auch die schwedischen Könige den größten Theil ihrer liegenden Güter eingebüßt hatten, trug die Krone dem neuen König so wenig ein, daß er damit kaum den dritten Theil der Kosten bestreiten konnte, die sie ihm auferlegte. Gustav beschloß deßhalb, die lutherische Lehre, die er während seines Aufenthaltes in Lübeck kennen gelernt, in Schweden

einzuführen, um sich an dem Kirchengut erholen zu können; da jedoch der Adel jeder Erhöhung der Königsgewalt abgeneigt war und der größte Theil der Bevölkerung des Landes, besonders der Bauernstand, fest an dem Glauben der Väter hing, mußte er dabei mit großer Vorsicht zu Werke gehen. Zunächst beschränkte er sich darauf, die Verbreitung der neuen Lehre durch die Begünstigung zweier in Wittenberg zu lutherischen Prädikanten ausgebildeten Schweden, der Brüder Olof und Lorenz Peterson, zu fördern, indem er den einen zum Hofprediger in Stockholm, den anderen zum Professor in Upsala ernannte; doch ermahnte er Beide zur Mäßigung in ihrem Auftreten gegen das alte Kirchenwesen. Während er in Briefen an Papst Hadrian VI., sowie vor dem päpstlichen Legaten Magnus Gothus noch Ergebenheit gegen die Kirche heuchelte, ernannte er den von den Brüdern Peterson für Luthers Irrlehre gewonnenen Archidiakon Lorenz Anderson von Strengnäs zu seinem Kanzler und verwies die Dominikaner, die mit den Bischöfen von Linköping und Westeräs ihm muthig widerstanden, aus dem Lande. Bei einem von ihm im Jahre 1526 zu Upsala veranstalteten Religionsgespräch schrieb er dem Olof Peterson, der gegen den Professor Peter Galle die neue Lehre verfocht, den Sieg zu, „weil er seine Beweise nur aus Gottes Wort genommen habe." Eine Empörung der Dalekarlier, die der alten Kirche mit unerschütterlicher Treue anhingen, bot ihm einen erwünschten Vorwand, sich der ihm unbequemen Bischöfe zu entledigen; der Erzbischof von Upsala und der Bischof von Westeräs wurden unter der Anklage des Hochverraths vor Gericht gezogen und im Februar 1527 hingerichtet. Der Schrecken, den solche Gewaltmaßregeln erweckten, lähmte den Widerstand vieler Geistlichen, während andere durch den Reiz der neuen evangelischen Freiheit zum Abfall von der alten Kirche verlockt wurden.

Den Hauptschlag führte der König auf dem Reichstage zu Westeräs im Juni 1527 aus. Da die von ihm den Ständen unterbreiteten Reformationsvorschläge von der Mehrheit zurückgewiesen wurden, erklärte er: Bürger und Bauernstand könnten nicht höher besteuert werden, und der Adel gehe ohnehin der Verarmung entgegen; es gebe daher kein anderes Mittel, die Einkünfte der Krone zu erhöhen, als die Einziehung eines Theiles des reichen Kirchengutes. Verweigere man ihm die Ermächtigung dazu, so sei er entschlossen, die Krone niederzulegen, da er unter den bestehenden Verhältnissen nicht fortregieren könne; doch verlangte er in diesem Falle sein im Dienste des Staates aufgewendetes Privatvermögen zurück. Nach dieser Erklärung erhob er sich und verließ in heftiger Erregung die bestürzte Versammlung.

Unter dem Adel und der Geistlichkeit waren die Ansichten über

das, was zu thun sei, getheilt; dagegen sprachen sich die beiden anderen Stände, Bürger und Bauern, durch Gustavs Anhänger mit Besorgnissen vor der Wiederkehr der dänischen Tyrannei erfüllt, einstimmig dahin aus, daß des Königs Forderungen bewilligt werden müßten, damit er sich zum Bleiben entschließe, und nahmen zuletzt eine so drohende Haltung an, daß die Gegenpartei sich zum Nachgeben gezwungen sah. Indessen ließ sich Gustav dreimal vergeblich bitten, die Regierung fortzuführen; erst als die Abgeordneten der Stände zum vierten Male vor ihm erschienen und fußfällig unter Thränen ihre Bitte wiederholten, gab er eine zusagende Antwort. Die Stände übernahmen die Verpflichtung, alle aufrührerischen Bewegungen zu unterdrücken, und gestanden dem König das Recht zu, die Güter und Einkünfte der Bischöfe, Domkapitel und Klöster einzuziehen, den Haushalt der Bischöfe zu bestimmen, jede mißliebige Besetzung geistlicher Aemter durch seinen Einspruch rückgängig zu machen und diejenigen Geistlichen abzusetzen, die er nicht für geeignet halte. Auch ermächtigten sie, auf den Wunsch des Königs, den Adel, alle Güter zurückzufordern, die seit dem Jahre 1454 durch Schenkung aus seinem Besitz an die Kirche gekommen. Die Geistlichkeit sollte fortan in weltlichen Dingen vollständig der weltlichen Gerichtsbarkeit unterworfen sein und allen Predigern der neuen Lehre das Recht zustehen, das „reine Wort Gottes" frei zu verkünden.

Vollendet wurde Gustavs Reform, die das schwedische Volk in der Religion ganz von dem Willen des Königs abhängig machte, im Jahre 1529 auf der Synode von Orebro durch die Abschaffung des Cölibats der Geistlichkeit und die Einführung einer Liturgie in der Landessprache; um jedoch das Volk in dem Wahne zu erhalten, daß es noch immer katholisch sei, wurde nicht nur die bischöfliche Verfassung — jedoch mit bedeutender Einschränkung der bischöflichen Rechte — sondern auch das Meiste von dem äußeren kirchlichen Ritus beibehalten. Ein strenges Censurgesetz, sowie schwere Strafandrohungen sollten die Wiederherstellung der alten Kirche unmöglich machen. Mehrere durch die Einführung der lutherischen Neuerungen erregten Aufstände der Bauern, besonders der Dalekarlier, wurden mit äußerster Strenge unterdrückt. Lorenz Peterson, das stets dienstbare Werkzeug zur Durchführung der Reformpläne des despotischen Königs, wurde durch die Verleihung des erzbischöflichen Stuhles von Upsala belohnt. Dies hinderte ihn jedoch nicht, im Jahre 1540 im Vereine mit dem Kanzler Anderson an einer Verschwörung gegen den König Theil zu nehmen. Beide wurden zum Tode verurtheilt, kauften sich jedoch durch große Summen von dieser Strafe los. Ueberhaupt waren die Früchte, welche Gustavs Reformation auf dem Gebiete des sittlichen Lebens trug, derart,

daß sowohl er selbst, als auch sein Erzbischof von Upsala in verschiedenen Erlassen die öffentlichen Unglücksfälle als Strafgerichte Gottes bezeichneten und vor der falschen Auffassung der evangelischen Freiheit nachdrücklich warnten.

Um die Hebung des Wohlstandes seines Landes machte sich Gustav besonders dadurch verdient, daß er durch die Aufhebung der den Hanseaten früher bewilligten Handelsvortheile den schwedischen Handel von den Banden befreite, die ihn bis dahin eingeengt, und zur Förderung desselben nicht nur große Sorgfalt auf die Hebung der Schifffahrt verwendete, sondern auch mit England und den Niederlanden Handelsverträge abschloß. Die Macht und das Ansehen Schwedens hob er durch die Gründung einer Flotte und durch die Bildung eines stehenden Heeres. Auch trug er Sorge dafür, durch wohlgefüllte Kassen und Waffenhäuser, sowie durch stark befestigte Grenzplätze das Land für kriegerische Verwicklungen gerüstet zu halten.

Im Jahre 1544 erklärten die Stände auf einem neuen Reichstage zu Westeräs die Königswürde für erblich in dem Hause Wasa. In dem gleichen Jahre wurde der Beschluß gefaßt, fortan im schwedischen Reiche keine andere Religion mehr zu dulden, als die lutherische, und demgemäß auf das Bekenntniß des katholischen Glaubens die Strafe der Landesverweisung gesetzt.

Gustav starb am 29. September 1560, siebzig Jahre alt, zu Stockholm und hinterließ den schwedischen Thron dem ältesten seiner vier Söhne, Erich, während die drei jüngeren, Johann, Magnus und Karl, die Provinzen Finnland, Ostgothland und Südermanland als nahezu unabhängige Statthalter verwalten sollten — eine Bestimmung, die zu den verhängnißvollsten Verwicklungen Veranlassung gab.

Erich XIV. (1560—1568), ein Mann von so leidenschaftlicher Heftigkeit, daß die Ausbrüche derselben zuweilen Wahnsinn zu verrathen schienen, mußte, nachdem er sich durch seine Tyrannei allgemein verhaßt gemacht, sein Bestreben, statt des Lutherthums den Kalvinismus in Schweden einzuführen, für welchen er durch einen seiner Lehrer, einen Freund Kalvins, gewonnen worden, mit dem Verlust des Thrones büßen. Von seinem Bruder und Nachfolger, Johann III., in strenger Haft gehalten, endete er im Jahre 1577 an Gift.

Johann III. (1568—1592), der durch seine Gemahlin Katharina, den letzten Sprößling der polnischen Dynastie der Jagellonen, für katholische Anschauungen gewonnen worden, dachte ernstlich daran, die in den Herzen seiner Unterthanen noch immer fortlebende katholische Religion in Schweden herzustellen. Der neue Erzbischof von Upsala, Lorenz Peterson Gothus, der mit des Königs

Absichten einverstanden war, wurde nach katholischem Ritus konsekrirt und die von dem König im Vereine mit seinem Kanzler Peter Fecht ausgearbeitete, dem römischen Missale entlehnte neue Liturgie, die im Jahre 1577 die Genehmigung des Reichstags erhielt, fast allgemein angenommen. Nur des Königs jüngster Bruder, der Herzog Karl von Südermanland, trat aus Gründen der Politik als der Beschützer des Lutherthums auf.

Ermuthigt durch seine bisherigen Erfolge, knüpfte Johann III. mit Gregor XIII. Unterhandlungen wegen der Wiedervereinigung Schwedens mit dem päpstlichen Stuhle an; da jedoch nicht alle seine Forderungen von dem Papste erfüllt werden konnten, weil dadurch leicht für andere Länder ein gefährliches Beispiel hätte geschaffen werden können, erlahmte Johanns Eifer für das begonnene Werk, obgleich er persönlich im Jahre 1578 dem Protestantismus entsagt und das Tridentinische Glaubensbekenntniß abgelegt hatte, und nach dem Tode der Königin Katharina (16. September 1583) ließ er sich durch seine zweite Gemahlin, Guneila Bjelke, eine eifrige Lutheranerin, sowie durch verschiedene andere Personen seiner Umgebung, welche Besorgnisse vor Aufständen und dem Verluste des Thrones in ihm zu wecken wußten, zum vollständigen Aufgeben aller weiteren Schritte für die Wiederherstellung der katholischen Kirche bewegen. Nur die von ihm entworfene Liturgie wurde beibehalten.

Da bei Johanns III. Tod (1592) sein im katholischen Glauben erzogener Sohn Sigismund in Polen war, zu dessen König er im Jahre 1587 durch die Wahl des polnischen Volkes erhoben worden, führte sein Oheim, Karl von Südermanland, der befähigtste wie der herrschsüchtigste von Gustavs Söhnen, bis zu seiner Ankunft die Zügel der Regierung und benutzte diese Zwischenzeit, um die Entthronung seines Neffen, der schon früher durch die Verweigerung der Zumuthung, die Augsburger Konfession zu beschwören, den Haß der Protestanten erregt hatte, zu seinen eigenen Gunsten vorzubereiten. Er schrieb einen Reichstag und eine Nationalsynode nach Upsala aus und bewirkte auf der letzteren einen Beschluß, durch welchen die von Johann III. eingeführte Liturgie abgeschafft und Jedem, der ein öffentliches Amt bekleidete, der Eid auf die Augsburger Konfession vorgeschrieben wurde.

Erst nach längerem Widerstreben bestätigte Sigismund, der im Juli 1593 nach Schweden zurückgekehrt war, um den väterlichen Thron zu besteigen, die zu Upsala gefaßten Beschlüsse. Vor seiner Rückkehr nach Polen suchte er sich gegen die thronräuberischen Gelüste seines Oheims, dem er für die Dauer seiner Abwesenheit die Reichsregierung übertrug, in dem Adel und den Bischöfen durch die Erweiterung ihrer Vorrechte und die Erhöhung ihrer Einkünfte

eine Stütze zu verschaffen; nichtsdestoweniger gelang es dem treulosen Herzog von Südermanland, der vor keinem Gewaltschritte zurückschreckte, mit Hilfe des von ihm begünstigten Bürger- und Bauernstandes, seine Macht in Schweden so sehr zu befestigen, daß Sigismund, als er im Jahre 1598 zur Behauptung seines Thrones mit fünftausend Polen erschien, den Kürzeren zog. Nach einer bei Stangebro im September 1598 erlittenen Niederlage mußte er versprechen, sich der Entscheidung des Reichstags zu unterwerfen, worauf er nach Polen zurückkehrte. Auf dem Reichstag zu Jönköping wurde er im Januar 1599 aufgefordert, entweder seinem Glauben zu entsagen und Schweden in Person zu regieren oder seinen vierjährigen Sohn Wladislaw dorthin zu schicken, um ihn unter der Leitung seines Oheims im lutherischen Glauben erziehen zu lassen. Da Sigismund sich zu keiner dieser beiden Forderungen verstehen konnte, wurde er im Jahre 1600 auf dem Reichstage zu Linköping für sich und seine Nachkommen des schwedischen Thrones verlustig erklärt und der Herzog von Südermanland unter dem Titel eines regierenden Erbfürsten zum Reichsverweser ernannt.

Dieser ließ alsbald über alle Anhänger Sigismunds eine blutige Verfolgung ergehen; neun Reichsräthe mußten ihre Treue gegen den rechtmäßigen König, die er für Hochverrath erklärte, mit dem Tode auf dem Blutgerüste büßen. Gegen die katholische Kirche hatte er schon längst einen förmlichen Vernichtungskrieg geführt. Nachdem im Jahre 1595 auf dem Reichstage zu Söderköping die Ausübung des katholischen Gottesdienstes aufs Strengste verboten und der Beschluß gefaßt worden, daß alle Nichtlutheraner zur Auswanderung genöthigt werden sollten, wurden Alle, die noch dem alten Glauben anhingen, mit roher Gewalt zur Unterwerfung gezwungen, die Altäre der Heiligen zerstört, ihre Reliquien zerstreut und die Ceremonien, die man noch im Jahre 1593 für gleichgiltig erklärt hatte, an den meisten Orten abgeschafft. Wer die Theilnahme an dem lutherischen Gottesdienst verweigerte, wurde mit Ruthen gepeitscht.

Noch gewaltthätiger trat Karl ebensowohl gegen die Anhänger seines Neffen, den er seit dem Jahre 1600 in Polen selbst bekriegte, als gegen die Bekenner des alten Glaubens auf, nachdem er im Jahre 1604 auf dem Reichstage zu Norköping als Karl IX. zum erblichen König von Schweden ausgerufen worden.

Karl IX., der außer dem polnischen Kriege zum großen Nachtheil seines Landes auch noch einen Krieg gegen Dänemark und einen andern gegen Rußland begonnen, starb im Jahre 1611 und hinterließ den schwedischen Thron seinem Sohne Gustav Adolf.

Dänemark unter Chriſtian II., Friedrich I. und Chriſtian III.

(1513—1559.)

Chriſtian II. hatte bei ſeiner Erhebung auf den däniſchen Thron eine ſeine Macht bedeutend einſchränkende Wahlkapitulation unterſchreiben müſſen; ſein ganzes Streben war jedoch darauf gerichtet, ſich von dieſer läſtigen Feſſel zu befreien und eine abſolute Königsgewalt herzuſtellen. Zu dieſem Ende ſuchte er zunächſt durch die Vermehrung des Nationalreichthums die Einkünfte der Krone zu erhöhen. Hierbei ſtand ihm beſonders die Hanſa im Wege, die den Verkehr in den ſkandinaviſchen Reichen völlig in Händen hatte und allein allen Vortheil aus demſelben zog. Um dieſe hanſeatiſche Handelsherrſchaft zu brechen, gründete er in Nowgorod mit Genehmigung des Czars eine däniſche Handelsniederlaſſung, belegte ausländiſche Waaren mit Zöllen, veranlaßte niederländiſche Kaufleute, ſich in Dänemark niederzulaſſen, und verbot den deutſchen Kaufleuten, in ſeinem Lande mit Waaren umherzureiſen und in demſelben Vieh aufzukaufen. Durch dieſe Maßregeln machte er ſich jedoch nicht nur die Hanſeaten zu Feinden, ſondern brachte auch die reichen adeligen Grundbeſitzer gegen ſich auf, deren Intereſſen vielfach mit denen der Hanſa verknüpft waren. Aber auch unter den durch dieſe neuen Einrichtungen weniger betroffenen anderen Ständen erregte er durch ſeinen Despotismus, beſonders durch das Ausprägen geringhaltiger Münzen, die bei Todesſtrafe nach dem alten Werthe angenommen werden mußten, große Unzufriedenheit.

Um die Macht der gleich dem Adel reich begüterten Geiſtlichkeit zu brechen und die eigene durch die Einziehung des Kirchengutes zu erhöhen, beſchloß Chriſtian, die ſ. g. Reformation einzuführen. Er ließ lutheriſche Prediger aus Deutſchland kommen, übergab einem derſelben, dem ihm von Luther geſandten Magiſter Martin, ohne Rückſicht auf die Einſprache der Reichsſtände, eine Kirche in Kopenhagen, verbreitete Luthers Schriften und verbot, gegen dieſelben zu ſchreiben, unterſagte den Geiſtlichen die Appellation nach Rom und ſuchte ſie zum Heirathen zu ermuntern, indem er ihnen nur unter dieſer Bedingung den Erwerb unbeweglicher Güter geſtattete. Als der Erzbiſchof von Lund gegen dieſe Neuerungen Einſpruch erhob, ließ er denſelben hinrichten.

Dieſe Gewaltſchritte machten das Maß der Erbitterung über des Königs tyranniſche Regierung voll. Die Prälaten und die Barone vereinigten ſich zu ſeinem Sturze; ſie erklärten ihn im Januar 1523 für abgeſetzt und wählten an ſeiner Stelle ſeines Vaters Bruder, den Herzog Friedrich von Holſtein, der am 26. März 1523 als Friedrich I. den däniſchen Thron beſtieg,

nachdem er eine Wahlkapitulation beschworen, durch welche er die Kirche zu schützen, die Predigt der neuen Lehre nicht zu dulden und Adel und Geistlichkeit bei ihren Gütern und Vorrechten zu erhalten versprach.

Da Christian II. nicht in der Lage war, seinem über den größten Theil der dänischen Reiterei verfügenden und von Lübeck mit Geld, Geschütz und Mannschaft unterstützten Gegner den Thron durch Waffengewalt streitig zu machen, verließ er mit seiner Familie und seinen Schätzen das Reich und begab sich nach Deutschland, in der Hoffnung, bei den dortigen protestantischen Fürsten Unterstützung zur Wiedererlangung seines Thrones zu finden. Wirklich brachte er unter Mitwirkung des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg und mehrerer anderen protestantischen Fürsten Truppen zusammen; allein es fehlte ihm an den nöthigen Geldmitteln, um dieselben zu besolden. Er beschloß daher, zur Erreichung seines Zieles einen anderen Weg einzuschlagen. Um die katholischen Norweger für sich zu gewinnen, söhnte er sich mit dem Kaiser, seinem Schwager, der sich wegen seiner Hinneigung zum Protestantismus von ihm abgewendet, sowie mit dem Papste aus und erhielt hierauf von Karl V. und mehreren katholischen Fürsten die nöthige Unterstützung zur Ausrüstung einer kleinen Flotte, mit welcher er im November 1531 in Norwegen landete.

In der That verschaffte ihm die gegen die Bischöfe eingegangene Verpflichtung, den katholischen Glauben aufrecht zu erhalten und gegen Luthers Neuerungen zu schützen, die Huldigung der norwegischen Stände. Als er jedoch in Schweden eindringen wollte, wurde er gleichzeitig von schwedischen und dänischen Truppen angegriffen, und da inzwischen die Lübecker seine Schiffe verbrannt hatten, ließ er sich durch seine Umgebungen überreden, sich zu einer persönlichen Besprechung mit seinem Oheim nach Dänemark bringen zu lassen. Als er in Kopenhagen anlangte, drangen die Abgeordneten von Schweden und Lübeck, im Vereine mit dem gesammten dänischen und schleswigischen Adel, so entschieden auf seine Gefangenhaltung, daß Friedrich I. ihn auf die Insel Alsen bringen ließ, wo er sechzehn Jahre in einem finsteren Thurme des Schlosses Sonderburg zubrachte, ohne andere Gesellschaft als die eines norwegischen Zwerges. Im Jahre 1549 erwirkte ihm Karl V., gegen die Verzichtleistung auf alle seine Thronansprüche, eine mildere Behandlung. Man wies ihm das Schloß Kallundborg mit einem fürstlichen Unterhalt zum Aufenthalte an und gestattete ihm dort eine etwas freiere Bewegung. Hier starb er zehn Jahre später, nachdem er in seinen letzten Lebensjahren häufig Anfälle von Wahnsinn gehabt.

Unterdessen war in Dänemark das durch Christians II. Absetzung unterbrochene Werk der Vernichtung des alten Kirchenglau-

bens wieder aufgenommen und zu Ende geführt worden. Selbst längst im Herzen ein von dem Glauben seiner Väter Abgefallener, hatte Friedrich I., uneingedenk der bei seiner Thronbesteigung von ihm eingegangenen Verpflichtung, der Schutzherr der Kirche gegen die lutherischen Neuerungen zu sein, schon im Jahre 1527 auf dem Reichstage zu Odensee bei den Ständen einen Beschluß durchgesetzt, durch welchen den Bekennern der neuen Lehre vollständige Rechtsgleichheit mit den Katholiken zugesichert, den Geistlichen die Ehe gestattet, die Abholung der Pallien aus Rom verboten und die Bestätigung der Bischöfe dem Könige überwiesen wurde. Hierauf war, da von Seiten der schwachen Prälaten wenig geschehen, um dem Umsichgreifen der Neuerungen Einhalt zu thun, im Jahre 1529 zu Kopenhagen ein von dem König veranstaltetes Religionsgespräch gehalten worden, bei welchem Friedrich selbst die Lehre Luthers für göttliche Wahrheit erklärt hatte. Von da an schlug der König gegen die Katholiken den Weg schonungsloser Unterdrückung ein: wo sie nicht freiwillig wichen, wurden sie mit Gewalt aus ihrem Besitze vertrieben. Nur die Gefahr, mit welcher er sich durch die Bemühungen Christians II. für die Wiedereroberung Dänemarks bedroht sah, bewog den König, hie und da noch einige Schonung gegen die Anhänger der alten Kirche zu üben.

Bei dem Tode Friedrichs I. im Jahre 1533 erhoben die Bischöfe Einsprache gegen die Wahl seines erstgeborenen Sohnes Christian III., der mit Luther persönlich befreundet war und bereits Holstein protestantisirt hatte, und da sein zweiter Sohn Johann noch im Kindesalter stand, wurde die Königswahl aufgeschoben. So entstand ein Zwischenreich, während dessen der Reichstag die Regierung führte. Seitdem der Druck von oben aufgehört hatte, trat die alte Liebe des Volkes zu seinem Glauben wieder zu Tage; auf dem Lande wurden die meisten lutherischen Prediger vertrieben. Auch der Adel gab, um sich im Besitze des von ihm eingezogenen Klostergutes zu erhalten, seine Einwilligung dazu, daß die heilige Messe wieder eingeführt und ohne Sendung des Bischofs kein Geistlicher mehr angestellt werde.

Indessen drängten die Verhältnisse zu der Wahl eines neuen Königs; denn das Land sah sich von einem blutigen Bürgerkrieg bedroht. Während ein Theil der Bürgerschaft von Kopenhagen, um die Herrschaft des Adels zu brechen, sich zu Gunsten des abgesetzten Christian II. erhob, der aus seinem Gefängnisse befreit und auf den Thron zurückgeführt werden sollte, baute der thatkräftige und hochstrebende Lübeck'sche Bürgermeister Jürgen Wullenweber auf die in Dänemark herrschende Uneinigkeit den kühnen Plan, in diesem Lande mit Hilfe der Anhänger Christians II. auf der Grundlage des Protestantismus ein von Lübeck abhängiges republikanisches

Gemeinwesen zu errichten und dadurch dem niederländischen Handel die Ostsee gänzlich zu verschließen. Als jedoch der von den Lübeckern zu ihrem Feldherrn erwählte Graf Christoph von Oldenburg im Jahre 1534 mit einem Heere in Dänemark einfiel, um die Huldigung für Christian II. zu erzwingen, erkannte der Reichsrath die Nothwendigkeit, sofort zur Königswahl zu schreiten. Die Bischöfe befanden sich in Verlegenheit, ob sie Christian II. oder Christian III. ihre Stimmen geben sollten; denn sie hatten für die Kirche von dem Einen nicht weniger zu befürchten, als von dem Andern. Endlich entschieden sie sich für Christian III., weil sie von ihm die Herstellung der Ordnung und die Rettung der Selbstständigkeit des Vaterlandes erhofften. Der neue Herrscher fand einen Bundesgenossen in Gustav Wasa, mit dessen Hilfe er im Jahre 1536 den Bürgerkrieg beendigte und die Lübecker zum Frieden zwang.

Im Vollbesitze der Macht und der Unterstützung des Adels sicher, schritt Christian III. ohne Verzug zur vollständigen Protestantisirung Dänemarks. Am 20. August 1536 ließ er alle Bischöfe des Landes gefangen nehmen und forderte als Bedingung ihrer Freilassung die Verzichtleistung auf ihre Würden und Güter, sowie das Gelöbniß, der neuen Lehre kein Hinderniß in den Weg zu legen. Der Bischof von Roeskilde, der auf so schmachvolle Weise seine Freiheit nicht erkaufen wollte, starb im Gefängniß. Alle Geistlichen, die sich weigerten, Luthers Lehre anzunehmen, wurden abgesetzt, die Mönche und Nonnen aus ihren Klöstern vertrieben. Die Vollendung seines Reformationswerkes übertrug Christian III. dem Amtsgenossen Luthers, Johann Bugenhagen, den er zu diesem Zwecke im Jahre 1537 aus Wittenberg nach Kopenhagen berief. Dieser setzte dem König die Krone auf und entwarf eine Kirchenordnung, welche die Religion ganz in die Hände des Landesherrn legte und im Jahre 1539 die Bestätigung des Reichstags erhielt. An die Stelle der Bischöfe, in deren Güter der König und der Adel sich theilten, traten sieben, von Bugenhagen geweihte Superintendenten, die jedoch bald wieder den bischöflichen Titel annahmen. Die Vernichtung der letzten Rechte der Katholiken erfolgte im Jahre 1546 auf dem Reichstage zu Kopenhagen, auf welchem den katholischen Priestern der Aufenthalt im Lande bei Todesstrafe verboten, den Katholiken das Erbrecht entzogen und der Ausschluß derselben von allen öffentlichen Aemtern verfügt wurde.

Um die Zustimmung des Adels zur Erblichkeitserklärung der Krone zu erkaufen, bestätigte Christian III. nicht nur dessen große, die königliche Gewalt bedeutend beschränkende Vorrechte, sondern überließ demselben auch das Monopol aller Staatsvortheile und gab ihm insbesondere den Bauernstand preis, der mit Zwangslasten

aller Art überbürdet wurde, wie auch der Bürgerstand unter schwerem Drucke seufzte.

Gleichwie Dänemark so wurde auch Norwegen, dessen Bewohner durch keine Bemühungen der Irrlehrer zum Abfall von dem alten Glauben hatten bewogen werden können, durch Christian III. unter das Joch der neuen dänischen Religion gebeugt; die Geistlichen mußten zwischen Abfall von der Kirche und Verbannung wählen. Das kostbare Grabmahl des heiligen Olav in Drontheim wurde im Jahre 1541 vollständig ausgeplündert und die herrliche Kathedrale gänzlich verwüstet. Nur dem Namen nach ließ der König das Erzbisthum und die Bisthümer fortbestehen. Auch in politischer Beziehung erlitten die Verhältnisse Norwegens eine durchgreifende Aenderung: das einst selbstständige Königreich sank, indem es seine Landtage verlor und unter die Verwaltung von Statthaltern gestellt wurde, zu einer dänischen Provinz herab.

Nicht minder als die Norweger sträubten sich auch die Isländer lange Zeit gegen die Einführung der neuen Lehre; erst nachdem der standhafte und glaubenseifrige Bischof Johann Aresen von Holum den Tod auf dem Blutgerüste erlitten, erlahmte allmählich der Widerstand, und vom Jahre 1551 an konnte auch Island als protestantisirt gelten.

VII.

Der Abfall Englands von der katholischen Kirche.

England unter Heinrich VIII.

(1509—1547.)

Als Heinrich VIII. im Jahre 1509 im Alter von achtzehn Jahren den englischen Thron bestieg, glaubte das Volk von seiner Regierung sich das Beste versprechen zu dürfen; denn der junge König war in allen Stücken ganz das Gegentheil seines mißliebigen Vaters, der ebensowenig nach Außen den englischen Namen groß zu machen, als im Inneren durch eine hochherzige Politik Glück und Zufriedenheit zu verbreiten gewußt. Heinrich VIII. verband mit einer schönen, kräftigen Gestalt ein feuriges, ritterliches Wesen, Gewandtheit in allen kriegerischen Uebungen und eine für einen König seiner Zeit ungewöhnliche wissenschaftliche Bildung; selbst in der Theologie war er wohl bewandert und der berühmte Thomas von Aquino sein Lieblingsschriftsteller. Seine Launenhaftigkeit und Genußsucht, seine an Wildheit grenzende Leidenschaftlichkeit, sein unbeugsamer Starrsinn und die eitle Ueberschätzung seiner eigenen

Einsicht und Gelehrsamkeit — alle diese Schattenseiten seines Charakters, die ihn später zum Tyrannen seines Landes und seine Regierung zu einer der unglücklichsten Englands machen sollten, traten erst im Laufe der Zeit an den Tag. Die durch des Königs Persönlichkeit geweckten Hoffnungen wurden durch seine ersten Regierungshandlungen erhöht, welche darauf berechnet waren, ihm die Liebe seines Volkes zu gewinnen. Er versprach Allen, welchen durch das Erpressungssystem seines Vaters Unrecht zugefügt worden, vollen Schadenersatz und ließ gegen die beiden Barone der Schatzkammer Empson und Dudley, welche die Hauptwerkzeuge der Habgier Heinrichs VII. gewesen waren und durch ihr schmachvolles Treiben den allgemeinen Haß auf sich geladen hatten, einen Prozeß einleiten. Obgleich sie sich in ihrer Vertheidigung bezüglich der von ihnen verübten Erpressungen auf zahlreiche frühere Beispiele, sowie auf den Inhalt ihrer Bestallung berufen konnten und für die ihnen zur Last gelegten hochverrätherischen Pläne keinerlei Beweise beizubringen waren, wurden sie, da die Regierung ihre Verurtheilung um des Volkes willen wünschte, von den Geschworenen schuldig befunden, und Heinrich VIII. ließ das über sie ausgesprochene Todesurtheil vollstrecken.

Mit der Thronbesteigung Heinrichs VIII. lenkte Englands äußere Politik in eine andere Bahn ein. Da der Ehrgeiz des jungen Königs vor Allem darnach strebte, an der Entscheidung der großen Fragen Europa's Theil zu nehmen, trat England aus der zuwartenden Stellung heraus, die es unter Heinrich VII. eingenommen, und bald warben die übrigen Monarchen wetteifernd um seine Bundesgenossenschaft. Auch der englische Hof gewann unter dem lebenslustigen König eine andere Gestalt; Bälle, Schauspiele und Prunkgelage folgten einander in raschem Wechsel, und die Schätze, die der geizige Vater zusammengescharrt, streute der verschwenderische Sohn mit vollen Händen aus.

Welchen Antheil Heinrich VIII. an den Kriegen genommen, die während seiner Regierung Europa in Spannung hielten, haben wir bei der Darstellung der Kämpfe Ludwigs XII. und Franz' I. zur Behauptung der französischen Herrschaft in Italien gesehen. Seine Betheiligung an diesen Kämpfen war jedoch niemals eine entscheidende, weil es derselben bei seiner wechselnden Laune gewöhnlich an dem nöthigen Nachdruck fehlte. Obgleich der Friede mit Schottland durch die Vermählung Jakobs IV. mit Heinrichs VII. Tochter Margaretha dauernd gesichert schien, wurde derselbe gleich im Beginne von Heinrichs VIII. Regierung durch die von Jakob IV. erneute Bundesgenossenschaft mit Frankreich gestört. Jakob IV., der in England eingefallen, fand den Tod in der für die Engländer siegreichen Schlacht bei Flodden (9. September 1514), worauf die Königin Margaretha, die für ihren zweijährigen Sohn Ja-

kob V. die Regentschaft führte, mit ihrem Bruder Frieden schloß. In der Folge kam es noch mehrere Male zu Feindseligkeiten zwischen den beiden Ländern; doch wurde durch dieselben keinerlei Aenderung in ihrer gegenseitigen Machtstellung herbeigeführt.

Um die Staatsgeschäfte kümmerte sich Heinrich VIII. in seinen ersten Regierungsjahren wenig, sondern überließ sie seinen Ministern. Der erste derselben und der eigentliche Träger der Politik Heinrichs war lange Zeit Thomas Wolsey, ein Geistlicher von bürgerlicher Herkunft, der Sohn eines Fleischers aus Ipswich. Durch die Empfehlung des Bischofs von Winchester kurz vor dem Tode Heinrichs VII. an den Hof gekommen, erwarb sich Wolsey bald durch seine feinen Sitten, seinen heitern Sinn, seine Staatsklugheit und sein reiches Wissen die Zuneigung des jungen Königs in so hohem Grade, daß er ihm als Gesellschafter wie als Rathgeber unentbehrlich wurde. Rasch stieg Wolsey, der mit einer genauen Kenntniß der inneren wie der äußeren Angelegenheiten eine unermüdliche Thätigkeit verband und den König vollständig leitete, während er sich das Ansehen zu geben wußte, als sei er nur der Vollstrecker des Willens seines Herrn, von einer hohen Würde zur andern. Zu dem erzbischöflichen Stuhle von York wurden ihm noch mehrere erledigte Bisthümer verliehen; der Papst erhob ihn zum Kardinal und ernannte ihn zu seinem Legaten in England. Auch die übrigen Monarchen überhäuften ihn mit Gunstbezeigungen und Schmeicheleien und wetteiferten in ihren Bemühungen, ihn für ihre Interessen zu gewinnen. Seine reichen Einkünfte setzten ihn in den Stand, durch die Entfaltung eines wahrhaft königlichen Prunkes seine Eitelkeit zu befriedigen. Er umgab sich mit einem glänzenden Hofstaate und trat mit dem Pomp eines Königs auf; doch verwandte er auch große Summen zur Errichtung von Prachtbauten, sowie zur Ansammlung von Kunstwerken, und unterstützte die Wissenschaften in fürstlicher Weise.

In der äußeren Politik begünstigte Wolsey anfangs Karl V. gegen Franz I., bis ihn das Fehlschlagen seiner Hoffnung, auf den päpstlichen Stuhl erhoben zu werden, auf den Gedanken brachte, der Kaiser habe sich nicht warm genug für ihn verwendet. Von dieser Zeit an wandte sich die englische Politik Frankreich zu, um später noch einmal eine Schwenkung zu Gunsten Karls V. zu machen (s. S. 88). In England hatte Wolsey nicht nur viele Neider, sondern auch zahlreiche Gegner, da man seinem Einfluß den Despotismus zuschrieb, mit welchem der König, unter gänzlicher Außerachtlassung der Volksrechte, in seinem Lande schaltete und insbesondere die zur Befriedigung seiner verschwenderischen Launen nöthigen Summen, wenn sie ihm von dem Parlamente nicht bewilligt wurden, durch Erpressungen zusammenbrachte.

Gleich beim Beginne der religiösen Wirren in Deutschland schrieb Heinrich VIII., als Antwort auf Luthers Schmähschrift „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“ — wahrscheinlich unter der Mitwirkung Wolsey's und anderer Geistlichen — ein Buch über die sieben Sakramente, und als Papst Hadrian VII., dem er ein Prachtexemplar dieses Werkes feierlich überreichen ließ, ihm dafür den Titel „Vertheidiger des Glaubens“ (defensor fidei) verlieh, ließ er ihm die Versicherung geben, daß er nicht allein mit der Feder, sondern auch mit dem Schwert für die wahre Lehre einzutreten bereit sei und die ganze Macht seines Reiches gegen die Irrlehre aufbieten werde. Diesem Versprechen blieb er treu, bis eine strafbare Leidenschaft ihn zum Abfall von der Kirche hinriß und ihn zum Urheber eines Schisma's machte, das sich fortentwickelte bis zur Häresie.

Bald nach seiner Thronbesteigung, am 24. Juni 1509, hatte sich Heinrich mit der Wittwe seines älteren Bruders Arthur, Katharina von Aragonien, der Tochter Ferdinands des Katholischen und Isabella's, also der Tante Karls V., vermählt, nachdem die von dem Papste Julius II. erbetene Dispensation bereitwillig ertheilt worden. Katharina war zwar acht Jahre älter als er, aber nicht minder geistreich und schön als fromm und tugendhaft, und siebenzehn Jahre lang hatte ihre Ehe, welcher drei Söhne und zwei Töchter entsprossen waren, von denen jedoch nur die Prinzessin Maria am Leben geblieben, mit Recht als eine glückliche gegolten. Da lernte Heinrich die wegen ihrer Schönheit, ihres lebhaften Geistes und ihrer feinen gesellschaftlichen Bildung hochgefeierte Anna Boleyn, eine der Hofdamen der Königin und Nichte des Herzogs von Norfolk, kennen, die als Kind mit Heinrichs VIII. Schwester Maria, der Gemahlin Ludwigs XII., nach Frankreich gekommen und dort unter dem Schutze Franz' I. bis zum Ausbruch des Zwistes zwischen den beiden Reichen zurückgeblieben war, und entbrannte für sie in so leidenschaftlicher Liebe, daß er auf den Gedanken gerieth, sich von seiner Gemahlin scheiden zu lassen, um die Geliebte auf den Thron zu erheben.

Um von dem Papste Clemens VII. die nachgesuchte Auflösung seiner Ehe zu erlangen, erheuchelte Heinrich Gewissensskrupeln bezüglich der Giltigkeit derselben, indem er behauptete, die Dispensation Julius' II. sei durch fälschlich angegebene Gründe erschlichen worden. Clemens VII. wurde durch das Verlangen des Königs in große Verlegenheit gesetzt. Er wollte wegen der vielen Verdienste, die Heinrich VIII. sich bis dahin um den päpstlichen Stuhl erworben, demselben nicht schroff entgegen treten, aber auch keinen übereilten Schritt thun; er beauftragte deßhalb eine Kongregation mit der Untersuchung der vorgebrachten Nichtigkeitsgründe. Da er hoffte, daß die

Zeit den König von seinem Liebesrausche heilen werde, hielt er es für das Beste, die Sache in die Länge zu ziehen, und entsandte daher den Kardinal Campeggio nach London mit dem Auftrage, im Vereine mit Wolsey eine Untersuchung der Sachlage einzuleiten, zugleich aber auch Alles aufzubieten, um eine Aussöhnung zwischen den beiden Ehegatten herbeizuführen und, falls dies nicht gelinge, die Königin zum freiwilligen Eintritt in ein Kloster zu bewegen, um so ihr Leben in Sicherheit zu bringen.

Campeggio, der im Oktober 1528 in London ankam, stieß in der Erfüllung seiner Mission auf große Schwierigkeiten: die Aussöhnungsversuche schlugen fehl, und von dem Eintritt in ein Kloster wollte Katharina Nichts hören, da sie das Thronrecht ihrer Tochter wahren zu müssen glaubte. Wolsey aber sagte dem italienischen Kardinal voraus, daß, wenn des Königs Wille nicht geschehe, der Abfall Englands gewiß sei. Er selbst war von Anfang an der Scheidung des Königs nicht entgegen gewesen, weil er eine Vermählung desselben mit einer französischen Prinzessin zu Stande zu bringen gehofft, durch welche das Bündniß mit Frankreich dauernd befestigt werden sollte, und wenn auch bei des Königs unverminderter Leidenschaft für Anna Boleyn diese Hoffnung geschwunden war, so wagte er doch nicht, den Wünschen Heinrichs entgegen zu treten, da er wohl wußte, daß er dadurch seine Macht und sein Vermögen, ja vielleicht sogar sein Leben auf das Spiel setzen würde. Allerdings war, wenn die Heirath des Königs mit Anna Boleyn zu Stande kam, die Gefahr für ihn kaum minder groß, da Anna's Verwandte und Rathgeber seit Langem auf seinen Sturz sannen; allein er hoffte, für diesen Fall durch rechtzeitige Zurückziehung vom Hofe das Schlimmste wenigstens von sich abwenden zu können. Indessen drang die Königin, die an dem Bischof John Fisher von Rochester einen ebenso gewandten als gelehrten Vertheidiger gefunden, auf eine richterliche Entscheidung, wies aber, da Wolsey das Werkzeug des Königs und Campeggio als Bischof von Salisbury ihm untergeben sei, jedes Gericht in England zurück und verlangte den Papst selbst zum Richter. Da zugleich Karl V. und sein Bruder Ferdinand durch ihre Gesandten in Rom um die Erledigung der Sache durch den päpstlichen Stuhl bitten ließen und in England selbst die öffentliche Meinung sich immer entschiedener der schwergekränkten Königin zuwandte, nahm Clemens VII. im Juli 1529 die den beiden Kardinälen ertheilte Vollmacht zurück und zog die Entscheidung nach Rom.

Der Unmuth des ungeduldigen Königs über diesen Ausgang wandte sich zunächst gegen Wolsey, der ihm die Scheidung als eine leicht durchzuführende Sache hingestellt, und als Anna Boleyn und ihre Verwandten in ihm den Verdacht zu wecken gewußt, daß Wolsey absichtlich diese Wendung

herbeigeführt, um des Königs neuen Vermählungsplan zu hintertreiben, kannte Heinrichs Zorn gegen seinen bisherigen Günstling keine Grenzen mehr. Er ließ ihm am 9. Oktober 1529 die Siegel abfordern, verwies ihn vom Hofe und ordnete die Einziehung seiner Güter an. Wolsey zog sich in sein Erzbisthum York zurück, entschlossen, fortan nur noch den Pflichten seines geistlichen Berufes zu leben; aber seine Gegner, die seine gänzliche Vernichtung wünschten, veranlaßten den König, ihn als einen des Hochverraths Verdächtigen verhaften zu lassen. Er sollte nach London zurückgebracht werden; allein er erkrankte auf dem Wege so heftig, daß er in dem Kloster zu Leicester liegen bleiben mußte. Der Kummer über seinen jähen Sturz rieb seine Kräfte rasch auf; schon am dritten Tage nach seinem Eintreffen in Leicester, am 29. November 1530, starb er, in seinem sechzigsten Lebensjahre. „Hätte ich", sprach er auf seinem Sterbebette, „Gott so fleißig gedient, wie dem König, er würde mich nicht verlassen haben bei meinen grauen Haaren. Aber das ist der gerechte Lohn dafür, daß ich bei meiner Mühe und meinem Nachsinnen nicht meinen Dienst gegen Gott, sondern nur meine Pflicht gegen meinen Fürsten vor Augen hatte. — „Es ist", sagt Weiß, „das wahrste Urtheil, das über Wolsey gefällt werden kann. Er war nicht hochsinnig und sittenrein wie Ximenes; er war kein Herrschergeist, kein Riese an Verstand und Willen, wie Richelieu: aber er hielt Heinrichs VIII. wilde Natur doch im Zaume, und der Unterschied zwischen dem, was während seiner Regierung, und dem, was nachher geschah, ist seine beste Lobrede."

Um seinem Ziele näher zu kommen, zog Heinrich von verschiedenen Universitäten Gutachten über die Giltigkeit seiner Ehe mit Katharina ein und erlangte deren in der That durch List und Bestechung mehrere, die seinen Wünschen günstig waren. Wenn er jedoch die Hoffnung gehegt, durch diese Gutachten einen Druck auf den Papst ausüben zu können, so sah er sich hierin vollständig getäuscht. Ebenso erfolglos blieb sein Versuch, Karl V. durch das Angebot von dreimalhunderttausend Kronen, sowie der Rückzahlung von Katharinens Heirathsgut und der Zusicherung eines lebenslänglichen entsprechenden Unterhalts für dieselbe zur Einwilligung in die Auflösung seiner Ehe zu bewegen. „Ich bin kein Krämer", sagte Karl, „und werde die Ehre meiner Tante nie verkaufen."

Endlich fand Thomas Cromwell, ein Mann von geringer Herkunft, der durch Wolsey in die Staatsgeschäfte eingeweiht und zum Verwalter kirchlicher Ländereien ernannt worden, ein Mittel zur Lösung aller Schwierigkeiten. Er erbat sich bei dem Könige eine Audienz und rieth ihm, gleich den lutherischen Fürsten Deutschlands das römische Joch abzuwerfen und sich selbst zum Oberhaupte der englischen Kirche zu erklären, was er unbeschadet seiner Recht-

gläubigkeit thun könne. Wenn er selbst die Autorität übernehme, die der Papst sich anmaße, so hänge die Ehescheidung nur von ihm allein ab, und die Krone gewinne überdies dadurch eine einheitliche Macht, die ihr bisher abgegangen. Dieser Rath fand den Beifall des Königs in um so höherem Grade, als er neben seiner Leidenschaft auch seiner Herrschsucht schmeichelte. Er ernannte Cromwell zum Mitglied des geheimen Rathes und erklärte zugleich der Geistlichkeit des Landes, sie habe sich, indem sie sich der von Wolsey ausgeübten päpstlichen Gerichtsbarkeit unterworfen, gegen die Gesetze des Königreiches verfehlt und könne sich nur dadurch Begnadigung erwirken, daß sie ihn als das alleinige Oberhaupt der englischen Kirche anerkenne. Der Klerus that dies mit der Klausel: „insoweit es Christi Gebot gestatte."

Hierauf wurde Thomas Cranmer, der Hauskaplan der Familie Boleyn, der ein Buch zu Gunsten der Scheidung des Königs geschrieben, von Heinrich zum Erzbischof von Canterbury ernannt und wußte durch Heuchelei die päpstliche Bestätigung zu erschleichen. Obgleich derselbe in Deutschland für Luthers Lehre gewonnen worden und sich sogar dort heimlich mit der Nichte des lutherischen Prädikanten Osiander verheirathet hatte, leistete er bei seiner Konsekration die gewöhnlichen Eide; doch hatte er vorher vor Zeugen die Erklärung abgegeben, daß er sich durch dieselben zu nichts verpflichten wolle, was mit den von dem König in Kirchensachen beabsichtigten Reformen nicht vereinbar sei.

Der neue Primas lud alsbald die Königin Katharina vor sein Gericht, und da sie nicht erschien, erklärte er ihre Ehe mit Heinrich für null und nichtig, „weil sie dem göttlichen Gebote zuwider geschlossen worden," und bat dabei den König, „sich mit Ergebung dem Spruche zu fügen." Dann bestätigte er, „kraft seiner von den Aposteln stammenden geistlichen und richterlichen Gewalt," die bereits am 25. Januar 1533 in der Stille vollzogene Vermählung Heinrichs mit Anna Boleyn, indem er dieselbe für rechtmäßig erklärte, worauf die neue Königin am 1. Juni 1533 mit großer Prachtentfaltung gekrönt wurde. Während sie im Taumel des Glückes schwelgte, wurde die verstoßene Katharina, die sich mit dem Titel einer verwittweten Prinzessin von Wales und einem kleinen Jahrgehalt begnügen mußte, nach einem entlegenen Landgut gebracht, wohin ihr weder ihre treuen Dienerinnen noch ihre Tochter folgen durften. Hier starb sie im Januar 1536, nachdem sie ihrem Gemahl in einem rührenden Briefe die Versicherung gegeben, daß sie ihm alles Unrecht verzeihe, das er ihr zugefügt.

Unterdessen hatte der Papst, nachdem er bereits am 11. Juli 1533 in einem Konsistorium den Spruch gefällt, „daß Heinrich VIII. wegen seiner Halsstarrigkeit, indem er gegen das päpstliche Verbot

seine Gemahlin verstoßen und ein anderes Weib genommen, den Censuren verfallen sei," am 23. März 1534 feierlich die Giltigkeit der Ehe zwischen Heinrich und Katharina ausgesprochen; doch ging der päpstliche Stuhl, aus Rücksicht auf die Gefahren, mit welchen Heinrichs Leidenschaftlichkeit das Seelenheil seiner Unterthanen bedrohte, mit dem Erlaß der angedrohten Strafdekrete gegen den König nur langsam vor. Dagegen zögerte Heinrich nicht, den Bruch mit dem apostolischen Stuhle zu vollenden. Nachdem das gefügige Parlament seinem Befehle gemäß eine Reihe von Beschlüssen erlassen, durch welche die ganze Macht des Papstes über die englische Kirche vernichtet und England thatsächlich von dem Verbande mit der allgemeinen Kirche losgerissen wurde, verlangte er von allen Beamten, Geistlichen und Ordenspersonen in England, bei Strafe des Hochverraths, seine Anerkennung als Kirchenoberhaupt durch die Ablegung des „Supremateides" und verordnete, daß in die Kirchenbücher, statt der Gebete für den Papst, die Bitte um Erlösung von dessen Tyrannei eingeschaltet werde. Ein Beschluß des Parlaments erklärte ausdrücklich seine Ehe mit Anna Boleyn für giltig, und als dieselbe ihm am 7. September 1533 eine Tochter, die nachmalige Königin Elisabeth, geboren, mußte im ganzen Königreich der „Successionseid" geleistet werden, durch welchen Elisabeth als rechtmäßige Thronerbin anerkannt wurde.

Gleichzeitig mit seiner Lossagung von der kirchlichen Einheit betrat Heinrich die Bahn der Blutthaten. Alle Widersacher seines Supremats, sowie Jeden, der durch Widerspruch seine Leidenschaft oder seinen Argwohn reizte, traf der Tod durch Henkershand. Foreſt, der Beichtvater der Königin Katharina, wurde verbrannt, weil er ein Buch gegen den Supremat geschrieben. Die Prioren der drei Karthausen zu London, Axiholm und Belleval büßten das Verbrechen, dem Erzbischof Cranmer die Einwendungen ihres Gewissens gegen die Anerkennung der Suprematie des Königs vorgetragen zu haben, mit dem Tode der Hochverräther: sie wurden gehängt, noch lebend vom Galgen herabgenommen und geviertheilt, nachdem ihnen zuvor die Eingeweide ausgerissen worden. Auch der Bischof Johann Fiſher von Rocheſter und der frühere Kanzler Thomas Morus, die beiden ausgezeichnetsten Männer Englands, gehörten zu den Opfern der blutigen Tyrannei des Königs. Der Erstere, ein hervorragender Theologe und seeleneifriger Kirchenfürst, hatte sich früher, als Freund und treuer Diener seines königlichen Herrn, dessen Achtung in so hohem Grade erworben, daß Heinrich von ihm zu sagen pflegte: kein anderer Fürst könne sich eines solchen Unterthanen rühmen; dennoch mußte er die volle Rache des Tyrannen fühlen, als er sich standhaft weigerte, die Giltigkeit der neuen Ehe Heinrichs anzuerkennen und ihm den Supremateid

zu leisten. Nach dreizehnmonatlicher harter Gefangenschaft, während welcher Papst Paul III. ihn zum Kardinal erhob, in der Hoffnung, ihn dadurch retten zu können, endete der siebenundsiebzigjährige Greis am 22. Juni 1535 unter dem Beile des Nachrichters. Seinen Muth und seine Glaubensfreudigkeit hatte Nichts zu erschüttern vermocht; aber seine Körperkräfte waren durch die lange, qualvolle Haft so sehr aufgerieben, daß er in einem Sessel auf das Schaffot getragen werden mußte. Der Leichnam des Märtyrers wurde, auf des Königs Befehl, mehrere Stunden lang unbekleidet zur Schau ausgestellt und sein Haupt auf der Londonbrücke aufgesteckt.

Vierzehn Tage später, am 6. Juli 1535, bestieg auch Thomas Morus, der Nachfolger Wolsey's in der Kanzlerwürde, die er im Jahre 1532 niedergelegt, — als Jurist und Humanist einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, dabei ein glaubenstreuer Katholik und ein Muster der Treue, Rechtschaffenheit und Sittenreinheit, — nach einjähriger Gefangenschaft aus dem gleichen Grunde, wie Fisher, zum Tode der Hochverräther verurtheilt und gleich diesem von dem König zu einfacher Enthauptung „begnadigt", das Blutgerüst und bewahrte bis zum letzten Augenblicke mit der erhabensten Seelenstärke zugleich die ihm eigene Heiterkeit des harmlosen Scherzes. Auch sein Haupt wurde auf der Londonbrücke aufgesteckt.

Eine furchtbare Rache nahm Heinrich an dem Kardinal Reginald Pole, der weder durch Versprechungen noch durch Drohungen zur Anerkennung der Gewaltschritte des Königs hatte bewogen werden können. Da sich derselbe der ihm drohenden Verfolgung durch die Flucht auf den Kontinent entzogen, ließ Heinrich im Jahre 1541 dessen zweiundsiebzigjährige Mutter, eine Tochter des Herzogs von Clarence und die letzte der Plantagenets, mit zwei andern Verwandten des Kardinals auf Grund der nichtigsten Anklagen zum Tode verurtheilen. Mit männlichem Muthe bestieg sie das Schaffot. Ihre letzten Worte waren: „Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgung erleiden."

Inzwischen war die Leidenschaft verraucht, die Heinrich VIII. zum Bruch mit seiner ganzen Vergangenheit hingerissen und ihn zum Schismatiker und zum erbittertsten Feinde des päpstlichen Stuhles gemacht: Anna Boleyn war ihm gleichgiltig geworden. Dagegen hatte eine der Hofdamen der Königin, Johanna Seymour, durch ihre blendende Schönheit sein Herz gewonnen, und mit der gleichen Leidenschaft, mit welcher er vordem Alles an den Besitz Anna's gesetzt, suchte er jetzt sich ihrer zu entledigen, um sich mit der neuen Geliebten vermählen zu können. Den gegen die Königin erhobenen Beschuldigungen ehelicher Untreue und hochverrätherischer Absichten ein williges Ohr leihend, ließ er sie gefangen nehmen und auf das Geständniß eines der fünf Edelleute, die ihm

als ihre Buhlen bezeichnet worden, von einem zur Untersuchung der Sache eingesetzten Peersgerichte mit ihren fünf angeblichen Verführern zum Tode verurtheilen. Vergeblich suchte die unglückliche Fürstin, die sich in ihr furchtbares Schicksal nicht zu finden vermochte, durch die nachdrücklichste Betheuerung ihrer Unschuld ihr Leben zu retten: sie wurde am 14. Mai 1536 im Tower enthauptet, nachdem Cranmer „in Christi Namen und zur Ehre Gottes" ihre Ehe mit Heinrich, die er vorher „kraft apostolischer Gewalt" bestätigt, für ungiltig erklärt hatte. Da die Prozeßakten nicht auf die Nachwelt gekommen, fehlt derselben jede Grundlage zur Beurtheilung ihrer Schuld oder Unschuld. Unter Heinrich VIII. galt es als Hochverrath, nicht an ihre Schuld zu glauben, unter ihrer Tochter Elisabeth dagegen als Verbrechen, an ihrer Unschuld zu zweifeln.

Schon am Tage nach der Hinrichtung Anna Boleyns vermählte sich Heinrich mit Johanna Seymour, worauf das Parlament die zu Gunsten Elisabeths festgesetzte Thronfolgeordnung widerrief und das Recht der Nachfolge den Kindern Heinrichs aus seiner dritten Ehe zuerkannte.

Da Heinrich Geld brauchte, schritt er zum Kirchenraub. Auf den Rath Cromwells, den er zum königlichen Viceregenten und Generalvikar ernannt, wurden im März 1536, „zum Wohlgefallen Gottes und dem Königreiche zur Ehre," zunächst dreihundert kleinere Klöster aufgehoben, was der Krone eine Vermehrung ihres Jahreseinkommens um zweiunddreißigtausend Pfund und außerdem einen Baarbetrag von hunderttausend Pfund eintrug. Die Mönche, die in ihren Orden bleiben wollten, wurden in größeren Klöstern untergebracht; die anderen sollten nach ihren Fähigkeiten verwendet werden; viele mußten betteln gehen. Die Nonnen wurden, nachdem ihnen eine kleine Entschädigung verabreicht worden, ihrem Schicksale überlassen, mit dem Bedeuten, daß sie sich fortan durch eigenen Fleiß und fremde Barmherzigkeit zu erhalten hätten.

Diese Gewaltmaßregeln riefen indessen unter dem englischen Volke, das seit so vielen Jahrhunderten mit dem katholischen Glauben aufs Innigste verwachsen war und daher von Heinrichs Reformen Nichts wissen wollte, eine allgemeine Erbitterung hervor, die sich im nördlichen England an verschiedenen Orten in offenen Aufständen Luft machte. Da der Regierung zur Bekämpfung derselben kein Heer zu Gebote stand, suchte sie die Aufständischen durch Unterhandlungen hinzuhalten, bis sie Spaltungen unter ihnen bewirkt und Truppen gesammelt hatte; dann wurden die Unterhandlungen abgebrochen, die Anführer gefangen genommen und hingerichtet und die Uebrigen zur Unterwerfung gezwungen.

Diese Aufstände gaben dem König einen erwünschten Vorwand, auch die größeren Klöster, als die angeblichen Mittelpunkte der Ver-

schwörung, aufzuheben, und bis zum Frühjahre 1540 gab es in England kein einziges Kloster mehr. Bei der Einziehung des Klostergutes hausten die königlichen Kommissäre mit der brutalsten Rohheit. Die herrlichsten Denkmäler kirchlicher Bau- und Bildhauerkunst wurden zerstört, Kirchenschmuck, Bücher und Handschriften theils vernichtet, theils verschleudert, die Ruhestätten der Heiligen geöffnet und ihre Gebeine zerstreut. Nicht einmal das Grab des großen Königs Alfred blieb verschont. Ein am 13. Mai 1539 erlassener Parlamentsbeschluß erklärte auch alles andere bewegliche wie unbewegliche Vermögen der Kirche für Eigenthum der Krone, und da nahezu der vierte Theil des gesammten englischen Grundbesitzes Kirchengut war, kam Heinrich VIII. in den Besitz ungeheurer Reichthümer. Aber das geraubte Gut zerrann alsbald in den Händen des despotischen Königs; was davon nicht an seinem üppigen Hof verpraßt wurde, verschleuderte er mit Tyrannenlaune. So erwuchs aus Heinrichs Kirchenraub der Krone kein Vortheil; wohl aber wurde dadurch das Land der Verarmung entgegengeführt und die Noth der Hilfsbedürftigen vergrößert.

Unterdessen hatte Papst Paul III., da alle Hoffnung auf eine Umkehr des Königs entschwunden war, am 17. Dezember 1538 endlich die Bulle veröffentlicht, durch welche Heinrich VIII. als „Schismatiker, Ehebrecher und Mörder vieler unschuldigen Personen" mit dem Banne belegt und des Reiches wie der königlichen Würde verlustig erklärt wurde, und sowohl Karl V. als Franz I. hatten dem Papste versprochen, nicht nur persönlich alle Verbindung mit Heinrich abzubrechen, sondern auch ihren Unterthanen keinen weiteren Verkehr mit englischen Kaufleuten zu gestatten. Dagegen legte Heinrich, um der Welt zu zeigen, daß er trotz seines Abfalls von Rom kein Häretiker sei, im Jahre 1539 dem Parlamente die von ihm, als dem Oberhaupt der englischen Kirche, in dem „Statut der sechs Artikel" aufgestellten Religionsgrundsätze, die fortan den dogmatischen Inhalt seiner Reformation bilden sollten, zur Bestätigung vor. Diese von dem Parlament zum Gesetz erhobenen sechs Artikel stellten die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl als oberste Glaubenslehre auf, entzogen den Laien den Kelch, erklärten die Keuschheitsgelübde für unauflöslich und verfügten die Beibehaltung der Seelenmessen, der Ohrenbeichte und des Cölibats der Priester. Die meisten kirchlichen Gebräuche, sowie die Heiligenverehrung wurden beibehalten, die Reliquien dagegen zerstört, die Bilder nur Denen, die nicht lesen konnten, als Ersatz für die Bücher gestattet und mehrere von dem König für überflüssig erklärten Feiertage als nachtheilig für den durch dieselben beschränkten Gewerbfleiß abgeschafft. Die Bibel durfte nur von Lords und Edelleuten im Kreise ihrer Familien gelesen werden; jeder Andere, der dieselbe aufschlug, verfiel einer

einmonatlichen Gefängnißstrafe. Auf die Bestreitung der sechs Artikel wurde die Todesstrafe gesetzt, weßhalb sie auch von dem Volke die „Blutartikel" genannt wurden. Die Katholiken, die sich den Neuerungen des Königs nicht fügen wollten, wurden als Verräther enthauptet oder gehängt oder geviertheilt, die Lutheraner und Kalvinisten als Ketzer verbrannt.

Selbst gegen die Todten richtete sich des Königs tyrannisches Wüthen. Weil der heilige Thomas Becket es gewagt, sich gegen die Autorität der Krone aufzulehnen, wurde der Kronanwalt beauftragt, ihn zur Verantwortung vor Gericht zu laden. Nachdem die ihm gesetzte Frist von dreißig Tagen verstrichen war, ohne daß der Heilige das Grab verlassen, in welchem er seit dritthalb Jahrhunderten ruhte, ernannte ihm der König aus besonderer Gnade einen Anwalt; da dieser jedoch seinen Klienten wegen der ihm zur Last gelegten Vergehungen nicht genügend zu rechtfertigen vermochte, erklärte der Gerichtshof den Beklagten des Hochverraths schuldig und fällte sein weiteres Urtheil dahin, daß seine Gebeine zu verbrennen und die in seinem Grabmale befindlichen Kostbarkeiten als sein persönliches Vermögen für die Krone einzuziehen seien. Dieselben wurden von der zur pünktlichen Vollstreckung des Urtheils ernannten Kommission in zwei schweren Koffern in die königliche Schatzkammer gebracht. Durch eine zu der gleichen Zeit erlassene Proklamation wurden alle Unterthanen des Königs angewiesen, den ehemaligen Erzbischof von Canterbury, Thomas Becket, nicht mehr als einen Heiligen, sondern als einen Rebellen und Hochverräther anzusehen und alle von ihm vorhandenen Bilder zu vernichten.

Inzwischen war Heinrichs dritte Gemahlin, Johanna Seymour, schon im zweiten Jahre ihrer Ehe, am 14. Oktober 1537, zwei Tage nach der Geburt eines Thronerben, des nachmaligen Eduard VI., gestorben, und der König hatte sich zum vierten Male vermählt und zwar, nach dem Rathe Cromwells, mit Anna, der Schwester des Herzogs Wilhelm von Cleve, deren von Holbein gemaltes Brustbild ihn entzückt hatte. Indessen entsprach die ganze Erscheinung der Prinzessin, die am 31. Dezember 1539 in Dover gelandet, seinen Erwartungen so wenig, daß er gleich in den ersten Tagen nach seiner Vermählung, die er nur aus Rücksicht auf die deutschen Fürsten vollzogen hatte, den Entschluß faßte, sich von ihr scheiden zu lassen. Auch diesmal gab sich Cranmer bereitwillig zum Werkzeug der Laune des Tyrannen her; auf seinen Antrag sprach die von ihm zusammenberufene Geistlichkeit im Juni 1540 auf Grund der Versicherung des Königs, „daß er durch die übertriebene Schilderung der Schönheit Anna's getäuscht worden," in ihrer sklavischen Unterwürfigkeit die Scheidung Heinrichs aus. Die geschiedene Königin, die sich ohne Widerrede die Auflösung ihrer

kurzen, freudenlosen Ehe gefallen ließ, erhielt, mit dem Titel einer Adoptivschwester des Königs, ein Jahrgehalt von dreitausend Pfund und einen eigenen Palast. Sie starb zu London im Jahre 1557.

Fast gleichzeitig mit der Scheidung des Königs erfolgte die Hinrichtung Cromwells. Der Unmuth über seine getäuschten Erwartungen bezüglich der auf seines Günstlings Rath getroffenen Wahl hatte den König den Einflüsterungen der zahlreichen Gegner des verhaßten Emporkömmlings leicht zugänglich gemacht, und so wurde Cromwell am 10. Juli 1540 unter der Anklage auf Hochverrath, begründet durch seine geheime Korrespondenz mit den deutschen Fürsten, verhaftet und am 29., ohne irgend welches vorausgegangene gerichtliche Verfahren, auf Befehl des Königs enthauptet.

Vier Wochen nach seiner Scheidung von Anna von Cleve vermählte sich Heinrich VIII. mit Katharina Howard, einer Nichte des Herzogs von Norfolk. Sie hatte durch ihre seltene Schönheit und den Schein jungfräulicher Unschuld und Reinheit sein Herz gewonnen; doch schon im folgenden Jahre erfuhr er, daß sie vor ihrer Vermählung einen leichtfertigen Lebenswandel geführt. Außer sich vor Zorn, überwies er sie dem Parlamente zur Verurtheilung und ließ sie mit mehreren in ihre Schuld verwickelten Personen am 12. Februar 1542 im Tower enthaupten. Vor ihrer Hinrichtung gestand und beweinte sie die Unsittlichkeit ihres früheren Wandels; doch rief sie Gott zum Zeugen an, daß sie seit ihrer Vermählung keinen Fehltritt begangen habe.

Im Jahre 1543 schritt Heinrich zu seiner sechsten Ehe. Diesmal fiel seine Wahl auf eine Wittwe, die schöne und kluge Katharina Parr, die durch ihre anziehende Unterhaltungsgabe bald einen bedeutenden Einfluß auf ihn gewann, aber nichtsdestoweniger in Gefahr gerieth, als Ketzerin verbrannt zu werden. Sie war insgeheim der lutherischen Lehre zugethan und wagte es eines Tages, als der König sich, seiner Gewohnheit gemäß, mit ihr über Glaubensangelegenheiten unterhielt, mit ihren Ansichten hervorzutreten. Der König theilte seine Unzufriedenheit darüber dem Bischof Gardiner von Winchester, dem entschiedensten Gegner der Protestanten, mit, und dieser bewog ihn, eine Anklageakte gegen die Königin aufsetzen zu lassen. Indessen wurde Katharina rechtzeitig von der ihr drohenden Gefahr in Kenntniß gesetzt, und ihrer Klugheit und Geistesgegenwart gelang es, dieselbe von sich abzuwenden. Scheinbar unbefangen machte sie dem König ihren gewohnten Besuch, und als er die Unterhaltung auf die von ihr ausgesprochenen Ansichten lenkte, erwiderte sie lächelnd: es sei ihr damit durchaus nicht Ernst gewesen; sie habe nur, um ihn in seinen Mühen zu zerstreuen, durch scheinbaren Widerspruch seinem Scharfsinn eine kleine augen-

blickliche Beſchäftigung verſchaffen wollen. Der König war entzückt, und als der Kanzler am folgenden Morgen erſchien, um die Königin in den Tower zu führen, ſchickte er ihn unter den heftigſten Schmähungen fort.

Heinrich VIII. ſtarb in der Nacht zum 28. Januar 1547, im Alter von fünfundfünfzig Jahren, nachdem ſchon ſeit längerer Zeit ſeine Geſundheit, hauptſächlich in Folge eines bösartigen Geſchwüres am Beine, das aller Kunſt der Aerzte zu ſpotten ſchien, ſichtlich abgenommen. In den letzten Jahren hatte er ſich ohne Rückhalt den Freuden der Tafel hingegeben und war dadurch ſo unförmlich dick geworden, daß ihn ſeine Füße nicht mehr trugen und er in einem Rollſeſſel von einem Zimmer ins andere geſchoben werden mußte. Mit ſeiner körperlichen Schwerfälligkeit war auch ſeine geiſtige Reizbarkeit von Jahr zu Jahr gewachſen und dadurch zugleich die Zahl der Opfer ſeiner blutgierigen Verfolgungswuth und mißtrauiſchen Tyrannei eine immer größere geworden. Zwei Tage vor dem Tode des Tyrannen endete der wegen ſeiner hervorragenden Bildung und feinen Umgangsformen allgemein beliebte Graf Heinrich von Surrey, ein Verwandter des königlichen Hauſes, auf dem Blutgerüſte, weil er durch die Annahme des Wappens Eduards des Bekenners, das ihm durch die Herolde zuerkannt und ſeit Jahren von ihm geführt worden, das hochverrätheriſche Streben nach der Krone bekundet haben ſollte, und die gleiche Strafe erwartete ſeinen Vater, den Herzog von Norfolk, einen Mann, der ſein ganzes langes Leben dem Dienſte des Königs geweiht, für das Verbrechen, den „Verrath“ ſeines Sohnes verhehlt zu haben. Seine Hinrichtung ſollte in der Frühe des 29. Januar ſtattfinden; ſie unterblieb jedoch in Folge des in der Nacht eingetretenen Hinſcheidens des Königs. — Unter Denen, die auf Heinrichs VIII. Befehl hingerichtet worden, befanden ſich, außer den beiden Königinnen, zwölf Herzoge und Grafen, hundertvierundſechzig Edelleute, zwei Kardinäle und zwei Erzbiſchöfe, achtzehn Biſchöfe, dreizehn Aebte, fünfhundert Prioren und Mönche und achtunddreißig Doktoren der Theologie und der Rechte.

Eduard VI.

(1547—1553.)

Der Tod Heinrichs VIII. führte in ſeinem von ihm zum Nachfolger ernannten Sohne Eduard VI. ein neunjähriges Kind auf den Thron, und ſo erhielt England eine vormundſchaftliche Regierung. Der verſtorbene König hatte für dieſelbe in ſeinem kurz vor ſeinem Tode verfaßten Teſtamente einen Regentſchaftsrath von ſech-

zehn Mitgliedern — meist Emporkömmlinge aus seiner letzten Regierungszeit — ernannt; seine testamentarische Bestimmung, nach welcher dieselben Alle gleiche Rechte haben sollten, wurde jedoch schon am 31. Januar dahin abgeändert, daß der mütterliche Oheim des jungen Königs, der Graf von Hertford, dem der Titel Herzog von Somerset verliehen wurde, als Regent und Protektor an die Spitze der Reichsverwaltung treten solle. Da er seine Amtsgenossen durch die von ihnen gewünschten Rangerhöhungen und andere Vergünstigungen zufrieden stellte, ließen sie ihm freies Spiel, und so regierte er eine Zeitlang mit königlicher Machtvollkommenheit.

Dem jungen König, einem sanften, gelehrigen und fleißigen, aber schwächlichen Knaben, den der Regentschaftsrath am 20. Februar hatte krönen lassen, flößte der Protektor, als eifriger Anhänger der lutherischen Lehre, eine tiefe Abneigung gegen die katholische Kirche ein und wurde darin von Cranmer aufs Eifrigste unterstützt. Dieser Mann, der unter Heinrich VIII. den strenggläubigen Katholiken gespielt und durch seinen Eifer in der Vollziehung der Blutbefehle des Tyrannen gegen Andersgläubige immer höher in dessen Gunst gestiegen war, warf jetzt die Maske des Katholicismus ab und traf im Vereine mit Somerset, der ihn von dem jungen König in seiner Würde hatte bestätigen lassen, ungesäumt die nöthigen Maßregeln zur Protestantisirung Englands. Das unter Heinrich VIII. vollständig machtlos gewordene Parlament hob ohne Widerstreben das Statut der sechs Artikel und damit zugleich den Cölibat und das Meßopfer, sowie die Kommunion unter einer Gestalt auf, entzog den Kapiteln die Wahl der Bischöfe, sprach der Krone einen beträchtlichen Theil des Kirchenvermögens zu und bekundete dabei zugleich den Geist, von welchem es beseelt war, durch den Erlaß der unbarmherzigsten Verordnungen gegen die seit der Klosteraufhebung äußerst zahlreich gewordenen Bettler.

Um der neuen Lehre den Weg zu ebnen, verfaßte Cranmer ein Homilienbuch, dessen Benutzung den Predigern auf das Strengste vorgeschrieben wurde; später schrieb er auch einen neuen Katechismus. Der Bischof Gardiner, der sich Cranmers Neuerungen widersetzte, wurde eingekerkert. Um den Sieg der „Reformation" zu vollenden, verfügte das Parlament im Jahre 1549 die allgemeine Einführung der von dem Primas „unter Eingebung des heiligen Geistes" verfaßten Liturgie, durch welche das heilige Meßopfer verworfen, die Kommunion unter beiden Gestalten eingeführt und die Landessprache zur alleinigen Kultussprache bestimmt wurde. Auf die Abhaltung des Gottesdienstes in anderer Weise, sowie auf die Bespöttelung der Liturgie Cranmers waren schwere Geld- und Kerkerstrafen gesetzt. Mehrere durch diese gewaltthätigen Neuerungen erregten Aufstände wurden durch Waffengewalt unterdrückt und zur

Erzwingung der Unterwerfung unter die „durch das Gesetz errichtete Kirche“ sogar fremde Miethstruppen ins Land gezogen.

Auch Eduards Schwester Maria, die Tochter Heinrichs und Katharina's, wurde wegen ihrer unerschütterlichen Anhänglichkeit an ihren katholischen Glauben schwer bedrängt; man verhinderte ihren Hofkaplan, Messe zu lesen, nahm ihn gefangen und wollte sie zwingen, dem neuen Gottesdienste beizuwohnen. Erst als Karl V. durch seinen Gesandten die englische Regierung mit Krieg bedrohen ließ, wenn man fortfahre, die Prinzessin an der Ausübung ihres Glaubens zu hindern, ließ man sie eine Zeitlang in Ruhe.

Die auswärtige Politik Englands hatte unter Eduard VI. hauptsächlich die Vereinigung Schottlands mit England zum Ziele. Schon Heinrich VIII. hatte dieselbe durch die Vermählung seines Sohnes mit Maria Stuart, der Tochter und Erbin des im Jahre 1542 verstorbenen Königs Jakob V., für welche ein schottischer Edelmann, der Graf Arran, die Regierung führte, zu erreichen gesucht, und in der That war ein diese Verbindung sichernder Vertrag zu Stande gekommen; derselbe war jedoch von den Schotten in Folge ausgebrochener Parteiungen zurückgenommen worden, weßhalb es zu kriegerischen Verwicklungen gekommen. Somerset nahm den Plan des verstorbenen Königs wieder auf und rückte, um die Erfüllung des geschlossenen Vertrags zu erzwingen, mit einem ansehnlichen Heere in Schottland ein. Er erfocht am 10. September 1547 bei Pinkey einen bedeutenden Sieg, kehrte jedoch, ohne denselben weiter zu verfolgen, nach England zurück, weil er dort seine Stellung durch seinen eigenen Bruder, den ehrgeizigen Admiral Lord Thomas Seymour, gefährdet sah, der sich, nachdem er sich bereits mit Heinrichs VIII. Wittwe, Katharina Parr, vermählt hatte, nach deren bald darauf erfolgtem Tode um die Hand der Prinzessin Elisabeth bewarb und unter dem Adel wie unter dem Volke einen bedeutenden Anhang besaß. Um seine Herrschaft zu sichern, trug der Protektor kein Bedenken, den eigenen Bruder hochverrätherischer Absichten anzuklagen und ihn, kraft des von dem Parlamente über ihn ausgesprochenen Todesurtheils, am 20. März 1549 dem Henkerbeile zu überliefern. Allein die rächende Nemesis waltete ihres Amtes. Somersets hochfahrendes Wesen und die Willkür, mit welcher er Alles allein entschied, hatte, namentlich unter seinen Amtsgenossen, vielfache Unzufriedenheit erregt, und diese benutzte der ebenso schlaue als ehrgeizige John Dudley, Graf von Warwick, der nach der Regentschaft strebte, zu seinem Sturze. Gestützt auf die Gunst des jungen Königs, in welche er sich einzuschmeicheln gewußt, und auf das Ansehen, das er sich durch die siegreiche Bewältigung eines in der Grafschaft Norfolk ausgebrochenen Aufstandes erworben, wagte er es, im Vereine mit

mehreren Lords des Regentschaftsrathes, den Protektor auf Grund verschiedener gegen ihn erhobener Anklagen zur Niederlegung seiner Aemter aufzufordern. Somerset versuchte, Widerstand zu leisten; da er sich jedoch bald von den meisten seiner Anhänger verlassen sah, erklärte er sich zur Verzichtleistung auf das Protektorat bereit, worauf er als Gefangener in den Tower geführt wurde (Oktober 1549). An seine Stelle trat Warwick, der bald den Rath wie den jungen König vollständig beherrschte. Nach viermonatlicher Haft erhielt Somerset die Freiheit und mit derselben seinen Sitz im Staatsrathe zurück; als er jedoch im folgenden Jahre einen Versuch zum Sturze Warwicks machte, wurde er als Verschwörer zum Tode verurtheilt und am 22. Januar 1552 im Tower hingerichtet.

Der Sturz Somersets hatte keine Erleichterung in der Lage der Katholiken herbeigeführt; denn sein Nachfolger Warwick, den Eduard VI. zum Herzog von Northumberland ernannt, begünstigte die kirchlichen Neuerungen mit der gleichen Entschiedenheit wie sein Vorgänger. Im Auftrag des Vormundschaftsrathes verfaßten Cranmer und der Bischof Ridley von London eine neue, aus katholischen, lutherischen, zwingli'schen und kalvinischen Lehrsätzen zusammengesetzte Bekenntnißschrift von zweiundvierzig Artikeln, an deren Spitze der gemeinsame Grundsatz aller Protestanten von der Bibel als ausschließlicher Glaubensregel stand. Die Rechtfertigung durch den Glauben allein wurde strenge festgehalten, als Sakramente nur die Taufe und das Abendmahl anerkannt, letzteres im Sinne Kalvins aufgefaßt, und der König als Oberhaupt der englischen Kirche proklamirt. Die Liturgie wurde revidirt, von allen „papistischen Ueberresten" gereinigt und im Jahre 1552 vom Parlamente unter Anwendung von Gewaltmaßregeln eingeführt. Eine Kommission von acht Personen arbeitete, unter Cranmers Vorsitz, ein neues kirchliches Gesetzbuch aus, in welchem unter Anderem die Vertheidigung des Primats und der Lehre von der Transsubstantiation mit dem Tode bedroht wurde. Zum Glück für die Katholiken starb Eduard VI., ehe diese Gesetze publicirt worden.

Um die Krone an sein eigenes Haus zu bringen, bewog der herrschsüchtige Northumberland den jungen König, dessen kränklicher Zustand sich zur ausgesprochenen Lungenschwindsucht entwickelt hatte, zu einer eigenmächtigen Abänderung der Thronfolgeordnung. Heinrich VIII. hatte in seinem Testamente für den Fall des kinderlosen Ablebens Eduards seine beiden Töchter Maria und Elisabeth als die nächsten gesetzlichen Thronerben bezeichnet; Northumberland stellte jedoch dem jungen Könige vor, daß Beide, weil aus ungiltigen Ehen entsprossen, von dem Parlamente für erbunfähig erklärt worden seien, und gab ihm insbesondere zu bedenken, daß die Thronbesteigung der katholischen Maria sein ganzes Lebenswerk, die Ein-

führung des „reinen evangelischen Glaubens", gefährden werde. Den gleichen Grund machte er gegen Maria Stuart geltend, die als die Enkelin der ältesten Schwester Heinrichs VIII. nach dessen Töchtern das nächste Recht auf den englischen Thron hatte. Dagegen bezeichnete er die Enkelin von Heinrichs VIII. jüngerer Schwester Maria, der Wittwe Ludwigs XII. von Frankreich, aus deren zweiter Ehe mit dem Herzog von Suffolk, die sechzehnjährige Johanna Gray, (die älteste Tochter des mit Maria's Tochter Franziska vermählten und zum Herzog von Suffolk erhobenen Heinrich Gray, Marquis von Dorset) deren Hand er für seinen vierten Sohn, Guilford Dudley, zu erlangen gewußt, als Diejenige, welche alles vereinige, was für die Erhaltung seines Reformationswerks, wie für Englands ganze Zukunft zu wünschen sei. Eduard zollte diesen Erwägungen Beifall und ernannte, ohne Rücksicht auf die im geheimen Rathe ausgesprochene Ansicht, daß eine Aenderung in der Thronfolgeordnung nur mit Zustimmung des Parlaments vorgenommen werden könne, Johanna Gray zu seiner Nachfolgerin. Die Unterzeichnung der Urkunde ihrer Ernennung war eine seiner letzten Regierungshandlungen. Sein Tod erfolgte, dem Gerüchte nach durch Gift von Northumberlands Hand beschleunigt, am 6. Juli 1553.

Maria die Katholische.

(1553—1558.)

Da nur Wenige von dem Testamente Eduards Kenntniß hatten und man allgemein Maria für seine Nachfolgerin hielt, suchte Northumberland den Tod des jungen Königs so lange geheim zu halten, bis er mit seiner Schwiegertochter, die auf dem Landsitz ihrer Eltern weilte und keine Ahnung davon hatte, daß sie zum Throne berufen, in London einziehen könne. Maria erhielt jedoch alsbald Kunde von dem Hinscheiden ihres Bruders, sowie von den wider sie gesponnenen Ränken und ließ sofort nach allen Richtungen hin Briefe an den englischen Adel ergehen, um denselben zur Vertheidigung seiner rechtmäßigen Königin aufzurufen. Dieser leistete ihrer Aufforderung um so bereitwilliger Folge, als Northumberland längst der Gegenstand des allgemeinen Hasses geworden und daher auch die auf seine Veranstaltung zu London als Königin ausgerufene Johanna Gray nirgends Sympathien fand. Bald sah sich Maria an der Spitze eines Heeres, das den von Northumberland zusammengebrachten Streitkräften bedeutend überlegen war.

Kaum hatte der Herzog London verlassen, um dem Heere Maria's entgegen zu ziehen, als sämmtliche Räthe Eduards sich von

Johanna lossagten und im Vereine mit einer großen Zahl nach London gekommener Lords unter dem Jubel des Volkes Maria zur Königin ausriefen (19. Juli), worauf Johanna die Krone, die sie nur zehn Tage getragen und die ihr Nichts gebracht als Angst und Trauer, ohne Bedauern niederlegte und zu ihren Eltern zurückkehrte.

Unterdessen hatte sich auch Northumberland, von allen seinen Anhängern verlassen, der siegreichen Maria ergeben müssen. Ebenso feig im Unglück, als er übermüthig im Glück gewesen, suchte er durch Bitten und Thränen und ein demüthiges Bekenntniß seiner Schuld sein Leben zu retten; aber seine Reue kam zu spät: er erlitt am 22. August 1553 mit sechs seiner vertrautesten Gehilfen den Tod der Hochverräther. Auf dem Schaffote drückte er Reue darüber aus, daß er sich durch seinen Ehrgeiz habe verleiten lassen, einem Gottesdienste beizutreten, den er im Inneren verdamme, und erklärte, sein letztes Gebet sei, daß seine Landsleute zur katholischen Kirche zurückkehren möchten.

Johanna vor Gericht zu stellen, konnte Maria weder mit ihrem Herzen noch mit ihrem Gewissen vereinbaren, weil sie erkannte, daß sie weniger Mitschuldige als Verführte gewesen und in der Annahme der ihr nicht gebührenden Krone mehr dem Drängen ihrer Verwandten als dem eigenen Ehrgeiz gefolgt war. Ueberhaupt beschränkte sie sich, dem Rathe Karls V. folgend, auf die Bestrafung der Häupter der Empörung; Alle, die sonst an derselben betheiligt gewesen, erhielten Verzeihung.

Maria, eine willensstarke, reich gebildete Frau von hohen Geistesgaben, tiefem Gemüthe und makelloser Sittenreinheit, fromm, großmüthig und gottergeben wie ihre schwer geprüfte Mutter, bezeichnete den Beginn ihrer Regierung durch Maßregeln, die deutlich bekundeten, wie sehr ihr das Wohl des Volkes am Herzen lag. Sie milderte durch die Aufhebung einiger der drückendsten Abgaben die Steuerlast, stellte den Werth der Münzen her, vertheilte große Summen unter die Armen und war zugleich eifrig bemüht, dem Wohlstand derjenigen Familien, die durch ihren Vater und ihren Bruder ungerechterweise in ihrem Besitzthum verkürzt worden, wieder aufzuhelfen und insbesondere die Lage des durch die Raubsucht der vorhergehenden Regierung zu vollständiger Verarmung herabgedrückten Pfarrklerus zu verbessern. Auch in die Gerechtigkeitspflege führte sie heilsame Reformen ein und drang mit aller Entschiedenheit darauf, daß selbst der Krone gegenüber jeder ihrer Unterthanen zu seinem Rechte gelange. Den neuernannten Präsidenten des bürgerlichen Gerichtshofes, Morgan, setzte sie mit den Worten in sein Amt ein: „Ich befehle Euch, Sir, Recht zu sprechen, unparteiisch und ohne Ansehen der Person, und obwohl unter Euch ein alter Irrthum besteht, der in Prozessen gegen die Krone weder

Zeugen noch sonst Etwas zu Gunsten des Gegenpartes zu vernehmen gestattet, so will ich doch, daß Alles angehört werde, was sich für den Unterthan vorbringen läßt. Ihr sitzt nicht da als meine Advokaten, sondern als unparteiische Richter zwischen mir und meinem Volke." Nicht minder besorgt war sie für die Hebung des Handels. Der Abschluß des ersten Handelsvertrags mit Rußland, durch welchen ein für England äußerst vortheilhafter Austausch von Wollenstoffen und grober Leinwand gegen werthvolle Häute und Pelze angebahnt wurde, war ihr Werk.

Das Hauptziel der Regententhätigkeit Maria's war jedoch von Anfang an die Wiedervereinigung Englands mit dem apostolischen Stuhle. Um dieselbe anzubahnen, gab sie den unter der Regierung ihres Bruders abgesetzten Bischöfen ihre Stellen zurück, ließ durch das Parlament alle unter Eduard VI. getroffenen kirchlichen Neuerungen zurücknehmen, restituirte das von der Krone eingezogene Kirchenvermögen und ließ durch den Bischof Gardiner mit geheimer päpstlicher Erlaubniß Prälaten weihen, um nach und nach die protestantischen Bischöfe zu ersetzen. Gegen den Erzbischof Cranmer, der wie bei der Verstoßung ihrer Mutter, so auch bei der Erhebung Johanna's eine hervorragende Rolle gespielt, trat sie mit äußerster Schonung auf: er wurde einfach angewiesen, seinen Palast nicht zu verlassen. Erst als er eine heftige Schrift wider das Meßopfer erließ, das er eine diabolische Erfindung nannte, wurde er auf Befehl des königlichen Raths zur Haft in den Tower gebracht.

Von der höchsten Wichtigkeit für die Zukunft Englands war die Frage, wen Maria zum Gemahle nehmen werde. Karl V. wünschte, sie mit seinem Sohne Philipp vermählt zu sehen, weil er sich von dieser Verbindung eine dauernde politische Einigung Englands mit Spanien und die bleibende Rückkehr des englischen Volkes zur katholischen Einheit versprach, und da Maria von dem spanischen Thronerben die kräftigste Unterstützung in ihren Bemühungen zur Wiedervereinigung Englands mit dem päpstlichen Stuhle mit Sicherheit erwarten konnte, nahm sie dessen Bewerbung an. Vergebens suchte sowohl der französische Gesandte Noailles als die protestantische Partei in England diese Verbindung zu hintertreiben. Auf die von dem Hause der Gemeinen an sie gerichtete Bitte, einen andern Gemahl als Philipp zu wählen, erwiderte Maria: sie habe ihre Krone von Gott, und was ihre Vermählung betreffe, so verlange sie die gleiche Freiheit der Wahl, die jeder anderen Engländerin zustehe; auch dürfe man versichert sein, daß sie bei derselben ebensoviel Rücksicht auf das Wohl ihres Volkes, als auf ihr eigenes nehme.

Obgleich der zwischen Philipp und Maria geschlossene Ehevertrag Englands Selbstständigkeit Spanien gegenüber vollständig sicherte,

indem Philipp nicht nur auf jeden Antheil an der Regierung in diesem Lande verzichtete, sondern auch versprach, nie fremde Truppen nach England zu bringen, die Königin nie außer Landes zu führen und England nicht in die spanischen Kriege hineinzuziehen, lehnte sich die protestantische Partei offen gegen die geplante Verbindung auf, indem sie dieselbe auf dem Wege der Rebellion zum Scheitern zu bringen hoffte.

In den weit verzweigten Aufstand war auch der Herzog von Suffolk, der Vater der Johanna Gray, verwickelt, der diese Gelegenheit zum Sturze der Königin Maria und zur Zurückführung seiner Tochter auf den Thron zu benutzen gedachte. Maria's Räthe waren bestürzt; sie selbst aber bewies Geistesgegenwart und Unerschrockenheit. Sie rief das Volk zur Vertheidigung seiner rechtmäßigen Fürstin auf, und zwanzigtausend Bürger schaarten sich voll Begeisterung um ihre Fahne. So wurde der Aufstand niedergeschlagen, und da Maria gegen die Rebellen mehr Gnade als Gerechtigkeit übte, diente der errungene Sieg zugleich zur Befestigung ihres Thrones. Leider ließ sie sich in einem Augenblicke, in welchem noch das Gefühl der Gefahr in ihr vorherrschte, dazu verleiten, den Befehl zur Hinrichtung der Johanna Gray und ihres Gemahls zu unterzeichnen. Es würde, wie Lingard mit Recht bemerkt, der Königin mehr zur Ehre gereicht haben, wenn sie es vermieden hätte, das Verbrechen des Vaters an der Tochter zu rächen. Die Jugend der unglücklichen Johanna hätte ein mächtiger Fürsprecher für sie sein müssen, und wenn zu befürchten stand, daß die Gegner Maria's sie noch einmal der rechtmäßigen Königin als Rivalin um den Thron gegenüberstellen würden, so hätte es sicher zur Beseitigung dieser Gefahr ein minder grausames Mittel gegeben, als die Anwendung der Todesstrafe.

Die Hinrichtung Johanna's und ihres Gemahls fand am 12. Februar 1554 statt; Guilford Dudley wurde öffentlich, Johanna im Hofe des Towers enthauptet. Festen Schrittes bestieg sie das Schaffot und erlitt den Tod mit dem Ausdruck der Reue darüber, daß sie in Northumberlands Verrath gewilligt und Denen, die sie zum Werkzeug ihres Ehrgeizes hatten machen wollen, nicht beharrlich genug widerstanden habe. Ungleich geringere Theilnahme, als sie, fand ihr Vater, dessen Hinrichtung allgemein als ein Akt der Gerechtigkeit angesehen wurde. Die Prinzessin Elisabeth, die gleichfalls der Empörung nicht fremd gewesen, wurde als Gefangene in den Tower gebracht, auf Gardiners und Philipps Fürsprache jedoch bald wieder entlassen, unter der Bedingung, daß sie ruhig auf dem ihr zum Aufenthalte angewiesenen Landsitze lebe.

Die Vermählung Maria's mit Philipp erfolgte am 25. Juli 1554 zu Winchester. Die Ehe war eine glückliche, doch für Maria

durch den Umstand getrübt, daß Philipp nur vorübergehend in England weilen konnte.

Ehe Philipp nach Brüssel zurückkehrte, wo ihn sein Vater erwartete, um ihm die Regierung seiner Staaten zu übergeben, fand am 30. November 1554 zu Whitehall die denkwürdige Sitzung statt, in welcher das englische Volk seine Rückkehr zur katholischen Kirche vollzog. Nachdem Maria auf ihrem Throne und Philipp zu ihrer Linken, der Kardinal Reginald Pole, als päpstlicher Legat, in etwas größerer Entfernung zu ihrer Rechten Platz genommen, bat der Kanzler Gardiner im Namen der Lords und Gemeinen um die Aussöhnung mit dem päpstlichen Stuhle, worauf der Kardinal das Reich vom Kirchenbanne lossprach, die während des Schisma's gegründeten Bisthümer, Spitäler und Schulen bestätigte und die Erklärung abgab, daß die Kirche auf die Zurückerstattung der ihr entrissenen Güter zu Gunsten ihrer gegenwärtigen Besitzer Verzicht leiste.

Der zum Erzbischof von Canterbury ernannte Kardinal Pole suchte vor Allem einen tüchtigen und gelehrten Klerus heranzubilden und auf friedlichem Wege die völlige Herrschaft des Katholicismus zu begründen. Leider war die Königin nicht in allen Punkten mit seiner weisen Mäßigung einverstanden. Ihre zunehmende Kränklichkeit hatte sie reizbar und ungeduldig gemacht, und als zahlreiche protestantische Prediger, unter ihnen selbst der Bischof Ridley von London, sie auf den Kanzeln angriffen und Schmähschriften gegen sie verbreiteten, auch neue Verschwörungen von Seiten der Protestanten die Ruhe des Landes gefährdeten, setzte sie die alten Strafgesetze gegen die Häretiker wieder in Kraft und ließ dieselben mit Strenge zur Anwendung bringen. Die protestantischen Engländer haben ihr deßhalb den Namen der „blutigen Maria" gegeben, doch mit Unrecht; denn abgesehen von dem Umstande, daß die fortwährenden Empörungen der Protestanten die Königin zu einem strengeren Einschreiten nöthigten, kann Dasjenige, was in dieser Beziehung unter Maria geschehen, nicht im Entferntesten mit den blutigen Verfolgungen verglichen werden, welche die Regierung ihres Vaters, wie die ihrer Schwester Elisabeth kennzeichnen. Wenn auch unter Maria an zweihundertachtzig Hinrichtungen gezählt wurden, so betrug doch die Zahl Derjenigen, die der Verfolgungswuth Elisabeths zum Opfer fielen, mehr als das Zehnfache. Ueberdies waren die unter der Regierung Maria's Hingerichteten meist wirkliche Verbrecher, zum Theil auch Solche, die wegen politischer Vergehen zum Tode verurtheilt worden oder die selbst früher blutige Verfolgung geübt und nur das gleiche Loos erlitten, das sie Anderen bereitet, wie der feile Cranmer, der sein Leben durch einen geheuchelten Widerruf zu retten suchte, denselben aber wieder zurücknahm, als er

sah, daß er ihn nicht zum Ziele führte. Uebrigens wurde auch von katholischer Seite das Vorgehen der Königin, als dem Geiste des Christenthums zuwider, streng getadelt. Der Beichtvater des Königs Philipp, der spanische Mönch Alfonso de Castro, unterzog dasselbe einer öffentlichen Rüge und bewirkte dadurch eine zeitweise Milderung in der Anwendung der bestehenden Strafgesetze.

Maria's letzte Lebenstage wurden nicht nur durch den Gedanken an die Gefahren, die dem katholischen Glauben in England nach ihrem Tode drohten, sondern auch durch den Kummer über den Verlust von Calais getrübt, das den Engländern im Jahre 1558 in Folge ihrer Betheiligung an dem Kriege Philipps II. gegen Frankreich durch den Herzog Franz von Guise entrissen worden. Sie starb am 17. November des gleichen Jahres, in ihrem dreiundvierzigsten Lebensjahre, an der Wassersucht.

Elisabeth.

(1558—1603.)

Nach dem Tode Maria's ließ der Lordkanzler, Erzbischof Heath, unter Berufung auf die testamentarische Bestimmung Heinrichs VIII., ihre Schwester Elisabeth zur Königin ausrufen, und da Maria Stuart, deren Erbrecht bei der Ungiltigkeit der Ehe Anna Boleyns in den Augen der Katholiken keinem Zweifel unterliegen konnte, mit dem französischen Kronprinzen Franz vermählt und der Gedanke an eine Fremdherrschaft dem englischen Nationalstolz unerträglich war, so blieb Elisabeths Thronbesteigung unbestritten; auch wußte sie sich bald durch freundliche Herablassung in hohem Grade die Gunst des Volkes zu erwerben.

Ausgestattet mit glänzenden Geistesgaben, hatte Elisabeth in der Zurückgezogenheit, in welcher sie von früher Jugend auf gelebt, Zeit und Muße gefunden, sich eine hervorragende wissenschaftliche Bildung anzueignen. Sie sprach nicht nur geläufig französisch, italienisch, deutsch und lateinisch, sondern war auch in den alten Klassikern, in den griechischen wie in den lateinischen, wohl bewandert. Ihre äußere Erscheinung war gewinnend. Mit feinen, regelmäßigen Zügen, goldblondem Haare und dunkeln Augen voll Feuer verband sie einen stattlichen Wuchs und eine majestätische Haltung. Die Stürme, die ihre Jugend umbraust, hatten in ihr einen hohen Grad von Muth und Thatkraft, zugleich aber auch eine Entschiedenheit des Willens entwickelt, die nach ihrer Thronbesteigung in die gleiche despotische Willkür ausartete, welche ihres Vaters Regierung gekennzeichnet. Mit dem Eigenwillen Heinrichs VIII. war

auch dessen Heftigkeit ihr Erbtheil. Der geringste Anlaß, die kleinste Unachtsamkeit versetzte sie in maßlosen Zorn, der sich in Flüchen und Schmähungen Luft machte und sie sogar nicht selten zu Thätlichkeiten hinriß. Nicht nur ihre Damen, sondern auch die Herren vom Hofe, ja selbst die höchsten Kronbeamten haben die Schwere ihrer Hand empfunden.

Nach der Thronbesteigung Elisabeths drückte ihr das Parlament den Wunsch aus, daß sie sich vermählen möge, und eine Zeitlang schien sie nicht abgeneigt, die Bewerbung Philipps II. von Spanien anzunehmen, zu welcher diesen die Hoffnung bewog, sie und ihr Land dem katholischen Glauben erhalten zu können; die Unterhandlungen zerschlugen sich jedoch, sobald Elisabeth sich im eigenen Lande stark genug fühlte, um auf Philipp keine Rücksicht mehr nehmen zu müssen. Bei der maßlosen Herrschsucht, die den Grundzug ihres Charakters bildete, war ihr der Gedanke unerträglich, durch eine Vermählung ihre persönliche Freiheit und Selbstständigkeit beschränkt zu sehen; da jedoch die zahlreichen Heirathsanträge, die von fürstlichen Persönlichkeiten aus allen Theilen Europa's — von Karl von Oesterreich, dem Sohne Kaiser Ferdinands I., von König Erich von Schweden, von dem Herzog Adolf von Holstein u. A. — an sie gerichtet wurden, ihrer Eitelkeit schmeichelten, wies sie nicht jede Werbung unbedingt zurück. Auch in einzelnen ihrer Unterthanen erweckte sie durch die ausgesuchtesten Gunstbezeigungen die Hoffnung, ihre Hand zu erlangen; den durch männliche Schönheit und gewandte Umgangsformen hervorragenden Robert Dudley, Graf von Leicester, den Sohn des unter Maria hingerichteten Herzogs von Northumberland, beschuldigte sogar das Gerücht, seiner Gemahlin den Tod bereitet zu haben, um jedes Hinderniß seiner Vermählung mit der Königin aus dem Wege zu räumen. Aber so sehr ihn auch Elisabeth mit Beweisen einer Huld überhäufte, die eine tiefere Neigung für ihn zu bekunden schien, sah auch er sich in seinen Hoffnungen getäuscht. Huldigungen waren der gefallsüchtigen Königin, die ihre Schönheit und Anmuth für unwiderstehlich hielt, Bedürfniß, und bis in ihr höchstes Alter gefiel sich ihre Eitelkeit in der verschwenderischsten Kleiderpracht; — fand man doch nach ihrem Tode in ihrer Garderobe nicht weniger als zweitausend, nach Einigen sogar dreitausend kostbare Gewänder, wie auch eine Unmasse von Geschmeide, meist Geschenke, durch welche die Geber sich bei der für solche Aufmerksamkeiten sehr empfänglichen Königin für ihre Anliegen ein geneigtes Ohr erkauft. Als in ihren späteren Jahren der Bischof von London in einer seiner Predigten ihre Gedanken von dem irdischen Schmucke auf die Reichthümer des Himmels hinzulenken suchte, sagte sie zu ihren Hofdamen: wenn er diesen Punkt noch einmal berühre, so werde sie ihn selbst für den

Himmel zurichten; er solle hinwandeln ohne Stock und den Mantel zurücklassen. In der Besorgniß, daß ihre Schönheit nicht überall genügende Würdigung finde, machte sie sich selbst vermittelst einer Proklamation zur Lobreduerin derselben. „Unter allen Porträts, die bis dahin von ihr gefertigt worden", so verkündete sie ihrem Volke, „lasse keines dem Urbild Gerechtigkeit widerfahren; daher habe sie auf die Bitte ihres Rathes beschlossen, durch den Pinsel eines hervorragenden Künstlers eine getreue Abbildung von sich anfertigen zu lassen, und verbiete Jedermann strengstens, neue Porträts von ihr ohne besondere Erlaubniß zu malen oder in Kupfer zu stechen oder eines der alten Portraits vorzuzeigen oder zu verkaufen, so lange dieselben nicht nach dem unter amtlicher Autorität bekannt gegebenen Muster verbessert seien." Um sich in der Gunst der Königin zu befestigen, verfehlten die Höflinge nicht, sich bei jeder Gelegenheit in den ausschweifendsten Lobpreisungen ihrer Schönheit zu ergehen, deren Aufrichtigkeit sie auch in ihrem höchsten Alter nicht bezweifelte. Während Elisabeth ihren Stolz darein setzte, sich die „jungfräuliche Königin" nennen zu lassen, war ihr ganzer Lebenswandel in moralischer Beziehung ein äußerst anstößiger, und da ihr Beispiel bei ihren Umgebungen Nachahmung fand, wurde an dem englischen Hofe, der unter Maria ein Muster der Sittenstrenge gewesen, eine Korruption der Sitten herrschend, die für das ganze Land die verhängnißvollsten Folgen haben mußte.

Gleich ihrem Vater erkannte Elisabeth dem Parlament keinerlei die absolute Gewalt des Souverains irgendwie beschränkende Befugniß zu. Wenn die Königin, so erklärte der Lord-Siegelbewahrer Bacon bei der Eröffnung ihres ersten Parlaments, beide Häuser zu Rath ziehe, so geschehe dies aus eigner, freier Wahl, nicht aus Nothwendigkeit, nur damit ihre Gesetze um so befriedigender für das Volk seien, nicht damit sie durch die Zustimmung des Parlaments Kraft erhielten. Sie besitze vermöge ihrer Prärogative alles, was zur Regierung des Reiches erforderlich sei, und könne nach Gefallen von bestehenden Statuten dispensiren und Proklamationen erlassen, die gesetzliche Kraft hätten. Ihren Räthen gestattete Elisabeth nur Meinungsäußerungen, aber keinerlei entscheidenden Einfluß auf ihre Regierungshandlungen. Von den katholischen Räthen ihrer Vorgängerin hatte sie nur die talentvollsten und einflußreichsten beibehalten; die übrigen waren durch Männer ersetzt worden, die dem protestantischen Bekenntniß anhingen. Der bevorzugte Rathgeber der Königin war der von ihr zum Staatssekretär ernannte William Cecil oder, wie er später hieß, Lord Burleigh, ein gewandter und erfahrener, aber charakterloser Staatsmann, der unter Heinrich VIII. den Supremat vertheidigt, unter Eduard VI. für die „Reformation" geeifert und unter Maria den glaubenstreuen Katholiken gespielt,

nach Macaulay's witzigem Ausspruch: „ein treuer Freund, so lange es sein Interesse gestattete; ein vortrefflicher Protestant, wo es nicht sehr vortheilhaft war, sich als Katholik zu geberden, und in seinen Wünschen so einfach, daß er nicht mehr als zweihundert verschiedene Landgüter hinterließ."

Unter Eduard VI. protestantisch, hatte Elisabeth unter Maria die strenggläubige Katholikin gespielt, ohne jedoch die protestantische Partei über ihre wahren Gesinnungen im Zweifel zu lassen. Selbst nach ihrer Erhebung auf den englischen Thron schien sie nicht gesonnen, zu den Reformen ihres Bruders Eduard zurückzukehren; denn sie ließ sich nach katholischem Ritus krönen, beschwor die Aufrechthaltung der katholischen Religion und ordnete einen Gesandten nach Rom ab, um dem Papst Paul IV. ihre Thronbesteigung anzeigen zu lassen. Auch die mit Philipp II. gepflogenen Vermählungsunterhandlungen schienen ihre Geneigtheit zu bekunden, in dem Sinn und Geist ihrer Vorgängerin fortzuregieren. Allein alles dies war von ihrer Seite nur Politik: sie wollte mit dem Papste und den Katholiken Englands nicht eher brechen, bis sie ihren Thron befestigt, und Zeit gewinnen, die Ausführung ihrer Pläne vorzubereiten.

Im Herzen ebenso gleichgiltig gegen das protestantische Bekenntniß, wie gegen das katholische, ließ Elisabeth sich in der Wahl zwischen beiden nur durch äußere Rücksichten und persönliche Motive leiten. Für die Wiedereinführung des Protestantismus aber sprach bei ihr zunächst der Umstand, daß für die englischen Katholiken ihr Erbrecht wegen der Ungiltigkeit der Ehe ihrer Mutter zweifelhaft bleiben mußte und ihr Thron daher nur dann gesichert schien, wenn die überwiegende Mehrzahl ihrer Unterthanen dem protestantischen Bekenntnisse huldigte. Mit dieser gewichtigen Erwägung verband sich einerseits ihre Herrschsucht, die auch auf kirchlichem Gebiete keine Beschränkung dulden wollte und sich daher gegen jeden Einfluß des Papstes innerhalb ihres Reiches auflehnte, und andererseits ihre Erbitterung darüber, daß Paul IV. ihr Erbrecht in Zweifel gezogen und Maria Stuart für die nächstberechtigte Thronerbin erklärt hatte. Sie war daher entschlossen, die englische Kirche aufs Neue von Rom loszureißen, den Supremat ihres Vaters herzustellen und das Reformationswerk Eduards VI. wieder aufzunehmen, und die religiöse Gleichgiltigkeit der höheren Stände, die sich bereits daran gewöhnt hatten, nach den Launen ihrer Herrscher ihren Glauben zu wechseln wie ein Kleid, kam ihr dabei sehr zu Statten.

Auf den Rath Cecils erließ die Königin, die inzwischen fortfuhr, der Messe beizuwohnen und zu kommuniciren, auch für Karl V. ein feierliches Todtenamt anordnete, am 27. Dezember 1568 eine

Proklamation, in welcher sie den Geistlichen bis zur Eröffnung des auf den 25. Januar 1559 zusammenberufenen Parlaments das Predigen verbot. Da Cecil Sorge getragen, ihr in dem Parlamente die Majorität zu sichern, hob dasselbe, nachdem es mit einem katholischen Hochamte und einer reformirten Predigt eröffnet worden, die unter Maria erlassenen kirchlichen Gesetze auf und stellte dagegen die meisten der unter Eduard getroffenen Bestimmungen wieder her, dies Alles jedoch nur mit einer Mehrheit von drei Stimmen. Der Königin wurde der Supremat zuerkannt, die Anerkennung der päpstlichen Autorität, sowie jede Widersetzlichkeit gegen die Königin in Kirchensachen für Hochverrath erklärt, der englische Gesandte von Rom abberufen und aller Verkehr mit dem päpstlichen Stuhle abgebrochen. Durch die auf die Verweigerung des Suprematseides gesetzte Strafe der Amtsentsetzung und Gütereinziehung wurden die Katholiken von allen Aemtern ausgeschlossen und ihres Einflusses beraubt. Die höheren Prälaten, die im Vereine mit den Mitgliedern der beiden Universitäten Widerstand leisteten, verloren, insofern sie bei ihrer Widersetzlichkeit beharrten, ihre Stellen. Von den niederen Geistlichen unterwarfen sich die meisten, theils um ihre Pfründen zu retten, theils auch in der trügerischen Hoffnung auf einen baldigen Umschwung; die renitenten wurden durch reformirte Prediger ersetzt. Zum protestantischen Erzbischof von Canterbury ernannte die Königin den ehemaligen Kaplan ihrer Mutter und späteren Dechanten von Lincoln, Matthias Parker, welcher die andern Bischöfe weihte.

Obgleich die Regierung bei der Durchführung der Parlamentsbeschlüsse vom Jahre 1559 nirgends auf gewaltsamen Widerstand stieß, wurden die Maßregeln zur Unterdrückung des alten Glaubens immer mehr verschärft. Ein Parlamentsbeschluß vom Jahre 1562 setzte auf die Verweigerung des Suprematseides, sowie auf jeden Tadel der wiedereingeführten Liturgie Cranmers die Strafe der Majestätsverbrecher.

Ein neues, aus neununddreißig Artikeln bestehendes Bekenntniß, dem die unter Eduard VI. erlassenen zweiundvierzig Artikel zu Grunde lagen und das noch jetzt das Glaubensgesetz der englischen Staatskirche bildet, verwarf, außer dem päpstlichen Primat, das Meßopfer als eine „gotteslästerliche Erdichtung", die Transsubstantiation, das Fegfeuer, die Anrufung der Heiligen, die Bilderverehrung und die Ablässe. Wer gegen diese neununddreißig Artikel schreiben oder handeln werde, sollte als Ketzer bestraft werden.

Wie Elisabeth bei der Neugestaltung des Religionswesens den Episkopat fortbestehen ließ — weßhalb die anglikanische Kirche auch den Namen der bischöflichen oder Episkopalkirche führt — so behielt sie auch, um die Masse des Volkes über die Tragweite

ihrer Neuerungen zu täuschen, von den äußeren Gebräuchen der katholischen Kirche alles bei, was sich nur irgendwie mit den Grundsätzen des Protestantismus vereinigen ließ. Dadurch wurde jedoch eine Spaltung unter den englischen Protestanten selbst herbeigeführt, indem die strengen Anhänger Kalvins, die in der englischen Staatskirche noch zu viele katholischen Elemente fanden, zu einer gesonderten Religionsgenossenschaft zusammentraten. Als Gegner der Regierungsmaßregeln wurden sie Nonkonformisten und als Solche, welche die Kirche von allen „päpstlichen Satzungen" gereinigt sehen wollten, Puritaner genannt. Da sie unter Zurückweisung der Superiorität der Bischöfe die kirchlichen Angelegenheiten durch Aelteste — Presbyter — geleitet wissen wollten, hießen sie auch Presbyterianer. Auch auf sie erstreckte sich das Verbot gottesdienstlicher Versammlungen; doch wurde bei ihnen die Uebertretung desselben anfangs nur mit Gefängniß und Geldstrafen belegt. Später erfuhren sie gleichfalls die ganze Härte der tyrannischen Regierung Elisabeths, die in ihnen hauptsächlich die Anhänger eines republikanischen, von der Staatsgewalt völlig unabhängigen Kirchenwesens haßte.

Eine Zeitlang wurden auch gegen die Katholiken die im Interesse der Alleinherrschaft der Staatskirche erlassenen Strafgesetze noch mit einer gewissen Mäßigung gehandhabt, so daß Papst Pius IV. noch immer die Hoffnung nicht aufgab, die stolze Königin zur Umkehr bewegen zu können; als aber Maria Stuart, die im Jahre 1568 vor ihren rebellischen Unterthanen nach England entflohen, dort statt des ihr verheißenen Asyls nur ein Gefängniß fand und in Folge dessen mehrere katholische Edelleute Erhebungen zu ihren Gunsten vorbereiteten, begann für die Katholiken die Zeit der blutigsten Verfolgungen. Elisabeth, die unausgesetzt die reformirten Unterthanen der Könige von Frankreich und Spanien zur Empörung aufreizte und sie bei denselben mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln unterstützte, fand ein unerhörtes Verbrechen darin, daß man ihr jetzt Gleiches mit Gleichem vergalt. Hunderte von Katholiken wurden dem Henkerbeile überantwortet, andere in schwerer Kerkerhaft gehalten.

Noch furchtbarer wurden die Verfolgungen, nachdem Papst Pius V. am 25. Februar 1570 feierlich über Elisabeth nach den geltenden Rechtsprincipien Bann und Absetzung ausgesprochen. Ein neues Strafgesetz bedrohte mit der Hinrichtung Alle, die Elisabeths Recht auf die englische Krone anfechten oder auch nur bezweifeln, sie Ketzerin, Schismatikerin, Tyrannin nennen oder es wagen würden, irgend einen päpstlichen Erlaß anzunehmen oder auf Grund eines solchen Absolutionen und Dispensationen zu ertheilen oder zu empfangen. Zur Aufrechthaltung des königlichen Supremats in

Kirchensachen wurde ein besonderes, mit außergewöhnlichen Vollmachten versehenes und an die gewöhnlichen Rechtsformen nicht gebundenes Tribunal, der „hohe Kommissionshof", eingesetzt, dessen Beamte in die Häuser eindringen, Gespräche belauschen, Papiere mit Beschlag belegen und jeden Mißfälligen mit ihren Netzen umstricken konnten. Alle Auswanderung wurde verboten; die Katholiken sollten durch Geldbußen der Verarmung zugeführt oder ausgerottet werden.

Um durch die Erziehung katholischer Priester für England die Wiederherstellung der alten Kirche in diesem Lande zu fördern, hatte der eifrige William Allen, ehedem Vorstand von Maria-Hall in Oxford, im Jahre 1568 zu Douay, wohin er sich zurückgezogen, ein Seminar für katholische Engländer errichtet, das im Jahre 1575 nach Rheims verlegt wurde; ein zweites hatte Papst Gregor XIII. zu dem gleichen Zwecke in Rom gegründet. Furchtlos durchwanderten die in diesen Anstalten gebildeten Priester in den mannigfaltigsten Verkleidungen die Provinzen Englands, um hier die der alten Lehre treu Gebliebenen in ihrem Glauben zu stärken, dort die Abgefallenen zur Kirche zurückzuführen, und feierten den Gottesdienst in der Verborgenheit in einer Weise, die an die Zeit der Verfolgungen in den ersten christlichen Jahrhunderten erinnerte. Um den immer deutlicher zu Tage tretenden Erfolgen dieser seeleneifrigen Missionäre zu steuern, wurde im Jahre 1581 ein verschärftes Strafedikt sowohl gegen die katholischen Priester, als gegen Diejenigen erlassen, die deren Bestrebungen zu fördern suchen würden. Wer einen katholischen Priester beherbergte oder dessen ihm bekannt gewordenen Aufenthalt nicht anzeigte, wurde hingerichtet. Die gleiche Strafe war auf jede Verrichtung priesterlicher Akte gesetzt, und furchtbare Foltern und Marterwerkzeuge wurden in Anwendung gebracht, um die gewünschten Geständnisse zu erzwingen. Die Regierung hielt eigene Späher, die den Katholiken Fallstricke legten, sie in Verschwörungen zu verwickeln oder zu tadelnden Aeußerungen über die herrschende Tyrannei zu verleiten suchten, um sie dann als Verräther zu denunciren.

Trotz aller dieser Verfolgungen wankten die Katholiken in ihrer Treue gegen die Königin nicht, als Philipp II. im Jahre 1588 die „unüberwindliche Armada" ausrüstete, um Elisabeth wegen ihrer Verbindung mit den rebellischen Niederländern mit Krieg zu überziehen. Aber selbst diese Treue vermochte nicht die Königin zur Milde und Gerechtigkeit gegen ihre katholischen Unterthanen zu stimmen: die grausame Verfolgung derselben dauerte fort bis zu Elisabeths Tode.

VIII.

Die Herrschaft des Kalvinismus in Schottland.

Schottland unter der Regentschaft Arran's und der Königin-Mutter Maria von Guise.

(1542—1560.)

In Schottland hatte die ungebührliche Betheiligung der Krone und des Adels an der Besetzung kirchlicher Aemter unter dem Klerus vielfach Sittenverderbniß und unter einem Theile des Volkes Unwissenheit herbeigeführt, wodurch es den Irrlehrern leicht gemacht wurde, unter dem Scheine des Eifers für Religion und Sitte die Gemüther gegen die Kirche aufzureizen und den alten Glauben zu untergraben. Einer der ersten Prediger des Irrthums war Patrik Hamilton, der in Wittenberg und Marburg die neue Lehre an der Quelle studirt hatte. Von dem Erzbischof Jakob Beaton von St. Andrews nach einem regelmäßigen Prozeß der weltlichen Behörde als Häretiker zur Bestrafung übergeben, erlitt er im Jahre 1528 den Feuertod, und sein Schicksal theilten mehrere seiner Anhänger, die gleich ihm als reformirende Prediger aufgetreten. Dessenungeachtet verbreitete sich die neue Lehre, von dem nach den Kirchengütern lüsternen Adel begünstigt, ziemlich rasch.

Nach dem Tode Jakobs V. (1542) trat der an die Spitze der Regentschaft gestellte Jakob Hamilton, Graf von Arran (s. S. 171), anfänglich als Beschützer der Protestanten auf; als jedoch die von dem thatkräftigen Kardinal David Beaton geleitete, noch immer sehr mächtige katholische Partei erklärte, daß sie keinen Freund der Protestanten als Reichsverweser dulden werde, vereinigte sich Hamilton mit dem Kardinal zur Bekämpfung der Irrlehrer. Erbittert über die Hinrichtung ihres hervorragendsten Predigers Georg Wishart, überfielen die Protestanten den Erzbischof in seinem Schlosse von St. Andrews und ermordeten ihn unter grausamen Martern (1546). Von England aus zur See mit Geld und Lebensmitteln unterstützt, leisteten sie, nachdem hundertundvierzig Edelleute zu ihnen gestoßen, in dem von ihnen besetzten erzbischöflichen Schlosse längere Zeit dem sie belagernden Regenten erfolgreichen Widerstand; erst nachdem diesem eine französische Flotte zu Hilfe gekommen, sahen sie sich zur Ergebung gezwungen.

Unter Denen, die von den siegreichen Franzosen nach Frankreich gebracht wurden, befand sich auch der Prediger John Knox, der eigentliche „Reformator" Schottlands, ein Mann von düsterem Geiste, verwegenem Muthe und rauher, aber gebietender Beredt-

samkeit, der sich, nachdem er von dem Kardinal wegen ketzerischer Lehren degradirt worden, den Rebellen als Feldprediger angeschlossen. Nach zweijährigem Dienste auf den französischen Galeeren kam Knox im Jahre 1549 nach England, wo er häufig vor Eduard VI. und dessen geheimem Rathe predigte. Nach der Thronbesteigung Maria's der Katholischen begab er sich nach Genf und wurde dort einer der eifrigsten Anhänger und intimsten Freunde Kalvins.

Während Knox in Genf weilte, zwang die Königin-Mutter, Maria von Guise, mit Hilfe der Protestanten den Grafen Arran, ihr die Regentschaft abzutreten, worauf die von ihr mit äußerster Schonung behandelten Neuerer ihren Amtsgenossen Knox aus Genf zurückriefen (1555). Ein Jahr lang wirkte derselbe mit großem Eifer für die Verbreitung der neuen Lehre; dann kehrte er, einem Rufe Kalvins folgend, nach Genf zurück, von wo er jedoch mit den schottischen Kalvinisten einen eifrigen Briefwechsel unterhielt und offen Revolution gegen den „Götzendienst und die demselben ergebene Obrigkeit" predigte.

Im Jahre 1557 schlossen die protestantischen Lords, an deren Spitze die Grafen von Argyle, Morton und Glencairne standen, zur Aufrechthaltung der Sache des „Evangeliums", ein Bündniß, das sie die „Kongregation des Herrn" nannten, während sie die katholische Kirche als „Kongregation des Satans" bezeichneten, und forderten im folgenden Jahre, als der Erzbischof Hamilton einen abgefallenen Priester, Walter Milne, hatte verbrennen lassen, unbeschränkte Religionsfreiheit, indem sie der Regentin und dem Parlamente für den Fall der Verweigerung derselben mit Empörung drohten. Die bald darauf erfolgte Rückkehr des fanatischen Knox brachte den Bürgerkrieg zum Ausbruch. Klöster und Kirchen wurden geschändet und ausgeplündert, viele derselben auf das Rohste zerstört, Priester und Mönche mißhandelt und vertrieben. Maria von Guise suchte durch Unterhandlungen mit den Empörern den Frieden herzustellen, und in der That kam es im Jahre 1559 zu einem Vertrag, in welchem den Protestanten freie Religionsübung zugesagt wurde. Doch auch dies genügte den Rebellen nicht; sie verlangten Alleinherrschaft und Ausrottung des Katholicismus und kündigten der Regentin den Gehorsam auf. Während diese von Frankreich Unterstützung erhielt, sandte die Königin Elisabeth den Rebellen Hilfstruppen.

Mitten unter diesen Wirren starb Maria von Guise, am 10. Juni 1560, und der Tod dieser durch Talente und Mäßigung ausgezeichneten, von den Katholiken hochverehrten und selbst von den Gegnern geachteten Fürstin, deren Grab nur Knox mit dem Gifte der Verläumdung zu begeifern wagte, beschleunigte den Sieg der Reformation. Da auch ein Theil der Katholiken die Entfernung der französischen Truppen verlangte, sah sich die junge Königin Maria

Stuart, die seit drei Jahren mit dem König Franz II. von Frankreich vermählt war, zu Unterhandlungen mit den Rebellen genöthigt, deren Resultat der von ihren Bevollmächtigten abgeschlossene Edinburger Friede war.

Durch diesen Frieden wurde der aufrührerische Adel, dessen sämmtliche politische Forderungen bewilligt worden, vollständig Herr der Lage; Maria blieb nur noch dem Namen nach Königin. Das Parlament, dem die Entscheidung der religiösen Fragen überwiesen worden, verfügte im Jahre 1560 die Abschaffung der katholischen Religion, verbot das Lesen oder Anhören der Messe bei Strafe des Güterverlustes, im Wiederholungsfalle bei Exil und Todesstrafe, und nahm ein kalvinisches Glaubensbekenntniß an, die sogenannte „schottische Konfession." Hierauf organisirte Knox durch sein „Disciplin-Buch" das Kirchenwesen nach kalvinischen Grundsätzen. Alles, was noch an den alten Glauben erinnern konnte, sollte vernichtet werden; Kirchen und Klöster wurden mit vandalischer Wuth geplündert und niedergerissen, die werthvollsten Bibliotheken verbrannt, die heiligen Gefäße entweiht und zerschlagen.

Maria Stuart.

(1542—1587.)

Maria Stuart, die bei dem Tode ihres Vaters, Jakob V., erst acht Tage zählte, war schon im Alter von sechs Jahren auf Betrieb ihrer Mutter nach Frankreich, dem alten Bundeslande der Schotten, gebracht worden, um in einem dortigen Kloster ihre Erziehung zu erhalten. Reich gebildet, von bezaubernder Schönheit und voll edler Anmuth und Würde, wurde sie, nachdem sie in ihrem sechzehnten Jahre mit dem Dauphin Franz, dem ältesten Sohne Heinrichs II., vermählt worden, der Gegenstand der Bewunderung des französischen Hofes, und die glänzendste und glücklichste Zukunft schien sich vor ihr zu eröffnen. Aber anders, als sie gehofft, sollte ihr Leben sich gestalten. Schon am 5. Dezember 1560 starb ihr schwächlicher Gemahl, nachdem er kaum ein Jahr lang als Franz II. die französische Krone getragen, und so sah sie sich genöthigt, ihr geliebtes Frankreich, das ihr eine zweite Heimath geworden, zu verlassen, um in dem rauhen Schottland, aus dem bisher nur düstere Botschaften zu ihr gedrungen, unter den schwierigsten Verhältnissen den väterlichen Thron zu besteigen.

Maria gedachte den Weg durch England zu nehmen; da sie jedoch nach dem Tode der Königin Maria auf den Rath ihrer Oheime, des Herzogs Franz von Guise und des Kardinals von

Lothringen, der Brüder ihrer Mutter, Titel und Wappen einer Königin von England angenommen und Elisabeths Aufforderung zur Verzichtleistung auf ihre Thronansprüche zurückgewiesen, gestattete ihr diese nicht, den Boden Englands zu betreten; ja sie ließ sogar, nachdem Maria sich am 14. August 1561 in Calais eingeschifft, ein eigenes Geschwader auslaufen, um derselben auf dem Meere aufzulauern. Maria entkam jedoch glücklich den Nachstellungen ihrer Gegnerin und landete am 19. August an der schottischen Küste.

Das Gefühl tiefer Wehmuth, mit welchem die neunzehnjährige, in der Fülle jugendlicher Schönheit prangende Königin, noch ganz dem Schmerz des Abschieds von dem Lande ihrer Jugendträume und ihres Jugendglückes hingegeben, den schottischen Boden betrat, den sie als sechsjähriges Kind verlassen, wurde erhöht durch die düsteren Eindrücke, die von allen Seiten auf sie einstürmten. Wie ganz anders war hier Alles, als in dem schönen, heiteren, glanzvollen Frankreich! Gering an Zahl und schmucklos war das Gefolge, das man ihr entgegengesandt, und in den Blicken Vieler las sie Mißtrauen und feindliche Gesinnung. Bei ihrem Einzug in Edinburg sah sie ihren Glauben offen verhöhnt, und am Abend ertönte vor ihrem Palaste, statt heiterer Jubellieder, ein düsterer Psalmengesang.

Trotz der Schwierigkeiten ihrer Lage verlor Maria den Muth nicht; sie ergriff vielmehr ihre Aufgabe mit dem ganzen Feuer der Jugend und legte Umsicht und Gewandtheit an den Tag. Ihren ebenso ehrgeizigen als schlauen Stiefbruder Jakob, einen natürlichen Sohn Jakobs V. und das Oberhaupt der protestantischen Partei, erhob sie zum Grafen von Murray und ernannte ihn zu ihrem ersten Minister. Die religiöse Revolution nahm sie als vollendete Thatsache an, verlangte aber die Freiheit der Religionsübung, die sie ihren andersgläubigen Unterthanen gestattete, auch für sich selbst. Allein Knox erklärte auf der Kanzel, er wolle lieber zehntausend Feinde in Schottland landen sehen, als die Abhaltung einer einzigen Messe zugeben, und reizte das Volk zu Gewaltthätigkeiten, um zu verhindern, daß die Königin in ihrer Hofkapelle Messe lesen lasse. Mit gezücktem Schwerte mußte sich Murray vor den Eingang der königlichen Kapelle stellen, um die Priester der Königin gegen die Wuth des Pöbels zu schützen, der dieselben zu steinigen drohte. Erst als Maria in einer Proklamation unter Zusicherung allgemeiner Religionsfreiheit um Schutz und Beistand gegen die Beschränkung bat, die ihr selbst auferlegt werden sollte, erlangte sie den Fortbestand ihrer katholischen Hofkapelle. Indessen fuhr der zelotische Knox fort, durch aufreizende Predigten, in denen er unter Anderem auch die Festlichkeiten des Hofes zum Gegenstande persider Angriffe

auf die Königin machte, das Urtheil des Volkes über seine katholische Herrscherin irre zu leiten und den Boden zu untergraben, auf welchem ihr ohnehin schwankender Thron stand.

Gleich nach ihrer Thronbesteigung hatte Maria sich bemüht, eine Verständigung mit Elisabeth herbeizuführen; doch blieben alle Schritte, die sie zu diesem Zwecke that, erfolglos, da Elisabeth die bedingungslose Verzichtleistung Maria's auf die englische Krone verlangte, während Maria sich zu ihrer Anerkennung als Königin von England nur in dem Falle bereit erklärte, daß Elisabeth sie zur Erbin des englischen Thrones einsetze, wozu diese nicht zu bewegen war. Ohne in offene Feindschaft auszuarten, blieb das Verhältniß zwischen den beiden Königinnen ein gespanntes, und Elisabeth ermüdete nicht in ihren Bemühungen, ihrer Verwandten, in welcher sie nicht nur die Mitbewerberin um den englischen Thron, sondern auch die Nebenbuhlerin um den Preis der Schönheit haßte, alle nur erdenklichen Verlegenheiten zu bereiten.

Inzwischen war es Maria, theils durch das Gewinnende ihrer Erscheinung und ihres Benehmens, theils durch weise, mit Entschiedenheit gepaarte Mäßigung, gelungen, die Ränke ihrer Gegner zu Schanden zu machen und ihr Ansehen zu befestigen, und ihre Unterthanen drangen in sie, sich zu vermählen, um dem Lande einen Erben zu geben. An Bewerbern um Maria's Hand fehlte es nicht. Philipp II. wünschte, sie mit seinem Sohne Karlos zu vermählen; Kaiser Ferdinand I. warb um sie für seinen Sohn Karl; auch die Herzoge von Ferrara, Anjou, Orleans und Nemours und der Prinz von Condé boten ihr ihre Hand an. Allein gegen alle diese Bewerber erhoben sich Bedenken. Während Knox und sein Anhang gegen die Vermählung der Königin mit einem Katholiken eiferten, suchte Elisabeth, die sie am liebsten unvermählt gesehen hätte, jede Verbindung Maria's mit einem auswärtigen Fürsten zu hintertreiben. Maria selbst entschied sich endlich für ihren Vetter, Heinrich Darnley, dessen jugendliche Schönheit ihr Herz gewonnen, und am 29. Juni 1565 fand, trotz der Gegenbemühungen Murray's und der Einsprache der Königin Elisabeth, die in der Verbindung Maria's mit einem gleichfalls von Heinrichs VIII. ältester Schwester abstammenden Anverwandten — er war ein Enkel der Königin Margaretha aus deren zweiter Ehe mit dem Grafen Angus — eine neue Gefahr für ihren Thron erblickte, ihre Vermählung mit Darnley statt, worauf sie ihren Gemahl zum König ausrufen ließ.

Indessen sollte Maria nur zu bald inne werden, daß ihre Wahl eine unglückliche gewesen; denn Darnley war dem Trunke ergeben und von rohen Sitten, dabei geistig beschränkt, hochmüthig und herrschsüchtig und von leidenschaftlicher Heftigkeit. Da ihm

Maria bei ihrer Vermählung einen gewissen Antheil an der Regierung in Aussicht gestellt, verlangte er mit Ungestüm ihre Einwilligung zu seiner Krönung, und als sie ihm dieselbe mit Rücksicht auf seine Unfähigkeit entschieden verweigerte, schrieb er dies dem Einfluß ihres Sekretärs, des Piemontesen David Riccio, zu, der Maria's volles Vertrauen besaß, während er als Ausländer dem Adel des Landes ein Dorn im Auge war und die Prädikanten ihn als eifrigen Katholiken mit bitterem Hasse verfolgten. Obgleich Riccio weder jung noch schön war, bezeichnete ihn Darnley offen als den Buhlen der Königin und ergoß sich in Klagen über seine angebliche Zurücksetzung, worauf die Häupter des reformirten Adels, die nur durch die Beseitigung Riccio's die Wiederherstellung der katholischen Kirche in Schottland verhindern zu können glaubten, sich bereit erklärten, sich mit ihm zur Ermordung des Verhaßten zu verbinden. Am Abend des 9. März 1566, als die Königin mit Riccio und einigen ihrer Frauen in einem kleinen Gemache des königlichen Palastes beim Abendbrode saß, trat plötzlich Darnley, von mehreren bewaffneten Edelleuten begleitet, durch eine Seitenthüre ein und stellte sich hinter den Stuhl seiner Gemahlin. Auf die Frage der erschrockenen Königin, was dieser seltsame Besuch bedeute, wurde ihr erwidert, sie selbst habe Nichts zu fürchten; man habe nur mit Riccio zu sprechen. Maria befahl den eingedrungenen Edelleuten, deren drohende Mienen Unheil verkündeten, sich sofort bei Strafe des Hochverraths zu entfernen. Statt zu gehorchen, drangen sie auf Riccio ein, der sich schutzsuchend hinter die Königin geflüchtet, rissen ihn von ihrem Kleide los, an welches er sich festgeklammert, und zerrten ihn, nicht achtend der flehentlichen Bitten Maria's um Schonung für den Unglücklichen und alles vor sich niederwerfend, was ihnen im Wege stand, in das Vorzimmer. Hier erlag er, während Darnley seine Gemahlin gewaltsam in ihrem Gemache zurückhielt, den von allen Seiten mit beispielloser Wuth gegen ihn geführten Streichen der Verschworenen, worauf seine von sechsundfünfzig Dolchstichen durchbohrte Leiche zum Fenster hinausgeworfen wurde. Dem vor dem Palaste versammelten Volke erklärten die Verschwornen, sie hätten den italienischen Sekretär getödtet, weil er es mit dem Papste und dem König von Spanien gehalten, welche Mannschaften nach Schottland senden wollten, um den katholischen Glauben wiederherstellen zu lassen.

Da die Verschworenen mit der Ermordung Riccio's noch andere, die Sicherstellung der Alleinherrschaft des Kalvinismus in Schottland bezweckende Pläne verbanden, nach welchen Darnley, der seinen Verbündeten den Uebertritt zum Protestantismus zugesagt, mit der obersten Macht bekleidet werden und das Land im Einvernehmen mit der Königin Elisabeth, die der Verschwörung nicht

fremd geblieben, regieren sollte, hielten sie die Königin in ihrem Palaste gefangen; es gelang ihr jedoch, zu entkommen, worauf sie den ihr treu gebliebenen Theil des schottischen Adels zu den Waffen rief und mit Heeresmacht in die Hauptstadt zurückkehrte, aus welcher die auf einen bewaffneten Widerstand nicht vorbereiteten Verschworenen bei ihrem Heranrücken entflohen waren. Drei Monate später, am 19. Juni 1566, gab sie einem Sohne das Leben, der unter dem Namen Jakob VI. ihr Nachfolger wurde und nach Elisabeths Tod als Jakob I. auch den englischen Thron bestieg.

Unterdessen hatte Darnley, um Maria's Gunst wieder zu erlangen, am 20. März in dem königlichen Rath die feierliche Erklärung abgegeben, daß er die Verschwörung, welche die Ermordung Riccio's bezweckt, niemals durch Rath, Befehl oder Zustimmung unterstützt oder gebilligt habe; seine nach England entflohenen Mitverschworenen hatten jedoch alle Aktenstücke der Verschwörung in die Hände der Königin gebracht und dadurch das Lügengewebe zerrissen, durch welches er seine Unschuld darzuthun gesucht. So tief indessen auch die Königin durch das feige Benehmen Darnley's und die erlangte Gewißheit seiner Betheiligung an der Ermordung Riccio's erschüttert sein mußte, liegen doch unwiderlegliche Beweise einer zwischen den beiden Ehegatten erfolgten Versöhnung vor, zu welcher Maria wohl durch die Ueberzeugung bewogen worden, daß Darnley bei der ganzen Verschwörung mehr der Verführte als der Verführer gewesen. Auch gegen die übrigen Verschworenen ließ die Königin, theils ihrer natürlichen Weichherzigkeit folgend, theils dem Drängen Murray's nachgebend, der selbst in die Verschwörung verwickelt gewesen, die Milde walten: mit Ausnahme von zweien, die sich bei der Ermordung Riccio's gegen die Königin selbst vergangen, durften alle noch vor Ablauf des Jahres aus der Verbannung zurückkehren.

Aber eben diese Begnadigung der Mörder Riccio's störte aufs Neue das gute Einvernehmen zwischen der Königin und ihrem Gemahle, indem Darnley, der dieselbe aus Furcht vor der Rache seiner von ihm verrathenen Verbündeten zu hintertreiben gesucht, sich seitdem nicht nur geflissentlich von dem Hofe fern hielt — angeblich, weil die Königin ihm keinerlei Autorität anvertraue und sich nicht die geringste Mühe gebe, ihn in den Augen der Nation zu heben — sondern auch gegen die ihm verhaßten Häupter des schottischen Adels und insbesondere gegen die Mitglieder des königlichen Ministeriums eine so feindliche Haltung annahm, daß in Maria Stuart die Befürchtung erwachte, er trage sich mit Plänen, welche die Ruhe des Reiches gefährden könnten.

Diese durch bedenkliche Gerüchte gesteigerte Befürchtung schien um so begründeter, als Darnley zu Glasgow, wohin er sich zurückgezogen, ganz unter dem Einfluß seines ränkesüchtigen Vaters, des

Grafen Lennox, stand, der offenkundig darauf aus war, der Königin Verlegenheiten zu bereiten.

Während Maria Stuart auf Mittel sann, ihren Gatten dem verderblichen Einfluß seines Vaters zu entziehen, wurde Darnley zu Anfang des Jahres 1567 von einer schweren Krankheit befallen, die eine Umwandlung in seinen Gesinnungen herbeiführte. Maria eilte zu ihm und da sie die Aufrichtigkeit seiner Reue erkannte, gewährte sie ihm gern die erbetene Verzeihung. Sie ließ ihn in einer Sänfte nach Edinburg bringen, wo sie ein in der südlichen Vorstadt gelegenes Landhaus zu seiner Wohnung hatte herrichten lassen, damit das Geräusch der Hauptstadt seine Genesung nicht verzögere. Nachdem sie ihn hier acht Tage lang mit der größten Hingebung gepflegt, kehrte sie am 9. Februar gegen Mitternacht nach dem Schlosse Holyrood zurück, um einem gelegentlich der Vermählung einer ihrer Hofdamen veranstalteten Maskenballe beizuwohnen. Zwei Stunden später wurde Darnley's Wohnung durch eine Pulvermine in die Luft gesprengt. Des Königs Leiche, welche Spuren der Erdrosselung zeigte, fand man in dem nahen Garten.

Bekanntlich ist Maria Stuart der Mitwissenschaft und Theilnahme an der Ermordung ihres Gatten beschuldigt worden; neuere Schriftsteller haben jedoch unwiderlegliche Beweise dafür beigebracht, daß diese Beschuldigung jeder Begründung entbehrt [1]). Darnley wurde das Opfer einer Verschwörung des kalvinistischen Adels, von welcher die Königin keine Ahnung hatte. Schon im Dezember 1566 war von den Verschworenen, zu denen auch der Graf Murray gehörte, die Ermordung des Königs beschlossen worden, durch welche nicht nur der an den Mördern Riccio's begangene Verrath gerächt, sondern auch die aus einer abermaligen Versöhnung Maria's mit ihrem Gemahl entspringende Gefahr eines die Interessen der Verschworenen bedrohenden Einflusses des Letzteren auf die Königin beseitigt werden sollte, und die im Januar 1567 wirklich erfolgte Wiederaussöhnung der beiden Ehegatten trieb die Verschworenen zur rascheren Ausführung der geplanten Frevelthat.

Der Verschwörung war auch der ebenso ehrgeizige als kühne und thatkräftige Graf Bothwell, ein früherer Gegner Murray's

---

1) Die Unschuld der unglücklichen Maria Stuart haben katholische und protestantische Gelehrte überzeugend dargethan. Unter den Letztern erwähnen wir besonders Dr. Ernst Bekker, der in seiner Abhandlung: „Maria Stuart, Darley, Bothwell" Gießen 1881 nicht nur die vollständige Grundlosigkeit der gegen die Königin von Schottland bezüglich ihrer angeblichen Betheiligung an der Ermordung Darnley's und ihrer Beziehungen zu Bothwell erhobenen Anklagen auf das Evidenteste nachgewiesen, sondern auch die ganze schmachvolle Perfidie der heuchlerischen Königin von England in ihrem Verhalten gegen ihre unglückliche Verwandte mit vernichtender Schärfe dargelegt hat.

und einer der mächtigsten Edelleute des Königreichs beigetreten, nachdem man ihm die Aussicht auf die Hand der Königin eröffnet hatte, und bald wurde er allein als der Urheber des schmachvollen Königsmordes bezeichnet, obgleich es als erwiesen angesehen werden muß, daß die Ausführung des verbrecherischen Planes von mehreren Verschworenen geleitet worden und Bothwell persönlich an der Erdrosselung des Königs keinen Antheil gehabt. Ein anonymer Anschlag, der am Morgen nach der Beisetzung Darnley's an dem Thore des Rathhauses von Edinburg gefunden wurde, nannte ihn offen Königsmörder, mit dem Beifügen, daß die Königin dem Morde ihre Zustimmung gegeben. Auch wurden zu nächtlicher Stunde in den Straßen der Hauptstadt Stimmen gehört, welche die Königin und Bothwell des Mordes anklagten; aber keiner der Ankläger wagte, in die Oeffentlichkeit zu treten.

Inzwischen hatte Maria Stuart, die sich des Gedankens nicht erwehren konnte, daß der ruchlose Anschlag auch ihrem Leben gegolten, einen Preis von zweitausend Pfund auf die Entdeckung des Mörders gesetzt, und es hatte für sie nicht erst der brieflich an sie gerichteten Aufforderung ihres Schwiegervaters, des Grafen Lennox, zur Einleitung einer Untersuchung des Mordes bedurft, um die dazu nöthigen Schritte anzuordnen. Auf die von Lennox geforderte vorläufige Verhaftung Bothwells und mehrerer anderer mit dem Verbrechen in Verbindung gebrachter hervorragender Persönlichkeiten glaubte die Königin mit Recht so lange nicht eingehen zu können, als nicht bestimmte Anhaltspunkte für den gegen dieselben ausgesprochenen Verdacht aufgefunden sein würden; doch erließ sie am 28. März 1567 auf die von Lennox eingereichte Anklage den Befehl zur Einleitung des Prozesses gegen Bothwell, und da nach den schottischen Gesetzen der Angeklagte sich vierzehn Tage nach erfolgter Vorladung zu stellen hatte, mußte die zur Untersuchung seiner Sache abzuhaltende Gerichtssitzung auf den 12. April anberaumt werden. Wenn daher Lennox, der beständig auf die rascheste Erledigung der Sache gedrungen, der Königin den Vorwurf machte, sie habe ihm nicht Zeit gelassen, für seine Anklage das nöthige Beweismaterial zu sammeln, so ist dieser Vorwurf vollständig hinfällig. Da es thatsächlich an jedem Beweis für die Schuld des Angeklagten fehlte und überdies der die Untersuchung leitende Justizminister, Graf Argyle, zu den Verschworenen gehörte, wurde Bothwell frei gesprochen.

Nach dem Schlusse des Parlaments, das zwei Tage nach der Freisprechung Bothwells zusammengetreten war und das Urtheil des Gerichtshofes bestätigt hatte, unterzeichneten die Mitverschworenen Bothwells ein Schriftstück, in welchem sie sich, der ihm gemachten Zusage gemäß, verpflichteten, seine Bewerbung um die Hand der

Königin mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu unterstützen und jeden als ihren und des Reiches Todfeind zu betrachten, der unter irgend welchem Vorwande die geplante Heirath zu hintertreiben suchen werde. Indem die Mitverschworenen Bothwells auf diese Weise die ihm als Preis seines Beitritts gemachte Zusage erfüllten, sorgten sie nicht nur für ihre augenblickliche Sicherheit ihrem mächtigen Verbündeten gegenüber, sondern sie untergruben auch, im Interesse ihrer Partei, den Boden, auf welchem der Thron Maria's stand; denn wenn die von ihnen empfohlene Heirath zu Stande kam, mußte der von den Gegnern der Königin bereits kundgegebene Verdacht ihrer Mitschuld an Darnley's Ermordung neue Nahrung erhalten.

Kaum im Besitze des Schriftstückes, welches ihm die Erfüllung seiner ehrgeizigen Wünsche zu verbürgen schien, beeilte sich Bothwell, der sich inzwischen unter einem nichtigen Vorwand von seiner Gemahlin hatte scheiden lassen, die Königin von dem Wunsch des Adels in Kenntniß zu setzen; sie wies jedoch seine Bewerbung zurück, indem sie derselben die gewichtigsten Bedenken entgegen stellte und ihn zugleich auf die Unzuverlässigkeit Derjenigen aufmerksam machte, deren Zustimmung zu seiner Bewerbung er erhalten hatte. Da er auf gütlichem Wege nicht zu dem erstrebten Ziele gelangt war, beschloß er, Gewalt zu gebrauchen. Als die Königin am 23. April von Stirling, wohin sie sich zum Besuch ihres Söhnchens begeben, das sie kurz vorher zu größerer Sicherheit der Obhut des Grafen Marr anvertraut, nach Edinburg zurückreiste, erschien Bothwell mit einer Schaar von nahezu tausend Reitern auf der Landstraße und brachte sie, unter dem Vorgeben, daß ihr eine große Gefahr drohe, trotz ihres Widerstrebens, nach der Feste Dunbar, deren Befehlshaber er war. Hier bestürmte er die verlassene, rathlose Königin, die vergebens auf Befreiung hoffte, so lange mit Bitten, Versprechungen und Drohungen, bis sie sich bereit erklärte, seinen und ihrer Stände Wunsch zu erfüllen. Nachdem Bothwell sie am 3. Mai nach Edinburg zurückgebracht, wurde am 14. der Heirathsvertrag unterzeichnet und am folgenden Tage in dem königlichen Palast von Holyrood durch den Erzbischof Adam von Orkney die Trauung vollzogen.

Mit dieser unseligen Verbindung hatte Maria sich den Untergang bereitet. Während sie von dem mißtrauischen und argwöhnischen Bothwell wie eine Gefangene behandelt wurde, schloß derselbe Adel, der ihre Vermählung mit Bothwell so eifrig betrieben, einen neuen Bund, angeblich um die Königin aus der Gewalt Bothwells zu befreien und die Ermordung Darnley's zu rächen, thatsächlich aber, um den Sturz der Königin selbst herbeizuführen, wozu ihre Vermählung mit Bothwell die erwünschte Handhabe bot, und zur

Sicherung der unbestrittenen Alleinherrschaft des Kalvinismus auf religiösem und politischem Gebiet dem Grafen Murray die erstrebte Regierungsgewalt zu verschaffen.

Nachdem die Verbündeten für die Verbreitung beunruhigender Gerüchte Sorge getragen, griffen sie zu den Waffen und erschienen, während Bothwell und Maria sich in das feste Dunbar zurückzogen, mit einer Schaar von dreitausend Reitern vor Edinburg, dessen ganz auf ihrer Seite stehende Bevölkerung ihnen ohne Schwierigkeit die Thore öffnete. Hier traten sie zu einem „geheimen Rath" zusammen, dessen Seele in Abwesenheit des nach dem Kontinent abgereisten Grafen Murray der Graf Morton war, und erließen am 11. Juni eine Proklamation, in welcher sie, „da Ihre königliche Majestät in Gefangenschaft gehalten werde und weder fähig sei, ihr Reich zu regieren, noch den Mördern ihres Gatten nachzuspüren," alle Unterthanen aufforderten, ihnen zur Befreiung der Königin, zur Erhaltung des Prinzen, dessen Leben durch Bothwell bedroht sei, und zur Bestrafung der Königsmörder Beistand zu leisten. Eine zweite am folgenden Tage erlassene Proklamation des „Rathes" gebot allen Lehensleuten des Reiches, sich zum unverzüglichen Aufbruch mit den Lords des Secret-Council und dem Adel bereit zu halten, „um die höchst edle Person Ihrer Majestät aus Gefangenschaft und Kerker zu befreien und den Grafen Bothwell sowie alle seine Mitschuldigen, welche ihm helfen würden, nach den Gesetzen des Reiches zu richten."

Bothwell hatte zur Bekämpfung der Verbündeten Truppen zusammengezogen; aber bald mußte er inne werden, daß auf die Treue derselben nicht zu zählen war. An der Möglichkeit eines erfolgreichen Widerstandes verzweifelnd, erklärte sich die Königin bereit, sich den Verbündeten zu ergeben, unter der Bedingung freien Abzugs für Bothwell und die Seinigen, und die Bereitwilligkeit, mit welcher die Verbündeten auf diese Bedingung eingingen, bekundete zur Genüge, daß nicht die Bestrafung Bothwells, sondern die Entthronung der Königin der Zweck ihres Unternehmens war. Um der Verfolgung seiner Gegner zu entgehen, entfloh Bothwell nach den Orkneys-Inseln, wo er eine Zeitlang Seeräuberei trieb, bis er von den Verbündeten zur weiteren Flucht genöthigt wurde. Er entkam auf einem Boote nach Dänemark, wo er in Gefangenschaft gerieth und nach zehnjähriger schwerer Kerkerhaft im Wahnsinn starb.

Obgleich Maria Stuart sich freiwillig den Verbündeten ergeben und diese ihr feierlich Treue und Gehorsam gelobt, wurde sie, nachdem sie auf dem Zuge nach Edinburg von den Soldaten der verbündeten Lords und in der Hauptstadt selbst von dem gegen sie aufgereizten Pöbel mit den gemeinsten Schmähungen überhäuft worden, als Gefangene auf das inmitten eines Sees gelegene Schloß

Lochleven gebracht, dessen Besitzerin, die Gräfin Douglas, die Mutter des Grafen Murray und eine eifrige Puritanerin, sie mit der rücksichtslosesten Strenge bewachen ließ.

Unterdessen arbeiteten die Verbündeten, deren ganzes Vorgehen durch Akte der rohesten Vergewaltigung und Brutalität gekennzeichnet war, in Gemeinschaft mit der kalvinischen Geistlichkeit eifrig an ihrer Entthronung. Hatten sie ursprünglich die Befreiung der Königin von der Tyrannei Bothwells als nächsten Zweck ihrer Schilderhebung bezeichnet, so beschuldigten sie jetzt Maria Stuart, zur Rechtfertigung ihrer feindlichen Haltung gegen dieselbe, eines schon zu Lebzeiten Darnley's mit Bothwell angeknüpften Liebesverhältnisses, dessen Opfer der König geworden sein sollte, und erklärten die gewaltsame Entführung der Königin durch Bothwell für ein zwischen Beiden abgekartetes Spiel. Diese schmachvollen Verläumdungen, für welche nicht der geringste Anhaltspunkt vorhanden war, wurden von den Kanzeln herab dem Volke verkündet, und Knox bedrohte das ganze Land und Volk mit dem göttlichen Strafgericht, wenn man die Königin der gebührenden Strafe entgehen lasse. So wurden die Leidenschaften der Menge in immer höherem Grade entfesselt, und das zur äußersten Erbitterung gegen seine katholische Herrscherin entflammte Volk verlangte ihre unnachsichtige Bestrafung. Durch Todesdrohungen geschreckt, entschloß sich Maria, dem Drängen der Verbündeten nachzugeben und der Regierung zu entsagen. Am 24. Juli unterzeichnete sie eine Urkunde, durch welche sie für die Dauer der Minderjährigkeit ihres einjährigen Sohnes, der fünf Tage später zu Stirling als Jakob VI. feierlich gekrönt wurde, den Grafen Murray zum Regenten ernannte.

Mit der Enthronung Maria's war der Sieg der Reformation in Schottland entschieden. Das Parlament erklärte im Oktober 1567 die protestantische Kirche für die allein wahre und verlangte, daß fortan jeder König eidlich auf dieselbe verpflichtet werde. Die Katholiken wurden für Ketzer erklärt und die im Jahre 1560 gegen sie erlassenen Strafgesetze erneuert (s. S. 187). Wer sich dem von dem Parlamente von 1560 angenommenen Glaubensbekenntniß widersetze, sollte aus der christlichen Kirche ausgestoßen werden. Das Kirchengut blieb dem Adel überlassen, der sich längst gewaltsam in den Besitz desselben gesetzt hatte. Die Kirchenverfassung war, den Grundsätzen Kalvins entsprechend, eine presbyterianisch-demokratische, und alle späteren Bemühungen Jakobs VI., die bischöfliche Hierarchie wieder herzustellen, blieben erfolglos.

Unterdessen war es Maria, welcher trotz ihrer erzwungenen Thronentsagung die Freiheit nicht zurückgegeben worden, nach zehnmonatlicher Haft, mit Hilfe des eigenen Sohnes ihrer strengen Hüterin, des achtzehnjährigen William Douglas, gelungen, aus dem

Schloſſe Lochleven zu entkommen (2. Mai 1568), und da ſich ſogleich der größte Theil des ſchottiſchen Adels, erbittert über Murray's rückſichtsloſes Regiment und ſeine Parteilichkeit bei der Ertheilung von Würden und Aemtern, für ſie erhob und Gut und Blut für ihre Wiederherſtellung einzuſetzen gelobte, widerrief ſie alle Akte, die ſie in Lochleven unterzeichnet hatte, als erzwungen und ließ den Grafen Murray durch einen Geſandten auffordern, die Regentſchaft niederzulegen, wogegen ſie alles, was gegen ihre Ehre und ihre Perſon begangen worden, verzeihen zu wollen erklärte. Murray wies ihr Verlangen zurück und ſammelte Truppen zur Behauptung ſeiner Würde.

Zum Unglück für die Königin herrſchte unter ihren Anhängern eine unbegreifliche Sorgloſigkeit und Unüberlegtheit. Anſtatt unverzüglich mit ihrer überlegenen Macht gegen den Regenten vorzurücken, ließen ſie ihm Zeit, ſeine Streitkräfte zu verſtärken, und als am 13. Mai die beiden Heere bei Langſide einander gegenüberſtanden, war das ihre zum Kampfe nicht geordnet. Nichtsdeſtoweniger ſchritten ſie zum Angriff mit einem Ungeſtüm, der verhängnißvoll für ſie werden mußte. Ihre Vorhut wurde zurückgeworfen und brachte das ganze übrige Heer in ſolche Verwirrung, daß Alles ſich, von einer unwiderſtehlichen Panik ergriffen, zur Flucht wandte, in welche auch die Königin fortgeriſſen wurde. Nach einem angeſtrengten Ritte erreichte ſie das ſechzig engliſche Meilen vom Schlachtfelde entfernte Galloway, wo ſie ſich mit den wenigen Getreuen, die ihr gefolgt waren, über ihre Zukunft berieth. Obgleich ihr Heer nur zerſprengt war und leicht wieder hätte geſammelt werden können, hatte ihr die erlittene Niederlage ſo ſehr allen Muth geraubt, daß ſie jeden Gedanken an eine Fortſetzung des Kampfes aufgab und nur der Gefahr zu entgehen ſuchte, wieder in die Hände ihrer Feinde zu fallen. Da es ihr zur Flucht nach Frankreich an einem Schiffe fehlte, faßte ſie, trotz der dringendſten Abmahnungen ihrer Umgebung, den verhängnißvollen Entſchluß, ſich der Königin von England in die Arme zu werfen, die ihr während ihrer Haft in Lochleven ihre Mitwirkung zur Wiederaufrichtung ihres Thrones in Ausſicht geſtellt hatte. Von der Solway-Bucht trug ein Fiſcherkahn ſie am 16. Mai 1568 nach Carliſle, von wo ſie die Königin Eliſabeth in einem rührenden Schreiben um Hilfe und um eine Zuſammenkunft bat, „damit ſie ſelbſt ſich von den Verläumdungen reinigen könne, welche ihre Feinde ausgeſprengt hätten.“ Aber im engliſchen Staatsrath fand die Stimme der Großmuth kein Gehör; nur das perſönliche Intereſſe Eliſabeths und der Staatsvortheil wurden in Erwägung gezogen, und dieſe verlangten, daß die katholiſche Königin von Schottland, die ihren Anſprüchen auf den engliſchen Thron nicht entſagt hatte, unſchädlich gemacht

werde. Elisabeth beschloß daher, auf den Rath Cecils, ihre Gegnerin gefangen zu halten. Um durch eine gerichtliche Untersuchung über Maria's Betheiligung an der Ermordung Darnley's die Oberhoheit Englands über Schottland augenfällig festzustellen und dadurch zugleich Maria bei den Engländern um Ehre und Ansehen zu bringen, schrieb sie ihr, daß sie sie nicht eher empfangen könne, bis es ihr gelungen sein werde, sich von dem Verdachte der Mitschuld an der Ermordung ihres Gemahls zu reinigen, und fügte, um Maria's Zustimmung zu der beabsichtigten Untersuchung zu erlangen, die heuchlerische Versicherung bei, daß sie ihr, sobald ihre Schuldlosigkeit erwiesen, zu ihrer Wiedererhebung auf den schottischen Thron mit allen Mitteln beistehen werde.

Maria wies Elisabeths beleidigendes und mit ihrer früheren Haltung im schroffsten Widerspruch stehendes Verlangen, sich vor einem englischen Gerichtshofe gegen die verläumderischen Anklagen rebellischer Unterthanen zu rechtfertigen, mit edler Entrüstung als unvereinbar mit der Würde einer freien Königin, die keinen andern Richter über sich erkennen könne, als Gott, auf das Entschiedenste zurück; da jedoch weder ihre wiederholte dringende Bitte um Gewährung einer persönlichen Zusammenkunft, noch ihr Verlangen, England verlassen zu dürfen, um anderwärts Hilfe zu suchen, bei Elisabeth Gehör fand, blieb ihr kein anderer Weg zur Wiedererlangung ihrer Freiheit, wie zur Rettung ihrer bedrohten Ehre und zur Herstellung ihres königlichen Ansehens, als die von Elisabeth geforderte Untersuchung, und sie beschloß daher, sich in das Unabänderliche zu fügen.

Nachdem Maria Stuart sich Ende Juli bereit erklärt hatte, ihre Sache durch Bevollmächtigte vor einer englischen Kommission führen zu lassen, ernannte Elisabeth zu Mitgliedern derselben ihren Günstling, den Herzog von Norfolk, den Sohn des unter Heinrich VIII. hingerichteten Herzogs von Surrey und Erben der berühmten Familie der Howard, den Grafen von Sussex und den Kanzler von Lancaster, Sir Ralph Sadler, den Vertrauten Cecils, und verordnete, daß die Konferenz zur Untersuchung der Angelegenheit Maria's im Anfang Oktober zu York stattfinden solle. Der Graf Murray, dem Elisabeth mit der geheimen Versicherung daß sie nicht daran denke, Maria wieder auf den schottischen Thron zu erheben, die öffentliche Aufforderung hatte zukommen lassen, Maria's Schuld zu beweisen oder sich wegen seiner Empörung zu rechtfertigen, kam selbst nach England, um seine Schwester in aller Form vor dem Gerichtshofe Elisabeths nicht nur der Mitwissenschaft und Theilnahme an der Ermordung Darnley's, sondern auch der beabsichtigten Ermordung ihres Sohnes anzuklagen, und brachte zur Erhärtung seiner Anklage Briefe mit, die von Maria an Bothwell ge-

richtet worden ſein ſollten, deren Unechtheit jedoch nach den Ergebniſſen der neueſten Geſchichtsforſchung nicht dem geringſten Zweifel unterliegt.

Vergebens verlangte Maria, zu der Konferenz, die im November nach Weſtminſter verlegt worden, zugelaſſen zu werden, um das Lügengewebe ihrer Gegner zerreißen zu können; nicht einmal die von ihr geforderte Einſicht in die von Murray vorgelegten Briefe wurde ihr geſtattet. Weder ihre Bevollmächtigten noch ſie ſelbſt konnten Kopien derſelben erlangen, und als ſie angeſichts dieſer entſchiedenen Parteinahme Eliſabeths für den Grafen Murray ihre Bevollmächtigten unter Proteſt gegen die Fortſetzung des Verfahrens zurückrief, wurde deren Abweſenheit zu einer Scheinprüfung der angeblichen Beweiſe für Maria's Schuld benutzt. Da jedoch Eliſabeth und ihre Räthe bei der augenfälligen Unechtheit dieſer Schuldbeweiſe die Unmöglichkeit erkannten, auf dieſelben eine Verurtheilung der Königin von Schottland zu begründen, ſuchten ſie Maria Stuart, indem ſie ihr dieſe Verurtheilung als zweifellos darſtellten, zu einer freiwilligen Thronentſagung zu bewegen, wogegen Eliſabeth ſich bereit erklärte, aus Rückſicht für den bedrohten Ruf ihrer „guten Schweſter" die eingeleitete Unterſuchung fallen zu laſſen und Alles mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe zu bedecken.

Allein Maria, die keinen Grund hatte, die Fortſetzung des gerichtlichen Verfahrens zu ſcheuen, wies alle Ausgleichsvorſchläge um ſo entſchiedener zurück, als ſie durch Mittheilungen aus Schottland von der Verſchwörung, welcher Darnley zum Opfer gefallen, genaue Kenntniß erhalten hatte und alſo in der Lage war, ihrerſeits den Grafen Murray und deſſen Freunde des Königsmordes anzuklagen. Die von ihren Bevollmächtigten eingereichte Anklage blieb jedoch ebenſo unberückſichtigt, als ihre wiederholte Forderung der Mittheilung des angeblichen Beweismaterials. Murray, der während der ganzen Dauer der Konferenz, entgegen der von Eliſabeth den Bevollmächtigten Maria's gegebenen feierlichen Zuſage, ihn zu keiner Audienz zuzulaſſen, ſowohl mit ihr ſelber als mit ihren Miniſtern eifrig verkehrt hatte, wurde in keiner Weiſe zur Rechenſchaft gezogen und durfte nicht nur, ungeachtet des von den Bevollmächtigten Maria's eingereichten Proteſtes, ungehindert nach Schottland zurückkehren, ſondern nahm ſogar dorthin ein Geſchenk von fünftauſend Pfund mit, die Eliſabeth ihm aus dem engliſchen Staatsſchatze hatte verabreichen laſſen. Die Unterſuchung wurde eingeſtellt, ohne zu einem andern Ergebniß geführt zu haben, als zu der ſtillſchweigenden Anerkennung des zweifelhaften Charakters des von Murray vorgelegten Beweismaterials. Allein wenn Maria Stuart auf Grund dieſes Beweismaterials nicht hatte verurtheilt werden können, ſo war ſie auch nicht förmlich freigeſprochen worden, und ſo hatte Eliſabeth durch ihre ſchmachvolle Perfidie wenigſtens ſo viel

erreicht, daß ihre „gute Schwester" mit dem Schatten des ihr zur Last gelegten Verbrechens und aller unter dem Schutze der Königin von England gegen sie ausgestreuten Verleumdungen bedeckt blieb, und zwar um so mehr, als Elisabeth sich entschiedener denn je weigerte, die verhaßte Nebenbuhlerin zu sehen, und, weit entfernt, zu ihrer Restauration die Hand zu bieten, entschlossen schien, ihre Haft zu einer dauernden zu machen. Schon vor der Eröffnung der gerichtlichen Verhandlungen war die unglückliche Königin von Carlisle auf das Schloß zu Bolton in Yorkshire gebracht worden; da jedoch in der Nähe dieses Ortes viele Katholiken wohnten, ließ Elisabeth sie nach Tutbury in Staffordshire bringen, wo sie fortwährend in strenger Haft gehalten wurde.

Unterdessen war der Herzog von Norfolk, der sich mit dem hochfliegenden Plane trug, durch die Vermählung mit Maria König von Schottland und nach Elisabeths kinderlosem Tode König von England zu werden, bemüht gewesen, im nördlichen England eine Bewegung zu Gunsten dieses Planes anzubahnen, durch welche er die Zustimmung Elisabeths zu demselben zu erzwingen hoffte, und der Wunsch, die alte Religion hergestellt und die Frage der Thronfolge auf friedlichem Wege geordnet zu sehen, sowie die Unzufriedenheit mit der Politik Cecils, die England in einen offenen Krieg mit Spanien zu verwickeln drohte, hatten ihm einen großen Theil des dortigen Adels zugeführt. Allein noch ehe alle Vorkehrungen zu der geplanten Erhebung getroffen waren, rief Elisabeth, der Alles verrathen worden, den Herzog unter Androhung der Strafe des Hochverraths aus Norfolk zurück und ließ ihn als Gefangenen in den Tower bringen. Seine Gesinnungsgenossen setzten zwar die begonnenen Rüstungen fort, und im November 1569 pflanzten die Grafen von Northumberland und Westmoreland wirklich die Fahne der Empörung auf, um Maria zu befreien und Elisabeth zu zwingen, sie zu ihrer Nachfolgerin zu ernennen und den katholischen Glauben herzustellen; da sich jedoch die Masse des katholischen Volkes, mit Rücksicht auf den der Königin geleisteten Eid der Treue, von dem Aufstande fern hielt, erlag derselbe bald den Waffen Elisabeths und hatte keine anderen Folgen, als zahlreiche Hinrichtungen, verschärfte Strafgesetze gegen die Katholiken und eine Verschlimmerung des Looses der gefangenen Königin. Elisabeth hatte dieselbe gleich beim Beginne des Aufstandes nach der Festung Coventry bringen und ihren Wächtern Befehl ertheilen lassen, bei dem ersten Versuch der Aufständischen zu ihrer Befreiung, sie schonungslos zu tödten.

Um die ersehnte Freiheit wieder zu erlangen, erklärte sich Maria zu allem bereit, was Elisabeth von ihr fordern werde, insofern es nur irgendwie mit ihrer Würde zu vereinbaren sei, und in der That schien Elisabeth mehrere Male geneigt, zu ihrer Wieder-

erhebung auf den schottischen Thron die Hand zu bieten; es war ihr jedoch nur darum zu thun, Zeit zu gewinnen, und so fand sie stets neue Vorwände, ihre Zusagen zurückzunehmen. Entrüstet über Elisabeths fortgesetzte Treulosigkeit, wandte sich Maria endlich, im Einvernehmen mit Norfolk, der nach der Niederwerfung des durch seine Gesinnungsgenossen erregten Aufstandes aus seiner Haft entlassen worden war und sofort seine früheren Pläne wieder aufgenommen hatte, an Philipp II. von Spanien mit der Bitte, durch eine Landung in England ihre Befreiung zu bewirken. Die Sache wurde jedoch entdeckt, ehe sie zur Reife gekommen, und Norfolk mußte seine Betheiligung an derselben mit dem Leben büßen. Von einem Peersgerichte, das ihm weder den erbetenen Anwalt bewilligte, noch auf seinen Protest gegen die wider ihn aufgetretenen Zeugen Rücksicht nahm, deren Aussagen er für erpreßt erklärte, nach achtzehnwöchentlicher strenger Haft im Tower als Hochverräther zum Tode verurtheilt, endete er am 2. Juni 1572, im Alter von siebenunddreißig Jahren, unter dem Beile des Nachrichters. Das gleiche Schicksal traf bald darauf den Grafen von Northumberland, der nach dem mißglückten Aufstand mit mehreren seiner Genossen nach Schottland entkommen, dort aber in Murray's Hände gefallen und von ihm als Gefangener nach Lochleven gebracht worden war. Nachdem er hier dritthalb Jahre in strenger Haft zugebracht, wurde er von seinem Hüter, dem Grafen Morton, aus der Familie der Douglas, für eine bedeutende Geldsumme an Elisabeth ausgeliefert und am 22. August 1572, in Folge eines von dem Parlamente gefällten Urtheils, ohne vorausgegangenen Prozeß zu York enthauptet.

Inzwischen hatte Murray in Schottland durch seine gewaltthätige Regierung der Sache der gefangenen Königin neue Anhänger zugeführt, und als er am 23. Januar 1570 von einem Manne erschossen worden, dessen Vermögen er eingezogen und dessen Frau er in kalter Winternacht aus ihrer Wohnung hatte treiben lassen, gelang es ihrer Partei, sich der Hauptstadt zu bemächtigen, worauf Maria aufs Neue als Königin ausgerufen wurde. Dieser Umschwung war jedoch nur von kurzer Dauer; denn Elisabeth beeilte sich, den auf ihren Betrieb zum Nachfolger Murray's ernannten Grafen Lennox mit englischen Truppen zu unterstützen, mit deren Hilfe der Partei der Königin die errungenen Vortheile wieder entrissen wurden. Noch einmal raffte sich dieselbe auf, als auch Lennox am 14. September 1571 ermordet worden; allein auch diesmal wurde sie durch den neuen Regenten, den Grafen Marr, mit Hilfe englischer Truppen unterdrückt.

Da die Sache Maria's in Schottland gänzlich darnieder zu liegen schien, gerieth Elisabeth auf den Gedanken, sich der verhaßten

Gegnerin dadurch zu entledigen, daß sie dieselbe den Schotten zur Ermordung überlasse. In der That wurde im September 1572 an den Grafen Marr das Ansinnen gestellt, Maria's Auslieferung zu verlangen und sie aus dem Wege räumen zu lassen, sobald sie den schottischen Boden betreten haben werde, und die durch die fanatischen Predigten des seinem Ende entgegengehenden Knox aufs Aeußerste erhitzten Schotten waren nicht abgeneigt, auf Elisabeths Wünsche einzugehen; der plötzliche Tod des Regenten (28. Oktober 1572) brachte jedoch die angeknüpften Unterhandlungen ins Stocken, und so kam der fluchwürdige Plan nicht zur Ausführung.

Indessen verstrich für die gefangene Königin Jahr um Jahr in vergeblichem Harren auf den Tag, der sie der heißersehnten Freiheit zurückgeben werde. Neben der wachsenden Strenge ihrer Haft und den zahllosen Entbehrungen, die ihre Gesundheit untergruben, hatte sie auch den Schmerz, ihren Sohn, der bereits im Jahre 1578 im Alter von zwölf Jahren für volljährig erklärt worden, kaum irgend welche Theilnahme an ihrem Schicksale an den Tag legen zu sehen. Gebeugt durch das Uebermaß des Kummers, der ihre Haare vor der Zeit gebleicht, schrieb sie im November 1582 an Elisabeth einen Brief voll bitterer Klagen, in welchem sie die Königin inständig bat, sie aus ihrer harten Gefangenschaft zu entlassen, wogegen sie sich bereit erklärte, auf den schottischen Thron für immer zu Gunsten ihres Sohnes Verzicht zu leisten und in England unter einer gewissen Aufsicht zu leben. Aber Elisabeth war umsoweniger geneigt, der Stimme des Mitleids Gehör zu schenken, als gerade damals die Erfolge der aus Rheims und Rom herübergekommenen Missionäre sie mit großen Besorgnissen für die Wiederbelebung des katholischen Glaubens in England erfüllt hatten. Um etwaigen Verschwörungen gegen ihr Leben vorzubeugen, veranlaßte sie im Jahre 1585 das stets fügsame Parlament, ein Gesetz zu erlassen, das für den Fall eines unnatürlichen Todes der Königin sowohl Maria Stuart als auch ihre Nachkommen von der Thronfolge ausschloß.

Schon hatte Maria unter wachsenden geistigen und körperlichen Leiden achtzehn volle Jahre hinter ihren düsteren Kerkermauern vertrauert, als eine zu ihrer Befreiung eingeleitete Verschwörung ihr unglückliches Schicksal entschied. Babington, ein junger katholischer Edelmann, der eine Zeitlang als Offizier in dem in den Niederlanden stehenden Heere Philipps II. gedient, hatte den Plan entworfen, die Königin Elisabeth zu ermorden und die befreite Maria mit Hilfe des katholischen Auslandes auf den englischen Thron zu erheben. Dieser Plan, zu dessen Ausführung er sich mit mehreren seiner Gesinnungsgenossen verbunden hatte, wurde jedoch durch einen Verräther dem englischen Minister Walsingham entdeckt,

und während derſelbe alle Fäden der Verſchwörung in der Hand hielt, ſuchte er zugleich die gefangene Königin in dieſelbe zu verſtricken, um ſie mit einem Scheine von Gerechtigkeit ins Verderben ſtürzen zu können. Zu dieſem Ende begünſtigte er einen Briefwechſel Babingtons mit Maria's Sekretären Nau und Curl, bei welchem alle Briefe der Letzteren von ihm geleſen und abgeſchrieben wurden, bevor ſie an ihre Adreſſe gelangten. Als er genügende Briefe in Händen zu haben glaubte, um Maria der Betheiligung an der angeſponnenen Verſchwörung anklagen zu können, ließ er Babington mit ſeinen Mitverſchworenen verhaften. Zugleich wurde der gefangenen Königin eine Jagdpartie vorgeſchlagen, und während ſie im Genuſſe einer augenblicklichen Freiheit ſchwelgte, die ſie mit neuen Hoffnungen erfüllte, bemächtigte man ſich ihrer Papiere, ſowie ihrer Schmuckſachen und ihres Geldes und brachte ihre Sekretäre Nau und Curl nach London. Während die Verſchworenen auf das Bekenntniß ihrer Schuld den Tod der Hochverräther erlitten, wurde den Sekretären Maria's durch die Folter das Geſtändniß entriſſen, daß ihre Herrin in alle Einzelnheiten der Verſchwörung eingeweiht geweſen und ſie in deren Auftrag die Briefe Babingtons beantwortet hätten.

Auf dieſes Geſtändniß hin wurde in dem engliſchen Staatsrathe der Beſchluß gefaßt, die Königin von Schottland nach dem Statute Eduards II. wegen Hochverraths vor Gericht zu ſtellen, und Maria am 6. Oktober 1586 nach dem Schloſſe Fotheringhay in der Grafſchaft Northampton gebracht. Hierhin begab ſich die mit der Unterſuchung und Aburtheilung der Sache betraute, aus vierzig der angeſehenſten Peers und fünf Oberrichtern beſtehende Kommiſſion, um die Angeklagte zu verhören. Als die Richter vor ihr erſchienen, erklärte Maria, daß ſie als eine unabhängige Königin keine fremde Gerichtsbarkeit über ſich anerkenne und ſich einem Verhöre durch Unterthanen nicht unterziehen werde. Wäre ſie bei dieſer Weigerung geblieben, ſo würde ihre Verurtheilung kaum möglich geweſen ſein; zu ihrem Unglücke ließ ſie ſich jedoch durch die Vorſtellung, daß Eliſabeth ihre Rechtfertigung wünſche und ihr Schweigen als Geſtändniß angeſehen werden müßte, bewegen, den an ſie entſandten Richtern Rede zu ſtehen. Sie leugne nicht, ſo erklärte ſie, ihre Befreiung aus der elenden Gefangenſchaft, in welcher ſie über achtzehn Jahre lang widerrechtlich feſtgehalten worden, ſehnlichſt gewünſcht und an der Wiederlangung ihrer Freiheit eifrig gearbeitet, auch dieſerhalb mit ihren Freunden Briefe gewechſelt zu haben; doch habe ſie an keiner Verſchwörung gegen Eliſabeths Regierung und Leben Theil gehabt. Das Zeugniß ihrer Schreiber verwarf ſie als falſch und verlangte, daß ihr dieſelben gegenüber geſtellt würden; dies wurde ihr jedoch unter Berufung auf das

entgegenstehende Rechtsverfahren jener Zeit verweigert. Auch ihre Bitte, ihr einen Anwalt zu bewilligen, der ihrer Unkenntniß der bestehenden Gesetze zu Hilfe komme, fand keine Berücksichtigung. Die ganze Untersuchung war nicht nur reich an Formfehlern und Gesetzwidrigkeiten, sondern bekundete auch durch die Ueberstürzung, mit welcher sie geführt wurde, daß es den Richtern nur darum zu thun war, über die unglückliche Königin mit einem Scheine von Recht das Todesurtheil aussprechen zu können.

Der furchtbare, mit Stimmeneinhelligkeit gefällte Spruch, durch welchen der Gerichtshof die Königin von Schottland des Todes schuldig erklärte, wurde am 29. Oktober durch das Parlament bestätigt und dessen Veröffentlichung in den Straßen von London verfügt. Da man zur Rechtfertigung desselben eine neue Verschwörung gegen Elisabeths Leben erdichtet hatte, wurde die Verkündigung des Urtheils von dem Pöbel mit Jubel begrüßt und vierundzwanzig Stunden lang im ganzen Königreiche mit allen Glocken geläutet.

Maria vernahm ihr Todesurtheil, das ihr am 10. November 1586 eröffnet wurde, mit ruhiger Würde. Sie erklärte den gegen sie erlassenen Spruch für ungerecht, da sie nie gegen das Leben ihrer Schwester Elisabeth Verrath gesponnen, noch gegen ihre Person irgend welches Unrecht begangen. Ihr einziges Verbrechen sei ihre Religion, und für dieses Verbrechen sei sie stolz, ihr Blut zu vergießen Nachdem die Verkündiger des Urtheils sie verlassen, schrieb sie einen rührenden Brief an Papst Sixtus V., in welchem sie ihn für den Fall, daß ein Beichtvater ihr versagt werde, um die Lossprechung von ihren Sünden, sowie um sein Gebet und seinen Segen bat und ihm ihre mütterliche Gewalt über ihren Sohn übertrug, damit derselbe durch seine Fürsorge zum katholischen Glauben zurückgeführt werde. Da sie fürchtete, Elisabeth möge sie durch Meuchelmord aus dem Wege räumen lassen, bat sie um die Erlaubniß, einen letzten Brief an dieselbe zu richten. Erst nach längerem Zögern wurde ihr dies bewilligt. Mit ängstlicher Sorgfalt alles vermeidend, was als ein Gnadengesuch hätte gedeutet werden können, drückte sie der Königin die Bitte aus, zu verfügen, daß ihre Leiche nach Frankreich gebracht und neben der ihrer Mutter beigesetzt werde, und sie nicht heimlich hinrichten zu lassen, damit ihre Feinde nicht sagen könnten, sie habe in der Verzweiflung selbst Hand an sich gelegt. Ihr eben so rührender als würdevoll gehaltener Brief blieb unbeantwortet.

Unterdessen hatte die Verurtheilung der Königin von Schottland in allen Nachbarstaaten gerechtes Aufsehen erregt und eine allgemeine Theilnahme für die unglückliche Gefangene erweckt. Der König von Frankreich, Heinrich III., Franz' II. Bruder und zweiter

Nachfolger, beeilte sich, durch seinen Gesandten in London Fürsprache für seine Schwägerin einlegen zu lassen, und Jakob VI. von Schottland schloß sich diesem Schritte an. So wenig der Letztere auch in seinem Herzen gegen die Gefangenhaltung seiner Mutter einzuwenden hatte, weil ihm dadurch der Fortbesitz der Krone gesichert war, konnte ihn doch der Gedanke nicht gleichgiltig lassen, daß sie eines schmachvollen Todes sterben solle. Elisabeth, die entschlossen war, keinerlei Vorstellung zu Gunsten Maria's Gehör zu schenken, erklärte den Gesandten beider Könige: es widerstrebe ihr, das Blut einer so nahen Verwandten zu vergießen; sie wisse jedoch nicht, wie sie sich dem gerechten Verlangen ihres Volkes entziehen könne. Der schottische Gesandte, ohnehin ein persönlicher Feind Maria's, begnügte sich mit dieser Antwort, während der französische seine Bemühungen mit unvermindertem Eifer, doch ohne irgend welchen Erfolg fortsetzte.

So fest jedoch auch bei Elisabeth der Tod Maria's beschlossen war und so sehr auch ihre Räthe in sie drangen, die Hinrichtung derselben nicht zu verzögern, da so lange die Königin von Schottland lebe, ihre eigene Krone gefährdet sei, konnte sie sich lange nicht entschließen, das Todesurtheil zu unterzeichnen; denn sie fürchtete den gerechten Tadel der Mit- und Nachwelt, wenn sie, um mögliche Gefahren von ihrem Throne abzuwenden, die eigene Verwandte, die sich ihrem Schutz und ihrer Großmuth anvertraut und deren Betheiligung an einem verbrecherischen Anschlag nicht einmal erwiesen war, wie eine gemeine Missethäterin dem Beile des Nachrichters überantworte. Sie suchte daher einen Ausweg, indem sie ihren Ministern zu verstehen gab, daß es ihr erwünscht sein würde, wenn sie Maria sterben ließen, ohne den Befehl dazu von ihr zu erwarten; diese wußten jedoch, daß Elisabeth alsdann die Schuld auf sie wälzen würde, und hüteten sich wohl, eine so schwere Verantwortung zu übernehmen. Ebenso unzugänglich zeigte sich Sir Amyas Paulet, Maria's strenger Hüter, dem an ihn ergangenen Ansinnen, durch Gift der Vollstreckung des Urtheils zuvorzukommen. Er haßte die Königin von Schottland um ihres Glaubens willen und wünschte ihren Tod; aber er erklärte entschieden, daß er sein Gewissen nicht durch Meuchelmord belasten werde.

Nachdem alle Versuche, die schreckliche Verantwortlichkeit von sich abzuwälzen, gescheitert waren, unterzeichnete Elisabeth das Todesurtheil und gab es dem Staatssekretär Davison mit dem Auftrag, das Reichssiegel darunter drücken zu lassen. Am folgenden Tage ließ sie ihm den Befehl zukommen, damit noch zu warten, und tadelte ihn heftig wegen seiner Eilfertigkeit, als er ihr mittheilte, daß das Urtheil bereits mit dem Staatssiegel versehen sei. Da sie ihn entließ, ohne ihm einen weiteren Befehl zu ertheilen, fragte er

die Staatsräthe, was er zu thun habe; diese riethen ihm, das Urtheil den zu Vollstreckern desselben ernannten Grafen von Shrewsbury und Kent zukommen zu lassen, und da er schwankte, versprachen sie ihm, die Verantwortung auf sich zu nehmen.

Im Besitze des Hinrichtungsbefehles begaben sich die beiden Grafen alsbald nach Fotheringhay und verkündigten der unglücklichen Gefangenen am 7. Februar 1587, in Gegenwart ihrer um sie versammelten Dienerschaft, daß ihre Hinrichtung am nächsten Morgen um acht Uhr stattfinden werde. Maria vernahm diese Nachricht ohne das geringste Zeichen einer Erschütterung. Der Tag, den sie lange ersehnt, sagte sie, sei endlich gekommen. Nahezu zwanzig Jahre habe sie in ihrem Kerker geschmachtet, nutzlos für Andere und sich selbst zur Last, und sie könne sich keinen glücklicheren und ehrenvolleren Ausgang eines solchen Lebens denken, als ihr Blut für ihre Religion zu vergießen. Als sie, die Hand auf ihre Bibel legend, Gott zum Zeugen nahm, daß sie nie nach dem Tode der Königin Elisabeth gestrebt und nie in denselben gewilligt, rief der Graf von Kent: „Es ist eine papistische Bibel, und darum hat der Schwur keine Giltigkeit." — „Es ist", erwiderte die Königin, „ein katholisches Testament und mir darum um so heiliger; daher müßt Ihr nach Eurer eignen Folgerung meinen Eid für um so genügender erachten." Die Ermahnung des Grafen, „ihrem papistischen Aberglauben zu entsagen und ihre Seele durch die Bekehrung zum wahren Glauben zu retten", wozu er ihr die Dienste des Dechanten der nahen Stadt Peterborough anbot, wies sie mit der Erklärung zurück, daß sie in dem Glauben ihrer Väter sterben wolle. Zugleich bat sie, ihr den Beistand eines Priesters ihrer Kirche nicht zu versagen; ihre Bitte fand jedoch kein Gehör.

Nachdem die Grafen sich entfernt hatten, brachen die Diener und Dienerinnen Maria's in Thränen und lauten Jammer aus; doch diese suchte sie beruhigen. „Es ist jetzt nicht Zeit, zu weinen", sagte sie, „sondern sich zu freuen; denn in wenigen Stunden werdet ihr das Ende meiner Leiden sehen. Meine Feinde mögen sagen, was sie wollen: der Graf von Kent hat das Geheimniß verrathen, daß meine Religion die wahre Ursache meines Todes ist." Dann bat sie die Treuen, sich zu entfernen und sie ihrer Andacht zu überlassen.

Nach einem langen und inbrünstigen Gebet wurde Maria zum Nachtessen gerufen. Sie aß nur wenig; doch ehe sie sich erhob, trank sie auf das Wohl ihrer Diener, worauf diese ihr laut schluchzend zu Füßen fielen und sie um Verzeihung baten für alles, was sie in ihrem Dienst verfehlt hätten. Sie dankte ihnen für ihre treue Anhänglichkeit und bat sie, auch ihr zu vergeben, wenn sie

je durch Wort oder That sie gekränkt habe. Dann vertheilte sie das Wenige, was sie noch an Kleidungsstücken und Geld besaß, unter sie und entließ sie mit einigen Ermahnungen und Rathschlägen für ihre Zukunft.

Ihre letzte Nacht verbrachte Maria zum größten Theile mit der Abfassung ihres Testamentes, mit Briefschreiben und mit Gebet und Andachtsübungen. Gegen vier Uhr legte sie sich zur Ruhe nieder; aber man bemerkte, daß sie nicht schlief. Ihre Lippen waren in fortwährender Bewegung, und ihr Geist schien in Gebet versunken.

Mit dem ersten Tagesgrauen versammelte Maria, die ihre reichste Trauerkleidung mit dem Wittwenschleier angelegt, ihre Dienerschaft zum letzten Abschied um sich, bei welchem sie die Frauen küßte und den Männern die Hand zum Kusse reichte. Weinend folgten sie ihr in ihr Oratorium, wo Maria, vor dem Altare niederknieend, die Gebete der Sterbenden verrichtete. Um acht Uhr holte sie der Sheriff der Grafschaft ab, um sie zur Richtstätte zu führen. Sie nahm das Kruzifix vom Altare, erhob es segnend über ihre Diener, die sich mit lautem Jammergeschrei zu ihr hindrängten, und durchschritt, in der einen Hand das Kruzifix, in der andern ein Gebetbuch haltend, von zweien ihrer Diener geführt und gefolgt von den Grafen von Shrewsbury und Kent, mit einer Miene voller Ruhe und Majestät die Halle, die zu dem Saale führte, in welchem das Schaffot errichtet war. Beim Eintritt in die schwarz ausgeschlagene Halle kam ihr der Dechant von Peterborough entgegen und ermahnte sie im Namen der Königin Elisabeth, die katholische Religion abzuschwören, wobei er rühmend der Gnade ihrer Gegnerin gedachte, die so großmüthig dafür besorgt sei, daß sie zu den Seligen und nicht zu den Verdammten eingehe. Vergebens suchte sie sich seiner Zudringlichkeit durch die bestimmte Erklärung zu erwehren, daß sie entschlossen sei, in dem Glauben zu sterben, in welchem sie geboren und erzogen worden: er hörte nicht auf, sie mit dem ewigen Höllenfeuer zu bedrohen, bis sie sich von ihm abwandte und, auf ihre Kniee niedersinkend, laut zu beten begann für die bedrängte Kirche, für die katholischen Fürsten, für ihren Sohn und für Elisabeth, der sie Alles verzieh. Hierauf ließ sie sich von ihren Frauen entkleiden und die Augen verbinden, kniete nieder und legte selbst mit den Worten: „In deine Hände, o Herr, befehle ich meinen Geist!“ ihr Haupt auf den Block. Das laute Schluchzen der Anwesenden machte den Henker verwirrt; er zitterte und verfehlte seinen Streich; erst mit dem dritten Hieb fiel ihr Haupt. Als der Henker es emporhielt mit dem üblichen Rufe: „Gott erhalte die Königin Elisabeth!“ fügte der Dechant hinzu: „Und mögen alle ihre Feinde also enden!“ Aber man hörte keine

Stimme, die Amen sprach: der Parteigeist war untergegangen in Bewunderung und Mitleid.

Maria stand im sechsundvierzigsten Jahre ihres Alters, als ihr jammervolles Geschick sich erfüllte. Wie ihre neunzehnjährige Gefangenschaft die eines Opfers, so war ihr Tod, den selbst ihre Gegner als einen ruhmvollen bezeichnen mußten, der einer Heiligen.

Als Elisabeth die Nachricht von der Hinrichtung ihrer unglücklichen Gegnerin erhielt, erheuchelte sie Bestürzung, legte Trauerkleider an und ließ ihr Schlachtopfer unter prunkvollen Leichenfeierlichkeiten in der Kathedrale von Peterborough beisetzen. Ihre Räthe überhäufte sie mit Vorwürfen und bedrohte sie mit ihrer Ungnade, weil sie die ungeheure That ohne ihr Wissen und Wollen vollzogen hätten. Den Staatssekretär Davison, den jetzt eben Diejenigen für strafbar erklärten, auf deren Rath er gehandelt, ließ sie gefänglich einziehen und einen Prozeß gegen ihn einleiten, in Folge dessen er zu einer Geldbuße von zehntausend Pfund Sterling verurtheilt wurde, die ihn an den Bettelstab brachte. So weit trieb sie die Heuchelei, daß sie an den König Jakob von Schottland schrieb: „Sie wünsche, daß er den Schmerz kennen, aber nicht fühlen möge, den sie über das ohne ihre Absicht eingetretene unglückliche Ereigniß empfinde."

Jakob VI. schien anfangs entschlossen, den Tod seiner Mutter in einem Kriege gegen Elisabeth zu rächen, und die schottischen Stände erklärten sich bereit, ihm in demselben mit Gut und Blut zur Seite zu stehen; allein die Erwägung, daß er durch Feindseligkeiten gegen Elisabeth die ihm in Aussicht stehende Nachfolge auf dem englischen Throne gefährden würde, bewog ihn, von seinen Rachegedanken abzustehen. Auch Heinrich III. gab der Drohung, daß er die Hinrichtung einer verwittweten Königin von Frankreich als eine der französischen Krone zugefügte Beleidigung ansehen würde, keine weitere Folge, nachdem sich dieselbe für die Rettung Maria's unwirksam erwiesen.

IX.

Die letzten Regierungsjahre der Königin Elisabeth.

Die Hinrichtung der Maria Stuart beschleunigte den Ausbruch des Krieges, den Philipp II. von Spanien schon längst gegen England geplant hatte. An Gründen zu einem feindlichen Vorgehen gegen Elisabeth fehlte es dem König nicht. Abgesehen von der Unterstützung, welche die Königin von England den rebellischen Niederländern zu Theil werden ließ, und den Verwüstungszügen, mit

denen die kühnen englischen Seehelden Drake und Cavendish die spanischen Kolonien heimsuchten, bedrohte der großartige Aufschwung der englischen Seemacht die Herrschaft, die Spanien bis dahin auf dem Meere geübt und die es nicht entbehren konnte, wenn es seine weit auseinander liegenden Provinzen behaupten wollte, auf denen seine Macht beruhte.

Auf die Aufrechthaltung dieser Macht aber legte Philipp ein umso größeres Gewicht, als er sich bei der Ohnmacht des Kaisers und des Königs von Frankreich als den berufenen weltlichen Schutzherrn der Kirche betrachtete, die eben jetzt durch Niemanden mehr bedroht war, als durch Elisabeth. Von dem Papste Sixtus V. mit Geldmitteln unterstützt, hatte er eine gewaltige Kriegsflotte ausgerüstet, auf deren Leistungsfähigkeit er ein so großes Vertrauen setzte, daß er sie die unüberwindliche Armada nannte. Mit dieser aus hundertunddreißig Schiffen bestehenden Flotte, die zweitausendsechshundert Geschütze und zwanzigtausend Mann auserlesener Truppen führte, sollte sich der Statthalter der Niederlande, Alexander Farnese von Parma, der ein zahlreiches Heer zur Einschiffung bereit hielt, zu einem Angriff auf England vereinigen, durch dessen Eroberung nicht nur die Zukunft Spaniens als einer Großmacht ersten Ranges gesichert, sondern auch dem Protestantismus seine mächtigste Stütze entrissen werden sollte.

Die Gefahr für Elisabeth war groß und sie selbst von umso lebhafteren Besorgnissen erfüllt, als sie gleichzeitige Aufstände ihrer katholischen Unterthanen befürchtete. Aber trotz aller Verfolgungen, die sie zu erdulden hatten, bewahrten die Katholiken der Königin nicht nur die ihr zugeschworene Treue, sondern wetteiferten auch, ergriffen von der nationalen Begeisterung, die Elisabeth für die Vertheidigung der bedrohten Unabhängigkeit Englands zu wecken gewußt, mit der protestantischen Bevölkerung des Landes in Opferwilligkeit und Hingebung. Alles griff zu den Waffen; die Städte überboten einander in der Ausrüstung von Schiffen und Truppen, und bald war zur Vertheidigung der Küsten eine Flotte von zweihundert Schiffen bereit, die vor den spanischen den Vortheil einer weit geschickteren Bauart und ungleich größerer Beweglichkeit voraus hatten. Elisabeth selbst entfaltete in der Anordnung der Vorkehrungen zum Kampfe gegen Philipp die größte Umsicht und Thatkraft. Auch durfte sie auf die Hilfe der Niederländer rechnen, deren Interesse mit dem ihrigen aufs Engste verbunden war, und in der That sandten dieselben zwanzig Schiffe zur Verstärkung der englischen Flotte, während andere den Herzog von Parma am Auslaufen verhindern sollten.

Am 19. Mai 1588 lief die spanische Armada unter der Führung des Herzogs von Medina Sidonia aus dem Hafen von

Lissabon aus; aber schon nach zwei Tagen wurde dieselbe bei dem Kap Finisterre durch einen Sturm zerstreut, und erst nach längerer Zeit konnte sie wieder gesammelt und die Fahrt fortgesetzt werden. Unter beständigen Kämpfen mit widrigen Winden wurde die Spitze der Bretagne umschifft. Ein rascher Angriff auf die englische Flotte würde unzweifelhaft den Krieg zu Gunsten Spaniens entschieden haben; aber der Herzog von Medina Sidonia wagte nicht, die ihm von Philipp gegebenen Instruktionen zu überschreiten, kraft deren er sich in keinen Kampf einlassen sollte, bis er sich mit dem Herzog von Parma vereinigt haben werde. Indessen waren kleinere Gefechte nicht zu vermeiden, und in denselben waren die englischen Geschwindsegler mit ihren der Klippen kundigen Führern so sehr im Vortheil, daß der Sieg stets auf ihrer Seite blieb und die Spanier sehr empfindliche Verluste zu erleiden hatten. Noch ehe der Herzog von Parma seine Vereinigung mit der spanischen Flotte hatte bewerkstelligen können, entschied ein furchtbarer Sturm, der in der Nacht zum 9. August ausbrach und die spanischen Schiffe längs der Küste von Calais bis Ostende zerstreute, den Ausgang des ganzen Unternehmens. Eine Landung an der englischen Küste war jetzt ebenso unmöglich, als die Rückkehr durch den Kanal; um die Trümmer der Armada zu retten, mußte sich der spanische Admiral zu der gefahrvollen Umschiffung von Schottland entschließen.

Von den englischen Seehelden Howard von Effingham, Drake u. A. verfolgt, irrten die spanischen Schiffe lange Zeit, unter beständigem Kampfe mit Wind und Wellen, in den wenig bekannten Gewässern Norwegens umher, und zu den Gefahren der Fahrt gesellte sich bald der empfindlichste Mangel an Lebensmitteln, dem durch keine Landung an der schottischen Küste abgeholfen werden konnte, indem der König Jakob entschieden auf die Seite Elisabeths getreten war. Schiff um Schiff ging zu Grunde, und nur mit einem kleinen Ueberreste der einst so stolzen Flotte kehrte Medina Sidonia nach Spanien zurück.

Es war ein schwerer Schlag für Philipp, der Alles auf eine einzige Karte gesetzt hatte und nun das Spiel verloren sah; aber er ertrug denselben mit der ihm eigenen Seelenstärke. Als der vor dem Zorne seines Monarchen zitternde Medina Sidonia vor ihm erschien, empfing er ihn mit den Worten: „Ich habe Euch gegen Menschen und nicht gegen Stürme und Wogen gesandt.“ Noch einmal bot er Alles auf, um die Folgen des erlittenen Unglücks von seinem Lande abzuwenden; aber er konnte nicht verhindern, daß die siegreichen Engländer, um Rache zu nehmen für die geplante Eroberung ihres Landes, an der spanischen Küste erschienen, im Jahre 1589 Kadix eroberten und mit furchtbarer Plünderung und Verwüstung heimsuchten, ihm in den nordamerikanischen Ge-

wässern die reichsten Schiffe hinwegkaperten und die Verbindung der spanischen Kolonien mit dem Mutterlande störten. Noch sechzehn Jahre dauerten die Feindseligkeiten, und weder Philipp noch Elisabeth sahen das Ende derselben; erst unter ihren Nachfolgern kam im Jahre 1604 der Friede zu Stande.

Wie mit dem Untergang der Armada Spaniens Macht zu sinken begann, so bildete derselbe den Ausgangspunkt der fortan nicht mehr zu bestreitenden englischen Seeherrschaft. Die Richtung auf das Seewesen hatte dem Unternehmungsgeist neue Nahrung gegeben und zahlreiche Expeditionen ins Leben gerufen, welche mit der Erweiterung des Handelsgebietes die Entdeckung neuer Länder bezweckten. Die Küsten von Afrika und Amerika waren untersucht und in verschiedenen Richtungen Versuche gemacht worden, durch das nördliche Eismeer eine Durchfahrt nach Ostindien zu finden. Nachdem Franz Drake, der erste englische Weltumsegler, dem wir die Verpflanzung der Kartoffeln nach Europa verdanken, bereits im Jahre 1579 die südwestlich von Neufundland gelegene Küste des nordamerikanischen Festlandes aufgefunden, die den Namen Neu-England erhielt, war im Jahre 1585 durch Walter Raleigh, einen der bevorzugtesten Günstlinge der Königin, die erste englische Niederlassung in Nordamerika gegründet worden, die zu Ehren der unvermählten Elisabeth Virginien genannt wurde. Fast zu der gleichen Zeit hatte Thomas Cavendish, ein Edelmann aus Suffolk, mit drei kleinen, von ihm selbst ausgerüsteten Schiffen eine Fahrt nach Westindien angetreten, die er in der nämlichen Weise wie Drake zu einer Reise um die Welt ausgedehnt. Alle diese kühnen Seefahrer brachten von ihren Expeditionen eine unermeßliche Beute mit, die sie zumeist aus gekaperten Schiffen oder durch Raub- und Plünderungszüge in den spanischen Kolonien zusammengebracht, und ihre Rückkehr wurde daher stets mit ungeheurem Jubel begrüßt und durch Festlichkeiten verherrlicht. Als Drake im November 1580 nach dreijähriger Abwesenheit mit einem Schatze von achtmalhunderttausend Pfund Sterling von seiner Reise um die Welt zurückgekommen, gab er auf seinem Schiffe ein glänzendes Gastmahl, dem selbst die Königin beiwohnte und nach dessen Beendigung er von Elisabeth zum Ritter geschlagen wurde. — Wie dem Westen, so wandte sich der Unternehmungsgeist der Engländer auch dem Osten in erhöhtem Grade zu. Die unter Maria der Katholischen mit Rußland eingegangenen Handelsverbindungen wurden erweitert und andere mit der Türkei und Ostindien angeknüpft. Englische Seefahrer gründeten im Jahre 1600 die ostindische Handelskompagnie und nahmen als Ruhepunkt für die Ostindienfahrer die Insel St. Helena in Besitz.

Die Reichthümer, welche aus allen diesen Unternehmungen

England zuflossen, kamen indessen in keiner Weise der Gesammtbevölkerung des Landes zu gut; denn sie fielen ausschließlich Denen zu, die in der Lage waren, sich an diesen Unternehmungen zu betheiligen. Zu diesen gehörten, außer dem Bürgerstande, auch Viele aus dem Adel, namentlich aus dem niederen, der sich massenhaft zu den gewinnreichen Handelsspekulationen herandrängte. Während auf diese Weise der Vermögensstand Einzelner von Jahr zu Jahr wuchs und sich im Laufe der Zeit zu kolossaler Höhe entwickelte, fiel die Masse des Volkes, der mit der Aufhebung so vieler kirchlichen Stiftungen eine ergiebige Quelle der Unterstützung entzogen worden, mehr und mehr der Verarmung anheim.

Trotz der blutigen, sich unablässig steigernden Verfolgungen, die Elisabeth bis an ihr Lebensende über ihre katholischen Unterthanen verhängte und an denen schließlich auch die Puritaner ihren Antheil erhielten; trotz der allen ihren Regierungshandlungen zu Grunde liegenden despotischen Willkür, die besonders in der parteiischen, oft nur den Interessen der Königin dienenden und von ihr zur Befriedigung ihrer Rachsucht ausgebeuteten Gerechtigkeitspflege zu Tage trat, wie des furchtbaren Steuerdrucks, der auf dem Lande lastete, kam es unter Elisabeths Regierung in England selbst — den von Norfolk zu Gunsten der Maria Stuart erregten Aufstand abgerechnet — zu keinen eigentlichen Ruhestörungen. Dagegen war Irland, besonders in den letzten Regierungsjahren Elisabeths, der Schauplatz blutiger Kämpfe.

Obgleich von den Engländern nicht vollständig erobert, seufzte Irland unter dem schwersten Druck; denn die englischen Kolonisten bildeten allein das irische Parlament und entschieden über das Schicksal der Insel, ohne irgendwelche Betheiligung der Eingebornen. So wurde auch Heinrichs VIII. Supremat durch einen Parlamentsbeschluß anerkannt; aber Klerus und Volk blieben dem alten Glauben treu und widersetzten sich den neuen kirchlichen Einrichtungen. Dieser Widerstand dauerte auch unter Eduard VI. fort, der vergebens durch englische Prädikanten der anglikanischen Liturgie auf der Insel Eingang zu verschaffen suchte. Unter Maria, welche die gewaltsam eingeführten Neuerungen wieder aufhob, genossen die Irländer Ruhe. Dagegen brachen unter Elisabeth schwere Stürme über sie herein; denn der herrschsüchtigen Königin galt es nicht nur um die Unterdrückung der katholischen Religion, sondern auch um die Vernichtung des letzten Restes nationaler Unabhängigkeit, welchen die Iren gleichzeitig mit ihrem Glauben vertheidigten. Nachdem die englische Regierung vergeblich durch die Einziehung ausgedehnter Ländereien, die für Krongüter erklärt und mit englischen Ansiedlern besetzt wurden, den Widerstand der Irländer zu brechen gesucht, nahm der Krieg den Charakter eines förmlichen Vernichtungskampfes

an, in welchem die Engländer durch die Zerstörung der Lebensmittel die Hungersnoth gegen die Eingeborenen zu Hilfe riefen. Der Krieg endete zwar im Jahre 1602 mit der vollständigen Unterjochung der Insel; die Irländer aber blieben trotz Folter und Blutgerüst ihrem Glauben treu.

Indessen trug der mit so viel Grausamkeit geführte irische Krieg für die Königin Elisabeth selbst bittere Früchte; denn er gab Veranlassung zu der Auflehnung und der Hinrichtung des Grafen Essex, der seit dem im Jahre 1588 erfolgten Tode seines Stiefvaters, des Grafen von Leicester, dessen Nachfolger in der Liebesgunst der Königin geworden. Gestützt auf zahllose Beweise ihrer Huld, hatte er sich von ihr, als im Jahre 1599 der Aufstand in Irland mit erneuter Heftigkeit ausgebrochen, den Oberbefehl über das zweiundzwanzigtausend Mann starke Heer erbeten, das zur Unterwerfung der Irländer ausgerüstet wurde, und da ihm Elisabeth Nichts versagen konnte und er sich überdies in dem spanischen Kriege bei den Soldaten den Ruf eines tapferen Führers erworben, hatte sie seine Bitte erfüllt und ihn zugleich mit den ausgedehntesten Vollmachten ausgestattet. Aber die Ergebnisse seiner Kriegführung blieben weit hinter Elisabeths Erwartungen zurück. Zu seinem Mangel an wirklichem Feldherrntalent kamen die Schwierigkeiten des sumpfigen, bergigen und waldigen Bodens der Insel, die für die Aufständischen ebenso viele Vortheile waren, sowie Unfälle aller Art, und so war in kurzer Zeit der größte Theil des englischen Heeres nutzlos geopfert worden. Ohne weitere Instruktionen von der Königin einzuholen, schloß Essex mit dem Oberhaupte der Aufständischen, dem irischen Grafen Tyrone, einen Vertrag, in welchem den Iren die ausgedehntesten Zugeständnisse gemacht wurden.

Als Essex von Elisabeths Unwillen über den unerwarteten Ausgang seiner Expedition und den eigenmächtig von ihm abgeschlossenen Vertrag Kunde erhalten, kehrte er, gegen den ausdrücklichen Befehl der Königin, nach London zurück, in der Hoffnung, daß sein Erscheinen genügen werde, die erzürnte Elisabeth zu versöhnen. Unangemeldet drang er in das Gemach der Königin, stürzte ihr zu Füßen und bat sie, ihm zu verzeihen und mit der Darlegung der irischen Verhältnisse zugleich seine Rechtfertigung anzuhören. Der unerwartete Anblick ihres Lieblings drängte Elisabeths Zorn zurück, und sie entließ ihn gnädiger, als er erwarten durfte. Als sie jedoch wieder allein war, erwog sie, daß sie um ihres Ansehens willen den vielbeneideten Günstling nicht gänzlich straffrei ausgehen lassen dürfe. Sie entsetzte ihn daher seiner Aemter, entzog ihm das Monopol für den Handel mit süßen Weinen, das sie ihm früher verliehen und das die Hauptquelle seiner Einnahmen bildete, und erließ einen Haftbefehl gegen ihn.

Obgleich Graf Essex bald darauf seine Freiheit zurückerhielt, nur mit der Einschränkung, daß er nicht bei Hofe erscheinen dürfe, ließ er sich nicht nur zu den unbesonnensten und verletzendsten Aeußerungen über die Königin hinreißen, die er „ein altes Weib, ebenso krumm an Geist als an Körper", nannte, sondern setzte sich auch, um den ihm verhaßten Robert Cecil zu stürzen, der nach dem Tode seines Vaters (1598) als bevorzugter Rathgeber der Königin an dessen Stelle getreten, mit den Puritanern, sowie mit Jakob VI. von Schottland in Verbindung und leitete schließlich, im Vertrauen auf seine Volksbeliebtheit, eine förmliche Verschwörung gegen Elisabeth ein, um sie zu zwingen, den Sohn der Maria Stuart zu ihrem Nachfolger zu ernennen und ganz nach seinem Willen zu regieren. Sein Plan wurde jedoch verrathen, und am 8. März 1601 erschienen der Großsiegelbewahrer und der Lordoberrichter mit mehreren andern hohen Staatsbeamten in seinem Landhause, um ihn vor die Königin zu führen. Statt ihnen zu folgen, ließ er sie verhaften und zog mit achthundert Bewaffneten nach London, um das Volk zur Erhebung aufzurufen. Da sich die Bevölkerung vollständig theilnahmlos verhielt und die Regierung sogleich energische Gegenmaßregeln getroffen, sah er sich bald von seinen Begleitern verlassen und gezwungen, sich zu ergeben. Als Rebell vor Gericht gestellt, wurde er zum Tode verurtheilt. Anfangs erklärte er diesen Spruch für einen unverdienten und ungerechten; bald aber ging er in sich und drückte aufrichtige und tiefe Reue über seine Vergehungen aus. Elisabeth hatte erwartet, daß er ihre Gnade anrufen werde; da sie sich hierin getäuscht sah, unterzeichnete sie das Urtheil, das den ritterlichen Essex in seinem vierunddreißigsten Lebensjahre dem Beile des Nachrichters überantwortete. Seine Hinrichtung erfolgte am 25. März 1601 im Hofe des Towers. Vier seiner Mitschuldigen erlitten die gleiche Strafe; die übrigen wurden begnadigt.

Seit der Hinrichtung des Grafen Essex schien Elisabeths Leben gebrochen. In düstere Betrachtungen versunken, verbrachte sie ganze Tage unter Seufzen und Thränen; jedes Geräusch erschreckte sie, und von allen Seiten glaubte sie sich von Gefahren umgeben. Unzweifelhaft hatten an ihrer Schwermuth der Tod des Grafen Essex und die Vorwürfe, die sie selbst sich darüber machte, ihn dem Schaffot überliefert zu haben, einen hervorragenden Antheil; aber es gab für sie auch noch andere Ursachen der Trauer. Die zunehmende Gleichgiltigkeit ihrer Günstlinge, die Vereinsamung ihres Hofes, der erhöhte Widerstand des Parlamentes, das bedeutsame Schweigen des Volkes bei ihrem öffentlichen Erscheinen — Alles dies galt ihr als Beweis dafür, daß die Zuneigung ihrer Unterthanen sich in Widerwillen verwandelt habe und daß man sich nach ihrem Tode sehne. Zu dem düsteren Seelenzustande der Königin

kamen körperliche Leiden, die sich im Jahre 1603 so sehr verschlimmerten, daß ihr nahes Ende nicht mehr zu bezweifeln war. Da sie sich einbildete, daß sie, wenn sie sich zu Bette lege, nicht mehr aufstehen werde, verbrachte sie die letzten zehn Tage ihres Lebens, alle Arzneien beharrlich zurückweisend, auf Kissen am Boden sitzend, in düsteres Sinnen verloren, die Blicke gewöhnlich starr zur Erde gerichtet. Erst in ihren letzten Lebensstunden konnte sie dazu bewogen werden, die Frage der Thronfolge zu Gunsten des Königs Jakob VI. von Schottland zu entscheiden. Ihr Tod erfolgte am 24. März 1603 in ihrem siebenzigsten Lebensjahre. So viel ihr auch im Leben geschmeichelt worden, keine Thräne wurde ihr nachgeweint. Die glänzenden Erfolge ihrer auswärtigen Unternehmungen hatten England zu einer Macht ersten Ranges emporgehoben; aber in den Herzen ihres Volkes hatte sich die tyrannische Königin keine bleibende Stätte zu gründen gewußt.

X.

Der Kalvinismus in Frankreich.

Die ersten Religionsneuerungen unter Franz I. und Heinrich II.

(1521—1559.)

Die rege Verbindung Frankreichs mit Deutschland, besonders mit Straßburg, hatte schon frühe den Neuerungen Luthers auch in diesem Lande Eingang verschafft, und die seit Langem genährte Widersetzlichkeit gegen den päpstlichen Stuhl, die schwankende und willkürliche Politik des Hofes, der Einfluß der satirischen Schriften der Humanisten und endlich auch die noch vorhandenen Ueberreste älterer Sekten, namentlich der Waldenser, begünstigten die Verbreitung derselben. Der König Franz I. zeigte anfangs wenig Eifer für die Wahrung der religiösen Einheit in seinem Reiche; dagegen traten die Königin-Mutter, Louise von Savoyen, der Kanzler Duprat, Erzbischof von Sens, und der Kardinal Tournon, sowie das Parlament und die Universität von Paris mit aller Entschiedenheit für die katholische Sache ein.

Indessen fehlte es auch den Neuerern nicht an mächtigen Beschützern. Außer der Schwester Franz' I., Margaretha von Valois, der Gemahlin Heinrich d'Albrets, Königs von Navarra, und der Herzogin von Etampes, der Geliebten des Königs, neigten der Minister Wilhelm du Bellay und sein Bruder, der Erzbischof von Paris, sowie der königliche Rath Ludwig Berquin und der Bischof von Meaux mit vielen andern einflußreichen Großen der neuen Lehre

zu. Unter dem Schutze des Letzteren bildete sich im Jahre 1523 zu Meaux eine kleine lutherische Gemeinde, an welcher unter Anderen auch Farel, der später in Genf eine so hervorragende Rolle spielte, Vorträge hielt.

Nachdem das Parlament bereits im Jahre 1521 mit Zustimmung des Königs die Veröffentlichung von Schriften über religiöse Fragen ohne Approbation der theologischen Fakultät verboten und gegen die Zuwiderhandelnden Strafbestimmungen erlassen, wurde einige Jahre später, einem von der Pariser theologischen Fakultät erlassenen Gutachten über die zur Bekämpfung der neuen Häresie zu ergreifenden Maßregeln entsprechend, die Konfiskation aller Schriften der Neuerer und ein strengeres Einschreiten gegen die Vertheidiger derselben verfügt, den Theologen und Predigern der größte Eifer für die Aufrechthaltung der Reinheit des Glaubens zur Pflicht gemacht und die lutherische Gemeinde zu Meaux aufgehoben.

Strengere Maßregeln wurden im Jahre 1526, nach der Rückkehr des Königs aus seiner Gefangenschaft, gegen die Neuerer ergriffen, da sie sich inzwischen bedeutende Excesse hatten zu Schulden kommen lassen, indem sie Kruzifixe und Bilder der Heiligen zerstört und heftige Schmähschriften gegen den katholischen Glauben verbreitet hatten; die Wirkung der gegen die Neuerer erlassenen Strafbestimmungen wurde jedoch bedeutend abgeschwächt durch die Verbindung des Königs mit den protestantischen Fürsten Deutschlands, indem die Abgefallenen daraus die Hoffnung schöpften, seines Schutzes theilhaftig zu werden. In der That gestattete Franz seinem Minister du Bellay und dessen Bruder, mit den deutschen Protestanten Unterhandlungen wegen eines Religionsgespräches anzuknüpfen, das jedoch nicht zu Stande kam, weil die Sorbonne sich dagegen erklärte; doch gelang es nicht, den König entschieden für den Protestantismus zu gewinnen, weßhalb die Neuerer ihre Angriffe auch auf ihn auszudehnen begannen. Im Jahre 1534 wurde eine gemeine, in der Schweiz gedruckte Schmähschrift gegen die katholische Kirche und die Person des Königs nicht nur in den Straßen von Paris, sondern selbst an die Thüren der königlichen Gemächer angeheftet. Der König ordnete eine strenge Untersuchung an, und sechs bei der Sache betheiligte Neuerer wurden hingerichtet.

Schon im Jahre 1530 waren die in der Dauphiné und der Provence zerstreut lebenden Waldenser mit den Reformirten in Straßburg und in der Schweiz in Verbindung getreten, und als sie hierüber zur Rechenschaft gezogen und zur Abschwörung ihrer Irrthümer aufgefordert wurden, rächten sie sich durch Gewaltthätigkeiten gegen Kirchen und Priester. Als hierauf das Parlament von Aix, um sie abzuschrecken, die Zerstörung des Fleckens Merindol und die

Hinrichtung von neunzehn Personen verfügte, denen jedoch der König eine mehrmonatliche Frist zu Abschwörung bewilligte, nahmen sich der Kardinal Sadolet, Bischof von Carpentras, und der Präsident von Chassané ihrer an, so daß sie eine Zeitlang unbehelligt blieben. Da sie jedoch nicht nur fortfuhren, Kirchen und Klöster zu entweihen und zu plündern, sondern auch Rüstungen anstellten, um, wie behauptet wurde, in der Provence mit Hilfe der Schweizer ein republikanisches Gemeinwesen herzustellen, wurde im Jahre 1545 mit der äußersten Strenge gegen sie vorgegangen: wer nicht abschwur oder in die Schweiz flüchten konnte, wurde hingerichtet oder zu den Galeeren verurtheilt.

Trotz der gegen die Protestanten erlassenen strengen Strafgesetze kamen von Genf, Basel und Straßburg immer neue Prädikanten nach Frankreich, durch welche nicht nur der kalvinischen Irrlehre eine immer größere Zahl von Anhängern zugeführt, sondern auch der Sieg des Kalvinismus über das Lutherthum entschieden wurde. Dem Umstande, daß die französischen Reformirten ihre Prediger aus der Schweiz erhielten, hat aller Wahrscheinlichkeit nach der Name Hugenotten — Huguenots — mit welchem sie seitdem bezeichnet wurden, seinen Ursprung zu verdanken, indem derselbe nichts Anderes zu sein scheint, als eine Entstellung des Wortes Eidgenossen. Die von Einigen mit Bezugnahme auf die nächtlichen Zusammenkünfte der Reformirten versuchte Ableitung dieses Namens von Hugo Capet, der im Schlosse zu Tours als Geist umgehen sollte, hat wenig für sich.

Franz' I. Sohn und Nachfolger, Heinrich II. (1547—1559), ein trefflicher Tänzer, geschickter Reiter und angenehmer Gesellschafter, aber ein durchaus unthätiger Regent, der sich ganz durch seine Günstlinge leiten ließ, befolgte bezüglich der Protestanten die gleiche Politik, wie sein Vater: während er sie in Deutschland in ihrer Auflehnung gegen den Kaiser unterstützte, suchte er sie in seinem eigenen Lande durch strenge Verordnungen und Strafeinschreitungen zu unterdrücken. Zur Erzielung größerer Einheit in der Bekämpfung der religiösen Neuerungen wurde die Wirksamkeit der kirchlichen Inquisitionsgerichte mit der der weltlichen Gerichte in der Weise vereinigt, daß die geistlichen Gerichte über die Häresie als solche zu entscheiden, die weltlichen Gerichte dagegen die Strafurtheile zu fällen und zur Vollstreckung zu bringen hatten.

Trotz der Strenge, mit welcher die Regierung gegen die Hugenotten vorging, wurden sie immer zahlreicher und kühner. Anton von Chantieu, ein reformirter Prediger in Paris, hielt daselbst im Mai 1559, zur Beseitigung der unter den einzelnen Gemeinden bestehenden Verschiedenheiten, eine Generalsynode ab, auf welcher das kalvinische Glaubensbekenntniß und die schweizerische Presbyterial-

verfassung, sowie die strenge Kirchenzucht Kalvins angenommen und, ohne Rücksicht auf die Anwendung, welche die Katholiken davon machen konnten, die Hinrichtung der Ketzer für eine Pflicht der Obrigkeit erklärt wurde. Auch scheuten sich die Hugenotten nicht, durch Zusammenkünfte auf den öffentlichen Plätzen von Paris, bei welchen Psalmen abgesungen wurden, ihre Verachtung der Gesetze unverhüllt zur Schau zu tragen, wodurch sie dem König Veranlassung zum Erlaß verschärfter Strafedikte gaben.

Den bedeutendsten Einfluß auf die Regierung Heinrichs II. übte die schlaue Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois, die frühere Geliebte Franz' I., aus, die, obgleich zwanzig Jahre älter als der König, durch ihre seltene Schönheit, ihren Geist und ihre Anmuth den Sohn in noch ungleich höherem Grade beherrschte, als vordem den Vater Neben ihr waren es hauptsächlich zwei Glieder der Familie Guise — einer von dem Herzog Claudius von Guise, dem jüngsten Sohne Renatus' II. von Lothringen, abstammenden Seitenlinie des lothringischen Hauses — der Herzog Franz und der Kardinal Karl, Erzbischof von Rheims, gewöhnlich der Kardinal von Lothringen genannt, welche statt des Königs das Ruder des Staates führten, obgleich Franz I. auf seinem Sterbebette seinen Sohn vor dem Ehrgeiz dieser beiden Männer gewarnt hatte. Ebenso hervorragend wie Franz von Guise, den wir bereits als den glücklichen Vertheidiger von Metz kennen gelernt (s. S. 115 f), durch sein ungewöhnliches Feldherrntalent, war der Kardinal von Lothringen als Staatsmann. Auch der Connetable von Montmorency, den Franz I. vom Hofe verbannt hatte, wurde an denselben zurückberufen und erlangte ebenfalls großen Einfluß auf die Staatsgeschäfte.

Der von Karl V. auf seinen Sohn Philipp vererbte, durch den Waffenstillstand von Vaucelles (s. S. 116) unterbrochene spanisch-französische Krieg, zu welchem der Verrath Moritzens von Sachsen die Veranlassung gegeben, wurde im Sommer 1557 von Philipp II. in Folge eines zwischen Heinrich II. und dem Papst Paul IV. zur Eroberung von Neapel geschlossenen Bündnisses wieder eröffnet und zwar mit der Belagerung von St. Quentin. Vor den Mauern dieser Stadt kam es am 10. August 1557 zwischen dem zum Entsatze derselben herbeigeeilten Connetable von Montmorency und Philipps Oberfeldherrn, dem von den Franzosen aus seinem Lande vertriebenen Herzog Emmanuel Philibert von Savoyen, den der Führer der niederländischen Truppen, der tapfere Graf Egmont, wacker unterstützte, zu einer blutigen Schlacht, in welcher der Connetable eine entscheidende Niederlage erlitt, die am 27. August die Uebergabe von St. Quentin zur Folge hatte. Dagegen entriß der Herzog von Guise im Januar 1558 den Engländern, die als Bundesgenossen Philipps

an dem Kriege theilnahmen, durch einen kühnen Ueberfall das wichtige Calais. Der Jubel der Franzosen über den Wiedergewinn dieser Stadt, die zweihundert Jahre lang im Besitze der Engländer gewesen, wurde gedämpft durch den Ausgang der Schlacht bei Gravelines (3. Juli 1558), in welcher Egmont über eine von dem Marschall Termes befehligte Heeresabtheilung des Herzogs von Guise einen glänzenden Sieg erfocht.

Nachdem bereits im Oktober 1558 Friedensunterhandlungen angeknüpft worden, die besonders durch die von England geforderte und von Frankreich entschieden verweigerte Rückgabe von Calais erschwert wurden, kam im April 1559 der Friede von Chateau-Cambrecis zu Stande, in welchem Spanien und Frankreich sich gegenseitig ihre Eroberungen herausgaben, während Calais für England verloren blieb. Zur Begründung einer dauernden Freundschaft zwischen Frankreich und Spanien wurde eine doppelte Familienverbindung vereinbart. Philipp II. verlobte sich mit Heinrichs II. Tochter, der fünfzehnjährigen anmuthigen Elisabeth, die anfangs für seinen Sohn Karlos bestimmt gewesen, während Heinrichs Schwester Margaretha die Gemahlin des Herzogs Emmanuel Philibert von Savoyen werden sollte.

Bei einem Turniere, das zu Paris während der Verlobungsfestlichkeiten abgehalten wurde, forderte Heinrich II., nachdem er bereits zahlreiche Lanzen gebrochen, den jungen schottischen Grafen Montgommery zum Kampfe auf. Als Beide gegeneinander ritten, zerbrach die Lanze Montgommery's am Visire des Königs und ein Splitter derselben drang diesem durch das rechte Auge bis ins Gehirn. Besinnungslos wurde er hinweggetragen; doch erst am elften Tage (9. Juli 1559) erlag er, in seinem zweiundvierzigsten Lebensjahre, den Folgen seiner schrecklichen Verwundung.

Frankreich unter Franz II. (1559—1560) und Karl IX. (1560—1574.)

Zum Unglück für Frankreich war Heinrichs II. ältester Sohn und Nachfolger, der sechzehnjährige Franz II., der Gemahl der Maria Stuart, nicht nur körperlich schwächlich, sondern auch geistig träge und ohne jede Willenskraft, so daß er in weit höherem Grade fremder Leitung bedurfte, als er im Stande war, über Andere zu regieren. Da die junge Königin eine Nichte der Guisen war, erlangten diese bald die höchste Gewalt, die durch ihre Verbindung mit der Königin-Mutter befestigt wurde. Der Herzog Franz wurde sofort zum obersten Befehlshaber über die Heere und der Kardinal von Lothringen zum ersten Staatsminister ernannt.

Aber je höher der Einfluß der Guiſen ſtieg, deſto mehr wurden dieſelben der Gegenſtand der Eiferſucht einer anderen Familie, die wegen ihrer Verwandtſchaft mit dem königlichen Hauſe ein näheres Recht auf die Regierung zu haben glaubte. Es war dies die Familie Bourbon-Vendome, die jüngere Linie des von einem nachgeborenen Sohne Ludwigs des Heiligen abſtammenden Hauſes Bourbon, deſſen ältere Linie mit dem bei der Erſtürmung von Rom gefallenen Connetable von Bourbon erloſchen war. Von dieſem Hauſe, das im ſüdlichen Frankreich weit ausgedehnte Lehen beſaß, lebten damals drei Brüder: Anton, der durch ſeine Gemahlin Johanna d'Albret, die Tochter Heinrichs von Navarra, König dieſes Landes war, der Kardinal Karl, Erzbiſchof von Rouen, gewöhnlich der Kardinal von Bourbon genannt, und der Prinz Ludwig von Condé, die Söhne des im Jahre 1537 verſtorbenen Herzogs Karl von Vendome. Die bourboniſchen Brüder wurden in ihrem Beſtreben, die Guiſen aus ihrer Stellung zu verdrängen, von Allen unterſtützt, die Urſache hatten, mit der Politik des Hofes unzufrieden zu ſein. Zu dieſen gehörten beſonders der Connetable von Montmorency, deſſen Einfluß unter Heinrich II. dem der Guiſen das Gleichgewicht gehalten hatte, ſeit dem Tode desſelben aber vollſtändig gebrochen war, und der tapfere Admiral Coligny aus dem zum Proteſtantismus übergetretenen Hauſe Chatillon.

Anfangs ſuchten die Unzufriedenen die Königin-Mutter für die Entfernung der Guiſen zu gewinnen; da dies jedoch nicht gelang, beſchloſſen ſie auf den Rath Coligny's, ſich mit den Hugenotten zu verbinden, die in den Guiſen die Haupturheber der gegen ſie erlaſſenen Verfolgungsedikte erblickten und mehr noch durch ihre kühne Entſchloſſenheit als durch ihre Zahl als nicht zu verachtende Bundesgenoſſen erſchienen. Nachdem dieſe Verbindung zu Stande gekommen, entwarf der kühne La Renaudie, ein kalviniſcher Edelmann aus Perigord, im Einvernehmen mit dem Prinzen von Condé und zahlreichen anderen Parteigenoſſen im Februar 1550 den Plan, den Hof in ſeinem Sommeraufenthalte zu Blois zu überfallen, die Guiſen entweder zu tödten oder durch ſichere Haft unſchädlich zu machen, die Königin-Mutter von allen Staatsgeſchäften zu entfernen und dem König einen bourboniſchen Prinzen als Rathgeber zur Seite zu ſtellen. Das von den kalviniſchen Theologen und Juriſten ausdrücklich gebilligte Komplott, die Verſchwörung von Amboiſe, wurde jedoch durch einen in das Geheimniß gezogenen Parlamentsadvokaten dem Herzog Franz von Guiſe angezeigt und dieſer dadurch in den Stand geſetzt, die nächſte Gefahr für den Hof durch deſſen ſofortige Ueberſiedlung nach Amboiſe abzuwenden. Hier traf er, von dem beſtürzten König mit den ausgedehnteſten Vollmachten ausge-

ſtattet, ganz in der Stille umfaſſende Vertheidigungsmaßregeln. Die Verſchworenen, die erſt auf dem Wege nach Blois von der Ueberſiedlung des Hofes nach Amboiſe Kunde erhielten und keine Ahnung von der Entdeckung ihres Anſchlages hatten, wurden, als ſie ſich nach dieſem letzteren Orte wandten, von den königlichen Truppen angegriffen und erlagen der feindlichen Uebermacht. La Renaudie ſelbſt fand im Kampfe den Tod (18. März 1560), und mehrere ſeiner Mitverſchworenen endeten auf dem Blutgerüſte.

Obgleich die Betheiligung der bourboniſchen Partei an dem geſcheiterten Komplotte für den Hof außer Zweifel ſtand, erachtete es der Herzog von Guiſe nicht für rathſam, ſchon jetzt mit Gewalt gegen dieſelbe vorzugehen, beſonders da mit Ausnahme des Prinzen von Condé alle hervorragenden Glieder der Partei fern waren. Indeſſen wurde eine Verſammlung der Notabeln für den Auguſt 1560 nach Fontainebleau berufen, um dort über die Heilung der Gebrechen des Staates zu berathen. Während der Prinz von Condé und der König von Navarra ſich, in der Befürchtung feindlicher Abſichten von Seiten des Hofes, von dieſer Verſammlung fern hielten, erſchien Coligny auf derſelben, um eine Bittſchrift zu Gunſten der Hugenotten zu übergeben, welcher er die Bemerkung beifügte, daß mehr als fünfzigtauſend Menſchen bereit ſeien, dieſelbe zu unterſchreiben; er erreichte jedoch damit ſeinen Zweck, die Guiſen einzuſchüchtern, nicht.

Da der Hof inzwiſchen in Erfahrung gebracht, daß der Prinz von Condé die Abſicht habe, ſich gewaltſam der Stadt Lyon zu bemächtigen, beſchloſſen die Guiſen, die Reichsſtände nach Orleans zu berufen, wo dieſelben am 10. Dezember eröffnet werden ſollten. Anfangs trugen die Bourbons Bedenken, auf derſelben zu erſcheinen; nachdem es jedoch der Königin-Mutter gelungen, dem gutmüthigen und leichtgläubigen Kardinal von Bourbon die Ueberzeugung beizubringen, daß der König gegen ihn und ſeine Brüder die wohlwollendſten Geſinnungen hege, ließen ſich auch der Prinz von Condé und der König von Navarra durch die Erwägung, daß ihr Nichterſcheinen ſie um ihren Einfluß bringen könnte, beſtimmen, der Einladung des Hofes zu folgen. Nach einem kalten Empfang von Seiten des Königs wurde der Prinz von Condé unter der Anklage des Hochverraths gefangen genommen und der König von Navarra in ſeinen Gemächern ſtreng bewacht. Eine zur Aburtheilung Condé's ernannte Kommiſſion erklärte ihn als Majeſtätsverbrecher des Todes ſchuldig, und ſchon ſtand ſeine Hinrichtung bevor, als der plötzliche Tod des Königs (3. Dez. 1560) die ganze Sachlage änderte.

Da Heinrichs II. zweiter Sohn Karl, der dem kinderloſen Franz II. auf dem Throne folgte, erſt zehn Jahre alt war, mußte eine Regentſchaft eintreten, und die Königin-Mutter wollte ſich die-

ſelbe nicht entgehen laſſen. Es kam ihr daher vor Allem darauf an, die Uebermacht der Guiſen zu brechen, und dies konnte nur dadurch erreicht werden, daß ſie die bourboniſche Partei vor der ihr drohenden Vernichtung ſchützte und insbeſondere dem Prinzen von Condé das Leben rettete, um ſich ſeiner als Gegengewicht gegen den Herzog von Guiſe bedienen zu können. Zwiſchen beiden Parteien in der Mitte ſtehend, wollte ſie ihre Herrſchaft durch eine Schaukelpolitik ſichern, welche die Macht der Guiſen und die der Bourbons im Gleichgewicht halten und ſomit die Einen wie die Anderen ihr gegenüber unſchädlich machen ſollte. In der That gelang es ihr, eine ſcheinbare Ausſöhnung zwiſchen den Parteien zu Stande zu bringen, nachdem ſie den König von Navarra, der anfangs die ſofortige Entfernung der Guiſen vom Hofe und die Geſtattung der Religionsfreiheit für die Hugenotten verlangt hatte, durch die Verſicherung, daß ſie beide Forderungen nach und nach geräuſchlos erfüllen werde, zu beruhigen und auf ihre Seite zu ziehen gewußt. Der demſelben gemachten Zuſage gemäß erklärte das Parlament die Verurtheilung Condé's für ungiltig.

Während Katharina ſelbſt als Regentin an die Spitze der Regierung trat, wurde der König von Navarra zum Generallieutenant des Königreichs, der Herzog von Guiſe dagegen zum Großmeiſter des Palaſtes ernannt und der Kardinal von Lothringen mit der Aufſicht der Finanzen betraut. Dem Wunſche des Königs von Navarra entſprechend, rief die Königin-Mutter den Connetable von Montmorency an den Hof zurück, wo ſie ihn alsbald ganz auf ihre Seite zu ziehen und zu dem Verſprechen zu bewegen wußte, zwiſchen den beiden Parteien neutral zu bleiben und nur dem jungen König zu dienen.

Inzwiſchen waren die Reichsſtände am 13. Dezember 1560 eröffnet und alsbald von denſelben die widerſprechendſten Forderungen geſtellt worden. Der königliche Kanzler l'Hopital, der, ſelbſt im Glauben verdächtig, die religiöſen Streitigkeiten durch große Konceſſionen an die Hugenotten beilegen wollte, ſuchte, anknüpfend an die alte Loſung: une foi, une loi, un roi, die drei Stände zu gemeinſamen Berathungen über des Landes Wohl zu bewegen; allein die Abgeordneten der Geiſtlichkeit, des Adels und der Städte traten zu getrennten Berathungen zuſammen und brachten einzeln ihre Anliegen vor. Der Klerus verlangte ſtrengeres Einſchreiten der Regierung gegen die Häretiker; der Adel wollte die durch die an dem Hofe herrſchend gewordene Verſchwendung zu ungeheurer Höhe angewachſene Staatsſchuld durch den Verkauf der Kirchengüter getilgt wiſſen und drang auf eine Reform des Klerus; der dritte Stand ſtellte Forderungen, die auf eine gänzliche Umwandlung der kirchlichen wie der ſtaatlichen Verhältniſſe in republikaniſchem Geiſte

zielten. Die „Ordonnanz von Orleans“, die nach dem am 31. Januar 1561 erfolgten Schlusse der Reichsstände erlassen wurde, suchte die Forderungen der einzelnen Stände auszugleichen und sagte verschiedene heilsame Reformen im Staatswesen, sowie die Niederschlagung der wegen religiöser Ansichten anhängig gemachten Prozesse zu, vermochte jedoch selbstverständlich nicht, einen dauernden Frieden zwischen den Parteien anzubahnen.

Obschon die Hugenotten nur einen kleinen Bruchtheil der Bewohner Frankreichs bildeten, traten sie doch, unterstützt durch einen Theil des Adels, der sich ihnen angeschlossen, mit immer größeren Forderungen hervor, und die Königin-Mutter begünstigte theilweise ihr Vorgehen, um die Macht der katholischen Guisen zu paralysiren. Diesen gelang es aber, den Connetable von Montmorency, der sich als eifriger Katholik von seinen früheren Parteigenossen mehr und mehr entfernt hatte, ganz auf ihre Seite zu ziehen, worauf der Herzog Franz mit ihm und dem reichen und tapfern Marschall von Saint-André ein Bündniß, das sogenannte Triumvirat, schloß, als dessen Zweck die Aufrechthaltung des katholischen Glaubens bezeichnet wurde.

Aus Haß gegen das Triumvirat neigte sich die ränkesüchtige Königin-Mutter noch mehr auf die Seite der Hugenotten, zu deren Gunsten Anton von Navarra dem Staatsrathe eine Bittschrift überreichte, die den Erlaß des Ediktes vom Juli 1561 zur Folge hatte, das den Hugenotten Amnestie für die Vergangenheit zugestand und die Todesstrafe für die der Häresie Ueberführten in die der Landesverweisung verwandelte. Da dies den Hugenotten nicht genügte, ließ die Königin-Mutter, um die Unzufriedenheit Coligny's zu beschwichtigen, auf den Rath l'Hopitals im September 1561 zu Poissy in Gegenwart des Hofes ein Religionsgespräch abhalten, durch welches sie bis zur Entscheidung des ganzen Religionsstreites auf dem Concil von Trient eine Art Interim, ähnlich dem von Karl V. erzielten, zu Stande zu bringen hoffte.

Als der Hauptvertheidiger des reformirten Glaubensbekenntnisses trat Theodor Beza, der Freund und Amtsgenosse Kalvins, auf, der auch, auf den Wunsch der Königin Katharina, die Versammlung mit einem pathetisch gesprochenen Gebete eröffnete. Als er bei der Entwicklung der kalvinischen Lehre von dem Abendmahle den jede Hoffnung auf Verständigung vernichtenden Ausspruch that: „Christi Leib sei von dem geweihten Brode so weit entfernt, wie der Himmel von der Erde,“ ging ein Murren der Entrüstung durch die Versammlung, die sich unter großer Aufregung trennte. Obgleich der Kardinal von Guise und der Jesuitengeneral Lainez, die beiden hervorragendsten Vertheidiger des katholischen Dogma's, die Auseinandersetzungen Beza's und der übrigen kalvinischen Theologen

auf das Glänzendste widerlegt hatten, schrieben sich, nachdem das ganze Gespräch resultatlos verlaufen, die Hugenotten den Sieg zu und traten mit umso größerem Trotze auf.

Um die Häupter der Hugenotten, Condé und Coligny, zu gewinnen, erließ die Königin-Mutter am 17. Januar 1562 ein sogenanntes „Toleranzedikt", das zwar den Hugenotten die Zurückerstattung der von ihnen gewaltsam in Besitz genommenen Kirchen und Kirchengüter zur Pflicht machte und weitere Gewaltthätigkeiten bei Todesstrafe verbot, ihnen jedoch die Abhaltung gottesdienstlicher Versammlungen außerhalb der Mauern der Städte gestattete. Das Parlament weigerte sich, das Edikt zu registriren.

Da sich inzwischen der König Anton, theils aus Eifersucht auf das größere Ansehen seines Bruders Condé, theils wegen der von ihm mißbilligten Begünstigung der Hugenotten durch die Königin-Mutter, an das Triumvirat angeschlossen, wollte sich der Herzog von Guise nach der Hauptstadt begeben, um sich mit ihm über die Vertreibung Condé's aus Paris zu besprechen. Auf dem Wege dahin kam er am 1. März 1562, einem Sonntag, durch V a s s y, ein Städtchen in der Champagne. Als er vor der Kirche abgestiegen, um der heiligen Messe beizuwohnen, erfuhr er, daß die Hugenotten durch Predigen und Singen in einer benachbarten Scheune den katholischen Gottesdienst störten; auch klagten der Pfarrer und der Richter des Ortes über Beleidigungen, welche dieselben vor Kurzem dem Bischof von Chalons zugefügt. Der Herzog gab sogleich seinen Pagen Auftrag, die Aeltesten der reformirten Gemeinde zu ihm zu entbieten; seine Boten wurden jedoch, als sie mit Ungestüm in die Versammlung derselben drangen, unter Mißhandlungen zurückgetrieben. Als hierauf der Herzog selbst mit seinem Gefolge herzukam, schleuderte ihm ein Hugenotte einen Stein ins Gesicht, was seine Leute so sehr erbitterte, daß sie über die Hugenotten herfielen, sechzig derselben tödteten und an zweihundert andere verwundeten, ohne daß der Herzog dem Gemetzel Einhalt zu thun vermochte.

Dieser Vorfall, von den Protestanten das „Blutbad von Vassy" genannt, entfesselte in ganz Frankreich die wildesten Leidenschaften. Ueberall griffen die Hugenotten zu den Waffen, und bald durchtobte ein blutiger Kampf der Parteien das ganze Königreich. Allenthalben, wo die Hugenotten die Mehrzahl bildeten, tödteten oder vertrieben sie die Priester und Mönche, schändeten und verwüsteten die Kirchen, beraubten die Klöster und wütheten mit wilder Zerstörungslust gegen alles, was den Katholiken heilig war. Die Grabmäler der Normannenherzoge in Rouen wurden zerstört, die Gebeine des heiligen Martin von Tours ins Wasser geworfen; französische Hände zertrümmerten die Bildsäule der Jungfrau von

Orleans. Durch alle diese Gräuel, welche mit Gutheißung der hugenottischen Prediger, Konsistorien und Synoden begangen wurden, aufs Aeußerste gereizt, übten die Katholiken, da wo sie das Uebergewicht hatten, an den Feinden ihres Glaubens häufig blutiges Vergeltungsrecht.

Unterdessen hatte Condé, da die Hauptstadt sich für den Herzog von Guise erklärt und dieser im Vereine mit Anton von Navarra die mit dem König nach Fontainebleau entflohene Königin-Mutter durch Vorstellungen und Drohungen zur Rückkehr nach Paris bewogen, von Meaux aus eine Proklamation erlassen, worin er die Hugenotten aufforderte, sich zum Kampfe um ihn zu schaaren. Da der Krieg unvermeidlich schien, suchten beide Parteien sich durch auswärtige Hilfe zu stärken. Der Prinz von Condé, für welchen sich fast die ganze Normandie erklärt hatte, erkaufte die Unterstützung der Königin Elisabeth durch die Abtretung von Havre de Grace; auch sagten ihm die protestantischen Fürsten Deutschlands Hilfstruppen zu. Dagegen konnten die Guisen auf den Beistand Philipps II. von Spanien, sowie auf den der Herzoge von Savoyen, Ferrara und Mantua zählen und ließen in Deutschland und der katholischen Schweiz Truppen werben.

So begann eine lange Reihe von Bürgerkriegen, die, siebenmal durch Friedensschlüsse unterbrochen und jedesmal mit gesteigerter Erbitterung erneuert, das unglückliche Land Jahre lang mit Gräueln und Freveln erfüllten. Kiesel charakterisirt dieselben treffend mit folgenden Worten: „Es waren Religionskriege, sofern die religiöse Spaltung eine Gährung hervorgerufen hatte, in welcher die streitenden Parteien Gelegenheit fanden, sich die Kräfte der Massen dienstbar zu machen, und jede Partei aus der Besorgniß für ihre Religion und dem Anblicke der dieselben bedrohenden Gefahren stets neuen Eifer zum Kampfe schöpfte. Es waren Kriege staatlicher Umwälzung, sofern es persönliche Bestrebungen waren, die sich mit dem Scheine einer Vertheidigung der beiderseitigen Religionen bekleideten, und von beiden Seiten die Führer sich von aller staatlichen Ordnung lossagten, um das Recht der Gewalt an die Stelle der von den berufenen Häuptern des Staates schlecht gewahrten Würde der Regierung zu setzen. Der Kampf theilte sich in den fast allenthalben gleichzeitig geführten regellosen und räuberischen Kampf, wie ihn die gelegentliche Berührung der erbitterten Parteien brachte, und in den von den Häuptern der Parteien mit gesammelten und geordneten Kräften in kriegerischer Weise geführten Kampf, dessen wechselnde Erfolge, soweit ihr Eindruck wirken konnte, auch in dem Einzelkampf die Parteien wechselnd hoben und niederdrückten. Nichts aber wurde in diesen im Namen der Religion geführten Kriegen mehr gehöhnt, als die Religion, welche unter dem grausamen Spiele

entfesselter Wuth ihre Macht über die Gemüther einbüßte und nach dem Verstummen des Waffengetöses die Heilung der furchtbarsten Verwilderung zu beginnen hatte."

Bei dem Anfange des Krieges im April 1562 waren Orleans und Rouen die beiden Hauptwaffenplätze der Hugenotten. Obschon es den Königlichen gelungen war, sich in den Besitz von Blois, Tours, Poitiers und Bourges zu setzen und dadurch die Stadt Orleans so vollständig zu isoliren, daß ihr Fall unvermeidlich schien, zogen sie es vor, sich zuerst gegen Rouen zu wenden, in welches die Engländer eine starke Besatzung geworfen. Nach einer vierwöchentlichen tapferen Vertheidigung durch den Schotten Montgommery wurde die Stadt am 26. Oktober 1562 mit Sturm genommen, wobei der König von Navarra eine tödtliche Verwundung erhielt, der er am 17. November erlag.

Während in Folge des Falles von Rouen der größte Theil der Normandie von den Königlichen besetzt wurde, suchte Condé, der inzwischen aus Deutschland Unterstützung erhalten, Paris durch Ueberraschung zu nehmen. Da ihm dies nicht gelang, wandte er sich nach der Normandie, um englische Truppen an sich zu ziehen; er wurde jedoch am 19. Dezember bei Dreux von dem durch spanische Truppen aus den Niederlanden verstärkten Herzog von Guise nach einem heißen Kampfe, in welchem St. André den Tod fand und Montmorency den Hugenotten in die Hände fiel, geschlagen und gefangen genommen. Der Herzog von Guise behandelte ihn ritterlich: er speiste mit ihm an derselben Tafel, und da sich in der Verwirrung nach dem Treffen in seinem Quartier nur ein einziges Bett vorfand, theilte er dasselbe mit dem Prinzen.

Von Dreux brach der Herzog von Guise zur Belagerung von Orleans auf, und schon hatte er sich in den Besitz der Vorstädte gesetzt, als er am 18. Februar 1563 durch Poltrot de Méré, einen kalvinischen Edelmann aus Angoumois und Anverwandten La Renaudie's, der sich für berufen hielt, das Haupt der Katholiken durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen, und sich zu diesem Ende in das Vertrauen des Herzogs eingeschlichen, mittelst dreier vergifteter Kugeln tödtlich verwundet wurde. Er starb sechs Tage später, im Alter von vierundvierzig Jahren, nachdem er der Königin zum Frieden gerathen und seinem Sohne Heinrich Mäßigung anempfohlen. Poltrot de Méré, der zu entfliehen gesucht, wurde eingeholt und am 15 März 1563 zu Paris, dem über ihn gefällten Spruch des Parlaments gemäß, geviertheilt, von den Kalvinisten aber als Märtyrer verehrt und sein Name in das Genfer Martyrologium eingetragen.

Der schwere Verlust, den die katholische Partei durch den Tod ihres tüchtigsten Vorkämpfers erlitten, sowie die finanzielle Zerrüt-

tung des Reiches und der Wunsch, die Engländer aus Frankreich vertrieben zu sehen, bestimmten die Königin-Mutter, mit den Hugenotten Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, auf welche der Prinz von Condé umso bereitwilliger einging, als sie denselben in die Bande der Liebe zu einem ihrer Hoffräulein zu verstricken gewußt. So kam am 19. März 1563, trotz des Widerspruchs Coligny's, der Friede von Amboise zu Stande, in welchem den Großen der hugenottischen Partei für sich und ihre Unterthanen innerhalb ihrer Besitzungen, den Adeligen auf ihren Schlössern und den Bürgern in bestimmten Städten freie Religionsübung zugestanden wurde. Da die Königin Elisabeth sich weigerte, Havre de Grace gegen die Rückerstattung der an Condé gemachten Vorschüsse herauszugeben, schritt der aus seiner Gefangenschaft befreite Connetable von Montmorency zur Belagerung dieser Stadt und zwang die durch eine verheerende Krankheit geschwächte englische Besatzung zur Räumung derselben, wogegen ihr freie Rückkehr nach England bewilligt wurde. (28. Juli 1563). Im folgenden Jahre schloß Elisabeth mit dem französischen Hofe den Frieden von Troyes.

Um die auf die Erlangung der Regentschaft gerichteten Pläne Condé's zu vereiteln, ließ Katharina den jungen König, nachdem er am 27. Juni 1563 sein vierzehntes Lebensjahr erreicht hatte, von dem Parlamente für mündig erklären. Karl IX. zeigte Verstand und Redegewandtheit, zugleich aber auch die schlimmsten Charakteranlagen. Er war jähzornig und von maßloser Heftigkeit, und die Leidenschaft, mit welcher er dem Jagdvergnügen fröhnte, entwickelte in ihm eine so blutdürstige Lust, Thiere zu tödten, daß er, wie ein Zeitgenosse berichtet, wenn er einem Esel begegnete, ihm den Kopf herunterschlug, in Gegenwart der Hofleute Schweine schlachtete und wie ein gemeiner Schlächterknecht in den Eingeweiden derselben wühlte. Statt diesen bösen Neigungen, die ihn auch grausam gegen Menschen machten, entgegenzuwirken und die besseren Regungen des jungen Königs zu fördern, weihte ihn seine Mutter ein in die Ränke Machiavellistischer Politik, und so lernte er schon frühe Meineid, Treubruch und Verstellungskunst kennen und üben.

Auf den Rath des Kanzlers l'Hopital machte Katharina in den beiden folgenden Jahren mit dem jungen König eine Reise durch das Reich, um ihn mit seinen Unterthanen in persönliche Berührung zu bringen. Bei dieser Gelegenheit fand im Juni 1565 zu Bayonne unter glänzenden Festlichkeiten eine Zusammenkunft mit der jungen Königin Elisabeth von Spanien, Karl's IX. Schwester, statt, die in Begleitung Alba's und vieler anderen spanischen Großen dorthin gekommen. Katharina hatte dieselbe hauptsächlich zu dem Zwecke veranstaltet, um eine Verlobung ihrer Tochter Margaretha mit dem spanischen Thronerben

Don Karlos anzubahnen; doch kam in dieser Beziehung keinerlei Vereinbarung zu Stande.

Da die Königin den Frieden für den Augenblick nicht gestört zu sehen wünschte, suchte sie eine Versöhnung zwischen den Guisen und dem Admiral Coligny herbeizuführen, der von der Guisischen Partei der Mitwissenschaft und Theilnahme an der Ermordung des Herzogs Franz beschuldigt wurde. Auf einer zu diesem Zwecke im Februar 1566 zu Moulins abgehaltenen Versammlung der Großen betheuerte der Admiral mit einem feierlichen Eid, daß er keinen Theil an dem Tode des Herzogs gehabt, und nachdem die Versammlung einstimmig erklärt hatte, daß kein Verdachtsgrund gegen ihn vorliege, gab ihm der Kardinal von Lothringen den Friedenskuß. Dagegen bekundete die Abwesenheit des sechzehnjährigen Heinrich von Guise, daß derselbe seinen Verdacht wie seinen Groll gegen den Admiral nicht aufzugeben gewillt sei.

Indessen dauerte die Spannung im Reiche fort, und die Hugenotten die den Absichten der Königin mißtrauten, zögerten nicht, sich aufs Neue in Kriegsbereitschaft zu setzen. Da sich im Herbst 1567 das Gerücht verbreitet hatte, daß der Hof, der inzwischen gleichfalls neue Streitkräfte gesammelt, mit dem Gedanken umgehe, Condé gefangen zu nehmen, den Admiral Coligny ermorden zu lassen und die Zugeständnisse von Amboise rückgängig zu machen, entwarfen die Häupter der Hugenotten den Plan, den in Monceaux weilenden Hof zu überfallen und sich der Person des Königs zu bemächtigen. Der Anschlag konnte jedoch nicht zur Ausführung gebracht werden, weil der Hof, rechtzeitig gewarnt, unter der Bedeckung von sechstausend rasch zusammengezogenen Schweizern schleunigst von Monceaux aufgebrochen war, um nach Paris zurückzukehren. Condé folgte ihm auf dem Fuße nach, um die Hauptstadt zu belagern; der Connetable von Montmorency rückte ihm jedoch mit einem überlegenen Heere entgegen und zwang ihn durch das blutige Treffen bei St. Denis (10. November 1567), in welchem er selbst tödtlich verwundet wurde, zur Umkehr. Drei Tage später erlag der vierundsiebenzigjährige Connetable seinen Wunden. Katharina veranstaltete ihm eine königliche Leichenfeier, ließ jedoch im Kreise ihrer Vertrauten die Aeußerung fallen: „Ich muß dem Himmel für zwei Dinge danken, einmal, daß Montmorency den König an seinen Feinden gerächt, und dann, daß der Feind den König von Montmorency befreit hat.“ Statt einen neuen Connetable zu ernennen, übertrug sie die Oberanführung des Heeres ihrem Lieblingssohn, dem sechzehnjährigen Herzog Heinrich von Anjou, dem sie den Titel eines Generallieutenants des Königreichs verlieh.

Inzwischen hatte sich Condé nach der Schlacht von St. Denis nach Lothringen gewandt, um die Hilfstruppen an sich zu ziehen,

die der pfälzische Prinz Johann Kasimir ihm zuführte. Mit dieser Verstärkung erzwang er die Aufhebung der von den Katholiken begonnenen Belagerung von Orleans und rückte dann gegen Chartres vor. Die Einschließung dieses nur acht Stunden von Paris entfernten Platzes, sowie die Fortschritte, welche die Hugenotten inzwischen auch in andern Theilen des Reiches gemacht, bewogen die Königin-Mutter zu Friedensunterhandlungen, und so kam am 23. März 1568 der Friede von Longjumeau — wegen seiner kurzen Dauer der „kleine" oder der „hinkende Friede" genannt — zu Stande, in welchem das zu Gunsten der Reformirten erlassene Edikt von Amboise bestätigt und denselben dagegen die Verpflichtung auferlegt wurde, die von ihnen besetzten Plätze zu räumen.

Da die Hugenotten dieser Verpflichtung nicht nachkamen und überdies ihre Verbindungen mit den Protestanten in Deutschland, den Niederlanden und England aufrecht hielten, beschloß die Königin-Mutter, um der Bewegung Herr zu werden, die beiden Häupter der hugenottischen Partei, Condé und Coligny, aufheben zu lassen. Rechtzeitig gewarnt, entflohen sie nach dem protestantischen La Rochelle und erließen von dort am 28. September 1568 an den König ein Schreiben, in welchem sie unter Darlegung ihrer Beschwerden mit der Wiederergreifung der Waffen drohten. Als Antwort darauf erließ Karl IX., der es den Hugenotten nicht vergessen konnte, daß er vor ihnen hatte flüchten müssen, ein Edikt, in welchem er alle den Protestanten gemachten Zugeständnisse widerrief, die fernere Ausübung ihres Gottesdienstes bei Todesstrafe und Güterverlust verbot, allen Beamten den Eid auf das katholische Bekenntniß auferlegte und sämmtlichen reformirten Predigern aufgab, binnen vierzehn Tagen das Land zu verlassen. Der Kanzler l'Hopital, der von diesen Verordnungen abgerathen, wurde aus seinem Amte entfernt. Da den Hugenotten von der Königin Elisabeth und von den protestantischen Fürsten Deutschlands Unterstützungen zugesagt worden, während die Königlichen auf ihre eigenen Kräfte beschränkt waren, eröffneten Condé und Coligny sofort die Feindseligkeiten, und so entbrannte der dritte Religionskrieg, der mit noch größerer Erbitterung geführt wurde, als die beiden vorhergehenden. Ueberall, wo die Hugenotten im Vortheil waren, verübten sie an den Katholiken, besonders an den Geistlichen, die schauerlichsten Grausamkeiten. Trug doch Briquemaut, einer ihrer Anführer, ein Halsband von Ohren ermordeter Priester.

So günstig auch die Verhältnisse bei dem Wiederbeginn des Krieges für die Hugenotten lagen, schien doch der Verlauf desselben ihren Erwartungen nicht entsprechen zu sollen; denn in der blutigen Schlacht bei Jarnac (13. März 1569) erlitten sie nicht nur gegen den Herzog von Anjou und den kriegserfahrenen Marschall Ta-

vannes eine vollständige Niederlage, sondern verloren auch in dem achtunddreißigjährigen Prinzen von Condé, der von dem Hauptmann der Schweizergarde des Herzogs von Anjou, dem Baron von Montesquieu, erschossen wurde, ihr Oberhaupt und den hervorragendsten ihrer Führer.

Obgleich nach der Schlacht von Jarnac die Sache der Hugenotten fast ganz darniederzuliegen schien, verlor Coligny, der von nun an die Seele der hugenottischen Partei wurde, den Muth nicht. In kurzer Zeit hatte er ein neues Heer zusammengebracht, zu dessen Unterhalt die Wittwe des Königs Anton von Navarra, eine eifrige Kalvinistin, ihre Länder und Juwelen verpfändete.

Da der hugenottische Adel einen Prinzen von königlichem Geblüte zum Führer verlangte, trat der sechzehnjährige Heinrich von Navarra, der Sohn des Königs Anton, an die Spitze des Heeres, das ihm Treue schwur; doch blieb die obere Leitung des Krieges in den Händen Coligny's. Dieser griff die Königlichen bei La-Roche-Abeille in Limousin an, bei welcher Gelegenheit der junge König von Navarra die erste Feuerprobe bestand, und vertrieb sie aus ihrem Lager; dagegen sah er sich genöthigt, die von ihm begonnene Belagerung von Poitiers, das von dem neunzehnjährigen Heinrich von Guise, dem ältesten Sohne des Herzogs Franz, aufs Tapferste vertheidigt wurde, mit einem Verlust von zweitausend Mann wieder aufzuheben. Da der Herzog Heinrich von Anjou bedeutende Verstärkungen an sich gezogen, suchte Coligny, auf dessen Kopf das Parlament von Paris am 13. September, nachdem es ihn als Hochverräther zum Tode verurtheilt, einen Preis von fünfzigtausend Thalern gesetzt hatte, einem Treffen auszuweichen; aber die hugenottischen Edelleute in seinem Heere, die eine rasche Entscheidung wünschten, zwangen ihn, die Schlacht anzunehmen, die der Herzog von Anjou ihm am 3. Oktober bei Moncontour anbot. Das blutige Gefecht endete mit einer zweiten Niederlage der Hugenotten, welche über fünftausend Todte auf dem Schlachtfelde zurückließen.

Die Sache der Hugenotten würde verloren gewesen sein, hätten nicht die Königlichen, statt den errungenen Sieg in rasch aufeinander folgenden Schlägen auszubeuten, Zeit und Kräfte in langwierigen und erfolglosen Belagerungen zersplittert. So gewannen die Hugenotten Zeit, sich wieder zu stärken, und da der Hof in Parteien gespalten war und Karl IX. aus Eifersucht auf den Kriegsruhm seines Bruders die Beendigung des Krieges wünschte, kam es zu Unterhandlungen, die am 8. August 1570 in dem Frieden von St. Germain en Laye ihren Abschluß fanden. In demselben gestand der König den Hugenotten, unter Aufhebung aller gegen sie erlassenen Rechtssprüche, freie Religionsübung in allen

Städten, mit alleiniger Ausnahme von Paris und des Ortes, in welchem der Hof sich aufhielt, sowie die Zulassung zu allen Aemtern und Würden zu und gestattete ihnen überdies, zu ihrer Sicherheit die vier festen Plätze La Rochelle, La Charité, Montauban und Cognac für die Dauer von zwei Jahren zu besetzen.

Die Bartholomäusnacht.

(23.—24. August 1572).

Mit dem Abschluß des Friedens von St. Germain war in der Politik des französischen Hofes eine entschiedene Wendung zu Gunsten der Hugenotten eingetreten, die denselben einen die Interessen der Katholiken schwer bedrohenden Antheil an der Herrschaft zu sichern schien. Der König vermählte sich am 26. November 1570 mit Elisabeth, der Tochter des den Protestanten geneigten Kaisers Maximilian II.; Katharina bot dem jungen König von Navarra die Hand ihrer Tochter Margaretha an, die ihrerseits dieser Vermählung abgeneigt war, indem sie ihr Herz dem jungen Heinrich von Guise geschenkt, und für Heinrich von Anjou wurde um die Hand der Königin Elisabeth von England geworben. Auch Coligny wurde an den Hof gezogen und von dem König, der ihm sofort seine Stelle im Staatsrathe wiedergab, mit Auszeichnungen und Gnadenbeweisen überhäuft. Der Admiral benutzte seinen Einfluß auf Karl IX., um die Guisen vom Hofe zu entfernen und den König für den Plan zu gewinnen, im Bunde mit Elisabeth von England den rebellischen Niederländern Hilfe gegen Spanien zu leisten.

Indessen hatte die Königin von Navarra nur ungern und zögernd ihre Einwilligung zu der Vermählung ihres Sohnes mit Margaretha von Valois gegeben, für welche auch Papst Pius V. die erbetene Dispensation verweigerte. Den dringenden Aufforderungen Coligny's entsprechend, kam sie nach Paris, wo am 11. April 1572 der Heirathsvertrag unterzeichnet wurde. Mitten unter den Vorbereitungen zu den Vermählungsfeierlichkeiten starb sie, am 9. Juni, eines plötzlichen Todes, und man wollte wissen, die Königin-Mutter habe sie durch ein Paar Handschuhe vergiften lassen, die ein übelberüchtigter Mailänder ihr verkauft hatte; die Leichenöffnung brachte jedoch keine Spur von Gift zu Tage. Im Juli fanden sich auch die beiden bourbonischen Prinzen Heinrich von Navarra und Heinrich von Condé, der zwanzigjährige Sohn des Prinzen Ludwig, mit einer großen Zahl hugenottischer Edelleute zu den Hochzeitsfeierlichkeiten in Paris ein. Auch Coligny, der inzwischen auf sein Landgut zurückgekehrt war, leistete der an ihn ergangenen

Einladung Folge, hauptsächlich in der Absicht, bei dem König für die Beschleunigung der bereits beschlossenen Kriegserklärung an Spanien und für eine nachdrückliche Unterstützung der abgefallenen Niederländer zu wirken, in welchen er sich und seiner Partei mächtige Freunde zu erwerben wünschte.

Um den Einfluß zu sichern, den er bereits auf den König gewonnen, stellte er demselben vor, daß es an der Zeit sei, sich der Vormundschaft seiner herrschsüchtigen Mutter zu entziehen, die ihn in den Hintergrund zu drängen suche, um ihre eigene Autorität aufrecht zu erhalten und ihn durch die Bevorzugung ihres Lieblingssohnes Heinrich zu verdunkeln. Diese Reden verfehlten ihres Eindrucks nicht. Während der Admiral in der Gunst des Königs täglich höher stieg, konnte die Königin-Mutter aus Karls ganzem Benehmen deutlich erkennen, daß ihre Herrschaft in Gefahr schwebe. Um dieselbe zu retten, beschloß sie, im Einvernehmen mit ihrem Sohne Heinrich, den ihr längst verhaßten Admiral durch Meuchelmord aus dem Wege räumen zu lassen. Der Mordanschlag sollte am 22. August, vier Tage nach der Vermählung Heinrichs von Navarra mit Margaretha von Valois, zur Ausführung gebracht werden; aber der Schuß, der auf Coligny abgefeuert wurde, als derselbe aus dem Louvre nach seiner Wohnung zurückkehrte, zerschmetterte ihm nur den rechten Zeigefinger und verwundete ihn ungefährlich am linken Oberarm. Während einige der ihn begleitenden Edelleute ihn zu seiner Wohnung führten, untersuchten andere das Haus, aus welchem der Schuß gefallen; der Mörder war jedoch spurlos verschwunden.

Dieser Vorfall erregte unter den Anhängern des Admirals eine ungeheure Aufregung. Die beiden bourbonischen Prinzen eilten sogleich zu dem Könige, um von ihm strenge Untersuchung und Bestrafung der Schuldigen zu verlangen. Karl brach in Wehklagen aus und schwur allen an dem Mordanschlage Betheiligten blutige Rache. Er fuhr sogleich nach der Wohnung des Admirals, um denselben seiner Theilnahme zu versichern, und seine Mutter hielt es für angezeigt, ihn mit ihrem Sohne Heinrich dahin zu begleiten. Coligny, der im Bette lag und, in der Meinung, daß die Kugel, die ihn getroffen, vergiftet gewesen, sein Ende nahe glaubte, bat den König um eine Unterredung unter vier Augen, worauf Karl seiner Mutter und seinem Bruder befahl, sich an das andere Ende des Zimmers zurückzuziehen. Das Interesse, mit welchem er den Worten des Admirals zu lauschen schien, sowie die finsteren Mienen und das Flüstern der in großer Zahl in dem Gemache anwesenden hugenottischen Edelleute versetzten die schuldbewußte Königin in die äußerste Aufregung. Unfähig, länger an sich zu halten, näherte sie sich dem Bette des Admirals und bat den König,

die Unterredung abzubrechen, da der Zustand des Verwundeten Ruhe erheische.

Bei der Rückfahrt bot Katharina ihre ganze Kunst auf, um dem König den Inhalt seines Gespräches mit dem Admiral zu entlocken, und der Ausruf Karls: „Bei Gott, er hatte Recht! Er ist einer meiner treusten Diener; er sagte, ich müsse die Gewalt wieder in meine Hand nehmen und sie nicht länger in den Händen Anderer lassen," ließ ihr keinen Zweifel darüber, daß es um ihre Macht gethan war, wenn der Admiral am Leben blieb. Diese Gewißheit, sowie die Furcht vor der Rache der Hugenotten gab ihr den furchtbaren Gedanken ein, den Admiral mit allen seinen in Paris anwesenden Anhängern in einem allgemeinen Blutbad vernichten zu lassen.

Am folgenden Morgen berieth sich die Königin mit Heinrich von Anjou und ihren übrigen Vertrauten, dem Herzog von Nevers, dem Grafen von Angoulême, dem Marschall Tavannes u. A., über den Mordplan; dann begaben sich Alle zu dem König, um dessen Zustimmung einzuholen. Nachdem sie sich lange vergebens bemüht, ihn durch die Schilderung der Gefahren, die ihm selbst von der Macht des Admirals und von der Rache der aufs Aeußerste gereizten Hugenotten drohten, für den verruchten Plan zu gewinnen, rief einer der Anwesenden: „Sire, Sie haben Furcht vor den Hugenotten!" Bei diesen Worten sprang der König wie trunken auf und schrie: „Beim Tode Gottes, weil ihr es für gut findet, daß man den Admiral tödte, so will auch ich es; aber alle Hugenotten müssen sterben, damit keiner übrig bleibe, der mir jemals einen Vorwurf machen könne. Treffet schnell die nöthigen Anordnungen!"

Während der König nach diesen Worten wie ein Wahnsinniger den Saal verließ, blieben die Uebrigen in demselben zurück, um für die Ausführung des furchtbaren Frevels, für welche bereits die folgende Nacht festgesetzt war, die nöthigen Anordnungen zu treffen. Anfangs war man unschlüssig darüber, wie es mit Heinrich von Navarra und dem jungen Condé gehalten werden solle; nach längeren Berathungen beschloß man, sie als Verwandte des Königshauses zu verschonen, in der Voraussetzung, daß sie sich unschwer entschließen würden, zur katholischen Kirche zurückzukehren.

Nachdem man zum Behufe der Ausführung des Blutbefehls die Stadt nach Quartieren eingetheilt, ließ Tavannes die Vorsteher der Bürgerkompagnien vor den König führen, und dieser erklärte ihnen, er habe den Tod der Hugenotten beschlossen, weil sich dieselben gegen ihn, den Staat und die Ruhe der Stadt Paris verschworen hätten; sie sollten daher ihre Kompagnien um Mitternacht vor dem Rathhause zusammenkommen lassen. Von Entsetzen über

die beabsichtigte Frevelthat ergriffen, beriefen sie sich auf ihr Gewissen; Tavannes schüchterte sie jedoch durch die Androhung ihres eigenen Todes so sehr ein, daß sie sich zu Allem bereit erklärten. Hierauf wurde ihnen anempfohlen, dafür Sorge zu tragen, daß die Bürgerschaft sich ruhig verhalte, bis mit der Glocke im Louvre ein Zeichen gegeben worden; alsdann sollten vor allen Fenstern Fackeln aufgesteckt, auf allen Plätzen und Kreuzwegen Wachen ausgestellt und die Straßen durch Ketten gesperrt werden. Das Erkennungszeichen der Katholiken solle ein weißes Tuch um den linken Arm und ein weißes Kreuz am Hute sein.

Als die Nacht hereingebrochen war und die Stunde der Ausführung des beabsichtigten Frevels herannahte, wurde Karl schwankend. Der Rausch der Wuth, in welchen man ihn zu versetzen gewußt, war verraucht, und mit der Unruhe eines Missethäters ging er in seinem Zimmer auf und ab. Um einem Umschwung in seinen Entschließungen vorzubeugen, ließ Katharina das Zeichen mit der Glocke etwas früher geben. Zitternd trat der König, gefolgt von seiner Mutter und seinem Bruder, auf einen Balkon, und Alle harrten in qualvoller Spannung des Verlaufs der Dinge. Da unterbrach ein Pistolenschuß die tiefe Stille; entsetzt bebten sie zusammen, und von Gewissensbissen erfaßt, sandten sie schleunig Boten mit Gegenbefehlen ab. Aber es war zu spät: das Blutbad hatte bereits seinen Anfang genommen.

Gleich nachdem der Schall der Glocke vom Louvre durch die Stille der Nacht gedrungen, hatten die Herzoge von Guise und von Angoulême, welche Coligny's Quartier auf sich genommen, das Haus des Admirals mit dreihundert Geharnischten besetzt und die Thüren sprengen lassen. Ein Haufe Bewaffneter drang in Coligny's Schlafgemach, und ein Diener des Herzogs von Guise, Namens Besme, rannte dem Admiral den Degen durch den Leib, worauf der Leichnam zum Fenster hinausgeworfen, durch die Straßen geschleift und mit den Füßen an einen Galgen aufgehängt wurde.

Auch in den übrigen Stadttheilen war unterdessen das Morden in raschen Gang gekommen; denn mit den Geharnischten des Herzogs von Guise und den Gardesoldaten des Königs fielen auch die bewaffneten Bürger, deren Mordlust durch die Leiter des Gemetzels auf jede Weise aufgestachelt worden, über die wehrlosen Hugenotten her, die, durch das Geschrei auf den Straßen aus dem Schlafe gerissen, aus ihren Wohnungen eilten, und stachen nieder, was sie erreichen konnten. Mit dem wachgerufenen religiösen und politischen Fanatismus verbanden sich bei Vielen auch persönliche Motive: Feindschaft, Neid, Rachgier und Habsucht. Gläubiger wurden von ihren Schuldnern, Vorgesetzte von ihren Untergebenen, Herren von ihren Dienern niedergestoßen. Auch zahlreiche Katho-

liken fanden in der schauerlichen Mordnacht ihren Tod, indem sie von persönlichen Feinden oder von Solchen, denen sie aus irgend einem anderen Grunde im Wege standen, den Mordgesellen als Hugenotten bezeichnet wurden.

Selbst bis in die Räume des Louvre erstreckte sich das Morden. Die dort befindlichen hugenottischen Edelleute wurden in den Hof geschleppt und in demselben vor den Augen des Königs, dessen Gnade sie vergebens anflehten, mit Hellebarden niedergestoßen. Seit dem Beginne des Blutbades war Karls IX. anfängliche Zaghaftigkeit in Wuth übergegangen: sein natürlicher Hang zu Grausamkeit war erwacht; von den Fenstern des Louvre aus schrie er hinab in die Straßen: „Tue, tue!“ und es wird sogar erzählt, er selbst habe auf die Flüchtigen geschossen, die sich über die Seine zu retten suchten. Von den Hugenotten, die in der Vorstadt St. Germain wohnten, fanden viele Zeit, aus der Hauptstadt zu entkommen; andere wurden von den Katholiken selbst mit Lebensgefahr gerettet.

Die beiden bourbonischen Prinzen ließ der König vor sich kommen und erklärte ihnen mit finsterer Miene: nur in Anbetracht ihrer Jugend habe man ihres Lebens geschont; da er jedoch fortan in seinem Reiche nur *eine* Religion haben wolle, verlange er als Bedingung ihrer vollständigen Begnadigung ihre Rückkehr zur katholischen Kirche. Heinrich von Navarra versprach Alles; Condé machte anfangs Schwierigkeiten, indem er sich auf die den Protestanten zugestandene Religionsfreiheit berief, doch fügte auch er sich schließlich dem Willen des Königs.

Obgleich Karl IX. am Nachmittage des 24. August unter dem Schalle der Trompeten Jedermann bei Todesstrafe hatte befehlen lassen, ruhig nach Hause zurückzukehren und sich aller weiteren Gewaltthätigkeiten zu enthalten, dauerte das Morden noch zwei Tage lang fort, da sich die entfesselte Wuth nicht wieder eindämmen lassen wollte. Auch in die Provinzen waren Blutbefehle entsandt worden, die jedoch in vielen Städten auf hochherzigen Widerstand stießen. So schrieb der Befehlshaber von Bayonne, der edle Vicomte von Orthe, an den König: „Sire, ich habe in Bayonne nur redliche Bürger und brave Soldaten gefunden, aber nicht einen einzigen Henker; deßhalb bitten wir unterthänigst, Eure Majestät wolle unsern Leib und unser Leben nur zu *möglichen* Dingen in Anspruch nehmen.“ Die Antwort Montmorins, des Statthalters der Auvergne, auf das königliche Schreiben lautete: „Sire! Ich habe einen Befehl unter Eurer Majestät Siegel erhalten, alle Protestanten dieser Provinz tödten zu lassen. Ich achte Eure Majestät zu sehr, als daß ich diesen Brief nicht für untergeschoben halten

sollte; wenn aber, was Gott verhüten möge, der Befehl ächt ist, so habe ich zu viel Hochachtung für Sie, um zu gehorchen."

Die Kirche hatte nicht den geringsten Antheil an dem Hugenottenmord; denn kein einziger Bischof befand sich im Rathe des Königs, in welchem derselbe beschlossen worden, vielmehr nahmen sich die Geistlichen der verfolgten Hugenotten, aufs Wärmste an. Als man dem edlen Bischof von Lisieux, Johann Hennuyer, den königlichen Befehl mittheilte, erklärte er, daß er sich der Ausführung desselben widersetzen werde. „Ich bin Hirte des Sprengels von Lisieux", sagte er, „und das Volk, welches zu tödten ihr den Befehl habt, gehört zu meiner Heerde. Obgleich sie gegenwärtig Irrende sind und die Heerde verlassen haben, welche mir von Christus, dem obersten Hirten, anvertraut ist, so können sie doch wieder zurückkehren, und ich gebe die Hoffnung dazu nicht auf. Auch habe ich im Evangelium nicht gelernt, daß der Hirte das Blut seiner Schafe vergießen lassen darf, wohl aber, daß er für sie sein Leben hergeben solle." Zugleich ermahnte er den Klerus seiner Diöceſe auf das Dringendste, sich der Verfolgten in Wort und That anzunehmen, und erntete dafür die Freude, die meisten Protestanten seines Sprengels zur katholischen Kirche zurückkehren zu sehen.

Wie viele Hugenotten das Opfer der Bartholomäusnacht und der in die Provinzen erlassenen Blutbefehle wurden, läßt sich nicht einmal annähernd ermitteln. Die Angaben der hugenottischen Schriftsteller weichen bedeutend von einander ab; sie sprechen von 10,000, 15,000, 20,000, 30,000, 70,000, ja sogar von 100,000 Ermordeten. Daß alle diese Zahlen auf willkürlichen Schätzungen beruhen, beweist ein von einem Hugenotten nach sorgfältigen, unter Zuziehung der reformirten Pastoren sämmtlicher betheiligten Städte angestellten Nachforschungen angefertigtes und im Jahre 1582 veröffentlichtes Verzeichniß seiner ermordeten Glaubensgenossen, das nur 786 Namen enthält. Es darf wohl mit Sicherheit angenommen werden, daß die Zahl eine größere war, und dürfte das zwischen 2000 und 4000 schwankende Ergebniß der neueren Berechnungen der Wahrheit ziemlich nahe kommen.

Nachdem der König anfangs die Schuld des ganzen Frevels auf die Guisen zu schieben gesucht, erklärte er am 26. August in einer feierlichen Sitzung des Parlaments: er habe die Ermordung der Hugenotten angeordnet, weil es kein anderes Mittel gegeben, den Thron und das Reich vor einer von Coligny und seinen Anhängern geplanten Verschwörung zu retten, die nichts Geringeres bezweckt habe, als die ganze königliche Familie, ja selbst den König von Navarra, aus dem Wege zu räumen und den jungen Condé auf den Thron zu erheben. Durch ähnliche Mittheilungen suchte man die Gräuel der Bartholomäusnacht auch im Auslande zu ent-

schuldigen, und da die ausgesandten königlichen Berichte Glauben fanden, liefen sogar von verschiedenen Höfen Glückwünschungsschreiben in Paris ein. So erklärt sich auch die Danksagungsfeier, die Gregor XIII. veranstalten ließ und in der die Feinde der Kirche den Ausdruck einer unchristlichen Freude über die Vernichtung so vieler Feinde des katholischen Glaubens sehen wollten. Wie unbegründet diese Auffassung ist, erhellt schon aus der ungeheuchelten Trauer, die der milde Gregor über das vergossene Blut an den Tag legte, und dem lauten Tadel, den er über die Nichtbeobachtung gerichtlicher Formen aussprach.

Nichts ist grundloser, als die von mehreren Geschichtschreibern aufgestellte Behauptung, daß den Gräueln der Bartholomäusnacht, oder der Pariser Bluthochzeit — wie man dieselben wegen ihres nahen Zusammentreffens mit der Vermählung Heinrichs von Navarra und Margaretha's von Valois in rohem Scherze nannte, — ein längst entworfener und von dem König gebilligter Plan zu Grunde gelegen und daß man die Hugenotten durch Lug und Trug nach Paris gelockt, um sie dort ins Verderben zu stürzen. Die Bartholomäusnacht war nichts Anderes, als das Ergebniß eines raschen Entschlusses, den die Königin-Mutter gefaßt, um sich vor der gefürchteten Rache Coligny's und seiner Anhänger sicher zu stellen und ihre bedrohte Macht zu retten. Ebensowenig aber, als die Ermordung der Hugenotten eine längst beschlossene Sache war, beruhte dieselbe auf einem fanatischen Religionseifer; sie war vielmehr ein furchtbarer Parteifrevel, ein Werk der maßlosesten Herrschsucht und wildesten Parteileidenschaft.

Die Bartholomäusnacht war aber zugleich ein verhängnißvoller politischer Mißgriff; denn die Hugenotten, deren Macht zwar geschwächt, aber nicht vernichtet war, erhoben sich in ganz Frankreich mit dem Muthe der Verzweiflung zu einem Kampfe, für welchen die Gegner nicht gerüstet waren. Ihr Hauptwaffenplatz war das stark befestigte La Rochelle, das sechs Monate lang von Heinrich von Anjou vergeblich belagert wurde. Nachdem die Belagerten neun Hauptstürme abgeschlagen, zog es die erschöpfte Regierung vor, am 6. Juli 1573 mit den Hugenotten einen neuen Frieden zu schließen, der ihnen neben vollständiger Amnestie Gewissensfreiheit zusagte, die öffentliche Abhaltung ihres Gottesdienstes jedoch auf die drei ihnen verbleibenden Sicherheitsplätze La Rochelle, Montauban und Nimes beschränkte.

Einen wesentlichen Antheil an dem Abschluß dieses Friedens hatte die am 9. Mai 1573 erfolgte Wahl Heinrichs von Anjou zum König von Polen. Katharina, die gleich Vielen ihrer Zeitgenossen großes Vertrauen in die Astrologie setzte, hatte von ihren Sterndeutern gehört, daß sie vor ihrem Tode alle ihre Söhne auf

dem Throne sehen werde, und da sie, trotz ihrer entschiedenen Vorliebe für den Herzog von Anjou, doch nicht wünschte, daß die Verwirklichung dieser Prophezeiung durch den Tod ihres Sohnes Karl herbeigeführt werde, hatte sie nach allen Seiten hin Umschau nach einer Krone für den Herzog Heinrich gehalten und insbesondere auch den Plan seiner Vermählung mit der Königin Elisabeth entworfen; ihre Bemühungen waren jedoch lange Zeit erfolglos geblieben. Endlich hatte ihr die Erledigung des polnischen Thrones durch den im Jahre 1573 erfolgten Tod des Königs Sigismund II., des letzten Jagellonen, eine neue Aussicht eröffnet, und der Klugheit ihres Gesandten in Warschau war es gelungen, die Wahl Heinrichs zum König von Polen durchzusetzen. Nachdem derselbe am 10. September 1573 in Gegenwart der polnischen Gesandten, die ihm die Nachricht von seiner Erhebung überbracht, in der Notre-dame-Kirche den Eid auf die Verfassung Polens und Litthauens geleistet, trat er die Reise in seine neue Heimath an.

Unterdessen hatten die Hugenotten ihre Streitkräfte so sehr verstärkt und so wohl organisirt, daß sie recht eigentlich einen Staat im Staate bildeten, und die Forderungen, die sie an den König zu stellen wagten, bekundeten deutlich, daß sie sich ihrer Macht bewußt waren. Sie verlangten nichts Geringeres, als die Ermächtigung, in ihren Sicherheitsplätzen Besatzungen auf königliche Kosten zu unterhalten, die Ueberlassung zweier weiteren Städte in jeder Provinz, freie und öffentliche Religionsübung im ganzen Königreich und die Besetzung einer Anzahl von Richterstellen mit Männern aus ihrer Mitte. Sehr zu Statten kam ihnen dabei eine unter den Katholiken entstandene Spaltung, die zur Entstehung einer neuen Partei Veranlassung gab, welche, da sie das religiöse Interesse den von ihr verfolgten staatlichen Zwecken unterordnete, die der Politiker genannt wurde. Der Plan dieser Partei, die einer Annäherung an die Hugenotten nicht abgeneigt war, ging dahin, bei dem Tode des Königs, der für nahe bevorstehend erachtet wurde, die Königin-Mutter von der Regierung zu entfernen, die Nachfolge des rechtmäßigen Thronfolgers, des nunmehrigen Königs von Polen, zu verhindern und den an ihrer Spitze stehenden Herzog Franz von Alençon, Karls IX. jüngsten Bruder, auf den Thron zu erheben.

Die abschlägige Antwort, welche der Herzog von Alençon erhielt, als er um die Würde eines Generalstatthalters des Reiches bat, die bisher sein Bruder Heinrich besessen, hatte eine Verschwörung seiner Parteigenossen zur Folge, der auch Heinrich von Navarra und der Prinz von Condé beitraten. In Gemeinschaft mit den Hugenotten wollte man den Hof überfallen und sich der Person des Königs bemächtigen. Die Ausführung dieses Anschlags wurde zwar

vereitelt; doch führte derselbe zu Verwicklungen, die einen neuen Religionskrieg in Aussicht stellten.

Mitten unter diesen Wirren starb Karl IX., am 30. Mai 1574, in seinem vierundzwanzigsten Lebensjahre. Seit der Bartholomäusnacht hatte er, unablässig von Schreckbildern verfolgt, die er vergebens durch aufregende Zerstreuungen zu verscheuchen gesucht, keine ruhige Stunde mehr gehabt und war sichtlich dahingesiecht. In seiner Sterbestunde dankte er Gott, daß er keinen Sohn hinterlasse, „weil er es an sich selbst erfahren, wie beklagenswerth in den Zeiten solcher Unruhen ein Kind auf dem Throne und das ihm unterworfene Volk seien." Seine letzte Regierungshandlung war eine Verordnung, durch welche er seine Mutter bis zur Rückkehr seines Bruders und Nachfolgers Heinrich III. aus Polen zur Regentin bestellte. Nach seinem Tode kehrte seine edle Gemahlin Elisabeth, die keinen Einfluß auf ihn hatte erlangen können, in ihr heimathliches Oesterreich zurück.

Heinrich III.

(1574—1589.)

Die Nachricht von dem Tode Karls IX. traf den König von Polen wie eine Erlösung; denn er hatte sich in die rauhen Sitten seiner Unterthanen ebensowenig finden können, als in den stolzen Freimuth des polnischen Adels, und sehnte sich zurück nach den geräuschvollen Vergnügungen des französischen Hofes. Ohne Rücksicht auf den Rath seiner Umgebungen, mit Würde abzutreten und entweder sich selbst durch die Einsetzung einer tauglichen Regentschaft die polnische Krone zu wahren, oder doch wenigstens seinem Bruder Franz den Weg zur Erlangung derselben zu bahnen, reiste er heimlich in der Nacht, wie ein Flüchtling, von Krakau ab, indem er dem Senate sagen ließ, die Wirren in Frankreich erheischten seine schleunigste Rückkehr. Kaum hatte er jedoch die polnische Grenze hinter sich, als es mit seiner Eile zu Ende war. Nachdem er in Wien sechs Tage in Lustbarkeiten aller Art hingebracht, nahm er den Weg über Italien, wo er in Venedig, Ferrara, Mantua und Turin über zwei Monate im fortwährenden Rausche der Vergnügungen schwelgte. Erst am 5. September 1574 betrat er den Boden Frankreichs. An der Grenze begrüßten ihn Alençon und Navarra und schwuren ihm Treue und Gehorsam.

Bestochen durch das gewinnende Aeußere Heinrichs III., sowie durch die Würde, mit der er bei feierlichen Gelegenheiten aufzutreten wußte, und die Gewandtheit seines Benehmens und seiner

Rede, gaben Viele sich der Hoffnung hin, daß seine Regierung dem zerrütteten Reiche bessere Tage bringen werde; allein bald lernten sie einsehen, wie sehr sie sich in ihm getäuscht. Statt, wie man erwartet hatte, mit kräftiger Hand das Ruder des Staates zu ergreifen, stürzte sich der durch frühe Ausschweifungen gänzlich entnervte König, die Regierung seiner Mutter überlassend, in den Strudel der durch die äußerste Sittenlosigkeit charakterisirten Zerstreuungen des Hoflebens, in welchem der letzte Rest seiner Thatkraft unterging, und vollendete zugleich durch die sinnloseste Verschwendung den finanziellen Ruin des Landes.

Unterdessen waren in Folge der Betheiligung der Hugenotten an dem gescheiterten Anschlag der Politiker auf den Hof neue Zerwürfnisse mit den Ersteren entstanden, und der Prinz von Condé, der nach Deutschland entflohen war, rückte mit einem dort geworbenen Heere, bei welchem sich auch der Pfalzgraf Johann Kasimir befand, gegen die französische Grenze vor. Zu der gleichen Zeit (September 1575) entfloh der Herzog von Alençon vom Hofe, um sich offen mit den Hugenotten zu verbinden, und im Februar 1576 folgte Heinrich von Navarra seinem Beispiel. Nachdem der Letztere zu Tours öffentlich wieder zum Protestantismus übergetreten, richteten die drei Prinzen von Moulins aus an den Hof, der sich bereits zu einem kurzen Waffenstillstande hatte entschließen müssen, eine Beschwerdeschrift, die zugleich die Bedingungen enthielt, unter welchen man geneigt sei, Frieden zu schließen. Da ihre Streitkräfte denen des Hofes weit überlegen waren, entschloß sich derselbe, auf diese Bedingungen einzugehen, und so kam im Mai 1576 der Friede von Beaulieu zu Stande, der den Hugenotten weit größere Vortheile zusicherte, als alle früheren Friedensschlüsse. Im ganzen Reiche, mit alleiniger Ausnahme von Paris und dem Aufenthaltsorte des Hofes, erhielten sie freie Religionsübung und außerdem Zutritt zu dem Parlamente und zu allen Aemtern und Würden des Staates, sowie acht neue Sicherheitsplätze. Um den Herzog von Alençon von den Hugenotten zu trennen, verlieh ihm Katharina mit dem Titel eines Herzogs von Anjou die Statthalterschaft von Anjou, Touraine und Berry, sowie einen Gehalt von hunderttausend Thalern. Der Prinz von Condé erhielt die Statthalterschaft der Picardie, Heinrich von Navarra dagegen die von Guyenne, sowie die freie Souveränität über seine väterlichen Herrschaften.

Die zunehmende Stärke der Hugenotten und ihre in dem gleichen Maße gesteigerte Kühnheit, sowie der Unwille über die ihnen gemachten Zugeständnisse riefen unter den Katholiken eine Reaktion hervor, die zu einem Bunde Veranlassung gab, der wegen seines ausgesprochenen Zweckes der Aufrechthaltung des katholischen Glaubens den Namen der heiligen Liga erhielt. Die Seele

wie das Oberhaupt desselben war der Herzog Heinrich von Guise, der, an Körperschönheit, Muth und Thatkraft das Ebenbild seines Vaters, zugleich der Erbe seines Geistes und seines Ehrgeizes war. Da die Liga dem König nicht minder als den Hugenotten entgegentrat, bildete auch sie einen Staat im Staate. Zu schwach, den mächtig wachsenden Bund zu unterdrücken, suchte der König denselben dadurch unschädlich zu machen, daß er selbst der Liga beitrat und sich zu deren Oberhaupt erklären ließ. Die Folge davon war, daß auf der am 6. Dezember 1576 eröffneten Ständeversammlung von Blois, von welcher die Hugenotten fern blieben, das Edikt von Beaulieu wieder aufgehoben und die katholische Religion für die alleinige des Staates erklärt wurde. Dies gab Veranlassung zu einem neuen Religionskrieg, in welchem die Hugenotten infolge der Aussöhnung der Politiker mit dem Hofe im Nachtheile blieben.

Da der König sich im Kriege durch die Parteihäupter gänzlich verdunkelt sah, wünschte er, denselben zu einem raschen Ende zu führen, und knüpfte deßhalb Unterhandlungen mit den Hugenotten an, die am 17. September 1577 in dem Frieden von Bergerac ihren Abschluß fanden. Die Bedingungen desselben, die am 5. Oktober 1577 durch das Edikt von Poitiers bestätigt wurden, sicherten den Hugenotten nahezu die gleichen Vortheile, wie der Friede von Beaulieu.

Zu noch größeren Zugeständnissen verstand sich die Königin-Mutter in dem im Jahre 1579 mit dem König von Navarra geschlossenen Vertrag von Nerac, kraft dessen den Hugenotten als Pfand der ihnen gemachten Bewilligungen eine Anzahl fester Plätze auf bestimmte Zeit übergeben wurden. Doch schon im folgenden Jahre ließ sich der König von Navarra durch die ihn umgebenden Edelleute, denen der Krieg zur Gewohnheit und zum Bedürfnisse geworden, zur Erneuerung der Feindseligkeiten bestimmen. Dieselben dauerten jedoch nicht lange; denn noch in demselben Jahre kam auf dem in der Landschaft Perigord gelegenen Schlosse Fleix ein neuer Friede zu Stande, in welchem die Verträge von Bergerac und Nerac bestätigt wurden.

Da der Herzog von Anjou im Jahre 1581 in Folge eines mit den niederländischen Generalstaaten abgeschlossenen Vertrags mit einem Heere von sechzehntausend Mann nach den Niederlanden abgegangen, wo seine Mutter auch ihm eine Krone verschaffen zu können hoffte, war die kriegerische Thätigkeit der Hugenotten auf ein anderes Feld abgeleitet; daher genoß Frankreich während mehrerer Jahre einer scheinbaren Ruhe; doch glomm das Feuer unter der Asche fort.

Veranlassung zu neuen Unruhen gab der am 10. Juni 1584

erfolgte Tod des Herzogs von Anjou, indem durch denselben bei der Kinderlosigkeit Heinrichs III. der König von Navarra der muthmaßliche Thronerbe wurde. Da von demselben, wenn er wirklich zur Regierung gelangte, die Unterdrückung der katholischen Religion zu befürchten stand, erachtete es die Liga für ihre Pflicht, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln für seinen Ausschluß zu wirken. Der Herzog von Guise bewog daher, im Einvernehmen mit Philipp II. von Spanien, mit welchem er am 31. Dezember 1584 im Namen der Liga einen förmlichen Vertrag geschlossen, den einundsechzigjährigen Kardinal von Bourbon, sich durch das Manifest von Peronne vom 31. März 1585 für den rechtmäßigen Thronerben zu erklären und an die Spitze der Liga zu treten.

Heinrich III., der, wie immer, kraft- und haltlos herüber und hinüber schwankte, lud anfangs den König von Navarra ein, zur katholischen Kirche zurückzukehren und sich mit ihm zu gemeinsamer Vertheidigung der königlichen Rechte gegen die Liga zu verbünden; er schloß jedoch bald darauf, eingeschüchtert durch die Fortschritte der Ligisten, die sich unterdessen mehrerer festen Plätze bemächtigt hatten, mit denselben den Vertrag von Nemours, in welchem er ihnen Geld und Sicherheitsplätze zusagte, den Hugenotten ihre Privilegien entzog und denen, die sich weigern würden, zur katholischen Kirche zurückzukehren, Befehl zur Auswanderung gab.

Indessen bemühte sich die Liga vergebens, von dem päpstlichen Stuhle eine ihr Verfahren billigende Bulle zu erlangen: weder Gregor XIII. noch sein Nachfolger Sixtus V. ließen sich zu einer solchen herbei, obgleich Beide eifrig für die Aufrechthaltung des katholischen Glaubens in Frankreich besorgt waren. Sixtus V. rügte sogar entschieden die Bewaffnung der Liga gegen den Willen des Königs; dagegen erließ er, aus Besorgniß für den bedrohten Fortbestand des Katholicismus in Frankreich, am 9. September 1585 eine Konstitution, durch welche Heinrich von Navarra und der Prinz von Condé als rückfällige Häretiker mit dem Banne belegt und dadurch, nach dem uralten, auch in Frankreich geltenden Rechte, von der Thronfolge ausgeschlossen wurden. Heinrich von Navarra protestirte gegen diesen päpstlichen Erlaß und appellirte an das Parlament, das sich in der That der Verkündigung der Bulle widersetzte.

Inzwischen hatte der Vertrag von Nemours die Hugenotten aufs Neue unter die Waffen gerufen, und so war der achte Religionskrieg entbrannt, der nach den Häuptern der drei Parteien der „Krieg der drei Heinriche“ genannt wurde. Der König von Navarra erfocht am 20. Oktober 1587 bei Coutras, an der Grenze von Perigord und Guyenne, einen glänzenden Sieg, ging jedoch, statt denselben zu verfolgen, nach Bearn, um seiner Geliebten, der Gräfin von Grammont, die erbeuteten Fahnen zu Füßen

zu legen. Während Condé sich mit den übrigen Führern über die Fortsetzung des Krieges berieth, ohne sich mit ihnen einigen zu können, schlug der Herzog von Guise die Truppen, welche die protestantischen Fürsten Deutschlands den Hugenotten zu Hilfe gesandt, in zwei Treffen, bei Vimey und bei dem Burgflecken Anneau, (27. Oktober und 24. November 1587) so entscheidend, daß nur ein kleiner Theil derselben die Heimath wiedersah.

Einen weiteren Verlust erlitt die hugenottische Partei bald darauf durch den Tod des Prinzen Heinrich von Condé, der am 5. März 1588 im Alter von sechsunddreißig Jahren eines so plötzlichen Todes starb, daß sich das Gerücht verbreitete, er sei vergiftet worden.

Unterdessen hatte das charakterlose Hin- und Herschwanken Heinrichs III. der ligistisch gesinnten Bevölkerung von Paris Veranlassung gegeben, zur Unterstützung der Bestrebungen des Herzogs von Guise eine neue Ligue zu gründen, die nach dem von ihr gewählten Vorstande von sechzehn, den sechzehn Stadtvierteln entnommenen Mitgliedern „la ligue des seize“ genannt wurde. Guise wurde, als er, der Einladung der „Sechzehn“ folgend, am 9. Mai 1588 in der Hauptstadt erschien, mit einem solchen Jubel empfangen, daß es der König für nöthig hielt, zur Sicherheit seiner Person viertausend Schweizer in die Stadt zu beordern, die unkluger Weise, statt in der Nähe des Louvre zusammengezogen zu werden, in den Straßen vertheilt wurden. Diese Maßregel steigerte die unter der Bevölkerung bereits herrschende Aufregung so sehr, daß es zu einem allgemeinen Aufstande kam. Um die Schweizer von einander zu trennen, wurden zwischen den Straßen Barrikaden errichtet — weßhalb der Tag des Aufruhrs (12. Mai 1588) den Namen „la journée des barricades“ erhielt — und hierauf die Truppen, denen der König verboten hatte, zu schießen, von den mit geladenen Gewehren an den Fenstern stehenden Bürgern, die ihre Häuser verrammelt hatten, durch Todesdrohungen gezwungen, unter dem Rufe: „Es lebe der Herzog von Guise!“ die Waffen zu strecken.

In seiner Rathlosigkeit rief der König die Vermittlung des Herzogs von Guise an, und das Erscheinen desselben reichte hin, die Ordnung herzustellen. Den Schweizern wurden die Waffen zurückgegeben, und der Herzog sicherte ihnen freien Abzug zu. Dem Zwang der Umstände weichend, ließ Heinrich III. durch seine Mutter mit Guise wegen eines Vergleichs unterhandeln; doch konnte er sich nicht entschließen, auf dessen Forderungen einzugehen, sondern verließ auf die Kunde, daß ein Angriff auf den Louvre geplant werde, einem Flüchtlinge gleich die Hauptstadt.

Nach der Entfernung des Königs ließ der Herzog die Barri-

laden abtragen, forderte die Bürger auf, zu ihren Geschäften zurückzukehren, bemächtigte sich der Bastille und besetzte die wichtigsten obrigkeitlichen Stellen mit seinen Anhängern. Um noch einen Schatten königlicher Herrschaft zu retten, vertrug sich Heinrich III. durch die Vermittlung seiner in Paris zurückgebliebenen Mutter mit dem Herzog von Guise, indem er, dessen Forderungen entsprechend, am 19. Juli 1588 das „Reunionsedikt von Rouen" erließ, in welchem er sich verpflichtete, die Häresie mit allen Kräften zu unterdrücken, und den protestantischen Prinzen das Recht der Thronfolge absprach. Diesem Edikte, das zugleich in mehreren geheimen Artikeln wichtige Abmachungen zu Gunsten der Liga enthielt, folgte am 12. August die Ernennung des Herzogs von Guise zum Generalstatthalter des Königreichs.

Im Einvernehmen mit Guise schrieb der König auf den 16. Oktober 1588 einen Reichstag nach Blois aus, auf welchem das Edikt von Rouen zum Reichsgesetz erhoben und mit den Ständen über die Mittel zur Beendigung der allgemeinen Verwirrung des Landes berathen werden sollte. Da Guise allein alle Beschlüsse des Reichstags leitete und der König sich dadurch seiner Würde thatsächlich entkleidet sah, faßte er den verzweifelten Entschluß, sich des verhaßten Gegners durch Meuchelmord zu entledigen, in der Hoffnung, mit dem Haupte zugleich die ganze Liga niederzuschmettern. Das frevelhafte Vorhaben sollte am 23. Dezember, an welchem sich der Herzog zu einer Versammlung des geheimen Raths im Schlosse zu Blois einzufinden hatte, durch acht von dem König ausgewählte Glieder seiner adeligen Leibwache, denen er selbst den Mordstahl einhändigte, zur Ausführung gebracht werden. Guise wurde gewarnt; aber er achtete nicht darauf. Noch am 22. Dezember fand er bei der Tafel unter seinem Teller einen Zettel mit den Worten: „Man will Sie umbringen." Er schrieb hinzu: „Das wird man nicht wagen," und warf den Zettel unter den Tisch.

Als der Herzog sich am Morgen des bestimmten Tages in der Rathsversammlung eingefunden, erhielt er den Befehl, sich schleunigst zu dem König zu verfügen Im Begriffe, die Thüre des königlichen Schlafgemachs zu öffnen, wurde er durch die acht Edelleute, die sich im Vorzimmer aufgestellt, überfallen und zurückgerissen; zu der gleichen Zeit traf ihn ein Dolchstich durch die Brust, dem bald ein zweiter und ein dritter folgten. Mit dem Muthe der Verzweiflung suchte er sich seiner Angreifer zu erwehren und riß sie vermöge seiner gewaltigen Körperkraft mit sich fort bis zu dem Bette des Königs, wo er zusammenbrach und seinen Geist aufgab. „Jetzt sind wir nicht mehr unser zwei", rief Heinrich, indem er, von seinem Lager aufspringend, der zuckenden Leiche einen Fußtritt versetzte; „jetzt bin ich wieder allein König!" Gleich darauf erschienen

Bewaffnete in dem Rathssaal, um den Bruder des Herzogs, den Kardinal Ludwig von Guise, gefangen hinwegzuführen, und zwei Tage später endete auch er durch Meuchelmord.

Die Königin-Mutter, die krank im Schlosse zu Blois lag und von dem Mordplan keine Ahnung gehabt, erschrak auf das Heftigste, als der König ihr das Geschehene mittheilte, denn sie zitterte vor den Folgen der unseligen That; indessen rieth sie ihrem Sohne, ungesäumt den errungenen augenblicklichen Vortheil zu benutzen und dabei mit ebensoviel Vorsicht als Entschlossenheit zu Werke zu gehen. Die erlittene Aufregung führte in ihrem Zustande eine so rasche Verschlimmerung herbei, daß sie schon nach wenigen Tagen, am 5. Januar 1589, ihrer Krankheit erlag. Sie hatte ein Alter von siebzig Jahren erreicht.

Indessen war mit dem Tode des Herzogs von Guise die Liga nicht vernichtet; sie erhielt vielmehr in dem jüngsten Bruder Heinrichs von Guise, dem Herzog Karl von Mayenne, welcher sich der auch ihm zugedachten Ermordung durch rasche Flucht entzogen, einen neuen, ebenso kriegstüchtigen als entschlossenen Führer, der dem König umso gefährlicher wurde, als dieser bald nach der Ermordung der beiden Guisen wieder in seine weichliche Unthätigkeit zurückverfallen war. Mayenne eilte sogleich nach Paris, um sich dort an die Spitze der Liga zu stellen und alle Glieder derselben zum Rachekriege aufzurufen. Er fand die Hauptstadt in ungeheurer Gährung. Die aufs Aeußerste erbitterten Bürger, die den ermordeten Herzog vergöttert, hatten alle Wappen und Bilder des Königs zerschlagen und Schmähschriften gegen ihn, sowie zahlreiche bildliche Darstellungen der Ermordung der beiden Guisen an allen Straßenecken angeheftet. Nachdem die Sorbonne auf eine an sie gerichtete Ansprache die Erklärung abgegeben, das Volk des Königreichs sei seines Treueides gegen Heinrich III. entbunden und könne sich mit gutem Gewissen zur Vertheidigung der Religion gegen seine ruchlosen Pläne bewaffnen, sagte sich die Hauptstadt förmlich von dem König los, indem sie Mayenne als Generallieutenant des Königreichs bis zur Regelung der Verhältnisse durch die Stände anerkannte, und ihrem Beispiele folgten nicht nur zahlreiche andere Städte, sondern sogar ganze Provinzen.

Der in seiner Rathlosigkeit der Verzweiflung nahe Heinrich III. sah kein anderes Mittel der Rettung, als sich den Hugenotten in die Arme zu werfen, und da auch Heinrich von Navarra in der Verbindung mit dem König den sichersten Weg zum Throne erblickte, kam am 3. April 1589 auf einer Zusammenkunft beider Könige zu Plessis les Tours ein förmliches Bündniß zwischen ihnen zu Stande, in welchem Heinrich von Navarra seine ganze Macht zur Vertheidigung der Rechte Heinrichs III. aufzubieten versprach

und dieser dagegen den Hugenotten freie Religionsübung zusagte. Nachdem Beide ihre Streitkräfte zusammengezogen und aus der Schweiz Verstärkung erhalten, brachen sie zur Belagerung von Paris auf; kaum hatte dieselbe jedoch begonnen, als Heinrich III. in seinem Lager zu St. Cloud ermordet wurde.

Ein junger Dominikanermönch, Jakob Clement, der eine Zeitlang Soldat gewesen — ein verworrener, schwacher Kopf, aber mit der Thatkraft ausgerüstet, die zuweilen beschränkten Geistern eigen ist — glaubte sich durch die Ermordung Heinrichs III., der ihm als der alleinige Urheber alles Elendes in Frankreich erschien, den Himmel verdienen zu können. Nachdem er sich in das Lager von St. Cloud geschlichen, verschaffte er sich durch das Vorgeben, daß er dem Könige wichtige Dinge mitzutheilen habe, Zutritt zu demselben, und während Heinrich ein Schreiben las, das er ihm überreicht hatte, versetzte er ihm mit einem verborgen gehaltenen Messer einen Stich in den Unterleib. „Verruchter Bösewicht, du hast mich getödtet!" schrie der König und stürzte, nachdem er selbst sich das Messer aus dem Leibe gezogen, auf den ruhig neben ihm stehenden Mörder los, der sogleich von der rasch herbeigeeilten Leibwache niedergehauen wurde.

Sobald Heinrich von Navarra von dem Unglücksfalle Kunde erhalten, eilte er an das Lager des tödtlich verwundeten Königs und ließ sich vor demselben auf ein Knie nieder. Heinrich III. bat ihn, aufzustehen, erklärte ihn für seinen Nachfolger und forderte die anwesenden Edelleute auf, ihm in seiner Gegenwart den Eid der Treue zu leisten. Am folgenden Tage, dem 2. August 1589, verschied er, durch reumüthige Beichte mit seinem Schöpfer versöhnt, in früher Morgenstunde. Mit ihm erlosch das Haus Valois, nachdem es zweihunderteinundsechzig Jahre über Frankreich geherrscht und demselben dreizehn Könige gegeben.

Heinrich IV.

(1589—1610.)

Geboren am 14. Dezember 1553 zu Pau in den Pyrenäen, stand Heinrich von Bourbon, König von Navarra und Bearn, gewöhnlich der „Bearner" genannt, in seinem vierzigsten Lebensjahre, als der Tod Heinrichs III. ihn nach dem Rechte der Geburt auf den französischen Thron rief. Seitdem er im Alter von sechzehn Jahren, als der Sohn des älteren Bruders Ludwigs von Condé, an die Spitze der Hugenotten getreten, war sein Leben in einem nur selten unterbrochenen Kriegsgetümmel verflossen, in

welchem er nicht nur große persönliche Tapferkeit, sondern auch ein hervorragendes Feldherrntalent an den Tag gelegt. Mit einem feurigen Ehrgefühl, das ihn auf dem Schlachtfelde zur Todesverachtung anspornte und ihn zur Großmuth antrieb, wenn durch dieselbe seine Würde erhöht werden konnte, verband er eine durch Nichts zu ermüdende Ausdauer, einen leichten, stets heiteren Sinn und eine bewunderungswürdige Nervenkraft, die ihn in den Stand setzte, alle Beschwerden des Kriegslebens mit Leichtigkeit zu ertragen. Ein klares Auge, eine Adlernase, eine frische, bräunliche Gesichtsfarbe und ein schön gelockter Bart erhöhten das Ansprechende seiner geist- und lebensvollen Züge. Obgleich er durch den Ernst der Verhältnisse und die Entbehrungen des Lagerlebens vor der Erschlaffung und Verweichlichung bewahrt geblieben, die in dem letzten Valois alle Thatkraft erstickt hatte, war er weit entfernt, die Genüsse und Zerstreuungen des Hoflebens zu verschmähen; er war dem Spiel ergeben, und die Neigung zu unaufhörlichen Liebeshändeln gestaltete sich, bei der überwiegenden Sinnlichkeit seiner Natur, zu einer Leidenschaft, die aus seinem Familienleben Ruhe und Glück verscheuchte und für ihn selbst die Quelle vieler Bitterkeiten wurde. Ohne wirkliche Tiefe des Gemüthes, war er in seiner stets heiteren Laune wohlwollend gegen Jedermann, verletzte jedoch häufig seine Umgebungen durch die ihm angeborene Spottsucht. Wie seine Soldaten, so gewann er das Volk durch seine vertrauliche Herablassung und seinen leutseligen Verkehr. Schon frühe gleichgiltig gegen die Religion, die er sein ganzes Leben lang nur als Werkzeug zur Erreichung seiner Zwecke benutzte, hatte er mit derselben Leichtigkeit, mit welcher er nach der Bartholomäusnacht sich dem Befehle Karls IX. zur Rückkehr zu der katholischen Kirche gefügt, zum anderen Male seinen Glauben abgeschworen, als ihm das Zerwürfniß der Politiker mit dem Hofe den Uebertritt zu den Reformirten vortheilhaft erscheinen ließ.

Da die Konstitution Sixtus' V. vom 9. September 1583 die beiden bourbonischen Prinzen als Häretiker von der Erbfolge ausgeschlossen, erkannte weder die Liga noch der mit derselben verbündete Philipp II. von Spanien Heinrich IV. als König an. Mayenne ließ vielmehr, im Einvernehmen mit dem spanischen Gesandten, den Kardinal Bourbon, der jedoch in seines Neffen Gewalt war, als Karl X. zum König ausrufen und sich selbst in der ihm von den Parisern zuerkannten Würde eines Generallieutenants des Königreichs bestätigen, und brach dann mit einem Heere von fünfundzwanzigtausend Mann von Paris, dessen Belagerung Heinrich IV. nach dem Tode Heinrichs III. hatte aufheben müssen, weil ein großer Theil des Adels auf seine Güter zurückgekehrt war, nach der Normandie auf, wohin Navarra sich zurückgezogen, um die Hilfstruppen

an sich zu ziehen, welche die Königin Elisabeth, seine Bundesgenossin, ihm zugesagt.

Die Zuversicht der Pariser auf einen glänzenden Sieg Mayenne's war so groß, daß man bereits Fenster gemiethet hatte, um den gefangenen Bearner in die Bastille führen zu sehen. Dieser hatte sich jedoch inzwischen bei Dieppe mit zehntausend Mann so vortrefflich verschanzt, daß der dreimal stärkere Mayenne sich nach mehreren vergeblichen Stürmen auf das feindliche Lager zum Rückzug nach Amiens entschließen mußte. Durch englische Hilfstruppen, sowie durch Zuzüge aus der Picardie und der Champagne verstärkt, rückte Heinrich IV. in Eilmärschen gegen Paris vor, in der Hoffnung, die Stadt durch Ueberraschung in seine Gewalt zu bekommen. In der That gelang es ihm, sich der Vorstädte auf dem linken Ufer der Seine zu bemächtigen; ehe er jedoch zum Angriff auf die eigentliche Stadt schreiten konnte, hatte der ihm rasch nachgeeilte Mayenne, dem es gelungen, ihn zu umgehen, nachdem Heinrich ihm vergeblich eine Schlacht angeboten, Verstärkungen in dieselbe geworfen. Da Heinrich sich vor Paris nicht halten konnte, zog er sich nach Tours zurück, wo eine Gesandtschaft der Venetianer ihn als König begrüßte.

Als Heinrich IV. zu Anfang des folgenden Jahres zur Belagerung von Dreux geschritten, brach Mayenne zum Entsatze dieser Stadt auf, und da der König ihm entgegen zog, kam es am 14. März in der Ebene von Ivry zu einer entscheidenden Schlacht. Durch eine begeisternde Ansprache Heinrichs trotz der bedeutenden Uebermacht Mayenne's mit Siegeszuversicht erfüllt, stürzten sich seine Schaaren mit dem Rufe: „Es lebe der König!“ voll Kampfbegier in die feindlichen Reihen. Das Ringen war heiß; aber das Beispiel des Königs, der, inmitten des gefährlichsten Getümmels oft wie ein gemeiner Reiter kämpfend, Wunder der Tapferkeit verrichtete, riß die Seinen zu solcher Todesverachtung hin, daß der Sieg sich für sie entschied. Von Mayenne's zersprengten Truppen ertranken Viele auf der Flucht in der Eure. Nur mit Mühe rettete Mayenne selbst sich nach Nantes. Alle Fahnen und Geschütze der Liga wurden eine Beute der Sieger.

Während Mayenne sich nach den Niederlanden begab, um mit dem Statthalter derselben, dem Herzog Alexander von Parma, über die Fortsetzung des Krieges Rücksprache zu nehmen, brach Heinrich IV. zum anderen Male gegen Paris auf und schloß die Stadt vollständig ein, um sie durch Hunger zur Ergebung zu zwingen. In der That stieg die Noth der Belagerten bald zu einer solchen Höhe, daß an dreizehntausend Menschen derselben erlagen; dennoch konnte die von glühendem Eifer für die Sache der Liga erfüllte Bevölkerung nicht dazu bewogen werden, ihren Widerstand aufzugeben, und da Mayenne zum Entsatze der Stadt heranzog und der

Herzog von Parma ihm auf Philipps II. ausdrücklichen Befehl mit einem zweiten Heere folgte, mußte sich Heinrich IV. nach einem fehlgeschlagenen Sturme zum Abzug entschließen. Von englischen und deutschen Hilfstruppen unterstützt, schritt er im November des folgenden Jahres zur Belagerung von Rouen, hauptsächlich auf den Betrieb der Königin Elisabeth, welche die Liga aus der Normandie verdrängt zu sehen wünschte, und schon schien, trotz des tapferen Widerstandes der Bevölkerung, der Fall der Stadt unabwendbar, als das Erscheinen eines Ersatzheeres unter Parma den König zwang, die Belagerung aufzuheben.

Schon während der Belagerung von Paris, am 9. Mai 1590, war der Kardinal von Bourbon gestorben und nach seinem Tode in ganz Frankreich ein Zustand vollständiger Anarchie eingetreten, der das Reich mit gänzlicher Zersplitterung bedrohte. In der Provence wurde der Herzog von Savoyen, als Enkel Heinrichs II., von den Ständen als Graf und Herr anerkannt; in Lyon strebte Nemours, in der Bretagne der Herzog von Mercoeur nach unabhängiger Herrschaft; die Champagne suchte der Herzog von Lothringen an sich zu reißen. Gleichzeitig erhob Philipp II. Ansprüche auf den erledigten Thron für seine Tochter Klara Eugenia — durch ihre Mutter eine Valois — die mit einem französischen Prinzen vermählt werden sollte, und Mayenne, der selbst nach der Krone strebte, schien geneigt, dieselbe durch die Abtretung von Burgund, der Provence, der Dauphiné und der Bretagne an Spanien zu erkaufen und dadurch der Oberherrschaft Philipps über Frankreich den Weg zu bahnen. Allen diesen Gefahren gegenüber, die mit der Integrität Frankreichs zugleich dessen Unabhängigkeit bedrohten, erschien Heinrich IV. als der Einzige, der die Einheit und Selbstständigkeit des Reiches zu retten vermochte; deßhalb bot auch Papst Sixtus V., der nicht mit Unrecht in der von Philipp II. erstrebten Universalmonarchie eine Gefahr für den Frieden von ganz Europa und selbst für die Unabhängigkeit des päpstlichen Stuhles erblickte, Alles auf, um die von ihm mit Sicherheit gehoffte Rückkehr Heinrichs IV. zur katholischen Kirche zu beschleunigen.

Unterdessen waren auch viele Katholiken aus Furcht vor der Fremdherrschaft, welcher die Liga Frankreich entgegen zu führen schien, auf die Seite Heinrichs IV. getreten, der gleich nach Heinrichs III. Tod versprochen hatte, die katholische Religion aufrecht zu erhalten, und sich in der That von jeder Verfolgung derselben fern hielt. Dessenungeachtet lagen für ihn die Verhältnisse, der vereinigten Macht der Liga und Philipps II. gegenüber, noch immer äußerst schwierig, und immer mehr kam in ihm die Ueberzeugung zur Reife, daß er nur durch die Rückkehr zur katholischen Kirche, durch welche dem Widerstand der Liga jede Berechtigung entzogen

wurde, in den ruhigen Besitz des Thrones gelangen könne. Zu diesem Schritt, zu welchem ihn neben seinen katholischen Anhängern selbst mehrere seiner hugenottischen Freunde drängten, entschloß er sich, nachdem am 26. Januar 1593 die Stände des Reichs zur Wahl eines rechtgläubigen Königs zusammengetreten waren, und am 26. Juli des gleichen Jahres legte er in der Kathedrale von St. Denis in die Hände des Erzbischofs von Bourges das katholische Glaubensbekenntniß mit dem feierlichen Gelöbniß ab, als Katholik zu leben und zu sterben, allen Irrthümern zu entsagen und die Kirche mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht zu vertheidigen, worauf der Erzbischof ihn, vorbehältlich der päpstlichen Bestätigung, vom Banne lossprach.

Nach der Rückkehr des Königs zum katholischen Glauben sah die Mehrheit der Nation, in der sicheren Erwartung, daß Papst Clemens VIII. — Sixtus' V. dritter Nachfolger, der im Jahre 1590 nach den kurzen Pontifikaten Urbans VII. und Gregors XIV. den Stuhl Petri bestiegen — die erbetene Bestätigung seiner Lossprechung nicht verweigern werde, den Bürgerkrieg für beendet an, und während des Waffenstillstandes, der am 1. August mit der Liga auf drei Monate geschlossen worden, gingen von den Städten, die ihm bisher feindlich gegenüber gestanden, die hervorragendsten zu ihm über. Dagegen verharrte die Hauptstadt unter dem Einfluß der Sechzehn und der spanischen Partei, welche Heinrichs Bekehrung für erheuchelt erklärten, in ihrem Widerstand. Erst nach der feierlichen Krönung Heinrichs, die am 27. Februar 1594 zu Chartres stattfand, da Rheims noch in den Händen der Liga war, trat auch in Paris, trotz der Gegenbemühungen der Ligisten und der spanischen Partei, ein entschiedener Umschwung zu seinen Gunsten ein. Wie ganz Frankreich, so sehnte sich auch die Bevölkerung der Hauptstadt nach einem dauernden Frieden und der Rückkehr geordneter Zustände, und so kam am 21. März während der Abwesenheit Mayenne's, der sich an die Grenze der Champagne begeben, um Hilfstruppen aus den Niederlanden in Empfang zu nehmen, zwischen dem Gouverneur von Paris, dem Grafen von Brissac, und dem in St. Denis weilenden König ein Vertrag zu Stande, in welchem Brissac im Einverständniß mit den städtischen Behörden, gegen die Bestätigung seiner Marschallswürde und andere Vergünstigungen für ihn selbst und die Gewährung einer vollständigen Amnestie für die Pariser, die Uebergabe der Stadt zusagte.

Schon um vier Uhr des folgenden Morgens wurden den Truppen Heinrichs, während die spanische Besatzung, welche die Sechzehn in die Stadt aufgenommen, noch im Schlafe lag, in aller Stille die Thore der Stadt geöffnet, worauf sie sich geräuschlos in den Straßen aufstellten und die wichtigsten Plätze besetzten. Die

überraschten Ligisten, die sich nicht sammeln konnten, wagten keinen Widerstand; nur ein Haufen deutscher Landsknechte machte Miene, sich zu widersetzen, wurde aber gezwungen, die Waffen niederzulegen.

Nachdem man sich der Stadt vollständig versichert hatte, durchritt Heinrich an der Spitze eines zahlreichen Gefolges unter dem Jubel des Volkes die Straßen der Stadt, um sich nach Notre-Dame zu begeben, an dessen großem Portale ihn die Geistlichkeit erwartete. Nachdem er in der Kathedrale der Messe und dem Tedeum beigewohnt, begab er sich nach dem Louvre, wo er das Mittagsmahl einnahm. Als er am Nachmittage dem Abzug der spanischen Besatzung zusah und der Führer derselben, der Herzog von Feria, ihn im Vorbeireiten mit kalter Höflichkeit grüßte, rief er ihm in seiner heiteren Laune zu: „Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn und reisen Sie glücklich; aber kommen Sie ja nicht wieder.“ An eine Bestrafung seiner Gegner dachte er nicht. Als man ihm die hervorragendsten derselben namhaft machte, mit dem Bemerken, daß sie seine Rache wohl verdient hätten, sagte er: „Nein, nein; ich will Alles vergessen, und da mir Gott vergibt, ob ich es gleich nicht verdiene, so will auch ich meinen Unterthanen vergeben.“ Den Ligisten wurde freigestellt, dem König den Eid der Treue zu leisten oder die Stadt zu verlassen. Der Wittwe des Herzogs Franz von Guise und deren Tochter, der Herzogin von Montpensier, seiner erbittertsten Feindin, bewilligte Heinrich nicht nur sofort die erbetene Schutzwache, sondern machte ihnen auch in der liebenswürdigsten Weise seinen Besuch, spielte Karten mit ihnen und wußte sie durch seine Aufmerksamkeiten vollständig für sich einzunehmen.

So sehr auch die Unterwerfung der Hauptstadt die Lage Heinrichs IV. gebessert hatte, war damit doch noch nicht Alles gewonnen; denn Mayenne verfügte noch immer über bedeutende Streitkräfte. Ueberdies wollten viele seiner katholischen Unterthanen nicht an die Aufrichtigkeit seiner Bekehrung glauben, und das Zögern des Papstes, ihn von dem Banne loszusprechen, erhöhte ihre Zweifel. Auch unter den Hugenotten gab es Viele, die dem König seinen Abfall von ihrem Glauben nicht verzeihen konnten. Aber trotz aller dieser ungünstigen Umstände war der Verlauf des fortgesetzten Krieges für Heinrich ein glücklicher. Nachdem er Laon erobert hatte, unterwarfen sich zahlreiche andere Städte freiwillig, und ganze Landschaften wurden von ihren Befehlshabern, zum Theil gegen reiche Belohnungen, friedlich übergeben. Auch der junge Karl von Guise, der Sohn des ermordeten Herzogs Heinrich, sagte sich von seinem Oheim Mayenne los und unterwarf sich dem König, indem er ihm die von ihm noch besetzten Städte auslieferte. Noch ehe das Jahr

1594 zu Ende gegangen, huldigte fast das ganze Land seinem rechtmäßigen Herrscher.

Wie groß indessen noch immer die Gährung der Gemüther war, beweist ein am 27. November 1594 von Jean Chatel, dem Sohne eines Pariser Tuchhändlers, auf den König gemachter Mordversuch, bei welchem derselbe jedoch nur an der Lippe verwundet wurde. Der Mörder, der die That aus alleiniger eigener Anregung begangen zu haben erklärte, weil er es für verdienstlich gehalten habe, einen von der Kirche verworfenen König zu tödten, erlitt am 29. Dezember die Strafe für Königsmord: er wurde mit glühenden Zangen gezwickt und hierauf von vier Pferden in Stücke gerissen. Da er früher eine Jesuitenschule besucht hatte, wurde seine That den Jesuiten zur Last gelegt, obschon auch nicht der Schein eines Beweises für eine so schwere Anschuldigung vorgebracht werden konnte. Die Jesuiten wurden infolge dessen durch einen Beschluß des Pariser Parlaments, dem die meisten andern Parlamente zustimmten, als „Verderber der Jugend, als Störer des Friedens, als Feinde des Königs und des Staates", aus Frankreich verbannt. Nur die Parlamente von Languedoc und Guyenne widersetzten sich diesem Beschlusse, da die Schuld der Jesuiten nicht erwiesen sei. Heinrich IV. selbst gestattete im Jahre 1603, trotz des Widerspruchs des Parlaments, durch das Edikt von Rouen den Jesuiten die Rückkehr nach Frankreich und ernannte sogar einen derselben, den Pater Cotton, zu seinem Beichtvater.

Um den französischen Großen jede weitere Verbindung mit Philipp II. unmöglich zu machen, den er mit Recht als seinen Hauptgegner ansah, erklärte Heinrich IV. am 17. Januar 1595 an Spanien den Krieg. Der Verlauf desselben war anfangs für Philipp ein so ungünstiger, daß Mayenne sich entschloß, mit Heinrich Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Er erklärte sich bereit, ihn als König anzuerkennen, erbat sich jedoch dazu so lange Zeit, bis die päpstliche Lossprechung erfolgt sein werde. Heinrich bewilligte ihm diese Frist und gestattete ihm, sich inzwischen in Chalons aufzuhalten.

Unterdessen waren Philipps II. Gesandte in Rom eifrig bemüht, der Aussöhnung des Papstes mit Heinrich entgegenzuwirken, während dieselbe von andern Seiten, besonders von Venedig, dringend befürwortet wurde. Clemens VIII. selbst erkannte, daß ein längeres Zögern nur Spanien, nicht aber dem päpstlichen Stuhle Vortheile bringen könne; er nahm daher eine neue Gesandtschaft Heinrichs wohlwollend auf und stellte Bedingungen, die dem König in seinem Lande keine Verlegenheiten bereiten konnten. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Duldung durch die Umstände geboten sei, verlangte er weder die Aufhebung des Toleranzedikts

noch die Ausschließung der Hugenotten von allen Ehren und Aemtern, sondern nur die Herstellung des katholischen Kultus in Bearn, die Erziehung des jungen Prinzen von Condé, als des muthmaßlichen Thronerben, im katholischen Glauben, die Einführung der Beschlüsse des Concils von Trient, soweit dieselbe möglich sei, ohne das Königreich in Verwirrung zu stürzen, die Rückgabe der geraubten Kirchengüter und endlich die Anerkennung, daß die dem König in St. Denis ertheilte Absolution keine Kraft habe.

Nachdem die päpstlichen Forderungen von Heinrich IV. bereitwillig zugestanden worden, erfolgte am 17. September 1595 in der Peterskirche die feierliche Lossprechung des Königs durch den Papst, die als das Symbol der wiederhergestellten Eintracht zwischen Kirche und Monarchie und als die Bürgschaft des wiedergewonnenen Einflusses Frankreichs auf die gesammte katholische Welt im ganzen französischen Reiche durch große Festlichkeiten gefeiert wurde.

Der vollständigen Aussöhnung Heinrichs IV. mit dem päpstlichen Stuhle im Januar 1596 folgte die Anerkennung des Königs durch Mayenne. Heinrich gewährte demselben Verzeihung, bezahlte seine Schulden, ernannte ihn zum Großkämmerer und übertrug ihm die Statthalterschaft über die Provinz Isle de France, mit Ausschluß von Paris. Die Unterwerfung der meisten anderen noch im Aufstand begriffenen Großen erkaufte Heinrich durch bedeutende Opfer; die in sich zerfallene Liga vermochte keinen Widerstand mehr zu leisten, und ganz Frankreich würde beruhigt gewesen sein, hätte nicht der Herzog von Mercoeur die Bretagne noch in Aufruhr erhalten.

Unterdessen dauerte der Krieg mit Spanien fort und bereitete Heinrich IV. um so größere Verlegenheiten, als es ihm an den nöthigen Geldmitteln fehlte, um denselben mit Nachdruck führen zu können. Endlich kam am 12. Juni 1598 durch die Vermittlung des Papstes der Friede von Vervins zu Stande, in welchem der Friede von Chateau-Cambresis bestätigt wurde und beide Monarchen einander die Zurückerstattung alles dessen zusagten, was sie sich gegenseitig entrissen hatten. Da es kurz vorher gelungen war, auch den Herzog von Mercoeur zum Gehorsam zurückzuführen, erfreute sich endlich das so schwer heimgesuchte Frankreich des langersehnten Friedens.

Nachdem mit dem Abschluß des Friedens von Vervins das letzte Waffengetöse in Frankreich verklungen war, wandte Heinrich IV. seine ganze Sorge den inneren Angelegenheiten seines Reiches zu und war eifrig bemüht, die Wunden zu heilen, die der sechsunddreißigjährige verheerende Bürgerkrieg dem Lande geschlagen. Vor Allem lag es ihm am Herzen, durch eine aufrichtige Ver-

söhnung der Parteien, die so viele Jahre hindurch in fanatischem Hasse einander gegenübergestanden, der Wiederkehr neuer Zerwürfnisse vorzubeugen. Schon während der Friedensunterhandlungen mit Spanien hatte er durch das am 13. April 1598 unterzeichnete Edikt von Nantes die kirchliche und staatsbürgerliche Stellung der Hugenotten geregelt, deren Zahl damals auf zweihundertvierundsiebzigtausend Familien in siebenhundertfünfzig Kirchspielen angeschlagen wurde. Der königliche Erlaß sagte ihnen, mit geringen Beschränkungen, ungehinderten Aufenthalt und freie Religionsübung im ganzen Reiche, Zutritt zu allen nichtkirchlichen Würden und Aemtern, Schulen und Anstalten, sowie das Recht zu, freie Synoden zu halten, bewilligte ihnen Geldbeiträge für ihre Kultusbedürfnisse, sowie für die Besatzungen ihrer Sicherheitsplätze, in deren Besitz sie noch weitere acht Jahre bleiben sollten, und sicherte durch eine Reihe von Verfügungen ihre Gleichstellung mit den Katholiken in der Gerechtigkeitspflege. Dagegen sollten sie den katholischen Kultus, wo er durch sie unterdrückt worden, wieder herstellen lassen, die katholischen Feiertage wenigstens äußerlich beobachten, sich nach den kirchlichen Ehegesetzen richten und alle Unterhandlungen und Einverständnisse mit dem Auslande aufgeben.

Dieses Edikt befriedigte jedoch die Mehrzahl der Hugenotten ebenso wenig, als es von allen Katholiken gebilligt wurde; wie jene zu wenig erlangt zu haben glaubten, so war man katholischerseits vielfach der Ansicht, daß den Hugenotten mehr eingeräumt worden sei, als sich mit dem Wohle des Landes vertrage. Aus diesem Grunde zögerte auch das Parlament von Paris, dem die Eintragung der königlichen Verordnungen oblag, unter unausgesetzten Einwänden und Gegenvorstellungen nahezu ein volles Jahr, ehe es sich dem Willen des Königs fügte. Ueberhaupt waren die durch den langjährigen Bürgerkrieg dem Geiste der Ordnung entfremdeten Gemüther nur schwer an Ruhe und Unterwerfung zu gewöhnen. Insbesondere machten die trotzigen Hugenotten, die fortfuhren, einen Staat im Staate zu bilden, dem König viel zu schaffen. Sie genossen die Früchte des Edikts von Nantes, ohne sich an die Bedingungen desselben zu halten. Weder in Bearn noch in ihren Sicherheitsplätzen stellten sie den katholischen Kultus her, und ebenso wenig entsagten sie ihren Verbindungen mit dem Auslande. Erst nachdem unter des Königs ordnender Hand die Verhältnisse wieder eine gesicherte Gestalt angenommen hatten, gewöhnten auch sie sich allmählich an ein friedliches Zusammenleben mit den Katholiken.

Kaum minder schwer, als die Aufrechthaltung des Friedens unter den nur zum Theil versöhnten Parteien, war für den König die Herstellung eines geordneten Staatshaushaltes; denn die Städte waren verarmt, die Provinzen entvölkert und verwüstet, und Acker-

bau, Gewerbe und Handel lagen vollständig darnieder. Zum Glück für Frankreich wußte Heinrichs praktischer Sinn und klarer Verstand die rechten Mittel zu möglichst rascher Abhilfe zu finden. Die ersprießlichste Maßregel, die er zum Wohle des Landes treffen konnte, war die Ernennung des später von ihm zum Herzog von Sully erhobenen Marquis von Rosny zum Oberaufseher der Finanzen. Schon von frühester Jugend an war derselbe Heinrichs Kampfgenosse gewesen und hatte sich durch Rechtschaffenheit, Klugheit und Hingebung dessen vollste Zuneigung erworben. Auch in seiner neuen Stellung schenkte ihm der König ein so unbedingtes Vertrauen, daß er ohne seinen Rath keinen wichtigen Entschluß faßte. So wurde Sully bald der einflußreichste Mann in ganz Frankreich, und da sein Verhältniß zu dem König mehr das eines Freundes als eines Dieners war, durfte er sich selbst da, wo Heinrich in seinem Privatleben vom rechten Wege abwich, ein tadelndes Wort erlauben. Er machte von diesem Rechte ausgiebigen Gebrauch und erntete fast immer Dank dafür. Obgleich Protestant, verfolgte er, ohne sich durch das Grollen seiner Glaubensgenossen beirren zu lassen, die Richtung, welche die Verhältnisse seinem königlichen Freunde vorschrieben.

Sully waltete des ihm anvertrauten Amtes mit ebenso umsichtiger als unermüdlicher Thätigkeit, und ohne die Mitwirkung der Reichsstände in Anspruch zu nehmen, welche das kaum erst wieder aufgerichtete königliche Ansehen hätte beeinträchtigen können, gelang es ihm, durch eine genaue Erforschung und sorgfältige Benutzung der Hilfsquellen des Landes und eine weise Sparsamkeit nicht nur die Schulden des Staates, die so groß waren, daß das jährliche Einkommen kaum zur Deckung der Zinsen derselben hinreichte, bedeutend zu vermindern, sondern auch den Staatsschatz neu zu füllen und beträchtliche Summen zur Unterstützung des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe aufzubringen, die auf das Weiseste verwendet wurden. Das völlig zerrüttete Abgabenwesen wurde neu organisirt und dabei vorzüglich auf eine gerechtere Vertheilung der Steuern Bedacht genommen. Um dem heruntergekommenen Landmann aufzuhelfen, wurde verordnet, daß ihm Vieh und Ackergeräthe aus keiner Ursache, selbst wenn er seine Abgaben nicht zahlen könne, hinweggenommen und er nur infolge eines königlichen Befehles zu Frohndiensten angehalten werden dürfe. Zur Erleichterung des Verkehrs wurden neue Landstraßen und Kanäle angelegt und zur Hebung des Handels günstige Verträge mit dem Auslande geschlossen. Auch auf die Verschönerung von Paris, die dem König sehr am Herzen lag, wurden große Summen verwendet, und neben vielen neuen Straßen entstanden dort zahlreiche Prachtbauten.

Leider befand sich unter den Mitteln, durch welche Sully eine Erhöhung der Staatseinkünfte erzielte, auch eines, das verderblich wirken mußte: es war dies die Einführung der sogenannten „Paulette“, einer auf den sechzigsten Theil der Besoldung angesetzten jährlichen Abgabe, durch welche die Justiz- und Finanzbeamten ihre Aemter, deren Käuflichkeit bereits als ein schweres Uebel anerkannt worden, erblich machen konnten.

Während Heinrich IV. dem Bauernstand die väterlichste Fürsorge bewies und dessen Loos bedeutend erleichterte, suchte er den Adel und den Bürgerstand niederzuhalten. Obgleich er die Rechte der Parlamente anerkannte, kümmerte er sich nicht um ihren Widerspruch; denn was er von ihnen wollte, war nicht Rath, sondern Unterstützung. Die Zusammenberufung der allgemeinen Stände vermied er auf das Sorgfältigste, da er davon das Wiedererwachen der Parteileidenschaften fürchtete, die zu ersticken sein stetes Bestreben war.

Schon lange hatte Heinrich IV. von seiner Gemahlin Margaretha von Valois getrennt gelebt, und Beide stimmten in dem Wunsche überein, von einander geschieden zu werden. Da Margaretha von Valois erklärte, von ihrer Mutter und ihrem Bruder Karl IX. zur Vermählung mit Heinrich von Navarra gezwungen worden zu sein, erlangte sie im Jahre 1599 von dem Papste die erbetene Ungiltigkeitserklärung ihrer Ehe. Der König bewarb sich hierauf um die Hand Maria's von Medici, der Tochter des Großherzogs Franz von Toskana, und am 9. Dezember 1600 fand zu Lyon die Vermählung Beider Statt. Doch auch diese Ehe war eine unglückliche; denn während Heinrich seine Gunst fortwährend andern Frauen zuwandte und dadurch seiner ohnehin zur Eifersucht geneigten Gemahlin unausgesetzt Veranlassung gab, über seine Untreue zu klagen, verbitterte ihm Maria das Leben durch ihren stolzen, mürrischen Charakter. Selbst die am 29. September 1601 erfolgte Geburt eines Thronerben, des nachmaligen Ludwig XIII., die von der ganzen Nation als die Bürgschaft einer friedlichen Zukunft mit Jubel begrüßt wurde, war nicht im Stande, ein besseres Verhältniß zwischen den beiden Ehegatten herbeizuführen.

Nicht minder verhängnißvoll als das schlimme Beispiel, das Heinrich IV. seinen Unterthanen durch seine steten Liebeshändel gab, wirkte die Leidenschaft, mit welcher er dem Spiel ergeben war, indem dadurch die Spielsucht in Frankreich aufs Aeußerste gesteigert und in immer weiteren Kreisen verbreitet wurde.

So sehr jedoch auch Heinrich IV. sich den Leidenschaften hingab, die sein Privatleben befleckten und den Segen seiner sonst so ruhmreichen Regierung beeinträchtigten, blieb doch sein Geist mit großartigen Entwürfen beschäftigt. Nach dem sogenannten „großen

Plan", für welchen Sully in seinen Denkschriften die Ehre der Urheberschaft in Anspruch nimmt, sollte, angeblich zur Sicherung eines „ewigen Friedens" unter den Staaten Europa's, thatsächlich aber zur Begründung der Hegemonie Frankreichs, die Macht des habsburgischen Hauses in Oesterreich und Spanien gebrochen, Europa, mit Ausschluß Frankreichs, in eine bestimmte Anzahl gleich mächtiger Staaten zertheilt werden und das durch spanische und österreichische Besitzungen vergrößerte Frankreich als Schiedsrichter in allen internationalen Streitfragen an die Spitze der europäischen Nationen treten.

Um die Verwirklichung dieses bis in die kleinsten Details ausgearbeiteten Planes zu beschleunigen, hatte Heinrich IV. mit den kalvinischen Fürsten Deutschlands geheime Verbindungen angeknüpft und stand eben im Begriffe, dem auf seine Veranstaltung gegründeten protestantischen Sonderbund, die „Union" genannt, der mit dem Kaiser über die Erbfolge in den erledigten Herzogthümern Jülich, Kleve und Berg in Streit gerathen war, ein Hilfsheer zuzuführen, als sein Leben, gleich dem seines Vorgängers, durch den Mordstahl eines Fanatikers einen tragischen Abschluß fand.

Maria von Medici, die Heinrich für die Dauer seiner Abwesenheit zur Regentin ernannt hatte, wünschte, vor seiner Abreise gekrönt zu werden, um für den Fall, daß er nicht mehr aus dem Feldzuge zurückkehre, mit der nöthigen Autorität auftreten zu können. Nur mit Widerstreben willigte Heinrich in ihr Begehren; denn schon war der Tag des Aufbruchs festgesetzt und ein Theil des Heeres bereits auf dem Marsche. Auch war sein sonst so starker Geist durch bange Ahnungen bedrückt. „Ach, mein Freund", sagte er zu Sully, „wie sehr mißfällt mir diese Krönung! Sie wird die Ursache meines Todes sein." Indessen ging die Krönung, die am 13. Mai zu St. Denis durch den Kardinal Joyeuse vollzogen wurde, ohne Störung vorüber, und Paris bereitete sich zum festlichen Empfange der Königin vor, deren feierlicher Einzug in die Hauptstadt am 16. stattfinden sollte. Am Nachmittag des 14. Mai ließ der König, den eine peinliche Unruhe erfüllte, zu einer Spazierfahrt anspannen und befahl, um die Triumphbögen besser sehen zu können, an denen in den Straßen von Paris gearbeitet wurde, die Lederbehänge aufzuziehen, mit denen damals die großen und schwerfälligen Wagen überdeckt und verhängt waren. Als die Kutsche in die enge Eisenhändlergasse — rue de la Feronnerie — eingebogen, mußte wegen des dort herrschenden Gedränges einige Augenblicke angehalten werden. Während die Bedienten absprangen, um Platz zu machen, sahen sich die rückwärts sitzenden Begleiter des Königs nach den Pferden um. In diesem Augenblicke schwang sich ein Mann, der dem Wagen schon längere Zeit gefolgt war, auf eines

der hinteren Wagenräder und versetzte dem König, der sich eben mit dem neben ihm sitzenden Herzog von Epernon über den bevorstehenden Krieg unterhielt, rasch hintereinander zwei Stiche, von denen der eine ihm die Hohlader unter dem Herzen durchschnitt. Mit dem Ausrufe: „Mein Gott, ich bin verwundet!“ brach er leblos zusammen.

Der Mörder, der nach vollbrachter That mit dem blutigen Messer in der Hand, starr wie eine Bildsäule, hinter dem Wagen stehen geblieben, ließ sich ohne Widerstand ergreifen. Vor Gericht gestellt, erklärte er, daß er Franz Ravaillac heiße, ein Schullehrer aus Angoulême und einunddreißig Jahre alt sei, und betheuerte, daß Niemand um sein Vorhaben, den König zu ermorden, gewußt und Niemand ihm dazu gerathen habe; selbst unter der Folter beharrte er dabei, daß er keinen Mitschuldigen gehabt und die That einzig aus Liebe zu Gott und aus Haß gegen den ketzerischen König begangen habe, der im Begriffe gestanden, gegen die katholische Kirche Krieg zu führen. Die Untersuchung stellte heraus, daß er von jeher ein düsterer Schwärmer gewesen und wegen angeblicher Visionen und göttlicher Offenbarungen aus dem Mönchsorden der Feuillants, in welchen er als Novize eingetreten, ausgewiesen worden. Er wurde am 27. Mai zu Paris geviertheilt und erlitt den Tod mit großer Standhaftigkeit, während das erbitterte Volk ihn mit Schmähungen überhäufte.

XI.

Philipp II. von Spanien.

(1556—1598.)

Philipps II. erste Regierungszeit.

Als Philipp II. nach der Abdankung seines Vaters im Alter von neunundzwanzig Jahren den spanischen Thron bestieg, war er fest entschlossen, nicht nur in seinem eigenen Lande keinerlei kirchliche Neuerungen zu dulden, sondern auch außerhalb desselben mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht dem weiteren Fortschreiten des Protestantismus entgegenzutreten. Dieser Entschluß beruhte auf der seine ganze Welt- und Lebensanschauung beherrschenden Ueberzeugung, daß er sein Amt als christlicher König von Gott empfangen habe und daß es darum seine oberste Pflicht sei, die Kirche Gottes zu schützen. Aber nicht an der Spitze seiner Heere wollte er diese Aufgabe erfüllen, sondern von Spanien aus, unter Vermeidung

aller unnöthigen Kriege, mit dem Aufgebote aller Mittel einer überlegenen Staatskunst das Ziel zu erreichen suchen, das er sich gesteckt und das er trotz aller erlittenen Niederlagen bis an sein Lebensende unverrückt im Auge behielt.

Als ein eigenthümliches Schicksal mußte es erscheinen, daß Philipp gleich nach seinem Regierungsantritt in einen Krieg mit dem heiligen Stuhle verwickelt wurde, dessen Interessen keinem Fürsten seiner Zeit so warm am Herzen lagen, als ihm. Papst Paul IV., ein Mann von glänzenden Talenten, reichem Wissen und großer Sittenstrenge, der im Jahre 1555 als neunundsiebenzigjähriger Greis den Stuhl Petri bestiegen, hegte nämlich Besorgnisse vor der spanischen Uebermacht, durch welche er mit der Machtstellung, Größe und Freiheit seines italienischen Heimathlandes zugleich die Unabhängigkeit und Würde des Papstthums gefährdet glaubte, und da er in der Macht Spaniens in Neapel nur eine angemaßte Fremdherrschaft erblickte und die Behauptung der päpstlichen Lehensoberhoheit über dieses Land als die nächstliegende Aufgabe der päpstlichen Politik ansah, hatte er am 17. Dezember 1555 mit Frankreich, das damals noch im Kriege mit Spanien begriffen war, ein Bündniß zur gemeinsamen Wiedereroberung Neapels geschlossen, das als päpstliches Lehen an Frankreich zurückfallen sollte.

So tief sich auch Philipp durch den Gedanken bedrückt fühlte, gegen den päpstlichen Stuhl die Waffen zu ergreifen, hielt er es für unvereinbar mit seiner Königspflicht, das glänzende Vermächtniß Ferdinands des Katholischen preiszugeben, und traf daher bald nach seiner Thronbesteigung, nachdem er die streitigen Fragen einer aus Theologen und Juristen zusammengesetzten Versammlung zur Prüfung und Begutachtung vorgelegt und diese sich zu Gunsten der spanischen Sache ausgesprochen, Vorkehrungen zum Kriege, dessen Leitung er dem mit der Regierung von Neapel betrauten Herzog von Alba übertrug. Dieser schloß, nachdem er siegreich bis Rom vorgedrungen, mit Paul IV. einen Waffenstillstand unter äußerst günstigen Bedingungen für den Papst, in der Hoffnung, ihn dadurch für den von Philipp so sehr gewünschten Frieden zu gewinnen. Da dem Papste jedoch ein französisches Heer unter dem kriegstüchtigen Herzog von Guise zu Hilfe kam, zog derselbe es vor, den Krieg fortzusetzen.

Aber auch in dem wiedereröffneten Feldzug blieb das Glück den spanischen Waffen treu. Nachdem Alba die in das Königreich Neapel eingerückten französischen Truppen zum Rückzug gegen Rom genöthigt, drang er zum anderen Male in den Kirchenstaat ein und setzte die ewige Stadt durch einen nächtlichen Scheinangriff in Schrecken. Da zu der gleichen Zeit der Herzog von Guise in Folge des Sieges der Spanier bei St. Quentin (s. S. 218) nach Frankreich zurückberufen wurde, sah sich Paul IV. gezwungen, auf Philipps

Friedensvorschläge einzugehen, die ganz darauf berechnet waren, dem Papste das Unvermeidliche so leicht als möglich zu machen. Der im Jahre 1557 geschlossene Friede sicherte zwar dem König Philipp den Fortbesitz Neapels, hielt jedoch den grundsätzlichen Standpunkt der Kirche in allen wesentlichen Beziehungen aufrecht.

Ebenso siegreich wie in Italien waren Philipps Waffen in dem gleichzeitigen Kriege gegen Frankreich, der, wie wir oben (S. 219) gesehen, im Jahre 1559 durch den Frieden von Chateau-Cambrecis beendigt wurde.

Nach dem Abschluß dieses Friedens ernannte Philipp seine Halbschwester Margaretha von Parma, eine natürliche Tochter Karls V., zur Statthalterin der Niederlande und schiffte sich dann nach Spanien ein, dessen Boden er am 8. September 1559 nach fünfjähriger Abwesenheit wieder betrat, um ihn nicht mehr zu verlassen. In seiner Geburts- und Hauptstadt Valladolid sah er nach fünfjähriger Trennung seinen fünfzehnjährigen Sohn Karlos wieder, dessen Geburt Philipps erster Gemahlin, Maria von Portugal, einer Tochter Johanns III., das Leben gekostet.

Das Wiedersehen war ein trauriges; denn Philipp hatte den Schmerz, sein einziges Kind körperlich und geistig in einem Zustande zu finden, der ihn mit den ernstesten Besorgnissen erfüllen mußte. Häufige Fieberanfälle hatten die Gesundheit des ohnehin kränklichen Prinzen aufs Aeußerste geschwächt und zugleich die unbändige Heftigkeit seines Naturells gesteigert; auch war es seinen Erziehern, die Philipp mit äußerster Sorgfalt ausgewählt, nicht gelungen, die ungewöhnliche Halsstarrigkeit des Prinzen zu brechen und seiner Tücke und ausgesprochenen Neigung zur Grausamkeit, die besonders in den ausgesuchtesten Thierquälereien zu Tage trat, erfolgreich entgegen zu wirken.

Zu Anfang des Jahres 1560 kam Philipps Braut Elisabeth von Valois in Spanien an, und am 31. Januar fand in Guadalajara die Trauung statt. Gegen Don Karlos legte die sechzehnjährige, ebenso geistreiche als liebenswürdige und edle Königin gleich von Anfang an das Wohlwollen an den Tag, das sie dem Sohne ihres königlichen Gemahls schuldete und das durch das Mitleid mit dem körperlich und geistig verkümmerten Menschen nur erhöht werden konnte. Don Karlos war seinerseits nicht unempfindlich gegen das herzliche Entgegenkommen seiner von Allen bis zur begeistertsten Verehrung geliebten Stiefmutter, und als sich sein Gemüth mehr und mehr in Haß und Argwohn gegen seine ganze Umgebung verdüsterte, machte er beharrlich eine Ausnahme zu ihren Gunsten; daß er jedoch für sie in verbrecherischer Leidenschaft entbrannt, ist eine von der ruhigen Geschichtsforschung längst widerlegte Fabel.

Nachdem Don Karlos im Jahre 1560 zu Toledo von den kastilischen Kortes feierlich als Thronerbe anerkannt worden und hierauf noch vier Jahre an der altberühmten Universität Alkala seine Studien fortgesetzt, ließ ihm Philipp im Jahre 1564 eine eigene Hofhaltung einrichten und führte ihn in den Staatsrath ein. Aber der Prinz, der nach dem Berichte des damaligen österreichischen Gesandten in Madrid, des Barons von Dietrichstein, „zu nichts Anderem Neigung an den Tag legte, als allein zum Essen," fuhr fort, die Geduld des Königs auf schwere Proben zu stellen. Statt sich mit Ernst in die Staatsgeschäfte einzuleben und durch ein anständiges Benehmen die Würde des königlichen Hauses zu wahren, verübte er des Abends und Nachts mit einigen Spießgesellen in den Straßen der Residenz bubenhaften Unfug aller Art, vergeudete seine Apanage in der unsinnigsten Weise, überließ sich immer rückhaltloser seinen schlimmen Neigungen und Gewohnheiten und zeigte sich dabei unfähig zu jeder ernsten Aufgabe.

Zu einem förmlichen Zerwürfniß zwischen Vater und Sohn drohte im Jahre 1565 die Frage der Vermählung des Kronprinzen Veranlassung zu geben, indem Karlos diese Frage ohne Rücksicht auf die Wünsche und den Willen Philipps für sich allein entscheiden wollte und unumwunden zu verstehen gab, daß er seine Cousine Anna von Oesterreich, die Tochter Kaiser Maximilians II., deren Porträt ihn entzückt hatte, mit oder ohne Erlaubniß seines Vaters heirathen werde. Da Philipp mit Rücksicht auf die maßlose Heftigkeit, die sein Sohn bei dieser Gelegenheit an den Tag legte, und auf dessen ganzes, an Irrsinn grenzendes Benehmen die Entscheidung der Vermählungsfrage verschieben zu müssen glaubte, warf sich des Prinzen Groll besonders auf die Räthe seines Vaters, gegen die er sich die gröbsten Schmähungen und Beleidigungen erlaubte. Namentlich war der Herzog von Alba, den der König dazu ausersehen hatte, den Aufstand der Niederländer niederzuwerfen, der Gegenstand seines glühendsten Hasses, und zwar umsomehr, als er sich selbst mit dem abenteuerlichen Gedanken trug, Statthalter der Niederlande zu werden. Als der Herzog sich im April 1567 vor seiner Abreise nach den Niederlanden zu Aranjuez von dem König verabschiedete und bei dieser Gelegenheit sich auch dem Kronprinzen vorstellte, drang dieser unter dem Ausrufe: „Ihr geht nicht nach Flandern, oder ich bringe Euch um!" mit gezücktem Dolche auf ihn ein. Alba hielt den Angriff des Prinzen mit festem Arme nieder, bis ein Hofbeamter zu seiner Befreiung herbeieilte, worauf Karlos in seine Gemächer entfloh.

So tief bekümmert auch Philipp über das Betragen seines Sohnes sein mußte, bewahrte er doch ihm gegenüber seine volle Selbstbeherrschung und suchte ihn mehr durch Milde und Schonung,

als durch Strenge auf bessere Wege zu führen; als Karlos jedoch im August 1567 auf den Gedanken gerieth, aus Spanien zu entfliehen und sich wider den Willen seines Vaters nach den Niederlanden zu begeben, erklärte ihn Philipp, der sogleich von dem ohne alle Vorsicht betriebenen Fluchtplan des Prinzen Kenntniß erhalten, am 19. Januar 1568 als Gefangenen in seinem Zimmer und ließ ihn auf das Strengste bewachen.

Aus den Mittheilungen, die Philipp gleich am folgenden Tage der Großmutter des Prinzen, der Königin-Wittwe von Portugal, sowie dem Kaiser Maximilian II. und dem heiligen Vater in eigenhändigen Briefen machte, erhellt zur Genüge, daß weder, wie die umlaufenden Gerüchte sagten, ein geplanter Mordanfall des Prinzen auf seinen Vater, noch, wie besonders in den Niederlanden zur Verdächtigung der Handlungsweise des Königs behauptet wurde, ein heimlicher Uebertritt desselben zum Protestantismus die Veranlassung zu der Gefangenhaltung des Prinzen gegeben, die nach des Königs unverhohlen ausgesprochener Absicht eine dauernde sein sollte, sondern allein Philipps Ueberzeugung, daß es kein anderes Mittel gebe, die Flucht des Prinzen zu verhindern und das Reich vor den verhängnißvollsten Verwirrungen zu schützen.

Da Philipp nicht daran zweifelte, daß sein Sohn als ein sittlich verkommener, geisteskranker Mensch durchaus unfähig sei, jemals die Regierung über Spanien anzutreten, gab er Befehl zur Einleitung eines staatsrechtlichen Prozesses, durch welchen die Regierungsunfähigkeit des Prinzen in Form Rechtens festgestellt und eine anderweitige Regelung der Thronfolge herbeigeführt werden sollte; der eingeleitete Prozeß wurde jedoch nicht zu Ende geführt, weil es bald keinem Zweifel mehr unterlag, daß der Prinz mit raschen Schritten seiner Auflösung entgegen ging

Anfangs hatte Karlos, dessen Verzweiflung sich in der wildesten Tobsucht kundgab, Hand an sich selbst zu legen gedroht, und in der That hatte er, da ihm alles hinweggenommen worden, was ihm einen gewaltsamen Selbstmord hätte ermöglichen können, durch Enthaltung von jeglicher Nahrung sich zu tödten gesucht; die Qualen des Hungers hatten ihn jedoch in seinem Entschlusse wankend gemacht, und eine Zeitlang hatte es den Anschein, als ob die Tröstungen der Religion ihn mit seinem Schicksale ausgesöhnt hätten; bald folgten jedoch neue Ausbrüche leidenschaftlichster Wuth und Verzweiflung. Tage lang wies er jede Nahrung zurück; dann verlangte er rohes Obst und stark gewürzte Speisen, die er mit gewohnter Unmäßigkeit verzehrte, und suchte dabei seinen Durst durch massenhaftes Trinken von Eiswasser zu löschen. Dies zog ihm einen heftigen Anfall von Brechruhr zu, und da er dabei alle von den Aerzten verordneten Heilmittel zurückwies, war schon nach

wenigen Tagen sein Zustand ein hoffnungsloser. Im Angesichte des Todes wurde sein Gemüth ruhiger und sein Geist klarer. Er bereitete sich mit musterhafter Andacht auf seine letzte Stunde vor, verzieh allen seinen Gegnern und starb am 24. Juli 1568, nachdem er in der vorausgegangenen Nacht den erbetenen Segen seines Vaters erhalten. Er hatte ein Alter von dreiundzwanzig Jahren erreicht.

Nach dem Tode des Don Karlos tauchten Gerüchte auf, die von einer Vergiftung desselben wissen wollten; der venetianische Gesandte schrieb darüber vertraulich an die Signoria: „Der Prinz ist an keinem anderen Gifte gestorben, als an dem der starken Unordnung, die er beging, und der starken Unruhe seines Gemüthes.“ Daß die von Philipp II. gegen seinen einzigen Sohn geübte Strenge von den Feinden der Kirche zu den maßlosesten Schmähungen gegen den hervorragendsten Bekämpfer der religiösen Neuerungen des sechzehnten Jahrhunderts ausgebeutet worden, kann nicht Wunder nehmen; doch ist die Nothwendigkeit derselben auch von unparteiischen protestantischen Geschichtschreibern anerkannt worden. „Des Prinzen von Natur wildes, starrköpfiges Wesen“, sagt Prescott, „ward durch Krankheit verschlimmert und verwandelte sich, als sein natürlicher Vormund demselben Mißtrauen und Entfremdung entgegensetzte, in einen Zustand der Raserei, welche für seine Ausschweifungen die beste Vertheidigung liefert und zugleich seinen Vater rechtfertigt, wenn dieser, um sie zu verhindern, Maßregeln ergreifen mußte.“

Die Unterdrückung der Moriscos.

(1567—1570.)

Als Philipp aus den Niederlanden, wo bereits die ersten Spuren der beginnenden politischen und kirchlichen Zerrüttung zu Tage traten, nach Spanien zurückgekehrt, war sein erstes Streben auf die Ausrottung des nur in ganz wenige und enge Kreise der spanischen Gesellschaft oberflächlich eingedrungenen Protestantismus gerichtet, und das in seiner überwiegenden Mehrheit dem katholischen Glauben in unerschütterter Treue anhängende spanische Volk zollte diesem Streben den lebhaftesten Beifall. Bei einem Auto da fe, das am 8. Oktober 1559, vier Wochen nach des Königs Rückkehr, zu Valladolid stattfand, gelobte er feierlich die Vertheidigung des katholischen Glaubens und die Unterstützung der Inquisition. Von den achtzehn zum Lutherthum abgefallenen Spaniern erklärten sich fünfzehn zur Abschwörung ihrer Häresie bereit; die drei andern

beharrten bei derselben und wurden mit dem Tode bestraft. Als einer von ihnen, Karlos Sesse, an dem König vorüberschreitend, ihn der Grausamkeit gegen seine Unterthanen beschuldigte, erwiderte Philipp: „Wäre mein Sohn wie Ihr, ich würde selbst das Holz zu seinem Scheiterhaufen herbeitragen.“ Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß er als König für das Seelenheil seiner Unterthanen vor Gott verantwortlich sei, und daß er sein Land nicht den Gefahren preisgeben dürfe, in welche er Frankreich und Deutschland durch die religiöse Spaltung gestürzt sah, glaubte er Denen gegenüber, welche die Einheit des Glaubens in Spanien bedrohten, den bestehenden Gesetzen freien Lauf lassen zu müssen. Uebrigens bedurfte es, bei der geringen Zahl von Anhängern, welche die neue Lehre unter den Spaniern gefunden, nur einiger wenigen Inquisitionsakte, um dem Protestantismus den Weg nach Spanien zu versperren.

Weit schwerer war es für den König, die religiöse Einheit, die in seinen Augen, wie in denen des Volkes, Eins war mit der politischen, gegen die Gefahren zu schützen, womit dieselbe durch die im Lande lebenden Moriscos bedroht wurde.

Nach der Eroberung von Granada hatten die Bestrebungen der Regierung, die im Lande zurückgebliebenen Mauren zum Christenthum zu bekehren, Veranlassung zu wiederholten blutigen Aufständen derselben gegeben, infolge deren Ferdinand und Isabella ihnen, unter Widerrufung der ihnen zugesagten Glaubensfreiheit, nur die Wahl gelassen hatten zwischen dem Uebertritt zum Christenthum und der Auswanderung. Die meisten hatten das Erstere vorgezogen; nur wenige waren ausgewandert.

Unterdessen hatte man sich schon unter Ferdinand und Isabella überzeugt, daß die meisten der zum Christenthum übergetretenen Mauren nur äußerlich sich bekehrt hatten, im Herzen aber nach wie vor dem Islam anhingen und insgeheim alle mit demselben zusammenhängenden Gebräuche beibehielten, weßhalb auch die Inquisition häufig Veranlassung gehabt, gegen sie einzuschreiten. Unter Philipp II. mehrten sich die Anklagen gegen die Moriscos, welche durch ihre Verbindung mit ihren Stammesgenossen in Afrika den Frieden Spaniens sehr gefährdeten. Der König beschloß daher, nach eingehender Prüfung der Sachlage durch eine aus den hervorragendsten Geistlichen und Laien zusammengesetzte Kommission, alle Bande zu durchschneiden, welche die Moriscos mit der geschichtlichen Vergangenheit ihres Volkes verknüpften, um auf diese Weise ihre Verschmelzung mit der spanischen Nation anzubahnen und ihren steten geheimen Verbindungen mit den Mauren Afrika's ein Ziel zu setzen. Zu diesem Ende erließ er im November 1566 eine Verordnung, in welcher den Moriscos aufgegeben wurde, innerhalb dreier Jahre sich die kastilianische Sprache anzueignen, die fortan bis auf die Namen herab an die

Stelle der arabischen treten sollte, ihre Nationaltracht gegen die spanische zu vertauschen und alle nationalen Sitten und Gewohnheiten abzulegen. Jede Ueberschreitung dieser Verordnung nach Ablauf der gesetzten Frist war mit schweren Strafen bedroht.

Die königliche Verordnung rief unter den Moriscos einen dumpfen Schrei der Verzweiflung hervor. Sie wandten sich an Philipp mit der Bitte um Zurücknahme oder Milderung derselben, wurden jedoch abschlägig beschieden. So blieb ihnen nur die Wahl zwischen Gehorsam und offener Empörung, und sie entschieden sich für das letztere. Nachdem sie zum Kampfe gerüstet, wählten sie einen König in der Person des jungen Aben-Humeya, eines Abkömmlings der alten nationalen Herrscherfamilie, und suchten sich der Hauptstadt Granada zu bemächtigen. Dieser Versuch mißlang zwar, dafür begann jedoch innerhalb des von den Mauren besetzten Gebietes eine furchtbare Christenverfolgung. Wer sich weigerte, seinen Glauben abzuschwören, erlitt den Tod unter den schauerlichsten Qualen. Aber die spanischen Geschichtschreiber erzählen mit Stolz, daß kein einziger Spanier abtrünnig wurde und selbst Kinder den Märtyrertod der Glaubensverleugnung vorzogen.

Philipp entsandte Truppen gegen die Rebellen, und so entspann sich ein Kampf, in welchem sich die Moriscos in die Gebirge Granada's zurückzogen und, offene Feldschlachten vermeidend, besonders durch nächtliche Ueberfälle aus Schluchten und Pässen den Spaniern großen Schaden zufügten. Priester gingen den christlichen Streitern mit dem Beispiele des Heldenmuthes voran, und der kastilische Adel stürzte sich mit der altbewährten Todesverachtung „für Gott, König und Vaterland" in den Kampf. Dennoch erhob die Rebellion immer kühner das Haupt und drohte um so gefährlicher zu werden, als die Moriscos mit ihren Glaubensgenossen sowohl in Konstantinopel als in Afrika Verbindungen angeknüpft hatten und unter den spanischen Feldherren die nöthige Eintracht fehlte. Unter diesen Umständen hielt es Philipp für nöthig, einen Oberbefehlshaber höheren Ranges auf den Schauplatz der Empörung zu senden, und seine Wahl fiel auf seinen zweiundzwanzigjährigen thatendurstigen Halbbruder Don Juan d'Austria.

Dieser jugendliche Held, ein natürlicher Sohn Karls V., war, nachdem er unter der Obhut eines kastilischen Edelmanns, Luis Quijada, dem sein Vater seine Erziehung anvertraut, unbekannt mit seiner hohen Abstammung, in ländlicher Abgeschiedenheit zu einem vielversprechenden Knaben herangewachsen, nach dem Tode des Kaisers, durch dessen Testament ihm sein Lebensgeheimniß enthüllt wurde, an den spanischen Hof gekommen. Philipp II. hatte ihm, nachdem er ihn dem versammelten Hofe als seinen Bruder vorgestellt, den Namen Don Juan d'Austria verliehen und in einem

der glänzendsten Paläste Madrids einen eigenen Hofhalt für ihn einrichten lassen. Später hatte er den reichbegabten Jüngling mit seinem Sohne Karlos und seinem Neffen, dem Prinzen Alexander Farnese von Parma, auf die Universität Alkala gesandt, wo Don Juan nicht nur durch Körperschönheit hervorragte, sondern sich auch durch ein edles und hohes Streben auszeichnete. Im Jahre 1567 von Philipp zum Generaladmiral der gegen die nordafrikanischen Korsaren bestimmten Flotte ernannt, hatte der zwanzigjährige kriegslustige Kaisersohn Wunder der Tapferkeit verrichtet und war seitdem der entschiedene Liebling des spanischen Volkes geworden.

Nachdem Don Juan im April 1569 in Granada eingetroffen, setzten die Spanier ihre Anstrengungen mit verdoppeltem Eifer fort, und ihr neuer Führer riß sie durch seinen eigenen Heldenmuth, wie durch die Sicherheit und Bestimmtheit seines Auftretens zu der begeistertsten Kampflust hin; dennoch gelang es Don Juan erst im Jahre 1570, nach einem heißen, an Wechselfällen, wie an wunderbar heroischen und blutig grausamen Thaten überreichen Kampfe, in welchem auch sein von ihm hochverehrter Erzieher den Tod fand, die Moriscos zur Unterwerfung zu zwingen.

Entschlossen, die nationale Sonderexistenz der maurischen Bevölkerung um jeden Preis zu vernichten, erließ Philipp ein Edikt, kraft dessen alle Moriscos des früheren Königreichs Granada in das Innere der Monarchie verpflanzt werden sollten. Alle Liegenschaften wurden konfiscirt; nur die bewegliche Habe, sowie Heerden und Fruchtvorräthe durften mitgenommen werden. Die Ausführung dieser harten Maßregel, die jedoch damals in ganz Spanien für durchaus nothwendig gehalten wurde, erfolgte im November 1570. Unter den lautesten Ausbrüchen des Schmerzes verließen die Moriscos die liebgewordene Heimath, um in die Provinzen La Mancha, Alt- und Neukastilien, Estremadura und Galicien überzusiedeln. In die von ihnen verlassene Vega von Granada wanderten Kastilianer ein; doch konnten dieselben die alte Blüthe dieser Gegend nicht aufrecht halten.

Obgleich die Moriscos auch in ihren neuen Wohnsitzen, so sehr sie sich auch äußerlich als Christen und Spanier geberdeten, im Herzen ihrer Nationalität und Religion die alte Anhänglichkeit bewahrten, wurde unter Philipp II. die Ruhe des Landes durch sie nicht mehr gestört. Dagegen knüpften sie unter Philipps II. Sohn und Nachfolger, Philipp III., zum Behufe der Wiedererlangung ihrer Unabhängigkeit geheime Verbindungen mit Frankreich an und gaben dadurch der spanischen Regierung Veranlassung zur Durchführung einer bereits mehrmals in Anregung gebrachten Maßregel, die ebenso nachtheilig für den Wohlstand der ohnehin schon stark im Sinken begriffenen Monarchie, als hart für die Moriscos

war: die gesammte maurische Bevölkerung, nahezu hunderttausend Seelen, wurde ihres Staatsbürgerrechtes verlustig erklärt und zur Auswanderung gezwungen.

Philipps II. Türkenkriege.

(1559—1574.)

Schon im Jahre 1559, unmittelbar nach seiner Rückkehr aus den Niederlanden, sandte Philipp II. eine aus Kontingenten Spaniens und aller seiner italienischen Staaten gebildete Flotte unter dem Herzog von Medina Celi nach dem Mittelmeere, um die türkischen und maurischen Korsaren zu bekämpfen, die seine spanischen wie seine italienischen Küstenländer mit unausgesetzten, immer verheerenderen Streifzügen heimsuchten und viele Tausende ihrer Bewohner in die Sklaverei und an die Ruderbänke der Galeeren schleppten; der seiner Aufgabe nicht gewachsene Führer derselben erlitt jedoch durch den türkischen Admiral Pialfi bei der Insel Dscherbi eine entscheidende Niederlage, und eine große Zahl erbeuteter spanischer Galeeren wurde im Triumphe nach Konstantinopel gebracht.

Um die den spanischen Waffen widerfahrene Schmach zu tilgen, ging im Jahre 1562 eine zweite Flotte gegen die Korsaren unter Segel; sie wurde jedoch bald nach ihrem Auslaufen durch Stürme fast gänzlich vernichtet. Glücklicher war eine dritte Flotte, die im Jahre 1563 zum Entsatze der von dem Kardinal Ximenes eroberten und von Hassan, dem Bey von Algier, mit ungeheurer Heeresmacht angegriffenen Städte Oran und Mazarquivir auslief. Die Moslems wurden zurückgeschlagen und zur Einstellung ihrer Feindseligkeiten gezwungen. Zur Offensive übergehend, ließ Philipp in den beiden folgenden Jahren den Krieg gegen die afrikanischen Korsaren fortsetzen, und der an der Spitze der spanischen Flotte stehende Marquis von Santa-Cruz errang mehrere wichtigen Erfolge.

Eine neue Gefahr erwuchs der christlichen Bevölkerung der Küstenländer des Mittelmeeres aus dem Plane Solymans des Prächtigen, die Johanniter, denen er einst Rhodus entrissen, auch aus ihrem neuen Sitze, der Insel Malta, zu vertreiben, welche die unermüdliche Thätigkeit der Ordensritter nicht nur in einen fruchtbaren Garten, sondern auch in ein neues Bollwerk des Kreuzes gegen die Eroberungsgelüste des Halbmondes umgeschaffen.

Am 19. Mai 1565 erschien eine hundertdreißig Galeeren starke, mit zwanzigtausend Mann Kerntruppen besetzte und mit dreiundsechzig Geschützen versehene türkische Flotte vor Malta; aber die

Ordensritter, denen Philipp II. Unterstützung zugesagt, schlugen unter ihrem greisen Großmeister Jean Parisot de la Valette mit dem bewunderungswürdigsten Heldenmuth alle feindlichen Stürme siegreich zurück, und schon war unter dem türkischen Heere, dessen schwere, im Kampfe erlittene Verluste durch Krankheiten vermehrt wurden, eine vollständige Entmuthigung eingetreten, als eine spanische Flotte unter dem Vicekönig von Sicilien, Don Garcia de Toledo, zum Entsatze der Insel erschien und der aufs Aeußerste gestiegenen Noth der Vertheidiger derselben, die keine Lebensmittel und keine Munition mehr besaßen, ein Ende machte. Nach einem letzten verzweifelten Kampfe mit der spanischen Flotte suchten die Türken am 14. September das Weite. Solymans Zorn über das Scheitern des Unternehmens war so groß, daß die zurückgekehrte Flotte nicht bei Tag in den Hafen von Konstantinopel einlaufen durfte. La Valette's Name aber wurde in der ganzen Christenheit mit begeisterter Bewunderung genannt, und die neue Festung, die an die Stelle der während der Belagerung zerstörten Schlösser trat, erhielt den Namen des Retters der Insel.

Ein Jahr nach der Aufhebung der Belagerung von Malta starb Solyman der Prächtige auf einem Zuge gegen Oesterreich, und sein Sohn und Nachfolger Selim II. (1566—1574), auf welchen keine der großen Eigenschaften seines Vaters, wohl aber dessen Eroberungssucht übergegangen, wandte, nachdem er im Jahre 1571 Arabien unterjocht, seine Waffen gegen die Republik Venedig, um derselben die Insel Cypern zu entreißen. Im Gefühle ihrer Unfähigkeit, allein den drohenden Sturm abzuwehren, suchten die schwer bedrängten Venetianer Hilfe bei den Mächten Europa's, zunächst und besonders bei dem päpstlichen Stuhle. Papst Pius V., der trotz seines hohen Alters sich die volle Begeisterung für die Vertheidigung des Kreuzes gegen die Angriffe des Halbmondes bewahrt hatte, sandte sogleich einen Legaten an Philipp II., um denselben für ein Bündniß zum Schutze Venedigs und zugleich zur gemeinsamen nachdrücklichen Bekämpfung des Erbfeindes der Christenheit auf dem Mittelmeere zu gewinnen. Obgleich der König nicht die freundlichsten Gesinnungen gegen die Venetianer hegte und überdies den Krieg gegen die abgefallenen Niederländer zu führen hatte, überwog doch bei ihm der Gedanke, daß seine Pflicht als christlicher König ihm gebiete, an einem Unternehmen sich zu betheiligen, das für die Christenheit von so hoher Wichtigkeit war, und so kam gegen Ende des Jahres 1570 zu Rom ein Bündniß zwischen den drei Mächten zu Stande, das in Anbetracht seines hohen Zieles die heilige Liga genannt wurde.

Der zu beginnende Kampf sollte nicht auf die Türken beschränkt bleiben; er sollte dem gesammten Islam gelten und das Mittel-

meer ebensowohl von den maurischen als von den türkischen Korsaren befreien. Zu diesem Ende waren die Verbündeten übereingekommen, eine Flotte von zweihundert Galeeren und hundert Transportschiffen auszurüsten und an Landungstruppen fünfzigtausend Fußgänger und viertausendfünfhundert Reiter aufzubringen, wobei Spanien die Hälfte, Venedig zwei Sechstel und der Papst ein Sechstel der Kosten übernahm. Zum Oberfeldherrn der Liga wählte Philipp seinen bewährten Bruder Juan d'Austria. Der Bund sollte ein dauernder und keine der drei Mächte ohne Wissen und Willen der beiden andern Frieden zu schließen berechtigt sein.

Inzwischen war bereits am 9. September 1570 Nikosia, die Hauptstadt von Cypern, der türkischen Uebermacht erlegen, und ohne Rücksicht auf die geschlossene Kapitulation hatten die Sieger zwanzigtausend Christen erbarmungslos niedergemetzelt. Auch das wichtige, von dem edlen Venetianer Marco Antonio Bragadino mit der heldenmüthigsten Ausdauer vertheidigte Famagusta, die zweite Stadt der Insel, bei deren Belagerung achtzigtausend Türken den Tod gefunden, sah sich am 1. August 1571 durch die vollständige Erschöpfung aller Lebensmittel und Munition zur Kapitulation gezwungen, ehe die Rüstungen der Verbündeten beendigt waren. Wie nach dem Falle von Nikosia, so schändeten die Türken auch diesmal ihren Sieg durch einen schmachvollen Wortbruch, indem sie alle in ihrem Lager befindlichen Christen tödteten. Bragadino, den der türkische Feldherr Mustapha Pascha durch eine schmeichelhafte Einladung in sein Zelt gelockt, wurde nach grauenvollen Martern, auf seine standhafte Weigerung, zum Islam überzutreten, lebendig geschunden und die Leiche des Märtyrers, der mit den Worten: „Herr, verzeih' ihnen; sie wissen nicht, was sie thun!" den Geist aufgegeben, in vier Stücke zerhauen und an den vier Stadttheilen von Famagusta zur Schau ausgestellt.

Die Kunde von diesen Gräueln entflammte den ritterlichen Juan d'Austria, der inzwischen in dem Hafen von Messina das Eintreffen der einzelnen Kontingente seiner Flotte erwartete, zur äußersten Kampfbegier; doch erst am 25. September war sein Geschwader zum Auslaufen bereit. Bei Korfu erfuhr er, daß die türkische Flotte sich im Golf von Lepanto befinde, und unverzüglich eilte er derselben nach.

Nachdem die christliche Flotte mit vollen Segeln und wehenden Fahnen in den Golf eingelaufen, ordnete Don Juan dieselbe zur Schlacht, indem er die einzelnen Abtheilungen unter den Befehl seiner Unterfeldherren, des Genuesen Doria, des päpstlichen Admirals Marc Antonio Colonna, des venetianischen Admirals Veniero, seines Neffen Alexander Farnese und des Mal-

teserpriors von Messina stellte, sich selbst aber als Generalissimus den Befehl über das Centrum vorbehielt.

In der ersten Nachmittagsstunde des 7. Oktober 1571 gab Don Juan durch Pauken und Trompeten das Signal zum Beginn des Kampfes, und alsbald entbrannte die größte und denkwürdigste Seeschlacht der neueren Zeit. Die Türken, die mit den Christen in Tapferkeit und Todesverachtung wetteiferten, suchten die christliche Flotte an deren beiden Enden zu überflügeln, und dies gelang ihnen auch auf dem linken, durch die venetianischen Schiffe gebildeten Flügel derselben. Aber so groß auch die Bedrängniß der Venetianer war, behaupteten sie dennoch nicht nur ihre Stellung, sondern gingen sogar nach einem heißen Ringen zur Offensive über. Auf dem rechten Flügel sicherte sich Doria durch eine weitere Ausdehnung seiner Schlachtlinie vor Umgehung. Unterdessen hatte sich Don Juan im Centrum auf das türkische Admiralschiff geworfen. Zweimal zurückgetrieben, gelang es ihm beim dritten Anlauf, zu entern, und nachdem der Kapudan Pascha tapfer kämpfend gefallen und fünfhundert Janitscharen niedergestoßen worden, war er Herr des Schiffes. In glänzender Rüstung, in der einen Hand das Schwert, in der andern die Fahne des heiligen Petrus, die Pius V. ihm zu Rom überreicht, pflanzte er das Banner des Kreuzes an der Stelle des herabgestürzten Halbmondes auf dem erbeuteten Schiffe auf, und sein begeisterter Ruf: „Sieg! Sieg!“ hallte tausendfach durch die ganze christliche Schlachtlinie wieder. Der an die Stelle des Kapudan Pascha getretene Unterfeldherr Ulidsch Ali suchte mit dem geringen Ueberreste der geschlagenen türkischen Flotte das Weite.

Innerhalb fünf Stunden hatten dreißigtausend Türken den Tod gefunden, während fünfundfünfzig türkische Schiffe verbrannt oder gesunken und hundertdreißig andere den Siegern in die Hände gefallen waren. Fünfzehntausend christlichen Galeerensklaven gab der Tag von Lepanto die Freiheit zurück. Der Verlust der Christen betrug fünfzehn Galeeren und achttausend Mann. Unter den Verwundeten befand sich auch der berühmte Dichter des Don Quixote, der vierundzwanzigjährige Miguel Cervantes, dem eine türkische Kugel die linke Hand zerschmettert hatte.

Der Tag von Lepanto hatte den Türken den Ruf der Unbesiegbarkeit zur See entrissen und ihrer Macht einen Schlag versetzt, von welchem sie sich nicht mehr zu erholen vermochte; aber auf die gehofften Früchte des errungenen glorreichen Sieges wartete die Christenheit vergebens. Der Held des Tages, der ruhmgekrönte Don Juan, gedachte unverzüglich die geschwächten Türken in Konstantinopel selbst anzugreifen und ihnen Cypern und Rhodus wieder zu entreißen; aber Philipp, der bei der vorangeschrittenen Jahreszeit einen Angriff auf Konstantinopel für bedenklich hielt,

ließ ihm den Befehl zukommen, die spanischen Schiffe zur Ueberwinterung nach Messina zurückzuführen. Im folgenden Jahre starb der große Papst Pius V., und mit seinem Tode hörte das einheitliche Streben der Verbündeten auf. Während die beunruhigendere Gestaltung der Dinge in den Niederlanden Philipps II. Hauptsorge in Anspruch nahm, schlossen die Venetianer mit den Türken zur Rettung ihrer „Handelsprivilegien" einen schmachvollen Separatfrieden, in welchem sie nicht nur auf Cypern Verzicht leisteten, sondern sich sogar zu einer dreijährigen Tributzahlung an den Sultan verpflichteten.

Unter diesen Umständen sah sich Philipp genöthigt, den Kampf gegen den Islam auf ein engeres Feld, auf den Schutz Spaniens gegen die nordafrikanischen Raubstaaten, zu beschränken; doch auch in diesem engeren Kreise wurden keine dauernden Erfolge mehr errungen. Don Juan eroberte zwar im Spätsommer 1574 in einem glänzend ausgeführten Feldzuge die Stadt Tunis, die den Mittelpunkt eines eigenen nordafrikanischen Reiches bilden sollte, das er für sich selbst unter dem Schutze des päpstlichen Stuhles zu gründen gedachte; als er sich jedoch im folgenden Jahre nach Oberitalien begeben, um im Auftrage Philipps den Streit der Parteien in Genua zu schlichten, benutzten die Türken seine Abwesenheit zu einem Angriff auf Tunis und die beiden in der Nähe der Stadt von den Spaniern errichteten Festungen, und ehe Don Juan zur Abwehr der Gefahr herbeieilen konnte, war Tunis gefallen.

Der Abfall der Niederlande.

(1566—1609.)

Die siebzehn flämischen Provinzen, die man seit dem sechzehnten Jahrhundert mit dem Namen der Niederlande bezeichnete, waren, besonders seit dem fünfzehnten Jahrhundert, durch ihre, Handel und Gewerbe in hohem Grade begünstigende Lage an der Nordsee und mehreren großen Flüssen, in der Mitte zwischen England, Frankreich und Deutschland, sowie durch die Strebsamkeit, den Fleiß und die Tüchtigkeit ihrer zahlreichen Bevölkerung zu einer hohen Blüthe gelangt; aber der wachsende Reichthum hatte auch zu Luxus und Ueppigkeit den Grund gelegt. Dem Adel, dessen sittliche Kraft in dem in raffinirtem Genuß und verschwenderischer Pracht aufgehenden Leben am Hofe der letzten burgundischen Herzoge erschlaffte, suchte es der Bürgerstand in Glanz und Prunk, dabei aber auch in schimmernden Thorheiten und Lastern gleichzuthun, und bald zielte alles Sinnen und Trachten des Volkes auf

nichts Anderes mehr, als auf Vergrößerung der Erwerbsquellen und auf bequemen Genuß des Erworbenen. Die Geistesrichtung war eine durchaus materielle, und bei Denen, die weder zu erwerben noch zu erhalten verstanden, war leichtsinniges und gewissenloses Schuldenmachen bis zur gänzlichen Erschöpfung des Kredits an der Tagesordnung.

Dies war im Allgemeinen der Zustand des niederländischen Volkes, als das Land durch die Vermählung Maria's von Burgund mit Maximilian von Oesterreich an das Haus Habsburg kam, und so fand es auch Karl V., als er nach erlangter Großjährigkeit die Regierung der Niederlande antrat. Eine Zeitlang trug sich der Kaiser mit der Hoffnung, durch eine neue kirchliche Organisation die sittliche Wiedergeburt des niederländischen Volkes herbeiführen zu können. Ein großer Theil des Landes stand nämlich unter auswärtigen Bischöfen, und zwar unter denen von Lüttich, Köln, Minden, Münster und Osnabrück, und da hierdurch die kirchliche Aufsicht und Jurisdiktion wesentlich erschwert wurde, kam es nicht nur zu häufigen Streitigkeiten zwischen der weltlichen und geistlichen Gewalt, sondern es trat auch eine immer größere Verweltlichung des Klerus und damit zugleich eine stets wachsende Verwahrlosung der höchsten sittlichen Aufgabe der Kirche und ihrer Diener ein. Ehe jedoch Karl V. seine Absicht, diesem Uebel durch eine neue, mit der politischen Gestalt des Landes harmonirende Bisthümereinrichtung im Einvernehmen mit dem päpstlichen Stuhle ein Ende zu machen, ins Werk setzen konnte, hatte bereits die Irrlehre Luthers in die flämischen Provinzen Eingang gefunden. Während sich die selbe unter dem verhängnißvollen Einfluß der Humanisten besonders unter dem Adel verbreitete, fielen die niederen Schichten der Bevölkerung massenhaft den in den nördlichen Provinzen eingewanderten Wiedertäufern zu, deren Lehre von der Gütergemeinschaft verlockend wirkte. Weit weniger Anklang, als bei diesen beiden Klassen, fanden die kirchlichen Neuerungen unter dem wohlhabenden Bürger- und Bauernstand.

Da Karl V. mit vollem Recht in dem Abfall von der Kirche den Anfang zu den verderblichsten Wirren erblickte und das auch in den Niederlanden verkündete Wormser Edikt unbeachtet blieb, schritt er mit der äußersten Strenge gegen die kirchlichen Neuerungen ein, indem er, ganz dem blutigen Geiste der Strafrechtspflege jener Zeit entsprechend, die Verbreitung derselben bei Todesstrafe verbot und durch die Einführung eigener Inquisitionsgerichte neben den ordentlichen bischöflichen Behörden den Vollzug seiner strengen Strafedikte sicherte.

Indessen bedurften die kaiserlichen Edikte keiner häufigen Anwendung, da unter Karl V. das niederländische Volk im Großen

und Ganzen noch dem alten Glauben ergeben und überdies der Sinn desselben mehr auf Erwerb und Genuß, als auf neue Dogmen gerichtet war. Auch stießen Karls strenge Maßregeln auf keinerlei Widerstand; denn die Niederländer liebten den Kaiser, der unter ihnen geboren war, ihre Sprache redete, herablassend und leutselig mit ihnen verkehrte und es nicht verschmähte, an ihren Volksfesten Theil zu nehmen und mit ihren Edlen Carousſel zu reiten; sie waren stolz auf seine Siege, seine Macht und seinen Ruhm und befriedigt durch den hohen Aufschwung, den unter seiner Regierung ihr Handel nahm.

Ganz anders war es mit Philipp. Das abgemessene, ceremonielle Wesen, der Ernst und die Zurückhaltung des Königs, der, durch und durch Spanier, nur die spanische Sprache und spanisches Wesen liebte und dessen Umgebung fast ausschließlich aus Spaniern bestand, — dies Alles mißfiel den Niederländern, die sich durch kein Band mit ihm verknüpft fühlten und es ihm nicht verzeihen konnten, daß er nicht einmal ihre Sprache erlernt hatte, und die Anhänger der neuen Irrlehre boten Alles auf, um die Abneigung der Niederländer gegen den eifrigsten Vorkämpfer des Katholicismus zum entschiedensten Hasse zu steigern.

Indessen gab Philipps erstes Auftreten in den Niederlanden nach der Resignation seines Vaters seinen dortigen Unterthanen keinerlei Anlaß zu gegründeten Klagen über größere Strenge, als unter Karl V. geübt worden; denn er trat in der Bekämpfung der kirchlichen Neuerungen genau in die Fußstapfen seines Vaters. Weit entfernt, die von diesem erlassenen Strafedikte zu verschärfen, wandte er vielmehr seine Thätigkeit vor Allem der Umgestaltung der kirchlichen Organisation nach dem von seinem Vater bereits entworfenen Plane zu. Nach langen und eingehenden Berathungen mit dem päpstlichen Stuhle wurde der Beschluß gefaßt, daß alle Jurisdiktion der auswärtigen Bischöfe in den Niederlanden aufhören, jede Provinz einen eigenen Diöcesanbischof erhalten und der erzbischöfliche Stuhl von Mecheln an die Spitze des neuen kirchlichen Organismus treten solle. Weitere Vorschläge seiner Rathgeber zu Reformen in der Verfassung des Landes lehnte Philipp ab; alle Privilegien und Freiheiten der Provinzen sollten unangetastet bleiben. Auch in der Verwaltung des Landes, im Militär- und Finanzwesen traf er keinerlei Aenderungen. Dagegen wandte er, im Interesse der Wiederbelebung des katholischen Geistes, den Universitäten große Sorgfalt zu und errichtete neue Lehrstühle der Dogmatik und des kanonischen Rechts an der Universität Löwen, von welcher sich die Lehrkörper aller höheren Unterrichtsanstalten des Landes rekrutirten.

Um dem flämischen Volke ein besonderes Zeichen seines Wohlwollens zu geben, setzte Philipp seine Halbschwester Margaretha

von Parma, die Gemahlin des Herzogs Ottavio Farnese, die als ein Kind des Landes — ihre Mutter war eine Niederländerin — sich großer Volksbeliebtheit erfreute, zur obersten Regentin ein, zu welchem Amte sie auch durch ihre genaue Kenntniß aller Verhältnisse des Landes und der Eigenthümlichkeiten seiner Bevölkerung ganz besonders geeignet schien. Ihr sollte der später zum Kardinal erhobene Bischof von Arras, Anton Perrenot von Granvella, als leitender Rathgeber zur Seite stehen und ein Staats-, ein Privat- und ein Finanzrath die Verwaltung der Landesangelegenheiten unter sich theilen. Durch diese Verfügungen glaubte der König aufs Beste für das Wohl des Landes gesorgt und die Ruhe in demselben gesichert zu haben.

Kaum war jedoch Philipp nach Spanien zurückgekehrt, als grelle Mißklänge aus Flandern an sein Ohr drangen. Zunächst war es die neue kirchliche Organisation, gegen welche der Oppositionsgeist sich auflehnte. Zum Zwecke der Dotation der neu errichteten Bisthümer, sowie zur Wiederherstellung der auch in den Niederlanden tief gesunkenen klösterlichen Zucht sollte nämlich jeder Bischof zum Abte eines Klosters ernannt werden. Dagegen erhob sich jedoch ein Theil des Ordensklerus und mit demselben zugleich der Adel, der in dem Uebergang des Stimmrechtes der bisherigen Aebte in den Provinzialständen an die Bischöfe nicht ohne Grund eine bedenkliche Verstärkung der Königsgewalt erblickte. Daß die Anhänger der lutherischen und kalvinischen Neuerungen — auch die letzteren waren von Frankreich aus nach den Niederlanden gebracht worden — erbitterte Gegner einer kirchlichen Ordnung waren, von welcher sich die Wiederbelebung des katholischen Geistes erwarten ließ, ist selbstverständlich.

An die Spitze aller unzufriedenen Elemente trat Wilhelm „der Verschwiegene" von Oranien, ein Prinz aus dem deutschen Grafenhause Nassau-Dillenburg, das seit dem vierzehnten Jahrhundert in Burgund reich begütert war und in mehreren seiner Glieder an dem Hofe der neuburgundischen Herzoge eine hervorragende Rolle gespielt hatte. Nachdem Wilhelm schon im Alter von elf Jahren durch die testamentarische Bestimmung seines Oheims, des im Jahre 1544 bei der Belagerung von St. Dizier durch die Kaiserlichen (s. S. 88) gefallenen Grafen Renatus von Nassau, in den Besitz des Fürstenthums Oranien gekommen (das dieser von seiner Mutter Claudia, aus dem in der Franche-Comté reich begüterten Hause des Grafen von Chalons, ererbt) und infolge dessen auf sein väterliches Besitzthum Verzicht geleistet, war er von Kaiser Karl V., der seine Erziehung übernommen, an den Hof der Generalstatthalterin der Niederlande, der verwittweten Königin Maria von Ungarn, gebracht worden, wo er seine Jugend verlebte. Durch seinen frühreifen

Verstand, sein gewandtes, einnehmendes Wesen und seinen vielversprechenden, würdevollen Ernst wurde er bald der entschiedene Liebling des Kaisers, der ihn selbst in die Staatskunst einweihte und ihn zum Kriegsmann heranzubilden suchte. Seine Vermählung mit der Gräfin Anna von Egmont, der reichsten Erbin der Niederlande, verschaffte ihm einen bedeutenden Einfluß in den nördlichen Provinzen.

Wie Karl V. den hochstrebenden Wilhelm von Oranien als Sohn behandelt und ihn mit Beweisen seiner Huld überschüttet hatte, so schien auch Philipp II. ihm seine Gunst zuwenden zu wollen: er verlieh ihm im Jahre 1556 den Orden des goldenen Vließes, wählte ihn nach den Schlachten von St. Quentin und Gravelines zum Unterhändler des Friedens mit Frankreich und ernannte ihn zum Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht. Dies Alles genügte jedoch dem Ehrgeiz des Prinzen nicht: sein Ziel war die Statthalterschaft über die gesammten Niederlande. Als ihm durch die Uebertragung dieser Würde an die Herzogin von Parma der Weg zu diesem Ziele abgeschnitten worden, trat er entschieden auf die Seite der Gegner des Königs und verfolgte seitdem kein anderes Streben, als die Vernichtung der spanischen Herrschaft in den Niederlanden, nicht im Interesse irgend welcher Partei, sondern allein in dem der Begründung seiner Macht auf den Trümmern der spanischen.

Zur Durchführung hochverrätherischer Pläne aber konnte Niemand geeigneter sein, als Wilhelm von Oranien. Mit einem durchdringenden Geiste, ungewöhnlichem Scharfblick und seltener Selbstbeherrschung verband er eine berechnete Schweigsamkeit und eine durch Nichts zu ermüdende Ausdauer in der Verfolgung seiner Zwecke. Niemand verstand es besser als er, sich in die Umstände zu schicken, Andere zu durchschauen und ihre Gedanken und Pläne zu errathen, noch ehe sie zur Reife gediehen, seine eigenen dagegen in undurchdringliches Dunkel zu hüllen, durch Heuchelei und List die Gegner zu täuschen und bei der Ausführung seiner Pläne Andere vorzuschieben, sich selbst dagegen geschützt im Hintergrunde zu halten. Selbst ohne irgend welche religiöse Ueberzeugung und gleichgiltig gegen jede Religion, bediente er sich der religiösen Wirren nur als Mittel zu seinen Zwecken. Wie er, obgleich in dem Augsburgischen Bekenntnisse erzogen, zu welchem sein Vater, Graf Wilhelm der Reiche, übergetreten, am Hofe der Königin den eifrigen Katholiken gespielt, so wußte er auch Philipp durch seine scheinbar gut katholische Gesinnung zu täuschen; da er sich jedoch nach dem frühen Tode seiner ersten Gemahlin um die Hand Anna's, der Tochter des Kurfürsten Moritz von Sachsen, bewarb, suchte er gleichzeitig den lutherischen Fürsten Deutschlands die Ueberzeugung bei-

zubringen, daß er im Herzen gut protestantisch geblieben, wenn er es auch äußerlich nicht zeigen dürfe.

Da der zum größten Theile, gleich Wilhelm von Oranien selbst, tief verschuldete niederländische Adel bei der Verleihung einflußreicher und einträglicher Aemter zu Gunsten der von Philipp bevorzugten Spanier vielfach umgangen worden und sich überdies durch Philipps Zurückhaltung verletzt fühlte, herrschte unter demselben eine tiefe Unzufriedenheit, die der schlaue Oranien in seinem eigenen Interesse nur allzugut zu nähren wußte, wie er es auch meisterhaft verstand, die Unzufriedenen seinen revolutionären Plänen, deren letzte Ziele sein ausschließliches Geheimniß blieben, dienstbar zu machen.

Neben Oranien war Lamoral, Graf von Egmont, durch seine Mutter Fürst von Gaure, der angesehenste Edelmann des Landes. Elf Jahre älter als der im Jahre 1533 geborene Oranien, war er mehr Mann des Gemüthes als der Berechnung, ein heldenmüthiger Krieger, dessen stürmische Tapferkeit am meisten zu den Siegen von St. Quentin und Gravelines beigetragen, und wegen seines einnehmenden, ritterlichen Wesens, seiner gewinnenden Persönlichkeit, sowie seiner harmlosen Fröhlichkeit und Leutseligkeit der besondere Liebling des Volkes, dabei jedoch ein unklarer Kopf und schwankender Charakter und daher der Verführung leicht zugänglich. Den meisten Einfluß besaß neben diesen beiden Männern der Großadmiral Philipp von Montmorency, Graf von Hoorn, ein rauher, muthiger Seemann, der sich bereitwillig allen Bewegungen anschloß, die seinem unruhigen Geiste Nahrung geben konnten, aber des nöthigen Scharfblicks ermangelte, um die Folgen seiner Thaten zu berechnen.

Nachdem es Oranien gelungen, die Grafen Egmont und Hoorn auf seine Seite zu ziehen, war es ihm ein Leichtes, die urtheilslose Menge nach seinem Gefallen zu lenken, und alsbald begann er seine Wühlereien gegen die von Philipp eingesetzte Regierung. Sein Hauptangriff galt Granvella; denn in diesem zwar von Herrschsucht nicht freien, aber mit den glänzendsten Geistesgaben, gründlichem Wissen, tiefer Menschenkenntniß und großer staatsmännischer Gewandtheit ausgestatteten, dabei unermüdlich thätigen und seinem König mit unerschütterlicher Treue ergebenen Manne erkannte er den gefährlichsten Gegner seiner Umsturzpläne.

Um den Kardinal zu stürzen, wurden Unruhen angezettelt, wozu in erster Linie die in den Niederlanden zurückgebliebenen spanischen Truppen Gelegenheit boten. Es waren im Ganzen nicht einmal viertausend Mann, die der Freiheit des Landes umso weniger gefährlich werden konnten, als sie unter dem Oberbefehle Oraniens und Egmonts standen; aber die hin und wieder von ihnen be-

Digitized by Google

gangenen Excesse, gegen welche absichtlich nicht eingeschritten wurde, waren ein treffliches Mittel, die Leidenschaften des Volkes wachzurufen und es mit Erbitterung gegen Granvella zu erfüllen, dem man die Verzögerung der von Philipp vor seiner Abreise zugesagten Zurückberufung der Truppen zur Last legte, obgleich er selbst auf die Erfüllung dieser Zusage drang.

Nach der Zurückberufung der spanischen Truppen, die durch Philipps Unentschlossenheit bis zum Januar 1561 verschoben blieb, warf sich die Agitation auf die neue kirchliche Organisation. Sie solle, so wurde dem Volke glauben gemacht, nur das Mittel sein, die spanische Inquisition ins Land zu bringen und die alten Freiheiten der Provinzen zu vernichten. Der Urheber aller dieser freiheitsmörderischen Pläne aber und das ausersehene Werkzeug zu ihrer Durchführung sei kein Anderer als Granvella. Und doch war gerade er es, der den König unablässig zur Milde und Vorsicht mahnte und die Glaubensedikte mit aller nur möglichen Mäßigung und Schonung zur Ausführung bringen ließ.

Nachdem das erste Ziel erreicht und Granvella's Ansehen bei dem Volke untergraben war, galt es, auch die Statthalterin gegen ihn einzunehmen. Auch dies gelang durch systematische Anfeindungen und Verdächtigungen. Margaretha, deren Briefe an ihren Bruder bis dahin voll des Lobes über Granvella's Eifer und Redlichkeit in der Förderung der Wohlfahrt des Landes und in der Wahrung der Interessen seines Monarchen gewesen, begann plötzlich eine andere Sprache zu führen. Sie unterstützte die Klagen, die Oranien und Egmont bei dem Könige über den Kardinal vorbrachten, indem auch sie ihn als den Mann bezeichnete, der die Niederlande in Verwirrung stürze. Der irregeleitete Philipp, der ihren Worten mehr Glauben schenkte, als den wahrheitsgetreuen Berichten Granvella's über die Lage des Landes, ließ sich zu dem verhängnißvollen Fehler hinreißen, seinen besten und treusten Diener fallen zu lassen. Am 22. Januar 1564 ertheilte er ihm die von ihm selbst erbetene Entlassung. Dem Wunsche des Königs entsprechend, verließ der Kardinal die Niederlande und zog sich nach Besançon zurück, um dort den Studien und dem Umgang mit Künstlern und Gelehrten zu leben; doch blieb er in stetem Verkehre mit Philipp, auf dessen Regierungshandlungen er auch in der Folge noch großen Einfluß ausübte.

Nach der Abreise Granvella's erschienen Oranien, Egmont und Hoorn wieder in dem Staatsrath, von welchem sie sich seit längerer Zeit fern gehalten, und es gelang ihnen, in demselben, unter dem Scheine treuer Anhänglichkeit an die Sache des Königs und großen Eifers für das Wohl des Landes, alle Macht an sich zu reißen, indem sie die wohlmeinende und unermüdlich thätige, aber kurzsich-

Digitized by Google

tige Regentin über ihre Zielpunkte vollständig zu täuschen wußten. Sie setzten es durch, daß Margaretha zu Anfang des Jahres 1565 den Grafen Egmont nach Madrid sandte, mit dem Auftrage, den König, unter Darlegung der bedenklichen Lage des Landes und der steigenden Gährung in der Bevölkerung, um Milderung der Religionsedikte und um Unterstützung der Regentin durch Geldmittel zu bitten.

Philipp, der den Sieger von St. Quentin und Gravelines auf das Huldvollste empfing, gewann durch die Mittheilungen des redseligen Mannes, dessen Gedanken alle auf seiner Zunge lagen, einen tieferen Einblick in die eigentlichen Ziele der niederländischen Adelspartei, der nicht ohne Einfluß auf seine ferneren Entschließungen blieb; doch bewilligte er der Regentin die erbetene Geldunterstützung und versprach, die religiöse Frage der sorgfältigsten Erwägung zu unterziehen, wiederholte jedoch dabei die oft schon gegebene Erklärung, daß er lieber hundertmal das Leben verlieren, als in irgend eine Schädigung der katholischen Kirche willigen werde. Zugleich ermächtigte er seine Schwester, durch eine aus Mitgliedern des Staatsraths, sowie mehreren Bischöfen und anderen Theologen zu bildende Kommission die Frage erörtern zu lassen, in welcher Weise am besten für die Zurückführung der Verirrten und zur Abwehr der Gefahren, die dem Glauben der treu gebliebenen Katholiken durch die Neuerer drohten, gesorgt werden könne und ob irgend welche Aenderungen bezüglich der Bestrafung der Ketzer zulässig erschienen.

Egmonts Rückkehr aus Spanien erfolgte zu der Zeit, als Margaretha im Auftrag ihres Bruders die Beschlüsse des Tridentinischen Concils in den Niederlanden hatte verkünden lassen, und da Oranien und seine Anhänger nicht verfehlt hatten, diese Verkündigung zur Anzettelung neuer Unruhen auszubeuten, bat die Regentin, die damals ganz unter dem Einfluß der revolutionären Partei stand, im Juli 1565, auf Grund der Berathungsergebnisse der von ihr eingesetzten Kommission, den König, die Instruktionen der Inquisitoren einer Revision zu unterwerfen, um sie mit den Bedürfnissen der Zeit und mit den Verhältnissen der Niederlande in besseren Einklang zu setzen. Obgleich sie eine rasche Erledigung der Sache als dringend geboten hingestellt, zögerte Philipp, der es für nöthig gehalten, vorher auf anderem Wege nähere Erkundigungen über die Lage der Dinge in den Niederlanden einzuziehen, drei Monate mit der Entscheidnng; erst am 20. Oktober 1565 traf seine Antwort ein, dahin lautend: „es sei keineswegs am Platze, die Strafe der Häretiker zu mildern; vielmehr seien die Religionsedikte aufs Strengste zur Anwendung zu bringen, und wenn es Richter gebe, die nicht den Muth oder nicht den Willen hätten, ihre Pflicht

zu thun, so werde er Andere von besserer Gesinnung und größerem Eifer an deren Stelle setzen."

Diese strenge Antwort war ein zweiter verhängnißvoller Fehler Philipps; denn so gewiß es die Aufgabe des Königs gewesen wäre, die Statthalterin und ihren trefflichen Rathgeber Granvella gegen den ersten Ansturm der Revolutionspartei mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht zu schützen, ebenso gewiß war es, wie Baumstark mit Recht bemerkt, eine Verkehrtheit, jetzt, nachdem er einmal nachgegeben, den vollen Ernst seines Willens so unverhüllt zu zeigen, ohne in der Lage zu sein, seinen Befehlen und Drohungen alsbald auch den nöthigen Nachdruck zu geben.

Im Staatsrathe waren Alle, die nicht zu Oraniens Partei gehörten, über Philipps Antwort äußerst bestürzt. Der Präsident Viglius, ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter, der seinem Könige ebenso treu ergeben war, wie seinem katholischen Glauben, machte den Vorschlag, die Verkündigung derselben zu verschieben, bis man den König auf die voraussichtlichen Folgen seiner Befehle aufmerksam gemacht. Dem widersetzte sich jedoch Oranien, unter dem Vorwande, daß es nicht zulässig sei, mit der Vollziehung des so bestimmt ausgesprochenen Willens des Königs zu zögern. Hocherfreut über einen Mißgriff, von welchem er die beste Förderung seiner hochverrätherischen Pläne erwarten durfte, verkündete er, als er den Sitzungssaal verließ, einem seiner Vertrauten mit triumphirender Miene: „Jetzt werden wir bald den Anfang eines ungewöhnlichen Trauerspiels sehen."

In der That ließ der erste Akt dieses Trauerspiels nicht lange auf sich warten. Nachdem die revolutionäre Partei durch beunruhigende Gerüchte über Philipps angebliche Absicht, die spanische Inquisition in den Niederlanden einzuführen, um sich durch die konfiscirten Güter seiner flämischen Unterthanen zu bereichern, die Gemüther in Aufregung versetzt hatte, traf Philipp von Marnix, Herr von St. Aldegonde, ein vertrauter Freund Oraniens, im Februar 1566 zu Breda mit mehreren gleichgesinnten Edelleuten zusammen und schloß mit ihnen einen Bund zu gemeinschaftlicher Vertheidigung der niederländischen Freiheiten gegen fremde Unterdrückung. In einer von Marnix entworfenen Urkunde, die später das Kompromiß genannt wurde, erklärten die Verbündeten: der niederländische Adel habe, in seiner Eigenschaft als Schutz und Schirm des Landes, die Verpflichtung, sich der von dem König beabsichtigten Einführung der Inquisition zu widersetzen; daher hätten sie sich eidlich gelobt, nie die Inquisition, unter welchem Namen sie auch auftreten möge, in den Niederlanden zu dulden, und sie nähmen Gott zum Zeugen, daß sie alles das nur zu seiner Ehre, zu des Königs Diensten und zu ihres Vaterlandes Nutzen be-

Digitized by Google

schlossen hätten. Dieses Schriftstück wurde in den Schlössern und Burgen des Adels umhergetragen und fand bald so viele Unterzeichner, daß die Zahl der Verbündeten über zweitausend betragen haben soll.

Die Mitglieder des Bundes, der selbst das Kompromiß genannt wurde, waren zum größten Theil junge, unbesonnene und unvorsichtige Männer, meist dem niederen Adel angehörig. Manche von ihnen waren aufrichtige Katholiken, die der Verbindung nur aus Abneigung gegen die Inquisition beigetreten, Andere dagegen leidenschaftliche Kalvinisten oder entschlossene Lutheraner, Andere endlich auch unruhige und abenteuerliche Köpfe, Männer von zerrütteten Verhältnissen, ausschweifenden Gewohnheiten und schrankenlosen Begierden, die auf die reichen Kirchengüter ein lüsternes Auge geworfen. Von dem höheren Adel hatten nur Wenige das Kompromiß unterzeichnet. Auch Oranien gehörte dem Bunde, dessen geistiger Urheber er war, nur im Geheimen an; dagegen war sein Bruder, der Graf Ludwig von Nassau, einer der ersten Unterzeichner des Kompromisses.

Am 5. April 1566 erschienen über zweihundert der Verbündeten, die zwei Tage vorher, bis an die Zähne bewaffnet, in Brüssel eingezogen, unter der Führung Ludwigs von Nassau und des Grafen Heinrich von Brederode, eines durch sein lockeres Leben herabgekommenen und durch seine Trunksucht und Raufluft berüchtigten Edelmannes, vor der Statthalterin, um derselben eine Bittschrift zu überreichen, worin die Zusammenberufung der Stände des Landes, der „Generalstaaten", sowie die Abschaffung der Religionsedikte und einer jeden Art von Inquisition verlangt wurde.

Die Statthalterin, die vor innerer Erregung längere Zeit kein Wort über die Lippen bringen konnte, nahm das Schriftstück entgegen und entließ die Herren mit dem Versprechen, den Inhalt der Bittschrift in Betracht zu ziehen und alsbald einen Bescheid darüber zu geben. Als die Verbündeten am folgenden Tage in noch größerer Zahl wiederkamen, um die Antwort der Statthalterin in Empfang zu nehmen, erhielten sie von ihr die Zusage, daß sie ihre Forderungen bei dem Könige befürworten und bis zum Eintreffen seiner Entscheidung die bestehenden Gesetze in möglichst schonender und milder Weise zur Anwendung bringen lassen werde.

Bei dem Erscheinen der Deputation des verbündeten Adels hatte, wie erzählt wird, der Graf Barlaimont, eines der hervorragendsten Mitglieder des Staatsrathes, der Regentin, als er deren Bestürzung über die große Zahl der Bittsteller wahrgenommen, mit Anspielung auf die zerrütteten Vermögensverhältnisse der meisten Verbündeten, die Worte zugeflüstert: „Rassurez-vous, madame, ce n'est qu'un tas de gueux," (Beruhigen Sie

ſich, Madame, es iſt nur ein Haufen Bettler.) Auf den Vorſchlag des Grafen Brederode, der dieſe Worte gehört, beſchloſſen die Verbündeten bei einem am Abend des 6. April veranſtalteten großen Bankette, den Bettlernamen als Ehrennamen anzunehmen, und bald trugen die Verbündeten an den Hüten oder auf der Bruſt Medaillen, die auf der einen Seite das Bild des Königs, auf der andern zwei verſchlungene Hände mit einem Querſacke zeigten und die Inſchrift hatten: „Fidèle au roi jusqu'à la besace.“ (Treu dem König bis zum Bettelſack.) So entſtand der Parteiname Geuſen, der ſpäter auf Alle überging, die ſich der revolutionären Adelspartei in der Bekämpfung der ſpaniſchen Herrſchaft anſchloſſen.

Die rathloſe Statthalterin hatte inzwiſchen die Forderungen des Adels dem Könige mitgetheilt und ihn, unter eingehender Schilderung der Lage des Landes, um Verhaltungsmaßregeln und um die Ermächtigung zur Einberufung der Generalſtaaten gebeten; aber Philipp ſchwankte unſchlüſſig hin und her, und ſtatt in den ihm unterbreiteten Fragen eine beſtimmte Entſcheidung zu treffen, ſtellte er Zugeſtändniſſe in Ausſicht, um bald darauf alles, was er verſprochen, als durch die Umſtände ihm abgezwungen, für unverbindlich zu erklären.

Unterdeſſen hatte ſich die neue Lehre unter dem Schutze des aufrühreriſchen Adels immer weiter ausgebreitet, und in faſt allen Städten wurden von den aus Frankreich und Deutſchland zahlreich nach den Niederlanden geſtrömten Prädikanten aufreizende Predigten gegen den katholiſchen Glauben gehalten. Die dadurch beſonders unter der niederen Volksklaſſe hervorgerufene Gährung wurde erhöht durch beunruhigende, von Oranien und ſeinen Anhängern ausgeſtreute Gerüchte über blutige Gewaltmaßregeln, durch welche Philipp den Proteſtantismus in den Niederlanden auszurotten beſchloſſen habe, und bald kam es an verſchiedenen Orten zu den gräuelvollſten Ausbrüchen eines fanatiſchen Haſſes gegen alles Katholiſche. Kirchen und Klöſter wurden von raſenden Pöbelhaufen geplündert, verwüſtet und geſchändet, die Kruzifixe und Heiligenbilder zertrümmert, die geweihten Hoſtien mit Füßen getreten, Fahnen und Prieſtergewänder in den Koth geſchleift, Prieſter, Mönche und Nonnen unter grauſamem Spott und Hohn auf die empörendſte Weiſe mißhandelt. Wie ein verheerendes Feuer verbreitete ſich der „niederländiſche Bilderſturm“ über das ganze Land; in kurzer Zeit zählte man in der Provinz Flandern allein mehr als vierhundert zerſtörte Kirchen und Klöſter.

Während die Schandthaten der Bilderſtürmer, denen der eigentliche Bürgerſtand vollſtändig fern blieb, eine heilſame Reaktion in den Niederlanden hervorriefen und viele katholiſchen Edelleute, die zu

spät erkannten, welchen Zwecken sie ihre Mitwirkung geliehen, zum Rücktritt von dem Kompromiß bewogen, boten Oranien und die übrigen Häupter Alles auf, um die Statthalterin von Gewaltmaßregeln zur Wiederherstellung der Ordnung abzuhalten, und da Margaretha noch ohne definitive Instruktionen von dem Könige und nicht im Besitze der nöthigen Widerstandsmittel war, auch ihre Absicht, das bedrohte Brüssel zu verlassen, durch die Vorstellungen und Drohungen Oraniens und Egmonts und den gewaltsamen Widerstand der Bürger vereitelt worden, blieb ihr Nichts übrig, als sich mit den Geusen zu vertragen und den Reformirten Zugeständnisse zu machen, die einer Suspension der gegen die neue Lehre gerichteten Anordnungen gleich kamen. Dagegen versprachen ihr die Häupter der Bewegung ihre Unterstützung zur Unterdrückung und Bestrafung der Bilderstürmer und zur Herstellung gesetzlicher Zustände. In der That legte sich der Sturm, und Alles schien anzudeuten, daß sich in der Gesammtheit der niederländischen Bevölkerung ein entschiedener Umschwung zu Gunsten der königlichen Sache vollzogen habe.

Inzwischen war die Kunde von dem niederländischen Bildersturm am 3. September 1566 nach Madrid gelangt, und zum ersten Mal in Philipps Leben trug der mächtig in ihm aufflammende Zorn über die ihm zur andern Natur gewordene Selbstbeherrschung den Sieg davon. Von diesem Augenblicke an stand in seiner Seele der Entschluß fest, die ebensowohl gegen den rechtmäßigen Herrscher als gegen die alte Kirche gerichtete revolutionäre Bewegung unter Entfaltung der äußersten Strenge durch Waffengewalt niederzuwerfen. Die in Italien stehenden alten spanischen Kerntruppen sollten zusammengezogen und von dem ob seines Ernstes und seiner Strenge gefürchteten Herzog von Alba zur Bestrafung der Rebellen nach den Niederlanden geführt werden.

Vergebens unterstützten Philipps erprobteste Diener, insbesondere der scharfblickende Granvella, die dringende Bitte Margaretha's, daß der König selbst nach den Niederlanden kommen möge; vergebens stellte ihm seine Schwester vor, daß die Ankunft eines spanischen Heeres eher schädlich als nützlich sein werde und die Fackel des Aufruhrs leicht wieder entzünden könne; vergebens suchte selbst Papst Pius V. seinen Einfluß auf Philipp in dieser Richtung geltend zu machen: — der durch die Vorgänge in Flandern in seinen religiösen Gefühlen schwer gekränkte und überdies durch die in seinem eigenen Hause sich entwickelnde Familientragödie im tiefsten Herzen verwundete König befand sich in einer Stimmung, die ihn jedem Rathe unzugänglich machte, und sein mehr und mehr zum staatlichen Absolutismus neigendes Wesen ließ ihn sogar in den väterlichen Mahnungen des Papstes eine unbefugte priesterliche

Einmischung erblicken. Selbst sein anfänglich ausgesprochener Gedanke, seinem Feldherrn nach den Niederlanden zu folgen, wurde aufgegeben.

Nachdem alle Vorkehrungen zur Abreise Alba's getroffen, verabschiedete sich derselbe am 15. April 1567 von Philipp auf dem Schlosse von Aranjuez. „Es war", sagt Baumstark, „eine dunkle, unheimliche Stunde, in welcher der grollende König seinem unerbittlichen Feldherrn unter vier Augen die letzten Instruktionen gab; in dieser Stunde entsanken in Wahrheit die Zügel der niederländischen Regierung für immer den Händen Philipps. Von dieser Stunde an ist es ihm nicht mehr möglich geworden, in den empörten Provinzen irgend einen bedeutenden Akt seines königlichen Willens durchzusetzen; fort und fort unglücklich, entweder in der Wahl seiner Stellvertreter oder durch die Unmöglichkeit, ihre Leistungen kräftig zu unterstützen, sah er sich immer mehr in den Kampf mit dem ganzen Volke verwickelt, immer mehr zu einem traurigen Laviren nach den Umständen und schließlich zum Aufgeben selbst der treu gebliebenen Provinzen genöthigt."

An der Spitze eines auserlesenen Heeres von zwölftausend Mann rückte Alba, nachdem er den Weg über den Mont Cenis genommen, durch Burgund und Lothringen in die Niederlande ein, ohne in denselben irgend welchen Widerstand zu finden, und hielt am 22. August 1567 seinen Einzug in Brüssel. Die Vollmachten, die Philipp ihm ertheilt hatte, legten eine solche Gewalt in seine Hände, daß die tiefgekränkte Statthalterin, die Unmöglichkeit ihres ferneren Verweilens in dem ihr übertragenen Amte einsehend, den König um ihre Entlassung bat. Nachdem Philipp ihr dieselbe mit dem Ausdruck seines Dankes für ihre Dienste und der Zuerkennung einer Pension von vierzehntausend Dukaten ertheilt hatte, nahm sie brieflich Abschied von den einzelnen Staaten und verließ im Dezember 1567 mit schwerem Herzen das Land, das zu regieren sie zu schwach gewesen, dessen Wohl ihr aber stets warm am Herzen gelegen. Vor ihrer Abreise nach Parma schrieb sie an Philipp: „Gnade ist eine göttliche Eigenschaft. Eine je größere Macht ein Monarch besitzt, um so mehr nähert er sich der Gottheit, und um so mehr soll er sich bestreben, die göttliche Milde und Barmherzigkeit nachzuahmen. Ein hartes Verfahren wird nur Unheil über das Land bringen." Doch die Würfel waren gefallen, und erst als es zu spät war, erkannte Philipp, daß seine Schwester Recht gehabt.

Inzwischen hatte Alba, unmittelbar nach seiner Ankunft in Brüssel, sein Amt als Generalkapitän der Niederlande angetreten, und gleich seine ersten Schritte bekundeten seinen festen Entschluß, mit allem Ernst die Ordnung aufrecht zu halten. Brüssel erhielt,

gleich den meisten anderen Städten, eine starke spanische Besatzung, und wo es an Festungswerken fehlte, wurde diesem Mangel abgeholfen. Uebrigens verbarg der Stellvertreter Philipps seine eigentlichen Absichten unter Festlichkeiten aller Art und suchte den Adel durch freundliches Entgegenkommen sicher zu machen, bis er in der Lage war, die Feinde des Königs niederzuschmettern.

Indessen hatten schon vor Alba's Eintreffen viele von Denen, welche die Rache Philipps fürchten mußten, die Niederlande verlassen, um in den benachbarten Ländern, besonders in England, Schutz zu suchen. Auch Oranien hatte es für gerathen erachtet, seine Person in Sicherheit zu bringen, und war in seine Geburtsstadt Dillenburg zurückgekehrt, um von dort den Gang der Ereignisse zu verfolgen und im geeigneten Momente seine nur vorübergehend aufgegebene Rolle wieder aufzunehmen. Dagegen waren die Grafen Egmont und Hoorn, die sich bald nach dem Ausbruch des Bildersturms von der Partei Oraniens losgesagt, im Vertrauen auf die Dienste, die sie seitdem der Regierung durch ihre Mitwirkung zur Herstellung der Ordnung geleistet, in den Niederlanden zurückgeblieben. Nur zu bald sollten sie bereuen, daß sie dem Rathe Oraniens, seinem Beispiele zu folgen, kein Gehör geschenkt. Als sie sich, durch Alba's Freundlichkeit in vollständige Sicherheit eingewiegt, am 9. September 1567 nach Brüssel begeben, um der von Alba ausgeschriebenen Rathsversammlung beizuwohnen, wurden sie nach beendigter Sitzung gefangen genommen und unter starker Bedeckung nach der Festung Gent gebracht. Die Kunde von der Gefangennehmung der beiden angesehensten Adeligen des Landes erfüllte das Volk mit Bestürzung und Trauer; aber die Furcht vor dem mächtigen Alba ließ es zu keinem Versuche zur Befreiung der Gefangenen kommen.

Als Alba die Ueberzeugung gewonnen, daß er vollständig Herr der Lage geworden, schritt er zur Bestrafung der Rebellion und der Kirchenschändung. Es war nicht Mordlust, was seine Schritte leitete; denn Alba war in der That nicht jener blutgierige Wütherich, als welcher er so lange gegolten; er war vielmehr ein Mann von ernsten sittlichen Grundsätzen und unerschütterlicher Pflichttreue; aber wie der „eiserne Herzog" — starr wie Eisen in der Erfassung und Erfüllung der Pflicht, eisern im Kampfe wie in der Entbehrung, eisern im Befehlen wie im Strafen — der Schrecken seiner Soldaten war, so kannte er auch kein Erbarmen, wenn es galt, die Rechte seines Königs zu schützen und dessen Feinde niederzuschmettern, und mit unerbittlicher Konsequenz führte er das System durch, das er für das richtige hielt.

Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Geist der Revolution in den Niederlanden nur durch Schrecken gebändigt wer-

Digitized by Google

den könne und daher gegen die Schuldigen mit blutiger Strenge vorgegangen werden müsse, setzte Alba im September 1567 zur Untersuchung und Bestrafung des stattgehabten Aufruhrs einen außerordentlichen Gerichtshof ein, in welchem neben zwölf niederländischen Richtern auch zwei ihm ganz ergebene Spanier von schlimmem Rufe saßen, die bald allein die maßgebende Stimme erhielten; den Vorsitz führte der Herzog selbst, wie er sich auch das Recht der Entscheidung vorbehielt. Dieser Gerichtshof, von Alba der „Rath der Unruhen", von dem Volke dagegen der „Blutrath" (Bloedraet) genannt, verhängte über Alle, die an der Bewegung irgend welchen Antheil gehabt, mit unerbittlicher Strenge die Todesstrafe, und bald fanden in allen Städten zahlreiche Hinrichtungen statt. In Brüssel wurden an einem Tage achtzehn gefangene Edelleute enthauptet. Wer sich durch die Flucht aus dem Lande dem Gerichtshofe Alba's zu entziehen suchte, wurde durch Konfiskation seines Vermögens bestraft.

Unterdessen hatte Wilhelm von Oranien, der gleichfalls nebst seinem Bruder Ludwig von Nassau und allen Unterzeichnern des Kompromisses vor den Blutrath geladen und seiner sämmtlichen niederländischen Besitzungen verlustig erklärt worden, auf dem Schlosse Dillenburg zum Kriege gerüstet und ein Heer gesammelt, mit welchem er im Mai 1568 in die südlichen Provinzen der Niederlande einrückte, während Ludwig von Nassau zu der gleichen Zeit mit einem zweiten Heere in den nördlichen Provinzen die Spanier angriff. Da der Letztere bei dem Kloster Heiligerlee einer spanischen Heeresabtheilung unter dem Statthalter von Gröningen, dem Grafen Aremberg, in einem blutigen Treffen, in welchem Aremberg selbst den Tod fand, eine schwere Niederlage bereitet hatte, entschloß sich Alba, gegen ihn zuerst zu Felde zu ziehen. Ehe er jedoch von Brüssel aufbrach, wollte er durch einen auffallenden Schritt der Strenge die Niederländer einschüchtern. Die Grafen von Egmont und Hoorn wurden unter der Anklage des Hochverraths vor Gericht gezogen und, trotz vielfacher für sie geltend gemachter Milderungsgründe ihrer nicht hinweg zu läugnenden Schuld, wie ohne Rücksicht auf die Dienste, die Beide nach ihrer Lossagung von Oranien bei der Bekämpfung des Aufruhrs der Sache des Königs geleistet, zum Tode durch das Schwert verurtheilt.

Unter dem Geleite von dreißigtausend spanischen Soldaten wurden die beiden Grafen aus ihrem Kerker zu Gent nach Brüssel gebracht, wo ihnen auf Alba's Befehl durch den Bischof von Ypern, Egmonts Freund, der vergebens dem Feldherrn zu Füßen gefallen, um Gnade für die Verurtheilten zu erflehen, in der Nacht des 4. Juni 1568 das Todesurtheil verkündet wurde, zu dessen Vollstreckung der folgende Morgen festgesetzt war. Der ahnungslose

Egmont, der aus dem Schlafe geweckt worden, war anfangs so tief erschüttert, daß er Mühe hatte, sich zu fassen. „Es ist ein schreckliches Urtheil," sagte er, „und ich glaube nicht, daß irgend ein Verbrechen, welches ich gegen Gott oder den König beging, eine solche Strafe verdient. Den Tod selber fürchte ich nicht, denn der Tod ist unser Aller Loos; aber ich entsetze mich vor der Schande." Bald ergab er sich jedoch, durch die Tröstungen der Religion aufgerichtet, mit männlichem Muthe in sein Schicksal, legte dem Bischof eine reumüthige Beichte ab und empfing mit großer Andacht den Leib des Herrn. Dann nahm er schriftlich Abschied von seiner Gemahlin und bat den König in einem rührenden Briefe, in welchem er sich gegen die Anklage irgend welcher feindlichen Absicht gegen die Religion oder die Regierung in seinem früheren Auftreten zu rechtfertigen suchte, um eine gnädige Behandlung seiner Familie und seiner Diener. Den Rest der Nacht verbrachte er im Gebete und erwartete ruhig den anbrechenden Tag. Der Graf von Hoorn vernahm sein Urtheil mit ungewöhnlichem Muthe und zeigte nur Stolz und Entrüstung. Anfangs wies er jeden geistlichen Zuspruch zurück; doch folgte auch er endlich dem Beispiele seines Schicksalsgenossen.

Um zehn Uhr des folgenden Morgens wurden die beiden Verurtheilten zu dem Schaffot geführt, das vor dem Stadthause von Brüssel errichtet und von zweiundzwanzig Fähnlein spanischer Soldaten umringt war. Eine unabsehbare Volksmenge bedeckte schweigend den Platz. Festen Schrittes stieg Egmont, von dem Bischof von Ypern begleitet, die Stufen des Schaffots hinan und gab selbst, nach einem kurzen, inbrünstigen Gebete, dem Henker das Zeichen. Unter dem lauten Schluchzen der Menge fiel sein Haupt. Nur wenige Minuten später empfing auch Graf Hoorn den Todesstreich. Seufzend und weinend, aber sprachlos und furchtsam, zog sich das Volk zurück. Tiefe Trauer lag über der Stadt; alle Läden waren geschlossen; nur das Geläute der Glocken unterbrach die allgemeine Stille. Drei Stunden lang blieben die Häupter der beiden Grafen auf dem Schaffote aufgesteckt.

Durch die ebenso unpolitische als nutzlose und grausame Hinrichtung dieser Männer, für welche der von ihnen so schwer beleidigte Granvella vergebens bei dem Könige die beredteste und eifrigste Fürsprache eingelegt, hatte Alba nur Oranien in die Hände gearbeitet; denn von dem Tage an, wo das Haupt des ritterlichen, volksbeliebten Egmont gefallen, war der Haß der Niederländer gegen den Stellvertreter Philipps ein unversöhnlicher. Selbst Katholiken, die in Egmont seit seiner Lossagung von Oranien einen mächtigen Vertheidiger ihres Glaubens verehrt, gingen zu den Geusen über.

Während Alba vergebens durch verschärfte Schreckensmaßregeln und immer zahlreichere Hinrichtungen den Strom des Aufstandes zu hemmen suchte, errang er im offenen Kampfe mit den Empörern, in welchem sich sein überlegenes Feldherrntalent glänzend bewährte, in kurzer Zeit bedeutende Erfolge. Nachdem er im Juli 1568 bei Gröningen den Geusen unter Ludwig von Nassau eine Niederlage bereitet, welche die Auflösung ihrer gesammten Streitmacht zur Folge hatte und den Grafen zur Flucht nach Deutschland zwang, wandte er sich gegen Oranien, der an der Spitze von zwanzigtausend Mann im Limburgischen stand. Da das Heer des Herzogs nicht halb so zahlreich war, suchte ihn Oranien zur Schlacht zu zwingen; aber Alba, der wohl wußte, daß eine einzige Niederlage für den König von Spanien den Verlust des Landes zur Folge haben konnte, verstand es meisterhaft, durch beständiges Hin- und Herziehen seinen Gegner zu ermüden, bis der Winter anbrach und Oranien sich durch die Ungunst der Witterung, sowie durch Krankheiten unter seinen Soldaten und Mangel an Geld genöthigt sah, mit seinem der vollständigen Auflösung nahen Heere das Feld zu räumen. Während er sich nach Straßburg wandte, wo er den Rest seiner Truppen entließ, kehrte Alba im Triumphe nach Brüssel zurück. In der stolzen Zuversicht, die Rebellion für immer niedergeworfen zu haben, ließ er in der Citadelle von Antwerpen sein eigenes Standbild von Bronze als Siegesdenkmal aufstellen, mit der Inschrift: „Dem Ferdinand Alvarez de Toledo, Herzog von Alba, unter Philipp II. Statthalter der Niederlande, der den Aufruhr erstickt, die Empörung gezüchtigt, die Religion wieder hergestellt, die Gerechtigkeit gesichert, den Frieden begründet hat, dem treuesten Diener des Königs, ist dieses Denkmal errichtet."

Aber Alba triumphirte zu früh: durch seine eigene Schuld sollten alle Früchte seines siegreichen Feldzugs verloren gehen. Da Philipp bei der gänzlichen Zerrüttung der finanziellen Verhältnisse Spaniens den beständigen Geldforderungen Alba's, dessen Verwaltung ungeheure Summen verschlang, kaum mehr genügen konnte, hatte er den Herzog ermächtigt, den Niederländern selbst einen Theil der Kosten des durch sie erregten Krieges aufzuerlegen. Alba beschloß, zu diesem Ende eine neue Steuer einzuführen, durch welche er überdies, da dieselbe zum Theil eine dauernde sein sollte, die Niederlande erst recht ergiebig für den König zu machen hoffte. Von dem Vermögen jedes einzelnen Niederländers sollte ein für allemal der hundertste Theil, dagegen für alle Zukunft bei der Veräußerung von Grundstücken der zwanzigste Theil des Ertrags und von dem Verkauf der beweglichen Güter, Lebensmittel und Waaren aller Art, der zehnte Theil des Erlöses für den Staatsschatz erhoben werden.

Um zu der Erhebung des hundertsten, zwanzigsten und zehnten Pfennigs, wie diese neue Steuer genannt wurde, die Zustimmung der Stände zu erlangen, berief Alba dieselben im März 1569 nach Brüssel. Einstimmig erklärte sich die Versammlung gegen die geforderten Abgaben, insbesondere gegen die Erhebung des zehnten Pfennigs, weil derselbe, wie beredte und erfahrene Männer nachwiesen, unfehlbar den gänzlichen Ruin des Handels und der Industrie zur Folge haben müsse. Aufs Heftigste erzürnt über den unerwarteten Widerspruch, drohte Alba mit Gewaltmaßregeln; da jedoch dessenungeachtet die Stände bei ihrer Weigerung beharrten, begnügte er sich für den Augenblick mit der von ihnen bewilligten einmaligen Erhebung des hundertsten Pfennigs.

Unterdessen hatte die Königin Elisabeth, die längst insgeheim den Aufstand der Niederländer zu fördern gesucht, den holländischen Freibeutern, welche unter der Führung ausgewanderter Edelleute das Meer befuhren, um Jagd auf spanische Schiffe zu machen, und deßhalb Wasser- oder Meergeusen genannt wurden, freie Einfahrt und Zuflucht an der englischen Küste gestattet, wodurch sich die Zahl und Macht derselben so bedeutend erhöht hatte, daß sie in der Lage waren, allen Handel an der niederländischen Küste zu hemmen. Zu dieser Gefahr gesellte sich für Alba bald eine zweite durch den im Jahre 1570 nach dem Abschluß des Friedens von St. Germain zwischen Wilhelm von Oranien und Coligny vereinbarten und von dem König Karl IX. gebilligten Plan einer Unterstützung der aufständischen Niederländer durch ein hugenottisches Heer.

Da sich Alba unter diesen Verhältnissen zum Kriege rüsten mußte, erneuerte er bei den niederländischen Ständen die Forderung des zwanzigsten und zehnten Pfennigs, und da er auch diesmal auf den entschiedensten Widerstand stieß, beschloß er, ohne Rücksicht auf das bis dahin unangetastet gebliebene Recht der Niederländer, die von dem König geforderten Steuern entweder zu bewilligen oder zu verweigern, eigenmächtig vorzugehen. Dieser Entschluß sollte indessen noch verhängnißvoller für die spanische Sache in den Niederlanden werden als Alba's erbarmungslose Rechtspflege; denn während diese nur Einzelne traf, litt unter der beabsichtigten neuen Steuer die Gesammtbevölkerung des Landes, und überdies empörte sich das Gefühl der ganzen Nation gegen den Eingriff Alba's in die verbrieften Rechte und Freiheiten der Provinzen. Ein Schrei der Entrüstung ging durch das ganze Land, und als Alba im Frühjahr 1572 dem Stadtrath von Brüssel Befehl ertheilte, den zehnten Pfennig erheben zu lassen, wurden sogleich alle Kaufläden geschlossen. Schon stand Alba im Begriff, gegen den passiven Widerstand des Kaufmanns- und Gewerbestandes Gewalt zu gebrauchen, als die Nachricht, daß die Wassergeusen sich der kleinen, aber stark-

Digitized by Google

befestigten Seestadt Briel bemächtigt hätten, ihn nöthigte, für den Augenblick seinen Rachegedanken zu entsagen.

Alba sandte sogleich Truppen zur Wiedereroberung von Briel aus; aber der Vertheidiger der Stadt, der durch seine Grausamkeit gegen die Spanier, besonders gegen Priester und Mönche, berüchtigte Wilhelm van der Mark, leistete so energischen Widerstand und fügte den Spaniern durch das Verbrennen ihrer Schiffe so bedeutenden Schaden zu, daß die Belagerung alsbald wieder aufgehoben werden mußte.

Während die Geusen im Norden durch die siegreiche Behauptung von Briel einen bedeutenden Machtzuwachs erhielten, indem dieselbe den Anschluß einer großen Zahl von Städten in Geldern, Oberyssel und Friesland zur Folge hatte, drang Ludwig von Nassau, durch hugenottische Truppen verstärkt, in den Hennegau ein und gelangte durch einen Ueberfall in den Besitz von Bergen (Mons). Zu der gleichen Zeit erschien Wilhelm von Oranien mit neuen, in Deutschland geworbenen Truppen in den nördlichen Provinzen, und nachdem er in denselben die meisten größeren Städte besetzt, wurde er am 15. August 1572 auf einer Versammlung des Adels und der Städte zu Dortrecht als rechtmäßiger königlicher Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht anerkannt.

Indessen wurde Alba's schwierige Lage durch den Umschwung erleichtert, den die Ermordung Coligny's und die Gräuel der Bartholomäusnacht in der Politik Karls IX. von Frankreich herbeigeführt. Von der Sorge einer Betheiligung desselben an dem Kampfe der Niederländer befreit, konnte er seine ganze Kraft gegen die Rebellen wenden, und in der That behielt er in dem erbitterten Kampfe, der bald unter den wildesten Gräueln alle Provinzen durchtobte, die Oberhand. Aber trotz aller Schläge, die er den Geusen versetzte, nahm deren Zahl mehr und mehr zu, und während er die meisten rebellischen Städte zum Gehorsam zurückführte, wuchs die Seemacht der Niederländer zu einer gefahrdrohenden Stärke heran. Alba selbst konnte sich nicht länger der Erkenntniß verschließen, daß er, trotz aller errungenen Siege, durch seine Gewaltherrschaft der Sache des Königs mehr geschadet als genutzt hatte, und da er wußte, daß ihm auch der König sein Vertrauen entzogen und mit dem Gedanken umging, ihm einen Nachfolger zu geben, bat er ihn im November 1573 um seine Entlassung, die ihm sofort bewilligt wurde. Am 18. Dezember 1573 verließ er ganz in der Stille den Schauplatz seiner sechsjährigen verhängnißvollen Wirksamkeit.

Die Fruchtlosigkeit der Strenge, durch welche Alba die Rebellion in den Niederlanden ersticken und die spanische Herrschaft in denselben sichern zu können geglaubt, hatte Philipp zu dem Entschlusse gebracht, mit dem Wechsel der Person zugleich einen Wechsel

des Systems in der Verwaltung der Niederlande eintreten zu lassen; daher hatte er zu Alba's Nachfolger den milden Don Luis de Requesens y Zuniga, bisherigen Statthalter von Mailand und Großkonthur des Ordens von San Jago, gewählt; allein sein Entschluß, den Weg der Versöhnung einzuschlagen, kam zu spät: der entfesselte Sturm war nicht mehr zu beschwören. Vergebens suchte der neue Statthalter durch die Zurücknahme der Steuergesetze und andere Zugeständnisse die Niederländer zu versöhnen und den Frieden herzustellen: das Vertrauen in Philipps Gesinnungen war zu sehr untergraben, und Oranien, der thatsächlich die Macht in Händen hatte, bedurfte des Krieges, um in den Besitz der erstrebten Herrschaft zu gelangen. Auch hatten sich die nördlichen Provinzen bereits entschieden dem Kalvinismus zugewandt und wollten ebensowenig eine aufrichtige Aussöhnung mit Philipp, als dieser die blutigen Verfolgungen dulden konnte, die sie über die Katholiken verhängten.

So dauerte der Krieg auch unter Requesens fort. Am 14. April 1573 erfocht derselbe auf der Mooker Haide an der Maas über Ludwig von Nassau einen glänzenden Sieg, bei welchem der Letztere mit seinem Bruder Heinrich den Tod fand. Dagegen scheiterten alle Bemühungen der Spanier zur Eroberung von Leyden an der heldenmüthigen Ausdauer der Bürgerschaft, die selbst durch eine aufs Aeußerste gesteigerte Hungersnoth nicht zur Uebergabe der Stadt bewogen werden konnte. Um die Spanier zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen, ließen die Staaten die Deiche und Dämme zwischen der Maas und der Yssel durchstechen, obgleich der dadurch dem Lande zugefügte Schaden auf sieben Tonnen Goldes geschätzt wurde. Nachdem in dem schwer bedrängten Leyden über sechstausend Menschen theils im Kampfe gefallen, theils durch Hunger und Krankheiten hinweggerafft worden, setzte am 1. Oktober eine Springfluth die ganze Gegend unter Wasser und brachte seeländische Schiffe mit Lebensmitteln in die Stadt, worauf die Spanier schleunigst den Rückzug antraten. Zum Lohn für die großen Opfer, welche die Stadt während ihrer viermonatlichen Belagerung gebracht, wurde ihr, ihrem Wunsche gemäß, eine Universität bewilligt, die bald durch das Heranziehen ansehnlicher wissenschaftlicher Kräfte eine Hauptstütze des Kalvinismus wurde.

Nachdem der edle Requesens, der in erfolglosen Bemühungen für die Herstellung des Friedens seine Lebenskraft aufgerieben, am 8. März 1576 zu Brüssel einem heftigen Fieberanfall erlegen, nahm der Staatsrath mit Zustimmung Philipps die Zügel der Regierung in die Hand. Da derselbe jedoch nicht im Stande war, dem Unfug des umherschweifenden unbezahlten spanischen Kriegsvolks zu steuern, schlossen die südlichen, bisher dem König treu ge-

Digitized by Google

bliebenen Provinzen mit den nördlichen, in welchen Oranien eine nahezu königliche Gewalt ausübte, am 8. November 1576 einen Bund, die sogenannte „Genter Pacifikation", zur gemeinsamen Vertreibung der spanischen Truppen, indem sie sich zugleich über die Berufung einer allgemeinen Ständeversammlung und die den Protestanten in Holland und Seeland zu gewährende Duldung verständigten.

Unterdessen war Philipp zu dem Entschluß gekommen, seinen Bruder Juan d'Austria als Statthalter nach den Niederlanden zu senden, indem er sich nicht nur von dessen glänzendem Feldherrntalent eine erfolgreiche Kriegsführung versprach, sondern auch der Hoffnung lebte, der Held von Lepanto werde den Niederländern eine willkommene Erscheinung sein und sie durch seine reichen Geistes- und Herzensgaben zu gewinnen wissen, wie er auch durch seine nahe Verwandtschaft mit dem Königshause als die geeignetste Persönlichkeit erschien, die Niederlande zu beruhigen und deren irregeleitete Bevölkerung unter den Gehorsam ihres legitimen Herrschers zurückzuführen.

Voll Zuversicht und glänzender Hoffnungen trat der jugendliche Statthalter sein schwieriges Amt an. Er zweifelte nicht daran, daß es ihm gelingen werde, in den Niederlanden den Geist der Rebellion zu beschwören, dem Lande den Frieden wiederzugeben und eine vollständige Aussöhnung der abgefallenen Unterthanen mit ihrem König herbeizuführen. Dann wollte er das spanische Heer, in welchem er den Geist des Gehorsams und der Zucht wiederherzustellen hoffte, zu einem kühnen Handstreich über den Kanal führen, Maria Stuart befreien, Elisabeth stürzen und mit der Königin von Schottland als deren Gemahl den Thron Englands besteigen.

Aber alle diese Träume mußten zerrinnen bei dem Einblick, den Don Juan in die niederländischen Verhältnisse gewann, sobald er in Brüssel eingezogen. Statt den Willen des Königs zur Geltung bringen zu können, sah er sich genöthigt, den Genter Vertrag anzuerkennen und die Entfernung der spanischen Truppen zuzusagen. Zwar kam auf Grund der von ihm gemachten Zugeständnisse am 17. Februar 1577 das sogenannte „ewige Edikt" zu Stande, in welchem der Statthalter gegen die Zusage der Generalstaaten, ihre Truppen zu entlassen und die katholische Religion aufrecht zu halten, mit dem Genter Vertrag zugleich alle Privilegien der Provinzen bestätigte; aber Oranien gab die errungene Herrschaft nicht aus den Händen, und an der Meisterschaft, womit er durch Verläumdungen und Verdächtigungen den Boden zu untergraben wußte, auf welchem sein Gegner stand, scheiterten alle Bemühungen Don Juans für die dauernde Herstellung des Friedens. „Ich bin ein Prediger in der Wüste", schrieb er an den König. „Diese Leute

wollen Oranien zum Herrn und unterrichten ihn von Allem und fassen keinen Entschluß ohne seinen Rath.“ Indessen erschwerte Philipp selbst die Lage seines Bruders, indem er ihn, statt ihn mit dem Aufgebote aller Kräfte der Monarchie zu unterstützen, in unseliger Halbheit und aus kleinlicher Besorgniß vor etwaigen ehrgeizigen, seine eigene Macht schädigenden Absichten desselben nach dem Wiederausbruch des Krieges ohne ausreichende Hilfsmittel an Geld und Soldaten ließ.

Inzwischen hatte ein Theil des katholischen Adels, welcher dem Prinzen von Oranien mißtraute und doch mit dem König und dessen Statthalter nicht Hand in Hand gehen mochte, den Plan entworfen, den zwanzigjährigen Erzherzog Matthias, der später römischer Kaiser wurde, ohne Philipps Wissen und Willen an die Spitze der Regierung zu stellen. Dieser ging auch auf den Antrag ein und wurde in der That am 17. Dezember 1577 mit Zustimmung Oraniens, der sich seiner als Werkzeug bedienen zu können hoffte, als Statthalter anerkannt, doch mit solcher Machtbeschränkung, daß das Volk ihn nur den Schreiber des Prinzen nannte. Seine Bemühungen, einen Religionsfrieden zu Stande zu bringen, scheiterten an dem Widerspruch beider Parteien, indem die Protestanten der weiteren Verbreitung ihres Bekenntnisses keine Schranken ziehen lassen und die Katholiken die Aufrechthaltung des alten Glaubens in den Gegenden, in welchen der Protestantismus noch nicht zur Herrschaft gelangt war, gesichert wissen wollten.

Nachdem endlich Alexander Farnese, der Sohn Margaretha's von Parma, dem Bruder Philipps die lange vergebens erbetene Verstärkung zugeführt, erließ Don Juan an die Niederländer, unter Zusicherung gänzlichen Vergebens und Vergessens für alles Vergangene, eine letzte Aufforderung, sich um die Fahne des Königs zu schaaren, indem er erklärte, daß er entschlossen sei, das verachtete Ansehen Seiner Majestät und die in den Staub getretene katholische Religion wiederherzustellen, und zog dann an der Spitze von zwanzigtausend Mann dem Heere der Generalstaaten, das ihn in Namur anzugreifen gedachte, kühn entgegen. Bei Gembloux kam es am 31. Januar 1578 zur Schlacht, und in weniger als zwei Stunden war das niederländische Heer zersprengt und mit einem Verlust von dreitausend Todten in verworrene Flucht aufgelöst, während die Spanier kaum hundert Mann verloren hatten. Da sich in Folge dieses glänzenden Sieges die wichtigsten Plätze in den südlichen Provinzen dem Statthalter unterwarfen, konnte die spanische Herrschaft in diesem Theile der Niederlande als hergestellt betrachtet werden.

Während Oranien sich zur Abwehr der drohenden Gefahr um Hilfe an England wandte und der Herzog Johann Kasimir von

Pfalz-Zweibrücken zu seiner Unterstützung rüstete, richtete die Partei, die den Erzherzog Matthias aus Wien berufen, jetzt, da er ihre Erwartungen nicht erfüllt hatte, ihre Blicke auf den Herzog Franz von Anjou, um denselben ebensowohl Oranien als Don Juan entgegenzustellen, und da die Königin Katharina bereitwillig auf diesen Plan einging, kam am 20. August zu Mons ein Vertrag zu Stande, kraft dessen Anjou den Niederländern gegen „die unerträgliche Tyrannei der Spanier" mit einem Heere von zwölftausend Mann unter dem Titel eines Vertheidigers der Freiheit zu Hilfe kommen sollte, wogegen ihm die Generalstaaten versprachen, ihm vor allen Anderen den Vorzug zu geben, falls sie einen auswärtigen Fürsten zu ihrem Herren wählen würden. Es ging jedoch mit ihm nicht besser, als mit Matthias: auch er wurde ein Werkzeug des schlauen Oranien.

Indessen lagen die beiden Heere der Generalstaaten und des Königs unweit Namur unthätig einander gegenüber; denn es fehlte auf beiden Seiten an dem Nerv der Kriegsführung, an Geld. Auch war Don Juans Muth gebrochen. Außer seinen Mißerfolgen in den Niederlanden drückten ihn schwere Sorgen; denn seinen Gegnern in Madrid war es gelungen, das Vertrauen Philipps zu seinem genialen Bruder so sehr zu untergraben, daß er zögerte, ihm die erbetene weitere Unterstützung zu gewähren. Zu den geistigen Leiden, die an dem Leben des heldenmüthigen Kaisersohnes zehrten, kamen bedenkliche Fieberanfälle; rasch schwanden seine Kräfte dahin, und am 1. Oktober 1578 starb er zu Brüssel, im dreiunddreißigsten Lebensjahre. Vor seinem Tode hatte er seinen Neffen, Alexander Farnese, unter dem Vorbehalt der königlichen Bestätigung, zu seinem Nachfolger ernannt und an Philipp die schriftliche Bitte gerichtet, seine Leiche nach Spanien bringen und neben der sterblichen Hülle seines ruhmgekrönten Vaters beisetzen zu lassen. Philipp II. erfüllte diese Bitte, wie er auch nicht zögerte, Alexander Farnese, in welchem er selbst den geeignetsten Nachfolger seines Bruders erkannte, in der ihm von Don Juan zuerkannten Statthalterwürde zu bestätigen.

Alexander Farnese, gleich ausgezeichnet als Staatsmann wie als Feldherr, hatte nicht den hohen Seelenschwung seines Vorgängers: sein Streben blieb auf das Nächstliegende und Erreichbare beschränkt; aber eben darum richtete er als Statthalter der Niederlande mehr aus, als Don Juan. Durch kluge Benutzung der in den südlichen, dem katholischen Glauben treu gebliebenen Provinzen herrschenden Abneigung gegen den protestantischen Oranien, den Bedränger ihrer Glaubensgenossen, gelang es ihm, die konservativen Elemente des Südens an sich zu ziehen und dessen Aussöhnung mit Spanien anzubahnen. Am 5. Januar 1579 schlossen

die wallonischen Landschaften Artois, Hennegau und Douai einen Bund zur Aufrechthaltung der katholischen Religion, durch welchen ihre Rückkehr unter die spanische Herrschaft wesentlich gefördert wurde. Dagegen traten auch die sieben nördlichen Provinzen Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Oberyssel, Gröningen und Friesland, auf den Betrieb Wilhelms von Oranien, am 23. Januar des gleichen Jahres zu einer engeren Verbindung, der sogenannten „Utrechter Union", zusammen, worin sie sich zu gegenseitigem Schutz und zu gemeinsamer nachdrücklichster Fortsetzung des Krieges gegen Spanien verpflichteten.

Die im April 1579 zu Köln unter der Vermittlung des Kaisers Rudolf II. eröffneten Friedensunterhandlungen verliefen erfolglos; dagegen führte die Eroberung von Mastricht, das am 29. Juni nach mehrmonatlicher tapferer Vertheidigung von Alexander Farnese mit Sturm genommen worden, die vollständige Aussöhnung der südlichen Provinzen mit Spanien herbei. Gegen die Bestätigung ihrer Rechte und Freiheiten kehrten sie unter den Gehorsam Philipps zurück. Die nördlichen Provinzen übertrugen hierauf im September 1580, um einen Hinterhalt an Frankreich zu gewinnen, dem Herzog von Anjou die Oberherrschaft, doch mit so bedeutenden Beschränkungen, daß er vollständig von Wilhelm von Oranien abhängig blieb und nicht einmal in der Lage war, den schwer bedrängten Katholiken in Holland und Seeland Religionsfreiheit zu verschaffen. Der Erzherzog Matthias, der es zu keinem Ansehen hatte bringen können, verließ die Niederlande im Oktober des folgenden Jahres. Die Generalstaaten sagten ihm bei seinem Scheiden einen Jahrgehalt von fünfzigtausend Gulden zu; doch wurde ihm von demselben nie das Geringste ausgezahlt.

Nachdem der Herzog von Anjou den Niederländern zehntausend Mann Fußtruppen und sechstausend Reiter zugeführt, sagten sich die sieben Staaten der Utrechter Union am 26. Juli 1581 auf einer Versammlung im Haag förmlich und feierlich von Spanien los, um sich unter dem Namen der vereinigten Niederlande zu einem selbstständigen protestantisch-republikanischen Gemeinwesen umzugestalten. Mit Ausnahme von Holland und Seeland, in welchen Wilhelm von Oranien Souveränitätsrechte ausübte, erkannten dieselben den Herzog von Anjou als Generalstatthalter an. Dieser richtete jedoch gegen den mächtig vordringenden Alexander von Parma umso weniger aus, als er hauptsächlich darauf bedacht war, seine eigene Macht zu erhöhen, und sich zu diesem Ende vor Allem in den Besitz der wichtigsten Städte zu setzen suchte. Schon schien ihm dies mit Antwerpen gelungen zu sein, als die Gesammtbevölkerung der Stadt sich gegen ihn erhob und mit solcher Erbitterung über die Franzosen herfiel, daß sie mit einem Verluste von zweitausend Todten und

Digitized by Google

zahlreichen Gefangenen die Stadt verlassen mußten (17. Januar 1583). Das mißglückte Unternehmen rief unter den Niederländern eine so große Entrüstung gegen den Herzog von Anjou hervor, daß er, ohnehin von seinem Bruder Heinrich III. nur schwach unterstützt, zu Anfang des Jahres 1584 nach Frankreich zurückkehrte.

Die durch Anjou's Vorgehen entstandenen Wirren kamen dem Herzog von Parma trefflich zu Statten, und er versäumte nicht, aus denselben den ausgiebigsten Vortheil zu ziehen. Eine Reihe wichtiger Städte in Flandern wurde von ihm zur Ergebung gezwungen.

Diese Fortschritte Alexanders bewogen die Staaten, sich wieder enger an Oranien anzuschließen, und schon sah sich derselbe seinem Ziele, der allgemeinen Souveränität über die abgefallenen Provinzen, nahe, als die Kugel eines Meuchelmörders seinen ehrgeizigen Bestrebungen für immer ein Ziel setzte. Schon im Jahre 1580 hatte Philipp II. eine Achtserklärung gegen ihn erlassen, in welcher er, „als ein unverbesserlicher Widersacher der Sache Gottes, des guten Rechts und des Königs", für vogelfrei erklärt und Jedem, der ihn lebendig oder todt einliefern werde, eine Belohnung von 25,000 Goldgulden zugesagt wurde. Nachdem verschiedene Versuche, den Prinzen zu ermorden, mißglückt waren, faßte Balthasar Gerard aus der Franche-Comté den Entschluß, Philipps Achtspruch an dem Feind des Königs und der Kirche zu vollziehen. Er stellte sich dem Prinzen, der eben in Delft weilte, unter dem Namen Franz Guion als den Sohn eines Protestanten aus Besançon vor, der um seines Glaubens willen den Tod erlitten habe, und wußte sich durch den Schein strengkalvinischer Gesinnung in Oraniens Vertrauen einzuschleichen. Am 10. Juli 1584 stellte er sich, unter dem Vorgeben, sich von dem Prinzen einen Paß zur Reise nach Frankreich zu erbitten, vor die Thüre des Speisesaales, in welchem dieser beim Mittagsmahle saß, und als derselbe nach aufgehobener Tafel den Saal verließ, schoß er ihm eine Kugel durch den Leib. Zu Tode getroffen, brach der Prinz zusammen und gab schon im nächsten Augenblicke den Geist auf. Er hatte ein Alter von zweiundfünfzig Jahren erreicht. Der Mörder suchte zu entfliehen, wurde aber ergriffen und am 14. Juli, nach vorausgegangenen schauerlichen Martern, von unten auf gerädert. Er erlitt den Tod mit unerschütterlicher Standhaftigkeit und in der festen Ueberzeugung, daß er eine gerechte That begangen habe.

„In Beziehung auf Oranien", sagt Leo, „kann man in diesem Ende nur eine gerechte Nemesis sehen. Daß er, der die Niederlande in Unruhe, Verwirrung und unsägliches Unglück gestürzt, keinen ruhigen, besonnenen, sondern einen gewaltsamen Tod fand; daß er, der überall Argwohn ausgestreut, der mit allen Pflügen zum Scha-

den seiner Gegner gepflügt, um seinen Tod zu finden, auf so gemeine Weise erst auch noch betrogen ward, ist am Ende Alles eine so einfache Erfüllung des Spruches: „Wer Unglück säet, wird Schaden ernten," daß Sentimentalität in diesem Falle am allerwenigsten angebracht ist."

Der Tod Wilhelms von Oranien verminderte in keiner Weise den Eifer der Niederländer für die Fortsetzung des Krieges gegen Spanien. Die Generalstaaten der vereinigten Provinzen setzten auf einer Versammlung zu Delft einen Staatsrath von achtzehn Mitgliedern ein und stellten an die Spitze desselben den siebzehnjährigen Moritz von Oranien, den Sohn Wilhelms und Anna's von Sachsen, der in der frühen Reife seines Verstandes, wie in seiner ganzen Charakteranlage das Ebenbild seines Vaters war. Während Moritz den Kampf gegen Alexander von Parma fortsetzte, wurde der staatskluge Johann von Oldenbarneveld, Anwalt und Rathspensionär von Holland, d. h. Vorsitzender im Rathe dieser Provinz, die Seele der inneren Verwaltung des Landes.

Nachdem Alexander von Parma im Jahre 1585 Brügge durch klug geleitete Unterhandlungen zur Rückkehr unter den Gehorsam Philipps bewogen und Gent und Brüssel durch Hunger zu einer Kapitulation gezwungen, für welche er beiden Städten äußerst milde Bedingungen gestellt, wandte er sich gegen das wichtige Antwerpen, das sich nach mehrmonatlicher tapferer Vertheidigung am 17. August ergeben mußte. Da inzwischen auch das gleichzeitig belagerte Mecheln gefallen war, bewog die immer drohender werdende Gestaltung der Dinge die Niederländer, die schon nach dem Falle von Brüssel mit dem König Heinrich III. von Frankreich wegen der Uebernahme der Oberherrschaft über ihr Land erfolglose Unterhandlungen angeknüpft, sich zu dem gleichen Zwecke an die Königin von England zu wenden. Elisabeth lehnte zwar gleichfalls die ihr angebotene Souveränität ab, beschloß jedoch, ihren Einfluß in den Niederlanden durch Hilfeleistung zu begründen, und sandte zu diesem Ende im Dezember 1585 ein Hilfsheer unter dem Grafen von Leicester, den sie mit geheimen Verhaltungsbefehlen versehen, auf den niederländischen Kriegsschauplatz.

Leicester wurde anfangs von den Niederländern mit großem Jubel empfangen, nahm aber, nachdem die Generalstaaten ihm die Würde eines Generalstatthalters ertheilt, eine so unumschränkte Gewalt in Anspruch, daß sich Moritz vollständig durch ihn verdunkelt sah. Um ihm ein Gegengewicht zu geben, ernannten die Stände von Holland und Seeland, auf den Rath Oldenbarnevelds, Moritz von Oranien zu ihrem Statthalter, sowie zum Oberanführer ihrer Land- und Seemacht.

Inzwischen geschah unter der Leitung Leicesters, über dessen

Willkür und Unfähigkeit von allen Seiten laute Klagen erschollen, für die Vertheidigung des Landes so wenig, daß Alexander Farnese in kurzer Zeit Meister des ganzen Laufes der Maas bis an die Grenze von Holland wurde. Ohne irgend Etwas für die Aufbesserung der Lage der Niederländer gewirkt zu haben, kehrte Leicester im Jahre 1587 nach England zurück.

Alexanders Siegeslauf wurde indessen bald durch die Unfälle gehemmt, von denen die Spanier in dem Kriege gegen England betroffen wurden und die nicht ohne verhängnißvolle Rückwirkung auf die niederländischen Verhältnisse bleiben konnten. Auch die Einmischung Philipps in den inneren Krieg Frankreichs zu Gunsten der Liga gereichte den Niederländern zum großen Vortheil, indem Farnese zu verschiedenen Malen den Schauplatz seiner ruhmvollen Kämpfe verlassen mußte, um auf Philipps Befehl die Liga gegen Heinrich von Navarra zu unterstützen. Auf seinem dritten Zuge gegen diesen Letzteren starb er am 2. Dezember 1592 zu Arras, vierundvierzig Jahre alt, von Anstrengungen erschöpft und voll Unmuth über das Scheitern der glänzenden Hoffnungen, zu welchen ihn seine früheren Siege berechtigt hatten.

Zum Nachfolger des ruhmgekrönten Herzogs von Parma ernannte Philipp, um Oesterreich in sein Interesse zu ziehen, den Erzherzog Ernst, Kaiser Rudolfs II. Bruder, bis zu dessen Ankunft der kriegstüchtige Graf von Mansfeld das Kommando führte, und als der neue Statthalter schon im Jahre 1595 durch einen Blutsturz hinweggerafft wurde, trat sein Bruder Albrecht an seine Stelle. Von Philipp, dessen Streitkräfte durch den Krieg mit Frankreich vollauf in Anspruch genommen waren, ohne die nöthige Unterstützung an Geld und Mannschaft gelassen, vermochte keiner der beiden Statthalter die Fortschritte Moritzens von Oranien zu hemmen, und nur mit Mühe behauptete sich die von allen Seiten bedrohte spanische Herrschaft in den durch den langen Krieg in großes Elend versetzten südlichen Provinzen.

Philipp, der sein Ende herannahen sah und sehnlichst wünschte, seinem Sohne den Frieden zu hinterlassen, machte einen letzten Versuch zur Wiedervereinigung der abgefallenen nördlichen Provinzen mit den treugebliebenen südlichen, indem er seine Tochter Klara Eugenia mit dem zum Statthalter der Niederlande ernannten Albrecht von Oesterreich verlobte und Beiden am 6. Mai 1598 die Niederlande mit der Franche-Comté zu gemeinsamer selbstständiger Regierung abtrat, jedoch unter dem Vorbehalte des Rückfalls an Spanien, für den Fall, daß ihre Ehe kinderlos bleibe. Allein die Hoffnung, die er auf diese Verbindung gesetzt, schlug fehl: während die südlichen Provinzen dem Erzherzog und seiner Gemahlin willig huldigten, beharrten die vereinigten nördlichen Provinzen in ihrer

Absonderung und setzten den Krieg gegen Spanien so erfolgreich fort, daß Philipps II. Sohn und Nachfolger, Philipp III., sich im Jahre 1609 zu einem Waffenstillstand genöthigt sah, der auf zwölf Jahre abgeschlossen wurde und als stillschweigende Anerkennung des neuen Staates gelten konnte. Für die katholischen Provinzen kehrten nach dem Regierungsantritt Albrechts und seiner Gemahlin Klara Eugenia bessere Tage wieder; aber die Hoffnung, neben dem protestantisch-demokratischen Holland einen selbstständigen katholischen Staat sich zu freudiger Blüthe entwickeln zu sehen, ging nicht in Erfüllung; denn die Ehe Albrechts blieb kinderlos, und so fielen die katholischen Niederlande an Spanien zurück.

Die Vereinigung von Portugal mit Spanien.

(1580.)

Johann III. von Portugal (1521—1557), unter dessen Regierung die Eroberungen der Portugiesen in Indien ihre weiteste Ausdehnung erreichten, hinterließ bei seinem Tode als Erben des portugiesischen Thrones nur einen dreijährigen Enkel, Sebastian, der im Geiste des auf der Halbinsel heimischen und in den ostindischen Eroberungen genährten christlichen Ritterthums erzogen wurde. Zum Jüngling herangereift, nahm er, von Thatendurst und glühendem Eifer für die Bekämpfung der Ungläubigen erfüllt, den durch die großen Seeunternehmungen seiner drei letzten Vorgänger unterbrochenen Krieg gegen die afrikanischen Mauren, zu welchem Alfons V. die Anregung gegeben, von Neuem auf. Nachdem er schon im Jahre 1574 mit geringen Streitkräften einen ersten Zug nach Afrika unternommen, setzte er am 25. Juni 1578 mit einem Heere von fünfzehntausend Mann über die Meerenge, um den Beherrscher von Marokko, Muley Mohammed, der von einem seiner Anverwandten vertrieben worden, wieder auf den Thron zu erheben und dadurch in diesem Reiche einen christlichen Einfluß zu begründen.

Am 4. August 1578 kam es zwischen den Portugiesen und den Mauren bei Alkassar zu einer blutigen Schlacht, in welcher das Heer Sebastians gegen den viermal stärkeren Feind eine so vollständige Niederlage erlitt, daß kaum tausend Mann dem Tode entronnen sein sollen. Von dem König selbst, der sich, um den Mauren den bereits nahezu errungenen Sieg wieder zu entreißen, mit kühner Todesverachtung in das dichteste Schlachtgetümmel gestürzt, konnte Niemand sichere Nachricht geben; daher zweifelten Viele an seinem Tode und gaben selbst dann ihre Hoffnung auf seine Wiederkehr nicht auf, als die von einigen portugiesischen Gefangenen erkannte Leiche Se-

baſtians nach Portugal gebracht und in der Königsgruft von Belem beigeſetzt worden.

Den erledigten portugieſiſchen Thron beſtieg, als nächſter männlicher Agnate, der ſiebenundſechzigjährige kränkliche Kardinal Heinrich, Sebaſtians Großoheim und früherer Vormund, der ſchon während der Minderjährigkeit des verſtorbenen Königs die Regentſchaft geführt. Von verſchiedenen Seiten gedrängt, einen Nachfolger zu ernennen, forderte er alle Prätendenten auf, ſchriftlich ihre Anſprüche zu begründen. Um den portugieſiſchen Thron bewarben ſich Philipp II., als Sohn der älteren Tochter Emmanuels des Großen; die Herzogin Katharina von Braganza, als die Tochter von Emmanuels jüngſtem Sohne; ihr Neffe Rainuccio von Farneſe, Erbprinz von Parma, als der Sohn ihrer mit Alexander Farneſe vermählten älteren Schweſter; Emmanuel Philibert von Savoyen, als der Sohn einer jüngeren Tochter Emmanuels, und endlich der ſittenloſe, aber gleichwohl bei dem Volke ſehr beliebte Malteſer-Prior von Crato, Don Antonio, als ein natürlicher Sohn des Herzogs von Beja, des zweiten Sohnes Emmanuels. König Heinrich ſetzte eine Kommiſſion zur Unterſuchung der verſchiedenen Erbanſprüche ein; er ſtarb jedoch, ehe dieſelbe ihre Aufgabe gelöſt, am 31. Januar 1580.

Der nächſtberechtigte Thronerbe war unſtreitig Philipp II., für welchen ſich auch die Rechtsgelehrten der Univerſität Coimbra einſtimmig ausgeſprochen; nichtsdeſtoweniger erklärte ſich das portugieſiſche Volk, ſeinem Nationalhaß gegen die Spanier folgend und von dem Wunſche getrieben, ſeine Selbſtſtändigkeit zu behaupten, für Don Antonio. Philipp, der umſo mehr entſchloſſen war, das, was er für ſein gutes Recht hielt, mit aller Entſchiedenheit aufrecht zu halten, als er den größten Theil des portugieſiſchen Adels für ſich hatte, ließ ſogleich ein Heer von zwanzigtauſend Mann, das er für dieſen Zweck bereits ausgerüſtet, unter Alba in Portugal einrücken. Nachdem ſich ein großer Theil des Landes dem König ohne Schwertſtreich unterworfen, kam es am 25. Auguſt 1580 bei Alkantara zu einem Treffen, in welchem Antonio's undisciplinirte Schaaren nach kurzem Kampfe zerſprengt wurden. Ohne Widerſtand unterwarf ſich die Hauptſtadt dem Sieger.

Philipp, der während dieſer Ereigniſſe zuerſt durch eigene Krankheit, dann durch den unerwarteten Tod ſeiner vierten Gemahlin, der einunddreißigjährigen Anna von Oeſterreich, Maximilians II. Tochter, in der ſpaniſchen Grenzſtadt Badajoz zurückgehalten worden, erſchien nach der Unterwerfung von Liſſabon perſönlich in Portugal und berief die Stände des Landes nach Tomar, wo er ſich eifrig bemüht zeigte, durch perſönliche Freundlichkeit und Milde, ſowie durch die Gewährung aller Wünſche, die irgendwie

mit dem Staatsinteresse vereinbar schienen, die Herzen des portugiesischen Volkes zu gewinnen. Dies gelang ihm jedoch umso weniger, als er sich nicht entschließen konnte, eine ausnahmslose Amnestie zu gewähren. Außer seinem Gegner Antonio blieben auch dessen hervorragendste Anhänger von derselben ausgeschlossen, und zweiundfünfzig portugiesische Edelleute starben auf dem Blutgerüste. Auf den Kopf Antonio's, der sich bald hier, bald dort versteckt im Lande aufhielt und Aufruhr zu stiften suchte, wurde ein Preis von neunzigtausend Dukaten gesetzt. Dennoch entkam er zu Schiffe nach Calais, von wo er England und Frankreich gegen Philipp in sein Interesse zu ziehen suchte. Beide Mächte unterstützten ihn in der That durch Flotten; aber die französische wurde im Jahre 1582 bei den Azoren geschlagen, und die englische sah sich im Jahre 1589, nach einem vergeblichen Angriff auf die Hauptstadt Lissabon, zum Rückzug genöthigt. Müde des Werbens um fremde Gunst und Hilfe, zog sich endlich Antonio nach Paris zurück, wo er im Jahre 1595 starb.

Inzwischen hatten auch alle portugiesischen Kolonien, mit alleiniger Ausnahme der Azoren, den König von Spanien freiwillig als rechtmäßigen Herrscher anerkannt, so daß Philipp, als er im Jahre 1583 nach Spanien zurückkehrte, sich der Ueberzeugung hingeben zu dürfen glaubte, daß seine Herrschaft in Portugal, in welchem er den Erzherzog Albrecht, seinen nachmaligen Schwiegersohn, als Vicekönig zurückließ, sicher und dauernd begründet sei.

Allein der Besitz von Portugal und dessen auswärtigen Ländern und Inseln blieb nichtsdestoweniger für Philipp eine Quelle beständiger Beunruhigung; denn die Portugiesen konnten die hervorragende Rolle, die sie als selbstständiger Staat seit Emmanuel dem Großen gespielt, um so weniger vergessen, als sie unter der spanischen Regierung alle Mißerfolge der äußeren Politik Philipps mit zu tragen hatten und durch ihre Verwicklung in den Krieg Spaniens mit den Niederlanden den besten Theil ihres Handels und fast alle ihre ostindischen Besitzungen einbüßten.

Die Unzufriedenheit mit der spanischen Regierung und die allgemeine Sehnsucht nach der Wiedererlangung der verlorenen Selbstständigkeit gaben Veranlassung zu dem viermal wiederholten Versuche, der Herrschaft Philipps durch die Aufstellung von Männern ein Ende zu machen, die sich, gestützt auf die noch immer unter dem portugiesischen Volke fortlebenden Zweifel an dem Tode Sebastians, für diesen ausgaben. Die drei ersten dieser „falschen Sebastiane" wurden alsbald als Betrüger entlarvt und waren ihres Betruges geständig; zwei derselben starben am Galgen; der dritte wurde zu den Galeeren verurtheilt. Der vierte, der im Jahre 1598 in Venedig auftrat, erregte daselbst durch seine Aehnlichkeit

Digitized by Google

mit dem ächten Sebastian, sowie durch seine genaue Kenntniß früherer Verhältnisse so großes Aufsehen, daß die Signoria ihn auf das Drängen der spanischen Gesandten gefangen nehmen ließ, um ihn einem scharfen Verhöre zu unterwerfen. Er beharrte bei seiner Aussage, daß er der wirkliche Sebastian sei, und behauptete, er sei für todt auf dem Schlachtfelde von Alkassar liegen geblieben und auf fast wunderbare Weise aus der Gefangenschaft entkommen; da er sich jedoch nicht habe entschließen können, sich seinem Volke als Bettler zu zeigen, habe er eine Wallfahrt nach Georgien und Persien gemacht, wo er bisher als Klausner gelebt; der Wunsch, noch einmal Freunde und Landsleute zu sehen, sei jedoch in ihm so mächtig geworden, daß er sich zur Rückkehr entschlossen.

Nachdem die venetianische Regierung den angeblichen Sebastian längere Zeit gefangen gehalten, gab sie ihm, auf das Verwenden Heinrichs IV. von Frankreich, die Freiheit wieder, jedoch mit dem Befehl, innerhalb acht Tagen das Gebiet der Republik zu verlassen. Er wollte sich über Florenz nach Portugal begeben, wurde jedoch durch den Großherzog an den Vicekönig von Neapel ausgeliefert. Dieser stellte ihn vor ein Kriegsgericht und ließ ihn, nachdem dasselbe ihn für einen Betrüger erklärt, im Jahre 1601 nach Spanien bringen, wo er als Gefangener auf dem Schlosse San Lucar sein Leben beschloß. In Portugal war die Theilnahme für seine Person so groß, daß die spanische Regierung es für nöthig erachtete, gegen das von Philipp II. den Portugiesen gegebene Versprechen in verschiedene portugiesische Festungen kastilisches Fußvolk zu legen und portugiesische Truppen mit Geschütz und Kriegsbedarf nach Spanien zu ziehen.

Philipps II. Ausgang.

Der Lebensabend Philipps II. war kein heiterer. Um die Person des greisen Monarchen wurde es immer öder und einsamer. Von den talentvollen Genossen seines Jugend- und Mannesalters stand ihm keiner mehr zur Seite, und von den fünf Kindern, die Anna von Oesterreich ihm geboren, war, außer der mit dem Herzog Karl Emmanuel von Savoyen vermählten Infantin Katharina, nur sein gleichnamiger Sohn am Leben geblieben. Und dieser Sohn, der nach ihm Spaniens Geschicke leiten sollte, war zwar ein braver, frommer und sittenreiner Mensch, aber ohne jegliche Thatkraft und Willensstärke und daher der seiner harrenden Aufgabe in keiner Weise gewachsen. Die einzige Seele, die dem greisen Monarchen noch als Trösterin in seiner Einsamkeit zur Seite stand, war seine Tochter Klara Eugenia, der Liebling seines Herzens und seine

beständige hingebende Gefährtin, die mit ihm in seinem Kabinette arbeitete und deren großartige Tugendgestalt, wie Baumstark mit Recht bemerkt, die beste Widerlegung Aller ist, die Philipp für einen schwarzen Bösewicht und blutigen Tyrannen halten.

Zu dem tiefen Seelenschmerz des Königs, dessen Stimmung eine immer schwermüthigere wurde, gesellten sich wachsende körperliche Leiden, die durch Philipps beständige sitzende Lebensweise und angestrengte Geistesarbeit nur gefördert werden konnten. Nachdem ihn während eines großen Theiles seines Lebens, gleich seinem Vater, die Gicht gefoltert, zeigten sich im Jahre 1595 die ersten Spuren einer Blutzersetzung, die jedoch erst nach nahezu drei Jahren seine Auflösung herbeiführen sollte. Lebensmüde und von nagenden Schmerzen gefoltert, ließ er sich in den letzten Tagen des Monats Juni 1598, gegen die dringende Abmahnung seiner Aerzte, in einer Sänfte nach Escorial bringen. Diesen wunderbar großartigen Bau, „das achte Wunderwerk", — theils Königsschloß, theils Hieronymitenkloster und, nach Philipps Bestimmung, die Grabstätte der spanischen Könige — hatte er, zur Erfüllung eines in der Schlacht bei St. Quentin abgelegten Gelübdes, in einem Zeitraum von vierzehn Jahren, von 1563—1577, mit einem Kostenaufwand von sechs Millionen Dukaten unter seiner eigenen Leitung aufführen lassen, und in dieser seiner Lieblingsschöpfung, die, obgleich er Madrid zur Haupt- und Residenzstadt erhoben, seit ihrer Vollendung sein bevorzugter Aufenthalt gewesen, wollte er sterben.

Gleich nach Philipps Ankunft in Escorial verschlimmerte sich sein Zustand in der bedenklichsten Weise. Mit dem heftigsten Fieber verbanden sich ruhrartige Durchfälle, die aller Heilmittel spotteten und den dahinsiechenden König in die äußerste Schwäche versetzten. Zugleich bedeckte sich der ganze Körper mit eiternden Geschwüren, und mit den zunehmenden Erscheinungen einer allgemeinen Blutvergiftung verbanden sich alle Zeichen der Wassersucht.

In diesem qualvollen Zustande verbrachte Philipp dreiundfünfzig Tage, meist schlaflos, langsam hinsterbend und unfähig, sich zu bewegen. Mit beispielloser Standhaftigkeit und ohne die geringste Regung der Ungeduld, ertrug er dieses Martyrium und schien keinen anderen Gedanken zu haben als den, seinen Willen dem göttlichen in allen Stücken gleichförmig zu erhalten. Kein Wort der Klage kam über seine Lippen; sich selbst vergessend, war er nur darauf bedacht, seinen Umgebungen die schwere Last zu erleichtern, die seine Pflege ihnen auferlegte.

Nachdem der König in Gegenwart seines Sohnes die letzte Oelung empfangen, wandte er sich an den Thronerben mit den Worten: „Es war mein Wunsch, daß du bei dieser heiligen Handlung

zugegen seiest, damit du sehest und begreifest, welch
aller menschlichen Herrlichkeit ist." Dann empfahl er
letzten Kraftanstrengung die Vertheidigung der Relig
reinen römisch-katholischen Glaubens, sowie die Aufrec
Gerechtigkeit, und ermahnte ihn, so zu leben und zu
er, wenn er dereinst in der gleichen Stunde der Tod
kommen, sie mit reinem und gutem Gewissen durchkä
Von diesem Tage an wandte sich Philipp, der bis da
seinem Schmerzenslager aus in allen politischen Angele
Reiches die letzte Entscheidung getroffen, von allen ird
ab, um alle seine Gedanken ausschließlich der Vorberei
nen Tod zu widmen. Am 11. September ließ er seine
seine Tochter Klara Eugenia zum letzten Abschied an
zenslager kommen, legte der Infantin noch einmal die
gabe ans Herz, die ihrer in den Niederlanden harre,
Beiden seinen Segen. Zwei Tage später, am 13. Se
schlief er, im Alter von einundsiebzig Jahren, ob
Todeskampf

Daß Philipp keineswegs jener blutgierige, hinterli
war, als welchen eine einseitige, von konfessionellem
Geschichtschreibung den eifrigsten Bekämpfer des Pr
dargestellt, bekundet schon das einstimmige Lob, das sei
Zeitgenossen seiner unparteiischen, im höchsten Grade
Gerechtigkeitspflege zollen. Von dem Grundsa
daß dieselbe schlechterdings und unbedingt gleich sein m
und Niedrige, für Arme und Reiche, verwandte er die
falt auf die Besetzung der mit der Handhabung der
betrauten Aemter, veranlaßte genaue und strenge Die
die er mitunter sogar in eigener Person abhielt, un
müdlich thätig auf dem Felde der einschlägigen Gesetzg
aber auch der Vorwurf der Gefühllosigkeit und Harthe
man protestantischerseits dem König gemacht, ein du
rechtfertigter ist, zeigen zunächst seine Familienbeziehun
vier Gemahlinnen war er ein hingebender, zärtlicher
beth von Valois starb mit dem Ausdruck der innigste
Dankbarkeit gegen ihren „guten Philipp", und von
Oesterreich wird erzählt, sie habe, als der König zu
portugiesischen Krieges schwer erkrankt war, inbrünstig
betet, daß er statt seiner das Opfer ihres eigenen jug
bens hinnehmen möge. Daß Philipp bei den Erlebni
nem Sohne Karlos schwer gelitten, ist unzweifelhaft:
mehr als einmal, selbst in Gegenwart fremder Person
Stande, seine Thränen zurückzuhalten. Auch seinem
lipp war er, so schmerzlich ihn auch der Gedanke ber

daß er in demselben einen durchaus unfähigen Herrscher zurücklassen werde, ein nachsichtiger, liebevoller Vater.

Und wie Philipp in den Verhältnissen des häuslichen Kreises sich uns nichts weniger als lieblos zeigt, so darf auch sein Verhalten gegen die Verbreiter von Irrlehren in seinen Staaten durchaus nicht von einer ihm fälschlich zugeschriebenen erbarmungslosen Härte und Grausamkeit hergeleitet werden. Wenn er gegen die religiösen Neuerer Verfolgung geübt, so hatte dies, abgesehen von dem Geiste seines Jahrhunderts, seinen Grund einzig und allein in der Ueberzeugung, daß seine Königspflicht ihm dies gebiete.

Philipps anscheinende Unempfindlichkeit war in der That nichts Anderes, als eine seltene Selbstbeherrschung. Alle Bewegungen seiner Seele wußte er nicht nur vollständig zu bemeistern, sondern auch da, wo er es für nöthig hielt, jede Kundgebung derselben zu unterdrücken. Wie er bei den glücklichsten Ereignissen sich keiner erregten Freude hingab, so blieb er auch im herbsten Schmerze vollständig gefaßt, weil er Alles aus der Hand Gottes mit frommer Ergebung hinnahm. Diese Selbstbeherrschung, die ihn alle Widerwärtigkeiten des Lebens mit unerschöpflicher Geduld ertragen ließ, machte ihn auch mild und schonend gegen seine Diener. Allerdings wußte er, bei seiner ängstlichen Sorge für die Wahrung seiner Würde selbst in Kleinigkeiten, bei seinen Untergebenen eine herzliche Zuneigung nicht zu erwecken, da Niemand ihm vertraulich zu nahen wagte; dennoch war er von seinen Dienern geliebt, jedoch mit ehrfurchtsvoller Fernhaltung. Dagegen muß es als eine Schattenseite des Charakters Philipps angesehen werden, daß er nicht leicht vergeben und vergessen konnte.

Auch von dem Vorwurf des Despotismus muß die unparteiische Geschichtschreibung Philipp II. lossprechen. Den spanischen Kortes ließ er alle Befugnisse, die sie unter seinem Vater besessen, berief sie alle drei Jahre zusammen, gestattete ihnen den freimüthigen Ausdruck ihrer Wünsche und berücksichtigte dieselben, so weit sie mit seinen eigenen Ansichten über das, was zum Wohle des Landes geschehen müsse, in Einklang zu bringen waren, behielt sich jedoch, als persönlicher Herrscher, in allen Fällen die letzte Entscheidung vor, wie er überhaupt die Rechte der Krone, die unter Karl V. bedeutend erweitert worden, im vollsten Maße und mit der ängstlichsten Sorgfalt aufrecht hielt. Eigentliche Gesetze erließ er in der Regel nicht ohne vorhergehende Berathung mit den Kortes; doch gestand er diesen niemals das förmliche Recht zu, die gesammte Gesetzgebung von ihrer Zustimmung abhängig zu machen.

Indessen neigte auch Philipp jenem königlichen Staatsabsolutismus zu, zu welchem der Geist der Zeit drängte, und das Streben, die Staatsgewalt auf allen Gebieten des äußerlichen Daseins gel-

tend zu machen, verleitete ihn, trotz seiner unbedingten Hingebung an die Kirche, auch in verschiedenen kirchlich-politischen Angelegenheiten Befugnisse zu beanspruchen, die allein dem apostolischen Stuhle zukamen. Da er dies jedoch, als ein durchaus gläubiger und frommer König, immer nur in der Absicht that, die wahren Interessen der Kirche zu fördern und das religiöse Leben in seinen Staaten zu heben, kam es dadurch zwischen ihm und dem päpstlichen Stuhle nie zu einem wirklichen Konflikte. Nur sein eigensinniges Beharren auf seiner kurzsichtigen Politik gegen Frankreich brachte ihn in Gefahr, am Schlusse seiner Regierung, in ähnlicher Weise, wie es beim Anfang derselben Paul IV. gegenüber der Fall gewesen, in einen ernsten Streit mit dem weiter und tiefer blickenden Sixtus V. verwickelt zu werden.

Als Regent entwickelte Philipp eine bewundernswerthe, aber ins Kleinliche sich verlierende Thätigkeit. „Wenn man zu Simancas", sagt Gachard in seiner Einleitung zur Korrespondenz Philipps über die Angelegenheiten der Niederlande, „die Akten der Regierung Philipps durchgeht, ist man erstaunt über die außerordentliche Hingebung dieses Monarchen an die Geschäfte. Man dürfte in der Geschichte schwerlich noch einen andern Fürsten finden, der so gearbeitet hat, wie er. Die Korrespondenzen seiner Vicekönige, seiner Generale, seiner Gesandten, die Rapporte seiner Minister, die Gutachten seiner Räthe sind voll Randglossen und Bemerkungen von seiner Hand. Er las nicht nur alle Piecen, die an ihn adressirt waren, sondern er sah auch die Koncepte seiner Sekretäre aufmerksam durch und brachte oft Verbesserungen an. So weit trieb er, ich möchte sagen die Manie der Anmerkungen, daß, wenn er bei der Dechiffrirung der Depeschen auf einen falsch geschriebenen Namen einer Person oder eines Ortes stieß, er sich oft die Mühe einer Korrektur nahm."

Diese pedantische Thätigkeit trug dem König selbst, wie seinem Lande, nicht die gehofften Früchte; denn während er mit rastlosem Fleiße und unermüdlicher Ausdauer bemüht war, von Allem ohne Unterschied eingehend Kenntniß zu nehmen, Alles selbst zu prüfen und zur Erledigung zu bringen, verlor er nicht nur über dem Unwichtigen oft das Wichtigere aus den Augen, sondern verfiel auch in eine immer größere Unschlüssigkeit, so daß selbst Granvella sich nicht enthalten konnte, über ihn die schneidende Bemerkung zu machen: „Sein einziger Entschluß in allen Dingen besteht darin, beständig unentschlossen zu bleiben." Dieser Mangel an Entschlossenheit und frischer Thatkraft war unzweifelhaft Philipps verhängnißvollste Eigenschaft; denn bei seinem beständigen Zögern und Zaudern und seinem ängstlichen Warten auf den rechten Augenblick,

ließ er gerade in den wichtigsten Angelegenheiten den geeigneten Moment zum Handeln unbenutzt vorübergehen.

In seinen jüngeren Jahren war Philipp, nach den übereinstimmenden Schilderungen aller zeitgenössischen Geschichtschreiber, eine ächt königliche und durchaus ansprechende Erscheinung. Er hatte blaue Augen, blondes Haar, eine leicht gebogene Nase, habsburgische Unterlippe und eine zarte, etwas blasse Gesichtsfarbe; seine Statur war schlank und wohlgestaltet. Seinem Vater glich er sehr; nur war er etwas kleiner, unter mittlerer Größe. In seinen letzten Lebensjahren bekundete seine ganze Erscheinung: die nur mühsam aufrecht gehaltene Gestalt, der umflorte Blick, das blasse und hagere Antlitz, den herben Seelenschmerz und die schweren körperlichen Leiden, die seinen Tod herbeiführen sollten.

XII.

Spanien unter Philipp III.

(1598—1621.)

Philipp III. war zwanzig Jahre alt, als er den spanischen Thron bestieg. Wie von dem hohen Streben und der Willensstärke seines Vaters, so war auch von dessen Arbeitslust nicht das Geringste auf ihn übergegangen; daher überließ er die Regierung vollständig seinem Günstling, dem von ihm zum Herzog von Lerma erhobenen Marquis von Denia, der ihn in solcher Abhängigkeit zu erhalten wußte, daß der gänzlich willenlose König ihm nur mit Furcht und Zittern entgegenzutreten wagte, wenn er ihm einmal widersprechen zu müssen glaubte. Der allmächtige Minister aber, dessen Unterschrift nach Philipps Befehl die gleiche Giltigkeit haben sollte, wie die königliche, leitete die Staatsgeschäfte ganz nach seinem persönlichen Interesse. Alle wichtigen Aemter wurden mit Gliedern seiner Familie oder mit Solchen besetzt, die er als Werkzeug zu seinen Zwecken gebrauchen konnte. Die Königin Margaretha, eine Tochter des Erzherzogs Karl von Steiermark, ließ er aufs Strengste überwachen, damit sie keinerlei Einfluß auf ihren Gemahl gewinne; den König selbst, der ebenso wenig Hang zu den Vergnügungen des Hoflebens zeigte wie sein Vater und nur die Ruhe liebte, stellte er ganz unter die Aufsicht eines seiner eigenen Pagen, des Rodrigo Calderon, der, obgleich von niederer Herkunft — er war der Sohn eines einfachen spanischen Soldaten — zum Grafen von Oliva und Marquis von Siete Iglesias erhoben wurde und ein jährliches Einkommen von hunderttausend Kronen bezog.

Bei dem Tode Philipps II. befanden sich die spanischen Finanzen in dem Zustande großer Zerrüttung, zum Theil infolge der durch den Argwohn des Königs dem Handelsverkehre Spaniens auferlegten Beschränkung und einer mangelhaften Finanzpolitik, hauptsächlich aber wegen der beständigen Kriege Philipps, die ungeheure Summen verschlungen hatten. Auch die großen Kosten des königlichen Hofhaltes, der, nach den Ueberlieferungen des burgundischen Hofes eingerichtet, als der prächtigste und kostbarste, wie auch als der ceremoniöseste in ganz Europa galt, hatten an der beständigen Geldnoth Philipps II. ihren Antheil gehabt. Die sichersten Einkünfte des Reiches waren verpfändet, und von der zu der Summe von hundertundvierzig Millionen Dukaten angewachsenen Staatsschuld mußten dem Auslande jährlich so ungeheure Zinsen gezahlt werden, daß die reichen Einkünfte aus den mexikanischen und peruanischen Bergwerken fast gänzlich dadurch aufgezehrt wurden.

Diese trostlose Finanzlage wurde unter Lerma's Verwaltung noch bedeutend verschlimmert durch eine Reihe durchaus verfehlter Maßregeln, zu welchen in erster Linie die Vertreibung der Moriscos zu zählen ist. Durch diese im Interesse der religiösen und politischen Einheit, wie der Sicherheit und inneren Ruhe Spaniens für nothwendig erachtete Maßregel verlor das Land nahezu eine Million fleißiger Arbeiter, die insbesondere den Ackerbau musterhaft betrieben und die Industrie in hoher Blüthe erhalten hatten. In den Provinzen, in welche die Moriscos unter Philipp II. verpflanzt worden, wurden ganze Gegenden vollständig menschenleer; die künstliche Bewässerung der Sierras hörte auf; Aecker, Wiesen und Gärten verwandelten sich in Wüsteneien; das Geheimniß mancher Industriezweige ging verloren; die Ausfuhr nahm reißend ab, die Einfuhr zu — der Ausfall der Steuern war ein beträchtlicher. Um der Finanznoth abzuhelfen, nahm Lerma seine Zuflucht zur Erhöhung des Werthes der Kupfermünzen; dies hatte jedoch keine andere Folge, als daß alles Silber aus dem Lande ging. Das Verbot des Ministers, Gold und Silber zu Geräthen zu verarbeiten, erregte unter dem spanischen Volke einen solchen Unwillen, daß es zurückgenommen werden mußte.

Obgleich die Staatseinkünfte sich von Jahr zu Jahr verringerten, verschleuderte Lerma ungeheure Summen durch seine verschwenderische Verwaltung und den erhöhten Glanz des Hofes, und führte dadurch das Land mit umso rascheren Schritten dem finanziellen Ruine entgegen. Die Noth wurde so groß, daß der Rath von Kastilien im Jahre 1606 dem König erklärte: nie sei Spanien so entvölkert gewesen, als jetzt; wenn Gott nicht helfe, sei das Reich verloren. Ueberall sehe man Ruinen von Häusern, und Niemand sei da, der sie wieder aufbaue; Städte und Dörfer lägen verödet,

da der Ackerbau und alle Gewerbe im tiefsten Verfalle seien; selbst die Kirchen ständen leer.

Nach einer zwanzigjährigen Mißregierung wurde Lerma im Oktober 1618 durch seinen eigenen Sohn, den Herzog von Uzeda, gestürzt, der als erster Minister an seine Stelle trat. Doch auch nach der Entfernung Lerma's von den Staatsgeschäften wurde es nicht besser; denn dem neuen Lenker der Geschicke Spaniens fehlte es nicht nur an jeder Geschäftskenntniß, sondern auch an aller Arbeitslust, und so ließ er die Dinge gehen, wie sie eben wollten.

In den Sturz Lerma's wurde auch Rodrigo Calderon verwickelt. Nachdem er, des Hochverraths beschuldigt, drei Jahre im Gefängnisse zugebracht, wurde er im Jahre 1621, nach dem Ableben Philipps III., unter der Anklage, den frühen Tod der Königin Margaretha durch Gift herbeigeführt zu haben, aufs Neue vor Gericht gezogen und starb auf dem Blutgerüste.

Kurz vor seinem Tode rief Philipp III. den Herzog von Lerma, dessen Entfernung ihn aufs Krankenlager geworfen, an den Hof zurück; er erlebte jedoch die Ankunft seines Lieblings nicht mehr. Er starb am 31. März 1621, im Alter von dreiundvierzig Jahren.

Trotz des großen Antheils, den Philipps II. fehlerhafte Politik und die Mißregierung der Günstlinge Philipps III. an dem Verfalle Spaniens hatten, fällt die Schuld davon doch auch zum großen Theile dem Volke selbst zu. Die glänzenden Erwerbungen in Amerika, das rasche Emporsteigen zu Reichthum und Macht hatten die Phantasie der Spanier entflammt und ihren Bestrebungen eine von ihren bisherigen Beschäftigungen abgewandte Richtung gegeben. Jeder wollte reich werden ohne Mühe und Arbeit; massenhaft drängte sich das Volk zur Auswanderung nach den neuentdeckten Ländern, und während mit den Auswanderern nicht allein das Kapital ihrer Persönlichkeit, sondern auch ein bedeutendes Vermögen nach den Kolonien ging, erstarb in Spanien selbst der Sinn für Ackerbau und Industrie. „Der Landmann," so klagt ein Barcelonese, „wandte sich vom Pfluge ab, kleidete sich in Seide und ließ die von der Arbeit gebräunte Hand bleichen; der Kaufmann trieb Hochmuth, daß er in Kutschen fuhr, und der Handwerker ließ unmuthig sein Handwerk fallen. Keiner achtete den Werth des Geldes; man wollte an einem Tage erwerben, was sonst der Fleiß einer Woche gewonnen. Es schlug der Handel um, weil man auf denselben keine Sorgfalt mehr verwandte; Handwerke und Künste starben aus, weil man sich des Fleißes schämte, und so geriethen wir in die trostlose Lage, die wir jetzt beweinen."

Aber während Spanien unter Philipp II. und seinem Sohne in materieller Beziehung seinem Verfalle entgegen ging und dabei

zugleich die Machtstellung einbüßte, die es bei Karls V. Tod unter den europäischen Staaten eingenommen, schloß eben diese Zeit auf einem anderen Gebiete eine schöne Blüthe der Nation ein. Der Ruhm, den die spanischen Waffen in ganz Europa errungen; der Glanz der ungewöhnlichen Heldenthaten des Volkes in einer neuen Welt; die glorreichen Siege über die Ungläubigen — dies Alles begeisterte die stolze Nation zu einem Schwunge, der auch auf dem Felde der Literatur die schönsten Früchte trug. Wie in den Werken des berühmten Miguel Cervantes de Saavedra (geb. 1549, gest. 1616), besonders in seinem Don Quixote, dem sich seine Novellen würdig anreihen, die spanische Prosa ihre höchste Vollendung erreichte, so legte Lope de Vega (geb. 1562, gest. 1635), der auf Philipps unüberwindlicher Flotte diente, den Grund zu dem spanischen Drama, das sich jedoch erst in der folgenden Periode unter Lope's Nachfolger Pedro Calderon de la Barca zur höchsten Blüthe entfaltete.

Ein wahres Wunder dichterischer Begabung, schrieb Lope schon in seinem elften Jahre mehraktige Komödien in den schönsten Versen, und so unerschöpflich war in ihm der Born der dichterischen Begeisterung, daß die Zahl der von ihm verfaßten Dramen die unglaubliche Höhe von fünfzehnhundert erreicht haben soll, von denen jedoch nur dreihundertundzwanzig durch den Druck bekannt geworden sind. Was ihn, neben einem harmonischen Versbau und einer edlen, gewaltigen Sprache besonders auszeichnet, ist die Meisterschaft in der Charakterzeichnung wie in der Entwicklung der Handlungen.

Unter den Mitarbeitern Lope de Vega's auf dem Gebiete der dramatischen Dichtkunst ist der ausgezeichnetste Guillen de Castro (geb. 1569 zu Valencia, gest. 1631), nach dessen Drama „Die Jugendjahre des Cid" Corneille seinen Cid gedichtet hat, der jedoch, nach dem Urtheile Schacks, weit hinter seinem Urbilde zurücksteht.

Als Lyriker erwarben sich besonders hohen Ruhm Fernando de Herrera (geb. 1504, gest. 1597), von den Spaniern „der Göttliche" genannt, und Luis Ponce de Leon (geb. 1528, gest. 1591), die Beide dem geistlichen Stande angehörten. Unter den Dichtungen Herrera's, die sich durch hohen Schwung und ein edles Feuer auszeichnen, sind seine Kanzonen, namentlich die auf die Schlacht bei Lepanto und seinen Lieblingshelden Don Juan, die vollendetsten. Luis de Leon ragt besonders als Dichter geistlicher Lieder und Oden hervor; sein Hymnus auf die Himmelfahrt gehört zum Schönsten, was die spanische Poesie besitzt.

Mit weniger Erfolg, als das Drama und die lyrische Poesie, wurde das Epos gepflegt. Der bedeutendste spanische Epiker dieser Zeit war Alonso de Ercilla (geb. 1525, gest. 1595), der in

seiner „Araucana“ die Kämpfe der Spanier gegen den kriegerischen Stamm der Araucaner im südlichen Chili besungen, in welchen er selbst sich durch Ausdauer und Heldenmuth hervorgethan.

XIII.

Die ersten Zeiten der vereinigten Niederlande.

(1609—1625.)

Seit ihrer Lossagung von Spanien bildeten die sieben Provinzen der Utrechter Union die Bundesrepublik der vereinigten Niederlande. Die aus den Deputirten der einzelnen Provinzen bestehenden Generalstaaten, die den Titel „hochmögende Herren“ führten und seit dem Jahre 1592 regelmäßig im Haag zusammenkamen, repräsentirten die souveräne Gewalt, empfingen die fremden Gesandten und unterzeichneten die Verträge über Krieg und Frieden. Die speziellen Angelegenheiten der einzelnen Provinzen wurden durch besondere Provinzialstaaten geleitet, und die Generalstaaten durften keine Gesetze geben, die mit denen der einzelnen Provinzen im Widerspruch standen; auch mußte in allen wichtigen Angelegenheiten zuerst die Meinung der Provinzialstaaten eingeholt werden. An der Spitze dieser letzteren stand ein Präsident, der den Titel Anwalt oder Pensionär führte; in den Generalstaaten dagegen, von welchen der Statthalter, sowie alle Kriegsleute ausgeschlossen waren, wechselte das Präsidium von Woche zu Woche.

Die höchste Vollziehungsgewalt lag in der Hand des von den einzelnen Provinzen gewählten Statthalters, der außerdem als Oberanführer der Land- und Seemacht die Verwaltung des gesammten Kriegswesens leitete. Ihm zur Seite stand ein aus zwölf Mitgliedern bestehender Staatsrath, der zugleich die Rechte der Generalstaaten verwaltete, wenn diese nicht versammelt waren. Die Verfassung der einzelnen Provinzen, sowie der Einfluß des Statthalters in denselben waren sehr verschieden. Gewöhnlich theilten sich Adel und Städte in die Souveränitätsrechte; nur in Gröningen und Friesland sandten die nichtadeligen Besitzer eines Grundeigenthums von einer gewissen Ausdehnung gleichfalls Abgeordnete zu den Landtagen; in Utrecht hatte auch die Geistlichkeit Sitz und Stimme in den Provinzialständen.

Der größte, mächtigste und einflußreichste Staat war Holland, das zu allen gemeinsamen Ausgaben über die Hälfte beisteuerte. Daher war auch der Anwalt von Holland, der später den Titel

„Rathspensionär“ oder „Großpensionär“ führte und niemals unter den Deputirten Hollands zu den Generalstaaten fehlte, sowie er auch stets Sitz und Stimme in dem Staatsrath hatte, nach dem Statthalter der oberste Beamte der vereinigten Staaten der Niederlande.

Diese einflußreiche Stelle bekleidete seit dem Jahre 1586 der edle, um sein Vaterland hochverdiente Johann von Oldenbarneveld. Zwischen ihm und dem Statthalter Moritz von Oranien war es schon früher zu einem gespannten Verhältniß gekommen, da Beide ganz entgegengesetzte Ziele verfolgten. Während alle Bemühungen Oldenbarnevelds auf die freiheitliche Entwicklung der jungen Republik gerichtet waren und er zu diesem Ende vor Allem die Herstellung des Friedens wünschte, strebte der ehrgeizige Moritz von Oranien nur nach der Erhöhung der Macht seines Hauses und nach der Erlangung einer fürstlichen Gewalt, und da er Beides am Besten durch fortwährende kriegerische Verwicklungen zu erlangen glaubte, trat er an die Spitze der Kriegspartei. Für Oldenbarneveld war der gebildete und gemäßigte Theil der Bevölkerung, die Partei der sogenannten „Patrioten“; auf Moritzens Seite standen dagen die Truppen und die Masse des Volkes, als oranistische Partei. Der politische Hader zwischen beiden Parteien wurde verschärft durch einen religiösen Streit, der seit längerer Zeit die Gemüther in Aufregung hielt.

An der Universität Leyden trugen zwei Professoren, Jakob Hermanns oder Arminius aus Oudewater, einem der alten Stadtgeschlechter des Nordens angehörend, und Franz Gomarus, dessen aus Flandern stammende Familie in Brüssel eingewandert war, entgegengesetzte Ansichten über die Lehre von der Gnade und der Vorherbestimmung vor. Während Arminius die Prädestinationslehre Kalvins zu mildern suchte, indem er nur die unbußfertigen Sünder als Verworfene gelten lassen wollte, hielt Gomarus die kalvinische Lehre von der „Gnadenwahl“ in ihrer vollen Strenge aufrecht; zugleich verfocht er, als unbedingter Anhänger Kalvins, die presbyterianische Verfassung seiner Kirche und ihre vollständige Unabhängigkeit vom Staate, während Arminius diesem das Recht einer gewissen Betheiligung an der Kirchenverwaltung zugestand. Beide fanden zahlreiche Anhänger in allen Schichten der Bevölkerung; doch neigte sich der größere Theil derselben der Lehre des Gomarus, als der von Kalvin und Beza bestätigten, zu. Auf allen Kanzeln wurde fast nur von den „Rathschlüssen Gottes“ gepredigt und in allen Bierhäusern darüber gestritten.

Da Oldenbarneveld gleich von Anfang an auf die Seite der Arminianer getreten, erklärte sich Moritz von Oranien öffentlich und entschieden für die Gomaristen, obgleich ihm der Streit an sich vollständig gleichgiltig war und er einmal die Aeußerung that: „Ich

weiß Nichts von der Prädestination, ob sie grau oder blau ist; nur das weiß ich, daß die Pfeifen des Advokaten (Oldenbarneveld) und meinigen eine schreiende Dissonanz bilden."

Arminius starb im Jahre 1609, und zwei Jahre später sank auch Gomarus ins Grab; aber der durch sie angeregte Streit überdauerte Beide. Da die Anhänger des Arminius im Jahre 1610 bei der Obrigkeit durch eine Vorstellung — Remonstranz — um die Entscheidung der Streitfrage durch eine freie und rechtmäßige Synode, bis dahin aber um Schutz gegen die Angriffe der Gomaristen gebeten und diese hierauf eine Gegenvorstellung — Contraremostranz — voll leidenschaftlicher Schmähungen gegen die Arminianer eingereicht, wurden jene fortan Remonstranten und diese Contraremonstranten genannt.

Nachdem bereits im Januar 1614 die Staaten von Holland auf den Rath Oldenbarnevelds und des gelehrten Pensionärs der Stadt Rotterdam, Hugo de Groot, gewöhnlich Hugo Grotius genannt, durch ein Edikt den Predigern befohlen, den Streit über die Vorherbestimmung auf keine Weise mehr unter das Volk zu bringen und sich unter einander in Liebe und Einigkeit zu vertragen, aber nur bei den Remonstranten Gehorsam gefunden hatten, beschlossen die Generalstaaten im Jahre 1617, zur Entscheidung des ganzen Streites eine Generalsynode nach Dortrecht zu berufen, die im November 1618 eröffnet wurde.

Inzwischen hatten sich die Gomaristen, im Gefühle ihrer numerischen Ueberlegenheit und gestützt auf die Gunst des Statthalters und der oranischen Partei, gewaltsam einer großen Zahl von Kirchen bemächtigt und die Remonstranten aus denselben vertrieben; auch waren an vielen Orten die gottesdienstlichen Versammlungen der Letzteren durch den Pöbel gestört worden, weßhalb die holländischen Stände im August 1617 den Remonstranten auf deren Gesuch zu ihrer Sicherheit die Annahme eigener Stadtwachen, „Waardgelders" genannt, gestattet hatten. Der Statthalter erklärte dies jedoch nicht nur für einen Eingriff in seine Rechte als Oberbefehlshaber der Kriegsmacht, sondern auch für eine Beschränkung seines Ansehens, und wußte eine Anzahl holländischer Städte auf seine Seite zu ziehen, so daß an mehreren Orten die Waardgelders wieder abgeschafft werden mußten. Da hierdurch die Stärke der remonstrantischen Partei bedeutend reducirt war, glaubte er den Haß der Gomaristen gegen ihre kirchlichen Widersacher zu einem Gewaltstreich gegen Oldenbarneveld, der sich eben bei der Versammlung der Generalstaaten im Haag befand, ausbeuten zu können.

Oldenbarneveld wurde von zwei Freunden vor der ihm drohenden Gefahr gewarnt; aber er verschmähte den Rath zur Flucht und beschloß, im Vertrauen auf sein gutes Recht, auf seinem Posten zu

bleiben. Als er sich am 29. August 1618 in die Versammlung der Generalstaaten begab, wurde er, unter dem Vorwande, daß der Prinz ihn zu sprechen wünsche, in dessen Zimmer geführt und bei seinem Eintritt in dasselbe durch die Leibwache des Statthalters verhaftet. Das gleiche Schicksal traf seine Gesinnungsgenossen Hugo Grotius, Rombout Hogerbeets, den Pensionär von Leyden, und Gillis von Ledenberg, den Sekretär der Utrechter Stände.

Als die Stände von Holland gegen diese Gewaltthat, die im ganzen Lande große Unzufriedenheit hervorrief, Protest erhoben, zog Moritz unter militärischer Begleitung durch die ihm abgeneigten holländischen Städte, setzte alle remonstrantisch gesinnten Magistrate ab und brachte Leute seiner Partei ans Ruder. Die eingeschüchterten holländischen Stände gaben hierauf ihre Opposition auf und überließen die Entscheidung über das Schicksal der Gefangenen den Generalstaaten, in welchen die Partei des Prinzen inzwischen das entschiedenste Uebergewicht erlangt hatte.

Auf Moritzens Veranlassung wurde eine Kommission von vierundzwanzig Mitgliedern, meist persönliche Gegner Oldenbarnevelds, zur Einleitung eines gerichtlichen Verfahrens gegen diesen und seine Schicksalsgenossen Grotius, Hogerbeets und Ledenberg wegen Störung der öffentlichen Ruhe und Versuchs zur Trennung der vereinigten Niederlande eingesetzt. Der Spruch des Gerichtshofes gegen Oldenbarneveld lautete auf den Tod durch Henkershand und Konfiskation seines Vermögens, „weil er behauptet, es stehe jeder Provinz allein zu, in ihrem Gebiete in Kirchensachen Einrichtungen zu treffen; weil er die Kirche Gottes durch Beförderung irrgläubiger Lehren sehr betrübt; weil er eine Verschwörung der remonstrantisch gesinnten Städte in Holland zu Stande gebracht, eigenmächtig Werbungen von Kriegsvolk veranlaßt, Geschenke von fremden Mächten angenommen und den Prinzen Moritz verläumdet habe.“ Da er es verschmähte, sein Leben durch eine Erniedrigung vor Moritz zu erkaufen, dem das Recht der Begnadigung zustand, wurde am 13. Mai 1619 das Todesurtheil an ihm vollzogen. Mit der Ruhe eines reinen Gewissens bestieg der zweiundsiebenzigjährige Greis das Blutgerüst, betheuerte vor dem versammelten Volke, daß er nie einen Landesverrath begangen, sondern stets als guter Patriot aufrichtig und fromm zu leben und zu handeln sich bestrebt habe, und starb wie ein Held.

Von den drei anderen Gefangenen gab sich Ledenberg, um der Folter zu entgehen, womit man ihm gedroht hatte, selbst den Tod. Hogerbeets und Hugo de Groot wurden zu ewigem Gefängniß und zur Konfiskation ihrer Güter verurtheilt. Der Letztere wurde aus seiner Haft auf dem Schlosse zu Löveſtein durch eine List seiner Gemahlin, Maria von Reigersberg, befreit. Da er öfter Kisten

mit Büchern erhielt, die wieder zurückgeschickt wurden, gerieth sie auf den Gedanken, ihn in einer solchen aus dem Gefängniß tragen zu lassen, und da der Kommandant des Schlosses, der anfangs die Kisten untersucht hatte, keinerlei Verdacht mehr hegte und sie daher frei passiren ließ, wurde der Plan im März 1621 glücklich zur Ausführung gebracht. Nachdem Grotius verkleidet über die Grenze gekommen, verlebte er mehrere Jahre, mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt, in Frankreich; später wurde er durch den Kanzler Oxenstjerna zum schwedischen Gesandten in Paris ernannt und im Jahre 1644 von der Königin Christine an ihren Hof berufen, von wo ihn jedoch schon im folgenden Jahr die Sehnsucht nach der Heimath vertrieb. Auf der Reise dorthin starb er zu Rostock (1645), im Alter von zweiundsechzig Jahren. Hogerbeets wurde im Jahre 1626 aus dem Gefängnisse entlassen, starb aber bald darauf.

Kurz vor der Hinrichtung Oldenbarnevelds war, am 9. Mai 1619, die Dortrechter Synode geschlossen worden. Da auf derselben die nur in geringer Zahl gewählten Remonstranten kein Gehör fanden, indem man sie gar nicht als Stimmberechtigte, sondern nur als Beschuldigte zugelassen, konnte das Ergebniß der Berathungen nur zu Gunsten der Contraremonstranten ausfallen. Die Arminianer wurden für Schismatiker und Neuerer und alle ihre Prediger ihrer Stellen verlustig erklärt, mit der weiteren Bestimmung, daß künftig Niemand zu einem kirchlichen Amte oder zu einer Professur in Leyden zugelassen werden solle, der nicht schriftlich seine Uebereinstimmung mit den Aussprüchen der Dortrechter Synode bekunde. Das Lesen und Verkaufen Arminianischer Bücher wurde bei schwerer Strafe verboten und die Prädestinationslehre Kalvins in ihrer ganzen Schroffheit als der allein wahre Glaube hingestellt. Den Widerstand einzelner remonstrantisch gesinnten Städte gegen die Dortrechter Beschlüsse schlug der Statthalter durch Einquartierung von Kriegsvolk nieder.

Da nach dem Ablauf des zwölfjährigen Waffenstillstandes im Jahre 1621 die von Spanien geforderte Rückkehr der vereinigten Staaten unter die spanische Oberherrschaft von diesen verweigert wurde, begann der Krieg aufs Neue. Gegen den spanischen Feldherrn Spinola kämpfte Moritz von Oranien mit abwechselndem Glück bis zu seinem Tode und hatte dabei vielfach Gelegenheit, zu erkennen, welcher mächtigen Stütze er sich selbst durch den an Oldenbarneveld begangenen Verrath beraubt hatte. Er starb am 23. April 1625, im Alter von achtundfünfzig Jahren, nachdem von Seiten der remonstrantischen Partei, insbesondere von den Söhnen Oldenbarnevelds, verschiedene Versuche gemacht worden, des Letzteren Tod und die Verfolgung der Remonstranten an deren

Urheber zu rächen. Da er keinen ehelichen Sohn hinterließ, ging mit seinen Besitzungen auch die dem Hause Oranien erblich zuerkannte Statthalterwürde auf seinen Bruder Friedrich Heinrich über.

In der ersten Zeit des spanisch-niederländischen Krieges hatte der Handelsverkehr zwischen beiden Ländern noch fortbestanden; nachdem jedoch Philipp II. in den Besitz Portugals gelangt war, schnitt er durch ein strenges Verbot allen Verkehr der abgefallenen Provinzen mit Lissabon ab, von wo die niederländischen Kaufleute die ostindischen Waaren bezogen, die durch sie als die alleinigen Zwischenhändler dem übrigen Europa zugeführt worden. Wenn jedoch Philipp gehofft hatte, dadurch dem niederländischen Handel den Lebensnerv zu durchschneiden, so sah er sich in dieser Hoffnung getäuscht; denn die Niederländer, die wohl wußten, daß sie den indischen Handel, die Hauptquelle ihres Reichthums, nicht entbehren konnten, suchten jetzt selbst den Weg nach Indien und zwar mit dem besten Erfolge.

Nachdem Kornelius Houtmann, ein mit dem portugiesisch-indischen Handel wohl vertrauter Mann, der lange in Lissabon gelebt, im Jahre 1595 nach einer mit vier Schiffen unternommenen Fahrt um das Kap der guten Hoffnung bis zur Insel Java gelangt und im August 1597 glücklich nach den Niederlanden zurückgekehrt war, erweiterte sich die Gesellschaft, welche die Kosten dieses Unternehmens bestritten hatte, und rüstete zu dem gleichen Zwecke acht neue Schiffe aus, mit welchen im Jahre 1598 eine zweite Fahrt nach Indien unternommen wurde. Da auch diese Expedition glückliche Resultate lieferte, folgten noch in demselben Jahre vier weitere, von denen eine unter van Noordt zu einer Reise um die Welt ausgedehnt wurde, während Stephan van der Hagen, der an der Spitze einer anderen stand, mit den Einwohnern von Amboina in den Molukken die erste Verbindung anknüpfte, bei welcher diese ihm den ausschließlichen Handel mit Gewürznelken zusagten.

Nach diesen glücklichen Erfolgen konnte auch das nach dem Tode Philipps II. von dem Herzog von Lerma erlassene Verbot des niederländischen Handelsverkehrs in den spanischen Häfen den Niederländern keinen bedeutenden Schaden mehr zufügen, da es ihnen bereits gelungen war, in Indien ganz neue Handelsverhältnisse zu schaffen. Auch der Versuch Lerma's, durch eine im Jahre 1601 nach Ostindien entsandte Flotte von dreißig Schiffen die Ausbreitung des unmittelbaren Verkehrs der Niederländer mit Indien zu verhindern, schlug fehl, indem die spanische Flotte gegen das ungleich schwächere niederländische Geschwader den Kürzeren zog. Der Führer des letzteren, Wolfert Hermanszoon, knüpfte engere Ver-

bindungen mit verschiedenen ostindischen Inseln an, wobei ihm der Haß, den sich die Portugiesen in jenen Gegenden durch ihre Bedrückungen zugezogen, trefflich zu Statten kam. Da die Holländer nicht, wie die Portugiesen, mit ihren Unternehmungen in Ostindien den höheren Zweck der Unterdrückung heidnischer Gräuel verbanden, sondern nichts Anderes suchten, als die Erweiterung ihres Handels auf Kosten des spanisch-portugiesischen, wurden sie von den Einwohnern als Freunde aufgenommen und als Bundesgenossen gegen einen gemeinschaftlichen Feind betrachtet.

Um den Spaniern und Portugiesen in jenen Gegenden mit größerer einheitlicher Macht entgegentreten zu können, wurden im Jahre 1602 die verschiedenen kleineren Gesellschaften, welche bis dahin die Schiffe für den ostindischen Handel ausgerüstet hatten, auf Oldenbarnevelds Rath zu einer einzigen großen „ostindischen Kompagnie" vereinigt, welche „einundzwanzig Jahre lang allein die Freiheit haben sollte, ostwärts von dem Vorgebirge der guten Hoffnung und durch die Magelhanische Meerenge zu fahren." Die ostindische Kompagnie, deren Schiffe sogar so weit gingen, die Portugiesen in Goa und Ormus, den alten Mittelpunkten ihrer Niederlassungen, anzugreifen, ließ auf den molukkischen Inseln Kolonien anlegen und Festungen bauen und konnte schon nach kurzer Zeit den ostindischen Handel durch die jährliche Absendung von vierzig großen Schiffen betreiben. Nachdem im Jahre 1610 ein niederländischer Generalgouverneur nach Indien geschickt worden, der seinen Sitz zuerst zu Bandam auf Java und später in dem von den Niederländern an der Nordküste neu gegründeten Batavia aufschlug, wurden die Portugiesen ganz aus den molukkischen und sundischen Inseln verdrängt. Auch in Japan liefen die Niederländer ihnen durch die Anknüpfung äußerst vortheilhafter Handelsverbindungen den Rang ab.

Noch ehe Houtmann seine Fahrt nach Indien um das Vorgebirg der guten Hoffnung angetreten, hatte die niederländische Regierung eine Expedition nach Nordosten veranstaltet, um einen selbstständigen Weg nach Indien zu finden. Dieses Ziel war zwar nicht erreicht worden; aber bei der dritten und letzten dieser Expeditionen hatten der heldenmüthige Jakob Heemskerk und sein Gefährte Willem Barends im Jahre 1596 Spitzbergen entdeckt und die Nordspitze von Nowaja Semlja umsegelt. Da hier ihr Schiff vom Eise eingeschlossen wurde, mußten sie auf der Insel überwintern, und erst im Oktober 1597 kam Heemskerk, nachdem sein Gefährte Barends den furchtbaren Anstrengungen und Leiden der Fahrt erlegen, nach den Niederlanden zurück.

Auch nach Westen wurden Entdeckungsfahrten unternommen. Im Jahre 1607 trat der Engländer Hudson auf Kosten der ost-

indischen Kompagnie eine Expedition in nordwestlicher Richtung an, um eine Durchfahrt nach China und Japan aufzusuchen, und entdeckte die Mündung des nach ihm benannten Flusses, an welchem bald mehrere niederländischen Kolonien angelegt wurden.

So erhoben sich die vereinigten Niederlande zum ersten Handelsstaate Europa's, und mit Stolz konnte damals ein Holländer sagen: „Unser Land hat kein Holz und doch sind die Meere mit seinen Schiffen bedeckt und verkauft es das Bauholz an Portugal und Spanien; es hat kein Getreide, und doch verkauft es dasselbe an andere Länder; es hat nicht eine Rebe, und doch handelt es mit Weinen und Branntwein; es hat nicht eine Ader Bergwerk, und doch wadet man in Gold und Silber. Norwegen ist sein Wald; die Ufer des Rheins und der Garonne sind seine Weingärten, Schlesien, Polen, Sachsen, Spanien und Irland seine Schäfereien, Indien und Arabien seine Gärten."

XIV.

Der Protestantismus im Osten Europa's.

Preußen, Livland und Kurland.

Nachdem der im Jahre 1511 zum Hochmeister des deutschen Ritterordens ernannte Prinz Albrecht von Brandenburg zum Lutherthum übergetreten war (s. S. 68) und der König Sigismund I. von Polen, mit welchem er seit dem Jahre 1519 im Kriege gelebt, ihn in dem im Jahre 1525 zwischen Beiden abgeschlossenen Frieden als erblichen Herzog von Preußen unter polnischer Oberlehensherrlichkeit anerkannt hatte, wurden in dem bisherigen Ordensstaate Mönche und Nonnen aus den Klöstern vertrieben und die Kirchen für den protestantischen Gottesdienst eingerichtet, für welchen im Jahre 1526 eine neue Agende und Kirchenordnung in polnischer Sprache eingeführt wurde.

Karl V. belegte den neuen Herzog mit der Reichsacht; dieser kümmerte sich jedoch um dieselbe ebensowenig, als um die Proteste des schmählich beraubten Ordens, dessen Balleien in Deutschland fast alle der Regel treu blieben und den Sitz des Hochmeisters nach Mergentheim verlegten. Als Pflanzstätte des Protestantismus für den Nordosten und als Kolonie von Wittenberg gründete Albrecht im Jahre 1544 die Universität Königsberg, die ihm jedoch bald durch die Zwietracht der Professoren und die Ausschreitungen der Studirenden viel zu schaffen machte. Das Lutherthum befestigte sich

zwar nach und nach im ganzen Lande, war aber durch innere Streitigkeiten zerfetzt.

Albrecht, der sich im Jahre 1526 mit der dänischen Prinzessin Dorothea und nach deren Tode mit Anna Maria von Braunschweig vermählt hatte, starb im Jahre 1568 und hinterließ nur einen minderjährigen Sohn, Albrecht Friedrich, der nichtsdestoweniger sogleich die Belehnung mit Preußen erhielt, später aber blödsinnig wurde. Der König von Polen übertrug die Verwaltung des Landes dem Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach, als dem nächstberechtigten Lehensvetter. Diesem wurde jedoch der Aufenthalt in Preußen durch beständige Zerwürfnisse mit dem herrschsüchtigen Adel so sehr verleidet, daß er nur kurze Zeit dort blieb und das Land siebenzehn Jahre lang von Ansbach aus regierte. Da er kinderlos verstarb und der Herzog Albrecht Friedrich keinen Sohn hatte, kam Preußen nach dem Tode des Letzteren im Jahre 1618 an den Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg, dessen Hause der König von Polen schon früher das Recht der Erbfolge zuerkannt hatte.

Aehnlich wie in Preußen ging es in Livland und Kurland. In Livland hatte sich der Heermeister Walther von Plettenberg im Jahre 1521 durch eine bedeutende Geldsumme von dem Ordenslande die erstrebte Unabhängigkeit erkauft und vier Jahre später von Kaiser Karl V. die Würde eines Reichsfürsten erhalten. Um sich dem Einfluß des Erzbischofs von Riga und der Bischöfe zu entziehen, begünstigte er die seit dem Jahre 1523 in den Städten Riga, Dorpat und Reval herrschend gewordene lutherische Lehre, zu welcher auch verschiedene andere Städte und ein großer Theil der Ritterschaft hinneigten. Unter seinen Nachfolgern machte der Protestantismus in Livland weitere Fortschritte und gelangte schon unter Wilhelm von Fürstenberg (1557—1559) zur Alleinherrschaft.

Wilhelms Nachfolger, Gotthard von Kettler, trat, da er sich gegen die verheerenden Einfälle nicht behaupten konnte, von denen Livland durch den russischen Czaren [1]) Iwan IV., den Enkel und zweiten Nachfolger Iwans III. (s. Bd. IV. S. 530) heimgesucht wurde, im Jahre 1560 das Land an den König Sigismund II. von Polen ab und erhielt dagegen von diesem das zu Livland gehörige Kurland als erbliches Herzogthum zu Lehen, worauf er

1) Den Titel Czar, welchen die Russen früher dem byzantinischen Kaiser und dann dem mongolischen Khan beizulegen pflegten, hatte Iwan IV. Wassiljewitsch, der im Jahre 1534 seinem Vater Wassiljew IV. Iwanowitsch auf dem Throne gefolgt war, bei seiner Krönung im Jahre 1547 angenommen.

in diesem Lande die lutherische Lehre einführte, zu welcher er selbst im Jahre 1587 übertrat.

Das mit Livland verbundene, zum Theil schon unter Walther von Plettenberg protestantisch gewordene Esthland ergab sich an die Krone Schweden, mit welcher es bis zum Jahre 1710 vereinigt blieb.

Polen.

Seitdem Polen unter Kasimir IV. (s. Bd. IV. S. 536) in den Besitz des größten Theils des preußischen Ordenslandes gekommen, hatte sich auch hier die aristokratisch-republikanische Staatsform immer entschiedener ausgeprägt. Der Adel war im Alleinbesitz aller politischen Rechte, die er auf den Reichstagen zur Geltung brachte. Zu diesen fanden sich jedoch seit dem preußisch-polnischen Kriege nicht mehr alle polnischen Edelleute in Person ein, sondern die einzelnen Woiwodschaften (Grafschaften) wählten bei ihren Provinzialversammlungen eine bald mehr, bald weniger große Zahl von Abgeordneten, die unter dem Namen Landboten auf den Reichstagen in Aller Namen Steuern bewilligen oder verweigern und auch in andern Angelegenheiten die Rathgeber des Königs sein sollten. Außer der Reichsversammlung stand dem König ein Senat zur Seite, zu welchem sämmtliche Erzbischöfe, Bischöfe, Woiwoden und königliche Minister gehörten. Von städtischen Rechten war wenig mehr die Rede; der Adel war Alles, die Macht des Königs sehr beschränkt. Während unter diesen Verhältnissen der Regierung alle Festigkeit fehlte, war der Staat unaufhörlich von mächtigen Feinden bedrängt: Russen, Türken und Tataren suchten sich wechselsweise auf Kosten Polens zu vergrößern.

Nach dem Tode Johanns I. Albrecht (1492—1501), des zweiten Sohnes Kasimirs IV., wurde durch die Erhebung seines Bruders Alexander, des bisherigen Großfürsten von Litthauen, dieses Land mit Polen zu einem Staate verbunden, der jedoch trotzdem keine größere Kraftentwicklung zeigte. Eine neue Gebietserweiterung erhielt das polnische Reich unter Alexanders Nachfolger Sigismund I. (1506—1548), dem vierten Sohne Kasimirs IV., infolge des Aussterbens des Piastischen Stammes der Herzoge von Masovien, deren Land an die Krone Polen zurückfiel (1526).

Schon unter Sigismund I. hatten einige junge Polen, die in Wittenberg studiert, sowie eingewanderte böhmische und mährische Brüder[1]) das Lutherthum in Polen zu verbreiten gesucht; der König

1) Die Sekte der böhmischen und mährischen Brüder, deren Mitglieder die Einfachheit der alten Kirche wiederherstellen wollten und die Trans-

war jedoch diesen Bemühungen mit Entschiedenheit entgegengetreten und der Besitz Luther'scher Schriften durch den Reichstag von Thorn bei Strafe des Güterverlustes und der Verbannung verboten worden. Nichtsdestoweniger mehrte sich die Zahl der vom katholischen Glauben Abgefallenen von Jahr zu Jahr, und da auch ein großer Theil des Adels die Neuerungen begünstigte, konnte der König die Weiterverbreitung derselben nicht hindern. Schon im Jahre 1528 mußte er der Stadt Danzig die Einführung des Protestantismus gestatten, worauf auch Thorn und Elbing sich für denselben erklärten.

Ungleich größere Fortschritte machte der Protestantismus in Polen unter Sigismunds I. Sohn und Nachfolger, dem schwachen und wankelmüthigen Sigismund II. August (1548—1572), unter welchem Livland mit Polen vereinigt wurde. Als die protestantischen Landboten im Jahre 1556 auf dem Reichstage zu Petrikau die Abhaltung eines Nationalconcils forderten, auf welchem Alles nach der heiligen Schrift entschieden und von den katholischen Bischöfen mit den protestantischen Theologen unter dem Vorsitze des Königs über die Aufstellung eines Glaubensbekenntnisses berathen werden solle, gab Sigismund nach. Papst Paul IV. verweigerte indessen die von dem König erbetene Genehmigung zur Abhaltung dieses Concils und sandte, indem er auf das allgemeine Concil verwies, den Bischof von Verona, Aloysius Lipomani, als Nuntius nach Polen mit dringenden Ermahnungen an den König und die Prälaten, an dem Glauben ihrer Väter strenge festzuhalten, die von der Häresie Zurückkehrenden jedoch mit Schonung zu behandeln. Nichtsdestoweniger erhoben die Neuerer immer kühner ihr Haupt, indem sie theils das Lutherthum, theils den Kalvinismus zu verbreiten suchten. Zu den Lutheranern und Kalvinisten, von denen jene in Großpolen, diese in Kleinpolen und Litthauen Gemeinden gründeten, gesellten sich die Socinianer oder Unitarier, die Anhänger des Faustus Socinus aus Siena (geb. 1529), der die von seinem Oheim Laelius, einem Freunde Melanchthons, aufgestellte Lehre, daß Christus nur ein von Gott mit den reichsten Gaben ausgestatteter Mensch und daher seine Anbetung Götzendienst sei, weiter ausgebildet und nach Polen gebracht hatte.

Um ihre Kraft nicht durch Lehrzwistigkeiten zu zersplittern, schlossen die verschiedenen protestantischen Parteien im Jahre 1570 die Vereinigung von Sendomir, der auch die in Polen ansässigen böhmischen und mährischen Brüder beitraten. Die von ihnen aufgestellte Glaubensformel war jedoch viel zu unbestimmt, als daß sie zwischen

subſtantiation sowie verschiedene andere Dogmen verwarfen, war aus den Utraquisten hervorgegangen und im Jahre 1450 von dem utraquistischen Pfarrer Bradacz gegründet worden.

den verschiedenen Sekten eine wirkliche innere Einigung und einen dauernden Frieden hätte herbeiführen können.

Da der polnische Adel in seiner überwiegenden Mehrheit sehr zur Freigeisterei neigte und daher die religiösen Neuerungen begünstigte, während die Masse des Volkes dieselben verabscheute, wurde im Jahre 1573, nach dem Tode Sigismunds II., auf dem Reichstage zu Warschau ein Religionsfriede erzwungen, der den polnischen Dissidenten, d. h. allen Nichtkatholiken, Religionsfreihet gewährte und beide Theile zu „ewigem Frieden" verpflichtete.

Nachdem mit Sigismund II. im Jahre 1572 der Jagellonische Mannsstamm ausgestorben war, nahm der polnische Adel das bis dahin nur in beschränktem Maße von ihm geübte Wahlrecht in seinem vollen Umfang in Anspruch und schuf dadurch eine neue Quelle innerer Verwirrungen, indem fortan fast jede Thronbesetzung Veranlassung zu Zwist und Parteiung gab. Nachdem sich derselbe längere Zeit über die Wahl eines neuen Königs nicht hatte einigen können, gelang es, wie wir oben (s. S. 238) gesehen, der Klugheit des französischen Gesandten, die Wahl Heinrichs von Anjou zu bewirken, dessen kurze, unthätige Regierung für Polen spurlos vorüberging.

Unter dem neuen König Stephan Bathory (1575 – 1586), dem Fürsten von Siebenbürgen [1]), der auf den polnischen Thron erhoben wurde, nachdem er sich dazu verstanden, sich mit der zweiundfünfzigjährigen Anna, der Schwester Sigismunds II., zu vermählen, gestalteten sich die Verhältnisse der katholischen Kirche den immer mächtiger werdenden Dissidenten gegenüber noch bedenklicher, als unter den beiden vorhergehenden Regierungen, ganz besonders weil der Erzbischof Uchanski von Gnesen, statt in der Bekämpfung der Neuerungen mit Entschiedenheit vorzugehen, sich als Förderer derselben und zugleich als Gegner des römischen Stuhles erwies. Die Gefahr wurde jedoch glücklich beseitigt durch die päpstlichen Legaten Lipomani und Commendone, ganz besonders aber durch den berühmten Kardinal Hosius, Bischof von Ermland, der viele Abtrünnige bekehrte und in Wirklichkeit die Säule der Kirche in Polen wurde. Ein großes Verdienst erwarb sich der thätige Hosius dadurch, daß er den Jesuiten in Polen Eingang verschaffte, die, in ihren Bemühungen von Stephan Bathory und dessen Nachfolger Sigismund III., dem Sohne Johanns III. von Schweden, sowie von vielen trefflichen Bischöfen nachhaltig unterstützt, eine große Zahl von Dissidenten zur katholischen Kirche zurückführten.

1) Siebenbürgen bildete seit dem Jahre 1535, infolge eines zwischen dem römischen König Ferdinand und Johann Zapolya geschlossenen Vertrags, ein selbstständiges Fürstenthum, als dessen Beherrscher auf Zapolya's Sohn Johann Sigismund im Jahre 1572 dessen Feldherr Stephan Bathory gefolgt war.

Durch die Vereinigung Livlands mit Polen (s. S. 318) waren schon unter Sigismund II. Kämpfe mit Rußland herbeigeführt worden, die sich unter Stephan erneuerten. Stephan zwang durch siegreiches Vordringen in das russische Gebiet den Czaren Iwan IV., um einen Waffenstillstand zu bitten, der im Jahre 1582 auf zehn Jahre geschlossen wurde. In demselben erhielt Stephan gegen seine in Rußland gemachten Eroberungen alles zurück, was der Czar in Livland noch besetzt hielt.

Unter der Regierung Sigismunds III. (1596—1632), dem nach dem Tode Stephan Bathory's als dem Enkel Sigismunds I. (s. S. 150) der Vorzug vor einem gleichfalls in Vorschlag gebrachten österreichischen Prinzen gegeben wurde, wuchs die Erbitterung der Dissidenten über die glänzenden Erfolge der Vertheidiger des alten Glaubens um so mehr, als der König derselben durch strenge Maßregeln neue Nahrung gab. Es kam zu offener Empörung und zu hochverrätherischen Verbindungen mit dem Auslande, das die in Polen herrschende Unzufriedenheit zum eigenen Vortheil auszubeuten suchte. Schon hatten die Dissidenten einen Reichstag zur Wahl eines neuen Königs ausgeschrieben, als eine große Niederlage, die sie im Jahre 1607 bei Radom erlitten, ihre Aussöhnung mit dem König herbeiführte.

Durch seine Bemühungen, Esthland mit Polen zu vereinigen, wurde Sigismund III., nachdem ihm sein Oheim Karl von Südermanland die schwedische Krone entrissen (s. S. 151), in einen Krieg mit Schweden verwickelt, der sich später auch auf den Boden Rußlands verpflanzte. Hier war nämlich im Jahre 1598 mit dem kinderlosen Czaren Feodor, dem Sohne und Nachfolger des tyrannischen, aber siegreichen Iwan IV. des „Schrecklichen" (1534—1584), unter dessen Regierung durch die Kosaken[1]) der Grund zu der Eroberung Sibiriens gelegt worden, nachdem das russische Reich

1) Die Kosaken waren Angehörige des slavischen Volksstammes der Kleinrussen, die sich bei der Einverleibung ihres Heimathlandes in das polnische Reich theils in den durch den polnisch-tatarischen Krieg verheerten Grenzländern niedergelassen, theils weiter in das tatarische Gebiet hinein verbreitet hatten. Sie lebten als Kriegerschaaren unter einem aus ihrer Mitte gewählten Oberhaupt, Hetman genannt. Ein Haufe von einigen tausend Kosaken hatte sich im Jahre 1577 unter ihrem Hetman Jermak vor den Russen, von welchen sie wegen ihrer Räubereien verfolgt wurden, nach den Steppenländern des nördlichen Asiens gewandt und war, unter beständigen Kämpfen mit den Tataren, bis Sibirien vorgedrungen. Nachdem sie hier durch ein siegreiches Haupttreffen Meister alles Landes bis zum Irtisch geworden, sandten sie einen Unterbefehlshaber an den Czaren, mit der Bitte, das Land in Besitz zu nehmen, wogegen sie sich ihm zinspflichtig erklären wollten. Iwan IV. sandte fünfhundert Mann zur Sicherung der von den Kosaken gemachten Eroberungen; doch gewannen dieselben erst allmählich einen festen Bestand.

Digitized by Google

bereits durch die Einverleibung von Kasan und Astrachan eine bedeutende Erweiterung erhalten, der Stamm Ruriks in männlicher Linie erloschen, indem Feodors einziger Bruder Demetrius auf Befehl seines Oheims Boris Gudonow ermordet worden, und da nach einander vier Thronbewerber auftraten, die sich alle für diesen Demetrius ausgaben und dem von den russischen Großen auf den Thron erhobenen Gudonow die Herrschaft streitig machten, gerieth das Reich in große Zerrüttung. Während eine Partei der Russen Sigismunds III. Sohn Wladislaw zum Czaren erwählte, rief eine andere Karl IX. von Schweden herbei, der gleichfalls den russischen Thron für einen seiner Söhne zu gewinnen hoffte. Die Polen eroberten zwar Moskau im Jahre 1612; als sich jedoch die Russen, um den immer weiter um sich greifenden Verwirrungen ein Ziel zu setzen, im folgenden Jahre in der Person Michaels III. Feodorowitsch, der mütterlicherseits dem Hause Rurik entstammte, wieder einen einheimischen Czaren gaben, mußten sie sich zurückziehen. Der polnisch-russische Krieg wurde im Jahre 1618 durch einen vierzehnjährigen Waffenstillstand beendet, in welchem Sigismund die Provinzen Smolensk, Severien und Tschernigow für das polnische Reich erhielt. Dagegen zog der fortgesetzte Krieg mit Schweden für Polen den Verlust von Livland nach sich. Auch ein neuer Krieg mit den Tataren und den Türken schlug dem Lande tiefe Wunden.

Sigismunds III. Sohn, der im Jahre 1632 als Wladislaw IV. den polnischen Thron bestieg, bemühte sich vergebens, die Wiedervereinigung der Dissidenten mit der Kirche zu bewerkstelligen und dadurch zugleich den drohenden Ruin des Reiches abzuwenden: das von ihm im Jahre 1645 veranstaltete Religionsgespräch von Thorn führte zu keinem Ergebniß.

Während Wladislaws Bemühungen auf kirchlichem Gebiete fruchtlos blieben, gelang es dem ebenso umsichtigen als thatkräftigen König, die Integrität des polnischen Reiches gegen den russischen Czaren Michael III. Feodorowitsch aufrecht zu halten, als dieser, um die an Polen verloren gegangenen Provinzen zurückzuerobern, einen Angriff auf Smolensk machte. Im Frieden von Wiasma (1634) mußte der Czar die Abtretung der betreffenden Provinzen an Polen aufs Neue bestätigen.

Ungarn und Siebenbürgen.

In Ungarn waren die lutherischen Neuerungen durch Söhne des Landes, die in Wittenberg studiert, eingeführt worden, und die politischen Wirren erleichterten die Verbreitung derselben. Nachdem Ludwig II., der im Vereine mit den Bischöfen vergeblich den Fort-

schritten des Protestantismus Einhalt zu thun gesucht, auf der Flucht nach der Niederlage bei Mohacz den Tod gefunden (s. S. 65), kam ein großer Theil des Landes unter die Herrschaft der Türken, welche eher geneigt waren, die Ausbreitung der neuen Lehre zu fördern, als sie zu hemmen. Der Adel benutzte den Umstand, daß in der blutigen Entscheidungsschlacht auch viele Bischöfe gefallen waren, zur Einziehung zahlreicher Kirchengüter und trat, um sich im Besitze derselben zu sichern, in großer Zahl zum Protestantismus über. Auch ein Theil des vielfach verkommenen Klerus schloß sich demselben an.

Da während des langjährigen blutigen Bürgerkrieges, in welchem Ferdinand I., der Schwager und Erbe Ludwigs II., und sein Gegner Zapolya, der Schützling Solymans, um die Krone kämpften, von keiner Seite nachdrücklich gegen die kirchlichen Neuerungen eingeschritten werden konnte, breiteten sich dieselben unter dem Schutze des hohen Adels mehr und mehr aus und gewannen immer festeren Boden. Selbst nachdem im Jahre 1548 auf dem Reichstage zu Preßburg die Unterdrückung der Häresie beschlossen worden, erhielt sich dieselbe, durch den im Jahre 1544 eingesetzten Palatin Thomas Nadasdy begünstigt, in voller Kraft. Anfangs war das Lutherthum die allein herrschende Sekte; bald drang jedoch auch der Kalvinismus in Ungarn ein, und so entstand unter den ungarischen Protestanten eine Scheidung in Bekenner des deutschen Glaubens (Lutheraner) und Anhänger des ungarischen Bekenntnisses (Kalvinisten). Nachdem verschiedene Versuche, durch Disputationen, Kontroversreden und Synoden eine Vereinigung zwischen den beiden Sekten herbeizuführen, gescheitert waren, behielten die Kalvinisten die Oberhand. Die innere Zerrissenheit der beiden Sekten führte indessen viele Verirrten zum wahren Glauben zurück.

Ein ganz besonderes Verdienst erwarb sich in der Bekämpfung der Neuerungen der Erzbischof Olahus von Gran, indem er im Jahre 1561 die Jesuiten nach Tyrnau berief. Dieselben wurden zwar im Jahre 1567 aus Ungarn vertrieben, kehrten jedoch im Jahre 1586 dorthin zurück und wirkten von da an mit unermüdlicher Thätigkeit und großem Erfolg für die Bekehrung der Abgefallenen. Zahlreiche Magnaten kehrten zur Kirche zurück und stellten den katholischen Kultus auf ihren Besitzungen wieder her.

Nach dem Tode Kaiser Maximilians II. (1564—1572), der sich den Protestanten günstig zeigte, erneuerte Rudolf II. (1572—1612) die Gesetze zu Gunsten des katholischen Glaubens, worauf die Protestanten sich in Verbindung mit dem Fürsten von Siebenbürgen, Stephan Bocskai, in wilder Empörung erhoben und im Jahre 1606 durch den Wiener Frieden freie Religionsübung er-

Digitized by Google

zwangen. Dagegen wurde die stürmisch geforderte Ausweisung der Jesuiten durch ein meisterhaftes Schutzschreiben eines der hervorragendsten Mitglieder dieses Ordens, Peter Pazman, verhindert, der, vom Kalvinismus zur katholischen Kirche übergetreten, später zum Erzbischof von Grau erhoben und mit der Kardinalswürde bekleidet wurde. In seinen rastlosen Bemühungen für die Sache des katholischen Glaubens von Ferdinand II. (1619—1637) auf das Nachdrücklichste unterstützt, führte derselbe viele hohe Adelsfamilien in den Schooß der Kirche zurück, wie er auch die wissenschaftlichen Studien in Ungarn beförderte, den religiösen Sinn neu belebte und durch heilsame Reformen unter dem Klerus dessen Ansehen herstellte. Von den ungarischen Katholiken als ihr größter Wohlthäter gesegnet, starb der hochverdiente Kirchenfürst im Jahre 1637, im Alter von siebenundsechzig Jahren.

Zu der gleichen Zeit wie in Ungarn hatten die lutherischen Neuerungen auch in Siebenbürgen Eingang gefunden, wo sie zunächst durch Kaufleute aus Hermannstadt, welche dieselben in Leipzig kennen gelernt, dann durch zwei aus Schlesien herübergekommene Schüler Luthers verbreitet wurden. In der gleichen Weise wie in Ungarn durch die politischen Wirren begünstigt und durch den nach dem Kirchengut lüsternen Adel gefördert, fand die neue Lehre auch hier, trotz mehrfach gegen dieselbe erlassener strenger Maßregeln, bald zahlreiche Anhänger. Aus Hermannstadt wurden im Jahre 1529 mit den Ordensgeistlichen zugleich die entschiedensten Katholiken vertrieben; in Kronstadt hatte die neue Lehre im Jahre 1534 vollständig den Sieg errungen, und in einem großen Theile des Landes wurde die Messe abgeschafft und der Laienkelch eingeführt.

Im Jahre 1544 entschied sich die gesammte sächsische Nation auf der Synode von Medwisch für die Augsburger Konfession; dagegen nahm der magyarische Theil der Bevölkerung den Kalvinismus an. Auf dem Landtage zu Klausenburg wurde im Jahre 1556 allgemeine Religionsfreiheit verkündet und der Beschluß gefaßt, die Kirchengüter zu Zwecken der Landesvertheidigung einzuziehen, mit Ausnahme von zwei Klöstern, aus welchen lutherische Gymnasien errichtet werden sollten. Zu den Lutheranern und Kalvinisten gesellten sich auch Unitarier und Wiedertäufer, und bald kam es unter diesen verschiedenen Sekten zu heftigen Kämpfen.

Wie in Ungarn, so wirkten auch in Siebenbürgen die von Stephan Bathory herbeigerufenen Jesuiten äußerst segensreich in der Bekämpfung der verschiedenen Irrlehren, weßhalb sie auch von den Protestanten aufs Tiefste gehaßt und wiederholt vertrieben wurden.

XV.

Der religiöse Aufschwung in der katholischen Kirche.

Der Jesuitenorden.

Noch ehe das Concil von Trient durch seine Reformdekrete den Grund zu einer Erneuerung der Kirche an Haupt und Gliedern gelegt, war in einzelnen frommen Seelen ein glühender Eifer für die Rettung des bedrohten Glaubens erwacht. Im Gebete, in der Entsagung und freiwilligen Armuth, in der Uebung aller christlichen Tugenden, welche die letzten Generationen so wenig geachtet, wollten sie sich stärken zu dem großen Kampfe, dessen Ziel einerseits die Bekehrung der aus der Gemeinschaft Roms Geschiedenen und andrerseits die Wiedergeburt der Lauen und Gleichgiltigen unter den noch nicht Abgefallenen sein sollte. So entstanden neue Orden, die Zeugniß ablegten von der unverwüstlichen Lebenskraft der Kirche und Großes zu wirken berufen waren.

Alle katholischen Länder stellten ihr Kontingent zu dieser heiligen Miliz; das größte jedoch lieferte Spanien. „Die ritterlichen Söhne dieses Landes", sagt Hübner, „die, mäßig, ernst, beschaulich, sich in einem achthundertjährigen Kampfe gegen die Mauren im Dienste des Kreuzes geübt, betheiligen sich mit Inbrunst an dem neuen Kreuzzug, begeistern sich durch die noch frischen Erinnerungen an Ferdinand und Isabella, an Gonsalvo von Cordova, lauschen den Erzählungen der letzten Veteranen von Granada, greifen diesmal nicht zum Schwerte und zum Panzerhemd, sondern zum Kreuze und dem härenen Gewande und tragen auf das Schlachtfeld die Ueberzeugungen, den Eifer, die Strenge, die Thatkraft einer vergangenen Zeit."

Wenn auch die große katholische Reaktion des sechzehnten Jahrhunderts, durch welche nicht nur dem Protestantismus ein fester Damm entgegengesetzt, sondern auch ein großer Theil des von ihm in Besitz genommenen Gebietes zurückerobert werden sollte, nicht von Rom allein ausgegangen war, so wurde doch der Stuhl des heiligen Petrus bald der Mittelpunkt derselben. Die Päpste wurden die Leiter der wunderbaren Bewegung und förderten, von einer bedeutenden Anzahl ausgezeichneter Männer unterstützt, das große Werk der kirchlichen Reform mit solchem Erfolge, daß bald die katholische Welt der zerklüfteten protestantischen gegenüber wieder das erhebende Schauspiel einer wunderbar gekräftigten, nur ihr verheißenen und verbliebenen Einheit darbot.

Einen ganz besonders großen Antheil an dem gewaltigen Umschwung, den die Dinge in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahr-

hunderts zu Gunsten der noch kurz vorher in ihrem Fortbestand bedrohten Kirche nahmen, hatte der neu gegründete Orden der Gesellschaft Jesu, welcher nicht nur die Irrlehre mit den schärfsten Waffen der Wissenschaft und mit einem Erfolge bekämpfte, der ihm bald den glühendsten Haß der Neuerer zuzog, sondern auch dem vielfach vernachlässigten Volke die Glaubenswahrheiten in der einfachsten und faßlichsten Form mittheilte, die heranwachsende Jugend für dieselbe zu begeistern wußte, die sittliche Reform der christlichen Gesellschaft durch das eigene Beispiel wie durch die zweckmäßigsten Mittel mächtig förderte und zugleich der Kirche in den fernsten Ländern Millionen neuer Kinder gewann.

Der Gründer des Jesuitenordens war der heilige Ignatius von Loyola (Don Iñigo Lopez de Recaldo), geboren im Jahre 1491, als der jüngste Sohn einer altadeligen, aber wenig begüterten Familie, auf dem Schlosse Loyola in der Provinz Guipuzcoa. Seine Jugendjahre verbrachte Ignatius theils am Hofe Ferdinands des Katholischen, an welchen er schon frühe als Page gekommen, theils im spanischen Heere, wo er sich durch Thatendurst und ritterliches Streben nach dem Ruhme der Tapferkeit auszeichnete. Im Jahre 1521 leitete er im Kriege gegen Frankreich die Vertheidigung der Citadelle von Pampelona und leistete den Belagerten den heldenmüthigsten Widerstand, bis ihm am 20. Mai eine Kugel das linke Bein zerschmetterte. Man brachte ihn in das nahe Schloß seines Vaters, wo sein zerschossenes Bein so mangelhaft eingerichtet wurde, daß es nochmals gebrochen werden mußte. Kein Laut des Schmerzes kam bei dieser qualvollen Operation über die Lippen des willensstarken Kriegers, und als sich herausstellte, daß auch jetzt noch unter dem Knie ein Knochen hervorragte, ließ sich der muthige Ignatius, der in Allem ein vollendeter Mann werden wollte, denselben mit eisernem Gleichmuthe absägen.

Während seines langen, schmerzvollen Krankenlagers wünschte sich Ignatius durch Lektüre zu zerstreuen und verlangte nach Ritterromanen; da jedoch in dem Schlosse keine derartigen Bücher zu finden waren, las er das Leben Jesu und eine Legende der Heiligen. Die hohen Vorbilder der Selbstverläugnung, der Liebe und Tugend entflammten sein Herz; er konnte nicht umhin, einen Vergleich zu ziehen zwischen dem stillen Ringen der Heiligen nach Gottähnlichkeit und dem eitlen Streben nach irdischen Dingen, das bisher sein Leben ausgefüllt, und nach einem heftigen inneren Kampfe beschloß er, dem weltlichen Ritterthum zu entsagen und, gleich den großen Heiligen Franziskus und Dominikus, die ihm ungleich nachahmungswürdiger erschienen, als die gefeiertsten Helden der spanischen Nationalkämpfe, ein Streiter zu werden für das Reich Christi.

Von Bußeifer durchglüht, eilte er, sobald seine Heilung so weit fortgeschritten war, daß er sein väterliches Haus verlassen konnte, nach dem Berge Montserrat, um sich in dem dortigen Benediktinerkloster vor dem Bilde der heiligen Mutter Gottes auf eine Wallfahrt nach Jerusalem vorzubereiten. Nachdem er hier sein reiches Ritterkleid gegen das rauhe Gewand der Eremiten vertauscht und eine von den Ausbrüchen des bittersten Reueschmerzes begleitete Generalbeichte abgelegt, begab er sich nach dem Städtchen Manresa, wo er sich in einem Hospital für niedere Stände die strengsten Bußübungen auferlegte. Bald darauf zog er sich in eine nahe gelegene, fast unzugängliche Felsenhöhle zurück, wo er nach harten Kasteiungen und schweren Seelenkämpfen so reiche innere Tröstungen fand, daß er später oft erklärte, er habe nie glücklichere Tage verlebt, als in der Höhle von Manresa.

Im Jahre 1523 begab sich Ignatius nach Italien, um sich in Venedig nach Palästina einzuschiffen. Am 4. September 1523 hatte er zum ersten Male das Glück, am Grabe des Erlösers zu beten. Sein Wunsch war, in dem heiligen Lande an der Bekehrung der Ungläubigen zu arbeiten; da jedoch der Obere der Franziskaner, der seinen Eifer zügeln zu müssen glaubte, ihm dazu die Erlaubniß verweigerte, kehrte er zu Anfang des Jahres 1524 über Venedig nach Spanien zurück.

Von dem glühenden Wunsche beseelt, die Erleuchtung, die er selbst nach heißen Kämpfen empfangen, auch Andern mitzutheilen, aber wohl fühlend, daß ihm zur gründlichen Belehrung seiner Mitmenschen die nöthige wissenschaftliche Bildung fehlte, faßte er den Entschluß, ohne Zögern das in seiner Jugend Versäumte nachzuholen, und hielt es für keine Schande, trotz seiner dreiunddreißig Jahre auf der Schule von Barcelona mitten unter zwölfjährigen Knaben die Anfangsgründe der lateinischen Sprache zu erlernen, wobei er sein streng ascetisches Leben fortsetzte. Schon nach zwei Jahren hatte es sein eiserner Fleiß so weit gebracht, daß er für fähig erklärt wurde, an der Universität Alkala Philosophie zu studieren. Dieses Studium setzte er in Salamanka fort; da er jedoch neben dem Lernen auch das Lehren übte und dabei auf seine Unterrichtsgenossen einen wunderbaren Einfluß gewann, gerieth er in Verdacht, zu der damals in Spanien aufgetauchten Sekte der Alumbrados (Illuminaten) zu gehören, die unmittelbare Erleuchtungen über die Geheimnisse der Religion empfangen zu haben vorgaben, und wurde daher bei dem Inquisitionsgerichte verklagt. Dieses erklärte ihn zwar nach sechswöchentlicher Haft für nichtschuldig, ertheilte ihm jedoch bei seiner Entlassung die Weisung, nicht eher als Religionslehrer aufzutreten, als bis er seinen vierjährigen theologischen Lehrkursus durchgemacht habe. Um weiteren Unannehm-

Digitized by Google

lichkeiten zu entgehen, beschloß er im Februar 1528, Spanien zu verlassen und seine Studien an der berühmten Universität Paris fortzusetzen. Nachdem er hier, um den bestehenden Vorschriften zu genügen, nochmals Grammatik und Philosophie gehört, begann er das Studium der Theologie.

In Paris versammelte Ignatius eine Anzahl jüngerer talentvoller Männer um sich, deren Eifer für die Verbindung von Frömmigkeit mit Wissenschaft er hauptsächlich durch die von ihm veranstalteten geistlichen Uebungen und Konferenzen angefacht hatte, und es gelang ihm, sie für das große Werk zu gewinnen, das ihm als das Ziel und die Aufgabe seines Lebens vorschwebte. Diese ersten Genossen des großen Ordensstifters waren der Savoyarde Peter Le Fèvre (Faber), der einst als Hirtenknabe zu nächtlicher Stunde bei seiner Heerde unter freiem Himmel sein Leben Gott geweiht und jetzt mit Ignatius den philosophischen Kursus repetirte, während dieser ihn seine Fehler bekämpfen lehrte; der eben so schöne und liebenswürdige als geistreiche Franz Xavier, ein navarresischer Edelmann, der, bereits Lehrer der Philosophie, durch Ignatius von seinem Ehrgeiz und Weltsinn zur christlichen Demuth hinübergeführt wurde; der einundzwanzigjährige hochbegabte Spanier Jakob Lainez; der achtzehnjährige Alfons Salmeron aus Toledo; Alfons Bobadilla, früher Professor der Philosophie zu Valladolid, und der Portugiese Simon Rodriguez de Azevedo.

Diese sieben Männer legten am 15. August 1534 in der Kirche von Montmartre, nach ernster Vorbereitung und gemeinsamem Empfange der heiligen Kommunion, das Gelübde ab, nach vollendeten theologischen Studien ihr Leben in Jerusalem der Pflege der Christen und der Bekehrung der Sarazenen zu widmen, wofern aber dies nicht ausführbar sein sollte, ihre Dienste dem Papste anzubieten und sich bedingungslos und ohne Lohn dahin zu begeben, wohin er sie senden werde. Zugleich gelobten sie im Angesichte Gottes, allen Gütern der Welt zu entsagen und in vollständiger Armuth und Keuschheit ein Gott geweihtes Leben zu führen. Damit war der Grund zu einem Bau gelegt, der sich zu wunderbarer Größe entfalten sollte.

Nachdem Ignatius einige Zeit, theils zur Herstellung seiner durch unausgesetzte Abtödtungen tief erschütterten Gesundheit, theils zur Ordnung der Angelegenheiten seiner spanischen Freunde, in Spanien zugebracht, wo er mit großem Erfolge predigte, während seine Gefährten in Paris eifrige Andachten hielten, trafen alle Glieder des Vereins, deren Zahl sich inzwischen um drei neue Genossen vermehrt hatte, der getroffenen Verabredung gemäß, zu Anfang des Jahres 1537 in Venedig zusammen, wo sie sich in den

Digitized by Google

Spitälern an der Krankenpflege betheiligten und Diejenigen unter ihnen, die noch nicht Priester waren, die Priesterweihe empfingen. Da der Krieg zwischen Venedig und der Türkei es ihnen unmöglich machte, sich nach Palästina einzuschiffen, beschlossen sie, den zweiten Theil ihres Gelübdes zu erfüllen, zu welchem Ende Ignatius, Le Fèvre und Lainez sich im Jahre 1538 nach Rom begaben, während die Uebrigen an verschiedenen Orten Italiens als Prediger auftraten.

Paul III., der wohl erkannte, wie wichtig ein Verein werden könne, der in einer Zeit so vielfachen Abfalles sich zum strengsten Gehorsam gegen den heiligen Stuhl verpflichtete, nahm die Dienste desselben an, worauf Ignatius zu Anfang des folgenden Jahres auch seine übrigen Genossen nach Rom berief. Hier legte er ihnen den von ihm schon längst ausgearbeiteten Entwurf eines neuen Ordens vor, dessen Mitglieder neben den drei gewöhnlichen Ordensgelübden ein viertes ablegen sollten, durch welches sie sich dem Papste zur unbedingten Verfügung stellten. Nachdem Alle diesem Entwurf freudig zugestimmt, wurde derselbe Paul III. vorgelegt. Dieser bestätigte den neuen Orden unter dem von Ignatius gewählten Namen der „Gesellschaft Jesu" durch eine Bulle vom 27. September 1540, welche die Zahl der Ordensglieder auf sechzig festsetzte — eine Beschränkung, die schon nach drei Jahren von Paul III. selbst, angesichts der wichtigen, von dem Orden geleisteten Dienste, wieder aufgehoben wurde. Mit allen Stimmen, außer der seinigen, wurde Ignatius zum Ordensgeneral gewählt, worauf er am 17. April 1541 sein Amt antrat. Er nahm seinen Sitz in Rom, wo er noch fünfzehn Jahre lang, nach den verschiedensten Richtungen hin mit unermüdlichem Eifer segensreich wirkend, die Angelegenheiten der jungen Genossenschaft mit ebensoviel Weisheit als liebevoller Hingebung, mehr bittend als gebietend, leitete und am 31. Juli 1556, im fünfundsechzigsten Jahre seines vielbewegten Lebens starb. Von seinen ersten Genossen überlebten ihn fünf, von denen Jakob Lainez zu seinem Nachfolger gewählt wurde.

Das Hauptziel des Jesuitenordens ist ausgedrückt in den Worten: Omnia ad majorem Dei gloriam — Alles zur größeren Ehre Gottes. Für sie soll der Orden wirken, indem er mit dem eigenen Heile zugleich das Heil des Nächsten zu fördern sucht, jenes durch genaue Beobachtung der Ordensgelübde, häufigen Empfang der heiligen Sakramente, innerliches Gebet, Betrachtung und Gewissenserforschung, dieses durch Erziehung der Jugend, Predigten, geistliche Uebungen, Katechisationen, Bekämpfung der Irrlehren, Verbreitung des wahren Glaubens und gewissenhafte Verwaltung des Beichtstuhles.

Für den unausgesetzten Fortschritt der einzelnen Ordensglieder

im geistlichen Leben sollte Loyola's herrliches Werk, die „Exercitia spiritualia“ oder „geistliche Uebungen“, in welchem der Heilige seine innersten Lebenserfahrungen niedergelegt, die nöthige Anleitung geben. „Niemand kann“, sagt Weiß, „mit Ernst diese Uebungen durchmachen, ohne sich geistig und sittlich gehoben zu fühlen, ohne ein sicheres Bild seines Seelenzustandes und die mächtigsten Antriebe zu gewinnen, sein Leben zu ändern und ihm die Richtung zum Guten zu geben, aber auch nicht ohne die Kunst zu bewundern, mit der ihm Ignatius alle Seiten seines Inneren enthüllt, die Tiefen des Menschenherzens ergründet und alle geeigneten Saiten der Empfindung anschlägt. Darum empfahl sie auch Paul IV. als „voll der Frömmigkeit und Heiligkeit und zur Erbauung wie zum geistlichen Fortschritt überaus nützlich und heilsam.“

Die Grundzüge der Einrichtung des Jesuitenordens, dessen Verfassung in manchen Stücken von den älteren Orden abweicht, sind enthalten in den von dem heiligen Ignatius unter weiser Benutzung der Erfahrungen der bereits bestehenden Orden verfaßten „Konstitutionen“, in deren Bestimmungen sich die tiefste Kenntniß der göttlichen Offenbarungen wie des menschlichen Herzens ausspricht. Da die Genossenschaft nur aus durchaus tüchtigen, talentvollen, geistig und körperlich gesunden Mitgliedern von untadelhaftem Lebenswandel bestehen soll, wird bei der Aufnahme in dieselbe, die der General oder der von ihm Bevollmächtigte vollzieht, nach dem von Ignatius selbst aufgestellten Beispiel, mit der äußersten Vorsicht vorgegangen; sie geschieht nach genauer Prüfung der Geistesgaben, des Wandels und der Gesundheit des Petenten. Das Noviziat dauert zwei Jahre, die in geistlichen Uebungen, verbunden mit Krankenpflege und niederen Dienstleistungen, zugebracht werden. Dann erfolgt die Ablegung des einfachen Gelübdes der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams, wodurch der Novize *Scholastiker* wird. Hierauf beginnt eine mehrjährige Studienzeit für Rhetorik, Literatur, Philosophie, Mathematik und Physik, in welchen Fächern der Scholastiker die strengsten Prüfungen zu bestehen und nach erlangter Approbation in den unteren Klassen der Kollegien mehrere Jahre lang Unterricht zu ertheilen hat, um des erlangten Wissens vollständig Herr zu werden. Dann erst beginnt das Studium der Theologie, für welches vier Jahre vorgesehen sind, nach deren Ablauf der Scholastiker die Priesterweihe erhält, welcher strenge Uebungen vorausgehen. Hierauf kommt noch ein Prüfungsjahr, das zweite Noviziat, das in Predigten, Katechisation, Unterrichtgeben, geistlichen Uebungen und dem Studium der Ordensregel zugebracht wird und mit der Ablegung des zweiten Gelübdes schließt. Fügt der Scholastiker, der durch die Priesterweihe *geistlicher Koadjutor* – im Gegensatze zu den *weltlichen*

Koadjutoren oder Laienbrüdern — geworden, dem Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams auch das vierte bei, sich dem Papste in den Missionen gänzlich zur Verfügung zu stellen, so erhält er den Namen Profeß.

Die Professen, die allein zu den höheren Aemtern des Ordens gelangen können, wohnen in der Regel in Profeßhäusern unter einem Präses und bilden in ihrer Gesammtheit die Generalkongregation, welche die eigentliche Verwaltung des Ordens leitet, den General wählt und ihn unter gegebenen Umständen auch absetzen kann. Der auf Lebenszeit ernannte „General", dem eine gewisse Anzahl gleichfalls von der Generalkongregation gewählter Assistenten, sowie ein Admonitor als besonderer Rathgeber zur Seite stehen, weist jedem Mitgliede seinen Platz an, besetzt alle Ordensämter, entscheidet über die Aufnahme in den Orden, sowie über Ausstoßung und Entlassung aus demselben, dispensirt, wenn zeitliche oder örtliche Verhältnisse es nöthig machen, empfängt die Berichte der Beamten und entsendet Visitatoren, um sich über den Zustand der einzelnen Provinzen, Kollegien oder Häuser des Ordens zu vergewissern.

So bildet die Schöpfung des heiligen Ignatius eine wohlorganisirte, durch weise Gesetze beschränkte Monarchie, deren Seele der religiöse Gehorsam ist. Alle sollen sich in Selbstverläugnung und Demuth üben, weßhalb auch die Glieder des Ordens geloben müssen, keine kirchliche Würde anzunehmen, es sei denn, daß der Papst es in Kraft des Gehorsams befehle. Jeder Einzelne soll aufgehen in dem Ganzen der Genossenschaft; dem Orden allein und dessen hohen Zwecken soll seine Liebe gehören, sein Streben allein darauf gerichtet sein, Allen Alles zu werden, um Alle für Christum zu gewinnen. Wer sich dieser hohen Aufgabe nicht gewachsen zeigt, wird unerbittlich entlassen und kann nur wieder aufgenommen werden, nachdem er besondere neue Proben bestanden hat.

Diese strenge Zucht allein war es, was den Orden in den Stand setzte, mit seiner Thätigkeit die Welt zu umspannen. Nur weil jeder Einzelne sich des eigenen Willens gänzlich entäußert, um mit aller seiner Kraft das Ziel zu verfolgen, das der Leiter der Genossenschaft ihm vorgesteckt, konnte der Orden unter allen Himmelsstrichen wirken, seine Mitglieder allen Gefahren, allen Lebensverhältnissen aussetzen und universelle Zwecke verfolgen. Selbst der protestantische Geschichtschreiber Macaulay sagt von der Schöpfung Loyola's: „In dem Orden Jesu concentrirte sich die Quintessenz des katholischen Geistes, und die Geschichte des Jesuitenordens ist die Geschichte der großen katholischen Reaktion. Dieser Orden setzte sich auf einmal in den Besitz aller Vesten, die den öffentlichen Geist beherrschen: der Kanzel, der Presse, des Beichtstuhls, der

Akademien. Wo immer ein Jesuit predigte, war die Kirche zu klein für die Menge der Zuhörer. Der Name Jesuit auf dem Titelblatte sicherte den Erfolg eines Buches. In die Ohren der Jesuiten flüsterten die Mächtigen die geheime Geschichte ihres Lebens. Zu den Füßen der Jesuiten wurde die Jugend der höheren und mittleren Klassen von der Kindheit bis zum Mannesalter, von den ersten Anfangsgründen bis zu den rhetorischen und philosophischen Kursen aufgezogen. Literatur und Wissenschaft, vor Kurzem noch mit Unglauben oder mit Ketzerei verbündet, wurden jetzt die Alliirten der Orthodoxie. Herrschend im Süden Europa's, zog der große Orden bald erobernd aus. Trotz der Weltmeere und Wüsten, des Hungers und der Pest, der Spione und Strafgesetze, der Ketten und Foltern, der Galgen und der Blöcke zum Viertheilen, waren Jesuiten in jeder Verkleidung und in jedem Lande zu finden: als Gelehrte, Aerzte, Kaufleute, Dienstboten, an dem schwedischen Hofe, in den alten Edelhöfen von Chesshire, in den Hütten von Connaught, disputirend, belehrend, tröstend, die Herzen der Jugend ermahnend, den Muth der Zaghaften belebend, den Augen der Sterbenden das Kruzifix vorhaltend."

Wie zeitgemäß der Orden war und wie sehr in allen katholischen Ländern seine segensreiche Wirksamkeit anerkannt wurde, zeigt seine rasche Verbreitung. Bei dem Tode des heiligen Ignatius, im Jahre 1556, zählte die Gesellschaft bereits über tausend Mitglieder in hundert Kollegien und andern Häusern und neben der außerordentlichen römischen Provinz noch zwölf andere, unter denen sich bereits drei überseeische befanden: Indien, Aethiopien und Brasilien.

Die Bahn der Eroberungen, die durch den Jesuitenorden unter den Heiden für den christlichen Glauben gemacht werden sollten, eröffnete der heilige Franz Xavier. Auf die Bitte des Königs Johann III. von Portugal, der das Christenthum in seinen indischen Besitzungen rascher verbreitet zu sehen wünschte, sandte ihn Ignatius im Jahre 1541 mit Simon Rodriguez nach Lissabon, von wo er mit dem nächsten Schiffe nach Ostindien abging. Erst nach dreizehnmonatlicher Fahrt kam er in Goa an, wo er die Europäer sittlich verkommen und die Indier in Aberglauben und Lastern versunken fand. Er wandte sich an die Jugend, um durch sie auf die ältere Generation zu wirken, und wußte durch seine herzgewinnende Freundlichkeit und Milde die Kinder so sehr an sich zu fesseln und für die Lehren zu erwärmen, die er ihnen vortrug, daß sie bei ihren Eltern und Bekannten Missionäre des christlichen Glaubens wurden. Bald war die Bevölkerung von Goa wie umgewandelt und die Mehrzahl der dortigen Indier zum Christenthum bekehrt.

Digitized by Google

Als Franz Xavier in Goa sein Ziel erreicht sah, fuhr er nach dem Kap Komorin, dessen aus armen Perlenfischern bestehende Bevölkerung zwar von den Portugiesen zur Annahme des Christenthums bewogen worden, seitdem aber, weil nur äußerlich bekehrt, wieder in das Heidenthum zurückverfallen war. Nachdem er auch hier durch seine Demuth und sein mildes, liebevolles Auftreten in kurzer Zeit den vollständigsten Erfolg errungen, kehrte er nach Goa zurück, um dort eine Pflanzstätte eifriger Missionäre zu gründen. Dann wandte er seine Schritte nach den ungeheuren Länderstrecken des Königreichs Travankore, wo er innerhalb eines einzigen Monats über zehntausend Heiden taufte.

Immer weiter zog der unermüdliche Glaubensbote, durchwanderte Malakka und Makassar und gewann, in seinen rastlosen Bemühungen von mehreren andern Gliedern seines Ordens unterstützt, die ihm nach Goa gefolgt waren, die Bewohner der Inseln Amboina und Ternate, sowie die meisten übrigen Molukken für die Lehre des Heils.

Nachdem Xavier in Indien innerhalb acht Jahren zwanzig verschiedene Völkerschaften bekehrt, trieb ihn sein apostolischer Eifer weiter. Im Jahre 1549 schiffte er sich, in Begleitung eines von ihm bekehrten Japanesen, nach Japan ein, wo er bis zu der Hauptstadt Miako vordrang und einen der Unterkönige zur Taufe bewog. Auch in diesem Lande erregten seine unbesiegbare Geduld, seine stete Heiterkeit unter allen Anstrengungen und Gefahren und seine werkthätige Menschenliebe das Staunen Aller, die mit ihm in Berührung kamen, und eine große Zahl von Japanesen wurde durch ihn für das Christenthum gewonnen. Da man ihm jedoch sagte, daß die vollständige Bekehrung von Japan durch die von China bedingt sei, dessen Vorgange die Japanesen folgen würden, beschloß er, dorthin aufzubrechen; doch kehrte er vorher nach Indien zurück, um die Zukunft seiner dortigen Pflanzung zu sichern. Da er in Goa Alles im blühendsten Zustande fand, schiffte er sich ohne Zögern nach der chinesischen Küste ein. Doch es war ihm nicht beschieden, das Land seiner Sehnsucht zu betreten. Im Begriff, von der Insel Sanzian nach dem chinesischen Festlande überzusetzen, wurde der „Apostel Indiens" von einem tödtlichen Fieber befallen, das ihn am 3. Dezember 1552 in seinem sechsundvierzigsten Lebensjahre dahinraffte. Er hatte mehrere hunderttausend Menschen mit eigener Hand getauft und eine noch weit größere Zahl zum Christenthum bekehrt.

Was der heilige Franz Xavier begonnen, wurde in Indien, Japan und China durch andere Glieder seines Ordens mit rastlosem Eifer und fast durchweg glänzendem Erfolge fortgesetzt. Der eigentliche Begründer des Christenthums in China, dem „Reich der Mitte",

Digitized by Google

war der durch reiche Geistesgaben, wie durch eine ungewöhnliche Gelehrsamkeit hervorragende Matteo Ricci aus Macerata, der im Jahre 1582 unter dem Schutze einer Gesandtschaft nach China kam. Nachdem er sich Sprache, Sitten und Gebräuche der Chinesen vollständig angeeignet, trat er nach längerer Vorbereitung zuerst in Kanton, dann in Nanking, im Gewande eines Gelehrten auf und wußte den alles Ausländische verachtenden Chinesen so zu imponiren, daß er im Jahre 1600 den Weg zum Kaiserhofe fand, wo er mit seinen Gefährten freundlich aufgenommen wurde. Als der Kaiser, hocherfreut über eine von Ricci angefertigte, alle chinesischen Versuche weit übertreffende Landkarte, Befehl gab, zehn solcher Tafeln auf Seide zu malen und in seinem Zimmer aufzuhängen, suchte Ricci durch die in den Zwischenräumen der Karte angebrachten christlichen Symbole und Sprüche die Aufmerksamkeit des Herrschers auf die christliche Religion zu lenken. Ebenso fand er in seinem Unterrichte in der Mathematik Anknüpfungspunkte für die Darlegung christlicher Wahrheiten, wodurch er die meisten seiner Schüler für das Christenthum gewann. Auch mehrere Mandarinen ließen sich taufen, und der kaiserliche Hof gestattete ihm die Errichtung von Missionsstationen in der Hauptstadt wie in den Provinzen. Als er, aufgerieben durch das Uebermaß seiner Anstrengungen, im Jahre 1610 im Alter von achtundfünfzig Jahren starb, wurde ihm in Peking die Ehre eines feierlichen Leichenbegängnisses zu Theil.

Unter Ricci's Nachfolgern, die mit dem gleichen Eifer und mit so großem Erfolge fortwirkten, daß man im Jahre 1616 in fünf Provinzen des chinesischen Reiches, trotz mehrfacher gegen die Christen ausgebrochener Verfolgungen, nahezu fünfhundert christliche Kirchen zählte, zeichnete sich besonders der gelehrte deutsche Jesuit Johann Adam Schall aus, der im Jahre 1622 nach China kam. Nachdem er längere Zeit erfolgreich für die Bekehrung der Heiden gewirkt, wurde er im Jahre 1629 auf Veranlassung eines durch Ricci in einen eifrigen Christen verwandelten Mandarins nach Peking berufen, wo er sich alsbald die Gunst des Kaisers Xuntschin in so hohem Grade erwarb, daß ihn derselbe zum Mandarin und Vorsteher der mathematischen Kommission in Peking ernannte.

Nach dem Tode Xuntschins (1644) wurde die herrschende Dynastie durch die Mandschu-Tataren gestürzt; doch blieben die Jesuiten als Mathematiker von Verfolgung verschont, und der Pater Schall genoß unter dem ersten Kaiser aus der Tataren-Dynastie das gleiche Ansehen wie unter dessen Vorgänger. Da bei dem Tode dieses Kaisers der Thronfolger noch unmündig war und die vier Mandarinen, welche die vormundschaftliche Regierung führten, Feinde Schalls wie des Christenthums überhaupt waren, wurde die Einkerkerung

der christlichen Priester verfügt und Schall zum Tode verurtheilt. Aber mehrere rasch hintereinander folgende Erdbeben, sowie eine Feuersbrunst im kaiserlichen Palaste schüchterten das Volk wie die Richter so sehr ein, daß die gefangenen Missionäre in Freiheit gesetzt wurden; doch starb der fünfundsiebenzigjährige Schall bald darauf an Entkräftung (15. Aug. 1666). Als der junge Kaiser Kanghi im Jahre 1669 selbst die Regierung antrat, ließ er ihm ein ehrenvolles Denkmal setzen und übertrug seine Stelle am mathematischen Kollegium dem niederländischen Jesuiten Ferdinand Verbiest, dessen Ansehen durch die Erfindung einer besseren Art von Kanonen erhöht wurde, die sich bei der Bekämpfung eines gefährlichen Aufruhrs trefflich bewährten. Von da an konnte das Christenthum, so weit es auf den Kaiser ankam, sich ungehindert ausbreiten und selbst in der Halbinsel Korea wie in der Tatarei Eroberungen machen.

Die unermüdliche Thätigkeit, welche die Jesuiten in der Bekehrung der Chinesen entfalteten, gereichte nicht allein diesen zum Segen, sondern auch dem Abendlande; denn erst durch ihre Schriften erhielt dasselbe einen Einblick in die Verhältnisse des großen „Reiches der Mitte" und eine genauere Kenntniß der Literatur, Dichtung, Philosophie, Kunst, Religion und uralten Geschichte des chinesischen Volkes.

Nicht minder segensreich, als im fernsten Osten, war das Wirken der Jesuiten in der westlichen Hemisphäre, wo ihnen bereits andere Orden, insbesondere der des heiligen Dominikus, vorgearbeitet hatten. Die Thätigkeit aller früheren Missionäre überflügelnd, wirkten sie dort auf einem ungleich ausgedehnteren Gebiete mit wunderbarem Erfolge.

Der Schauplatz ihrer ersten Mission in Amerika war Brasilien, wohin sie im Jahre 1549 gekommen. Nachdem sie in der kurz vorher von dem portugiesischen Statthalter Thomas de Susa gegründeten Stadt Baja oder San Salvator die Landessprache erlernt, gelang es ihnen nach unsäglichen Mühen, einen Theil der meist unverschweifenden, dem Trunke, der Wollust und dem Genusse von Menschenfleisch ergebenen Wilden jener Gegend zu bekehren, worauf im Jahre 1551 zu Bahia ein Bisthum gegründet wurde. Ganz besonders verdient machten sie sich durch ihre Bemühungen für die Einschränkung des Menschenhandels, dessen vollständige Abschaffung sie nicht hatten erlangen können, und für die Milderung der Lage der Sklaven, zu deren Schutz im Jahre 1565 auf ihre Anregung durch den König Sebastian eine eigene Kommission eingesetzt wurde.

Den höchsten Ruhm erwarben sich die Jesuiten durch ihre Leistungen in Paraguay, am La Plata-Strome, das im Jahre

1516 von den Spaniern entdeckt und zwanzig Jahre später von ihnen in Besitz genommen worden. Nachdem die Franziskaner, die zuerst in diese Gegenden gekommen, in der Bekehrung der wilden, unstät umherschweifenden Eingeborenen nur geringe Erfolge erzielt, erschienen im Jahre 1586, durch den Bischof Franz Victoria von Tucuman aus dem Predigerorden herbeigerufen, drei Jesuiten, denen bald viele anderen nachfolgten, an den Ufern des La Plata-Stromes. Um mit den Eingeborenen einen friedlichen Verkehr anzubahnen, nahmen sie ihre Zuflucht zur Musik, und in der That lauschten die Söhne der Wildniß gern den heiligen Gesängen, welche die Missionäre des Abends, in Kähnen auf- und niederfahrend, unter Begleitung ihrer musikalischen Instrumente anstimmten. Nachdem sich die Väter der Gesellschaft Jesu auf diese Weise eine Brücke zu den Herzen der Eingeborenen gebaut und ihr Vertrauen gewonnen, schritt das Werk der Bekehrung rasch und glücklich voran.

Um dem ausgestreuten Samen dauernde Früchte des Heiles zu sichern, beschlossen die Jesuiten, die nach und nach entstandenen christlichen Gemeinden zu einem geordneten Staatswesen zu organisiren. Der Statthalter wies ihnen zu diesem Zwecke ein bestimmtes Gebiet an, mit der Zusage, daß auf demselben keinerlei Kommenden errichtet werden sollten und man nichts Anderes fordern werde, als die Anerkennung der Oberhoheit des Königs von Spanien. Hier gründeten sie im Jahre 1610, mit Genehmigung des Königs Philipp III., dem sie den Plan zu der von ihnen beabsichtigten Schöpfung vorgelegt, in den schönsten und fruchtbarsten Gegenden eine Anzahl von Ansiedlungen, Reduktionen genannt, die mit Ausnahme des Bischofs und des königlichen Statthalters kein Spanier ohne besondere Erlaubniß des Ordens betreten durfte, damit die Indianer vor Mißhandlungen und bösem Beispiele geschützt blieben. In diesen Reduktionen, deren Zahl im Laufe der Zeit auf dreißig stieg, unterrichteten die Väter der Gesellschaft Jesu die Eingeborenen im Ackerbau, sowie in Gewerben und Künsten, besonders in der Musik; auch hielten sie dieselben zu Waffenübungen an, um sie durch die Erlernung europäischer Kriegskunst in den Stand zu setzen, sich erfolgreich gegen die Angriffe feindlicher Nachbarvölker zu vertheidigen, und ihr Kriegswesen war so trefflich organisirt, daß sie im Jahre 1622 einen Angriff europäischer Sklavenjäger, die in großer Zahl in ihr Land eingerückt, siegreich zurückschlugen.

Von dem Grund und Boden der einzelnen Reduktionen wurde ein großes Stück als „Gottesbesitz" zu gemeinschaftlicher Bebauung ausgeschieden, von dessen Ertrag, außer dem an den König von Spanien zu entrichtenden Tribut, die Kosten des Kultus bestritten und die Wittwen, Waisen, Alten und Gebrechlichen erhalten wurden. Das übrige Ackerland war unter die einzelnen Familien vertheilt, doch

nicht als absolutes Eigenthum, sondern in der Weise, daß jeder Familienvater von dem Ertrage des ihm zugetheilten Stückes nur so viel behalten durfte, als zur Ernährung der Seinen nöthig war; das Uebrige wurde in Vorrathshäuser gebracht.

Die ganze Reduktion bildete gewissermaßen eine einzige große Familie, an deren Spitze ein Missionär stand, der in seiner Person die obrigkeitliche Würde mit der priesterlichen vereinigte. Zur Aufrechthaltung der äußeren Ordnung, sowie zur Ueberwachung des sittlichen Lebens waren eigene „Censoren" ernannt. Die Strafen für begangene Vergehen waren die mildesten, gewöhnlich nur leichtere oder schwerere Kirchenstrafen. Streitigkeiten wurden durch Schiedsrichter geschlichtet; die brüderliche Liebe in Christo war das Grundgesetz dieser ächt christlichen Republik. Das Tagewerk begann mit gemeinsamem Gesang und Gebet und dem heiligen Meßopfer und schloß mit Gesang und Gebet; die Kirchenglocke verkündete die Tageszeiten und deren verschiedene Geschäfte. Die Kinder wurden vom siebenten bis zum zwölften Jahre in den Schulen unterrichtet, wo sie Lesen, Schreiben, Rechnen, die spanische Sprache und Musik erlernten, und später nach ihren besonderen Neigungen und Fähigkeiten für ein bestimmtes Handwerk oder eine Kunst ausgebildet. Die Häuser waren geräumig, reinlich und schön. Auf die Ausschmückung der Kirche, die in der Mitte des Ortes auf einem freien Platze stand, wurde die größte Sorgfalt verwendet und der Gottesdienst an Sonn- und Festtagen auf das Feierlichste und mit allem durch die Verhältnisse gestatteten Glanz abgehalten. Auch an heiterem Lebensgenuß fehlte es in diesen Reduktionen nicht; es gab öffentliche Festlichkeiten, Ring- und Turnspiele. In dem ganzen Staate, der die Verwirklichung der idealen Republik Platons darstellt, herrschte Zufriedenheit, Eintracht und Glück, und die Bewohner lohnten die Hingabe der Missionäre durch die rührendste Dankbarkeit. Ueber den sittlichen Zustand der Reduktionen schreibt ein Bischof: er glaube, daß in denselben das ganze Jahr hindurch nicht eine Todsünde begangen werde. Dieser glückliche Musterstaat, der im Jahre 1717 an hunderteinundzwanzigtausend Seelen zählte, erhielt sich in unverminderter Blüthe bis zur Zeit der Aufhebung des Jesuitenordens.

Auch in den übrigen Ländern Südamerika's, sowie in Mexiko und auf der Halbinsel Kalifornien verbreiteten die Jesuiten unter unsäglichen Schwierigkeiten den christlichen Glauben. In Nordamerika wirkten sie seit dem Jahre 1611 besonders segensreich in Kanada, obgleich in diesem Lande ihr Bekehrungswerk nicht nur durch das rauhe Klima und die Rohheit der Eingeborenen, sondern auch durch die Feindseligkeiten der zahlreichen kalvinischen Ansiedler sehr erschwert wurde.

Den gleichen Eifer, wie in Asien und Amerika, entfalteten die Jesuiten auch in Afrika. In dem Königreich Kongo wirkten sie seit dem Jahre 1548 mit großem Erfolge; in Monomotapa bewogen sie den König mit dreihundert Häuptlingen, sich taufen zu lassen. Auch auf den Philippinen und den Karolinen hatten sie blühende Missionsstationen; auf den Molukken setzten sie ihr Bekehrungswerk fort, bis sie durch die Holländer verdrängt wurden. Mit welchem Heldenmuth sie für die Verbreitung des christlichen Glaubens ihr Leben in die Schanze schlugen, beweist der Umstand, daß achthundert Glieder ihres Ordens in den Missionen den Märtyrertod starben.

In Europa galt der Eifer der Jesuiten hauptsächlich der Bekämpfung des Protestantismus; aber auch in denjenigen katholischen Ländern, in welchen keine Irrlehre Wurzeln zu fassen vermocht, wirkten sie mit dem glänzendsten Erfolge für die Wiederbelebung des religiösen Geistes und des kirchlichen Sinnes, wie für die Reform der Sitten. So in Italien, wo der heilige Ignatius zu Rom den Grund zu einer Pflanzschule seines Ordens, dem sogenannten Kollegium Romanum, und zu dem Kollegium Germanicum legte, in welchem Priester für das im Glauben bedrohte Deutschland ausgebildet werden sollten; in Portugal, wo Rodriguez seit dem Jahre 1542 mit glänzendem Erfolge thätig war und eine gänzliche Reform des Hofes bewirkte, und in Spanien, wo der Herzog von Gandia, Franz Borgia, der als dritter General die Angelegenheiten des Ordens leiten und unter den Heiligen der Genossenschaft glänzen sollte, seine hervorragende Stelle als Vicekönig von Katalonien niederlegte, um die Zahl der Jünger des heiligen Ignatius zu vermehren.

In Deutschland erlangten die Jesuiten, nachdem sie schon im Jahre 1549 von dem Herzog Wilhelm von Baiern zur Regeneration der Universität von Ingolstadt und zwei Jahre später vom Kaiser Ferdinand I. zu dem gleichen Zwecke nach Wien berufen worden, in kurzer Zeit einen bedeutenden Einfluß durch ihre zahlreichen, trefflich organisirten Schulen, die sich eines so allgemeinen Vertrauens erfreuten, daß sie selbst von vielen Protestanten besucht wurden. Die Jesuiten waren nicht nur die Lehrer der Jugend, sondern auch ihre Erzieher und suchten als solche vor Allem den Charakter der ihnen anvertrauten Jünglinge zu bilden. „Wenn ich", schreibt der große protestantische Gelehrte Baco, „ihren Fleiß, ihre Thätigkeit im Unterricht und in der Bildung der Jugend betrachte, so kommt mir das Wort des Agesilaos an Pharnabazos in den Sinn: „Wenn du doch zu uns gehörtest, da du ein solcher Mann bist!" Und an einer andern Stelle erklärt er geradezu: es könne gar keine besseren Schulen geben, als die der Jesuiten.

In der That war ihre Unterrichtsmethode eine so vortreffliche, daß die Jugend, wie allgemein anerkannt wurde, bei ihnen in einem halben Jahr mehr lernen konnte, als bei Andern in zwei Jahren. „Ein freierer Geist bei unabläſſiger Aufsicht", sagt Ranke, „freundliche Herablassung zu den Schülern, weise Sorgfalt für die Bewahrung ihrer Unschuld und Sittlichkeit zeichnete die Jesuitencollegien vor andern Schulen aus; Liebe und Vertrauen regierten. Was nur den Wetteifer beleben kann: öffentliche Redeübungen, Preisvertheilungen, Ehrentitel, wurde angewandt, um den Fleiß zu spornen. Für die Ausbildung des Körpers sorgten gymnastische Uebungen; der äußere Anstand im geselligen Leben sollte durch theatralische Anschauung verfeinert werden. Noch im achtzehnten Jahrhundert galt ihr Unterricht für den besten; nicht nur aus katholischen Ländern, sondern selbst aus protestantischen strömte der Adel ihren Schulen zu. Männer, welche die Kirche tödtlich haßten und sie ihr Leben lang verfolgten, wie Voltaire, der selbst bei den Jesuiten erzogen worden war, gaben der Fähigkeit und dem Eifer der Patres das glänzendste Zeugniß."

Andere Ordensstiftungen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts.

Außer dem Jesuitenorden verdanken zahlreiche andere Kongregationen der großen katholischen Reaktion des sechzehnten Jahrhunderts ihren Ursprung, wie dieselbe auch Veranlassung zur Regeneration älterer Orden gab.

Schon einige Jahre vor der Gründung des Ordens der Gesellschaft Jesu war durch den Minoriten-Observanten Matteo de Bassi der Kapuzinerorden gestiftet worden, der im Jahre 1528 von Clemens VII. die päpstliche Bestätigung erhielt. Der Orden war nur eine Erneuerung der ursprünglichen Regel des heiligen Franziskus von Assisi, die in ihrer ganzen Strenge hergestellt wurde. Die Kapuziner erhielten die Erlaubniß, die Kapuze und den langen Bart zu tragen, in einsamen Zellen nach der Regel des heiligen Franziskus zu leben, dem Volke zu predigen und besonders für die Bekehrung schwerer Sünder zu wirken. Die Kirchen und Klöster des Ordens sollten durch Einfachheit und Mangel aller Zierrathen lebhaft an die evangelische Armuth erinnern, die Glieder desselben bei öffentlichen Unglücksfällen sich Allen dienstbar erweisen. Obgleich Matteo de Bassi im Jahre 1537 aus der Kongregation wieder ausgetreten war, um zu den Observanten zurückzukehren, wuchs dieselbe sehr rasch und erlangte auch außerhalb

Italiens große Volksthümlichkeit. Der Abfall des dritten Generalvikars [1]), Bernhardin Ochino, der im Jahre 1542 zum Protestantismus übertrat, führte eine Zeit schwerer Heimsuchung für den Orden herbei, indem den Kapuzinern zwei Jahre lang das Predigen verboten wurde; die aufopfernde Thätigkeit der Ordensmitglieder tilgte jedoch bald die erlittene Schmach und sicherte dadurch den Bestand der Genossenschaft.

Im Jahre 1573 wurden die Kapuziner durch Karl IX. nach Frankreich berufen, wo sie alsbald mehrere Klöster gründeten. Durch den heiligen Karl Borromäus kamen sie im Jahre 1580 in die Schweiz, zunächst nach Altdorf. Der Erzherzog Ferdinand erbaute ihnen im Jahre 1593 ein Kloster in Innsbruck, und Kaiser Rudolf II. erbat sich von Clemens VIII. Mitglieder des Ordens für seine Erbstaaten. Auch in den übrigen katholischen Territorien des deutschen Reiches wurden Kapuzinerklöster gestiftet, namentlich in den rheinischen Erzbisthümern. Der Orden, in welchen auch fürstliche Persönlichkeiten eintraten, wie der Herzog Heinrich von Joyeuse (1587) und Alfons von Este, Herzog von Modena (1626), erhielt im Jahre 1619 von Papst Paul V., der demselben schon im Jahre 1606 gestattet hatte, auch die ihm in Spanien angebotenen Häuser anzunehmen, die Ermächtigung, sich statt eines Generalvikars einen selbstständigen General zu wählen.

Den unablässigen Bemühungen der Kapuziner, die ihre seelsorgliche Thätigkeit mehr den unteren Volksklassen zuwendeten, verdankt mehr als ein Landstrich Deutschlands theils die Erhaltung, theils die Wiederherstellung der katholischen Religion. Auch dem mühevollen Amte der Bekehrung der Heiden, besonders in Afrika und Amerika, haben sich die Mönche dieses Ordens mit heldenmüthiger Aufopferung unterzogen.

Neben dem Mönchsorden der Kapuziner entstand im Jahre 1538 zu Neapel auch ein Frauenorden der „Kapuzinerinnen", welche die Regel der strengen Klarissinnen beobachteten.

Sehr segensreich wirkte auch die von dem heiligen Philipp von Neri gestiftete Kongregation der Oratorianer. Von früher Jugend an hatte der Florentiner Philipp von Neri (geb. 1515) fast ausschließlich den Studien und den Uebungen der Frömmigkeit und Nächstenliebe gelebt, und so unerschütterlich fest stand sein Entschluß, sein Leben ganz dem Dienste Gottes zu weihen, daß selbst das Anerbieten eines reichen Oheims, ihm sein ganzes Vermögen zu hinterlassen, wenn er sich für die Welt ausbilden und dem Kaufmanns-

1) Der Papst hatte anfangs den Orden unter den General der Minoriten-Konventualen gestellt, weßhalb ihr Vorsteher den Titel Generalvikar führte.

stande widmen wolle, ihn darin nicht wankend machen konnte. Nachdem er längere Zeit in Rom mit glänzendem Erfolge dem Studium der Philosophie und Theologie obgelegen, wobei er sein Leben durch Unterrichtgeben fristete, gründete er im Jahre 1548 die Bruderschaft „der heiligen Dreieinigkeit", welche neben der persönlichen Erbauung der Mitglieder durch religiöse und wissenschaftliche Vorträge die Versorgung der nach Rom Wallfahrenden zum Zwecke hatte.

Diese Bruderschaft, die durch die Unterstützung zahlreicher Wohlthäter in den Stand gesetzt wurde, den Grund zu einem großen Hospitale zu legen, in welchem seitdem Millionen armer Pilger Obdach und Pflege gefunden, erhielt nach dem von Philipp zu ihren Zusammenkünften eingerichteten Betsaale den Namen der „Kongregation der Priester des Oratoriums" oder der Oratorianer.

Die Verfassung dieser neuen, im Jahre 1574 von Gregor XIII. bestätigten Kongregation war eine republikanische: alle Glieder derselben sollten dem Range nach einander gleich stehen und der auf drei Jahre gewählte Superior nur der Ehre nach der Erste sein. Die Oratorianer waren durch kein ewiges Gelübde gebunden; aber die Liebe, die allein sie zusammenhalten sollte, erwies sich als ein so mächtiges Band, daß nur höchst selten ein Austritt vorkam. Zur Förderung der wissenschaftlichen Bildung wie der christlichen Vollkommenheit wurden täglich in dem Oratorium unter der Leitung Philipps Vorträge gehalten über das Evangelium, über Tugenden und Laster, über Kirchengeschichte oder über das Leben der Heiligen, und diesen Vorträgen wohnten zahlreiche hochgestellte Männer, Bischöfe, Prälaten und andere Würdenträger, mit dem lebhaftesten Interesse bei.

Auch außerhalb des Oratoriums war der heilige Philipp Neri eifrig bemüht, der Religion die Herzen zu gewinnen. Darum wehte in allem, was er that und sprach, der Geist der Liebe. Von einer bewunderungswürdigen Bescheidenheit und ein entschiedener Gegner jedes äußeren Prunkes, suchte er nie zu glänzen, und Gutes zu thun im Verborgenen war seine Lust. Als Seelenarzt hatte er sich der ungewöhnlichsten Erfolge zu erfreuen. Hohe und Niedere, Gelehrte und Künstler wie schlichte Handwerker, drängten sich zu seinem Beichtstuhle, in welchem er oft vom ersten Tagesgrauen bis tief in die Nacht hinein saß. Unzählige hat er aus einem verkommenen Leben gerettet. Mit Kindern, die er oft zum Spielen ins Freie führte, ein Kind, war er für Staatsmänner und Kardinäle ein geistiges Orakel. Wie mit fast allen großen Männern seiner Zeit, so stand er auch mit Ignatius von Loyola in Verbindung. „Ihr seid Kinder eines großen Vaters", sagte er eines Tags zu mehreren Jesuiten. „Ich bin ihm zu Dank verpflichtet; denn von eurem Meister habe

Digitized by Google

ich des inneren Gebets pflegen gelernt." Aus seiner Schule gingen viele der größten Gelehrten, wie Baronius, Raynald, Gallandi, Saccarelli u. A., hervor. Nach einer langjährigen reich gesegneten Wirksamkeit starb Philipp am 26. Mai 1596, im Alter von achtzig Jahren. Gregor XV. nahm ihn im Jahre 1622 unter die Zahl der Heiligen auf.

Nach dem Muster des vom heiligen Philipp von Neri gegründeten Ordens stiftete Pierre de Berulle, der Sohn eines Parlamentsraths in Paris (geb. 1575), im Jahre 1611 das „Oratorium Jesu", das zur Förderung der wissenschaftlichen Bildung der Geistlichen, wie zur Bekehrnng der Häretiker bestimmt war und im Jahre 1613 durch Paul V. die päpstliche Genehmigung erhielt.

Aehnliche Zwecke wie die Oratorianer verfolgten die im Jahre 1524 von dem heiligen Cajetan von Thiene und Peter Caraffa, dem nachmaligen Papst Paul IV., damals Bischof von Theate (Chieti), gegründete Kongregation der Theatiner, die sich zugleich der Krankenpflege unterzogen, allem Besitzthum entsagten und nur von der „Vorsehung Gottes", d. h. von den freiwillig gegebenen Spenden christlicher Mildthätigkeit, leben wollten, und die der Barnabiten oder Pauliner, die im Jahre 1530 zu Mailand von drei Edelleuten gegründet wurde, um im Beichtstuhle und auf der Kanzel, im Jugendunterrichte und in der Leitung von Seminarien, sowie durch Missionen das Heil der Seelen zu fördern.

Mit der Hebung des christlichen Lebens durch den Jugendunterricht beschäftigten sich besonders die im Jahre 1578 zu Mailand von dem heiligen Karl Borromäus gestiftete Kongregation der Oblaten (Freiwilligen) vom heiligen Ambrosius, die zunächst dem Erzbischof von Mailand in der Wiederherstellung des religiösen Lebens in seinem Sprengel beistehen sollten, sowie die der Hieronymiten oder Somasker — so genannt nach dem zwischen Mailand und Bergamo gelegenen Städtchen Somascho — die, im Jahre 1526 von dem venetianischen Edelmanne Hieronymus Emiliani hauptsächlich für die Erziehung der Waisenkinder gestiftet, im Jahre 1540 von Paul III. bestätigt wurde, und die von Cäsar de Bus, aus Cavaillon in der päpstlichen Grafschaft Venaissin, im Jahre 1592 gegründete und im Jahre 1597 von Papst Clemens VIII. bestätigte Kongregation der Väter der christlichen Lehre.

Ausschließlich der Krankenpflege widmete sich die im Jahre 1540 in Spanien entstandene Genossenschaft der Brüder der christlichen Liebe, in Deutschland barmherzige Brüder genannt. Der Stifter derselben war ein Portugiese von niederer Herkunft, der heilige Johann von Gott, der sich, nachdem er als gemeiner Soldat Kaiser Karls V. in Flandern und Ungarn

gekämpft, aus eigenem Antriebe in Afrika der Pflege der Christensklaven gewidmet hatte. Als er einst in der Kathedrale von Granada der Predigt des frommen Johann von Avila beiwohnte, fühlte er sich von den beredten Worten des gottbegeisterten „Apostels von Andalusien", dieses unermüdlichen Beförderers einer tief innigen Religiosität, so mächtig ergriffen, daß er sein Leben ganz Gott im Dienste seiner Nebenmenschen zu weihen beschloß und in den geistlichen Stand trat. Er starb, nachdem er unzählige Werke heroischer Liebe vollbracht, im Jahre 1550, im Alter von fünfundfünfzig Jahren, und wurde im Jahre 1690 heilig gesprochen. Anfangs hatten die Jünger, die sich um ihn geschaart, um ihn im Krankendienste wie im Almosensammeln zu unterstützen, keine andere Regel als das Beispiel des Stifters ihrer Genossenschaft und die Hausordnung, die er in dem von ihm gegründeten Hospital zu Granada eingeführt. Nachdem die Kongregation in den Besitz mehrerer Häuser gekommen, ertheilte ihr Pius V. im Jahre 1572 die päpstliche Bestätigung, indem er ihr die Augustinerregel gab.

Auch die Frauen sollten mitwirken zur Wiederherstellung des alten Glanzes der Kirche, vor allen die heilige Theresia de Jesu — nach den schönen Worten von Weiß: „eine Frauengestalt groß und einzig wie Jeanne d'Arc, ein Wesen so voll göttlicher Liebe, als nur ein menschliches Herz umspannen kann, ein Geist so fein und tief, daß man in ihren Schriften Thomas von Kempen und Tauler wiedererstanden glaubt."

Theresia de Cepeda y Ahumada, geboren am 28. März 1515 zu Avila in Altkastilien, gehörte als das sechste unter zwölf Kindern einer altadeligen Ritterfamilie an, in welcher ein edler Sinn und fromme Sitte herrschten. Schon in zarter Jugend war ihre Seele von einem regen Streben nach dem Hohen und Unvergänglichen erfüllt; da sie aber von Gott berufen war, Andere zur Vollkommenheit anzuleiten, wurde sie auch von allen menschlichen Schwächen heimgesucht and mußte sich aus dem Zustande der Unbeständigkeit und des Hin- und Herschwankens zwischen Eifer und Lauheit hindurcharbeiten zu fester und geläuterter Tugend.

Nach dem Tode ihrer frommen Mutter (1527) mehr sich selbst überlassen, unterhielt sich die zwölfjährige Theresia viel mit dem Lesen von Rittergeschichten, die sie von ihren Gespielen erhielt, und fand an denselben bald so großes Gefallen, daß sie selbst eine Heldengeschichte im Geiste des damals viel gelesenen altspanischen Ritterromanes „Amadis von Gallien" schrieb, die im Kreise ihrer Bekannten die größte Bewunderung erregte. In ihrer Selbstbiographie, in welcher sie mit ähnlicher Offenheit und Selbsterkenntniß, wie einst der heilige Augustin, alle Vorgänge ihres tiefen Seelenlebens schildert, erzählt sie, wie dieses süße Gift so sehr auf sie

gewirkt habe, „daß sie eitel, gefallsüchtig und vergnügungssüchtig geworden und an den galanten Gesprächen ihrer jugendlichen Verwandten Gefallen gefunden."

Als der Vater das oberflächliche Treiben Theresia's entdeckte, brachte er sie in ein Augustiner-Nonnenkloster. Anfangs blieb auch hier ihr Geist noch so sehr in den Banden der Weltlichkeit befangen, daß sie, wie sie erzählt, die ganze Passionsgeschichte durchlesen konnte, ohne eine Thräne zu vergießen. Aber das tief in ihrer Seele wurzelnde Verlangen nach dem höchsten Gute ließ ihr keine Ruhe. Endlich kam sie zu der Erkenntniß, daß das höchste Gut nur durch Opfer erreicht werden könne, und nachdem sie durch eine Krankheit in dieser Anschauung befestigt worden, beschloß sie, Nonne zu werden. Diesen Entschluß brachte sie, trotz des anfänglichen Widerstrebens ihres Vaters, im Jahre 1539 zur Ausführung, indem sie sich in dem Kloster der Karmeliterinnen zu Avila einkleiden ließ.

Aber auch hier kamen schwere Versuchungen über sie. Da in dem Kloster nicht die ursprüngliche strenge, sondern die vom Papste Eugen IV. gut geheißene mildere Ordensregel beobachtet wurde, nach welcher es Weltleuten gestattet war, durch das Sprachgitter mit den Nonnen zu verkehren, war für sie nicht jede Verbindung mit der Welt abgeschnitten, und sie fand Gefallen an der Liebe und Verehrung, die ihr von den zahlreichen, durch ihren Geist und die Anmuth ihres Wesens angelockten Besuchern entgegengebracht wurde. Allein der Zug der Gnade trug den Sieg davon über die hin und wieder in ihrem Herzen auftauchenden weltlichen Regungen. Fest entschlossen, fortan alle ihre Gedanken ungetheilt auf das Heil ihrer Seele gerichtet zu halten, brach sie jeden Verkehr mit der Welt ab. Von dieser Zeit an erfüllte eine glühende Sehnsucht nach der Vereinigung mit Gott ihr Herz, und in ihrer leidensfrohen Hingebung an den Erlöser erhob sie sich zu dem Wahlspruch: „Entweder leiden oder sterben."

Da die damalige Einrichtung des Karmeliterordens der idealen Auffassung Theresia's nicht entsprach, unternahm sie im Jahre 1562, mit Zustimmung des Papstes Pius IV., die Regeneration desselben, und ihre Begeisterung, Standhaftigkeit und Klugheit siegten über alle Hindernisse, die ihr bei ihrem schweren Werke durch Neid, Haß, Unwissenheit und Verläumdungen aller Art bereitet wurden. Im Jahre 1568 sah sie zu Avila das erste Kloster nach der von ihr reformirten Regel entstehen, und bei ihrem Tode war ihre Reform schon in siebenzehn Frauen- und fünfzehn Mönchsklöstern eingeführt. Einen kräftigen Beschützer fand die Heilige an König Philipp II.

Theresia starb in der Nacht vom 4. auf den 5. Oktober 1582, und ihre Heiligsprechung erfolgte im Jahre 1622. Da gerade in

ihrer Todesnacht der verbesserte Kalender Gregors XIII. in Kraft trat, fällt ihr Fest auf den 15. Oktober. Ihre zahlreichen nachgelassenen Schriften, sowohl die poetischen als die prosaischen, die sämmtlich in das Gebiet der mystischen Theologie gehören und alle die Einigung der Seele mit Gott zum Vorwurf haben, athmen die höchste Gluth der Extase und sind durchweht von dem erhabensten Gedankenflug.

Unter den Ordensmännern, welche die heilige Theresia in ihren reformatorischen Bestrebungen unterstützten, war der hervorragendste der heilige Johann vom Kreuz, gleichfalls ein mystischer, auch dichterisch hochbegabter Schriftsteller — nach den Worten Theresia's: „klein von Gestalt, aber groß vor Gott." Von den Karmelitern der milderen Observanz angefeindet, wurde er der Freiheit beraubt und starb im Gefängniß.

Für den Unterricht und die Erziehung der weiblichen Jugend entstand zu Brescia zwischen 1535 und 1537 der Orden der Ursulinerinnen, so genannt, weil die zu demselben vereinigten Schwestern die heilige Ursula zur Schutzpatronin erwählt hatten. Die Stifterin dieser im Jahre 1544 von Paul III. bestätigten Kongregation, die auf Verwenden des heiligen Karl Borromäus, ihres besonderen Beschützers, von Gregor XIII. nochmals genehmigt und von Paul V. im Jahre 1612 zu einem eigentlichen Orden erhoben wurde, war Angela Merici aus Desenzano am Gardasee. Von Oberitalien breitete sich dieser einem tiefgefühlten Bedürfniß entsprechende Orden bald auch über andere Länder aus.

Unter den Bischöfen, die sich in jener Zeit des neuerwachten Lebens der Kirche als Ordensstifter einen Namen erworben, ragt als eine der anziehendsten Gestalten der heilige Franz von Sales hervor. Geboren im Jahre 1567 auf seinem väterlichen Schlosse Sales in der Diöcese Genf, hatte er sich anfangs der Rechtswissenschaft gewidmet und war erst später in den geistlichen Stand getreten, den Niemand in höherem Grade zieren und verherrlichen konnte, als er. Als Bischof von Genf (seit 1602), war er unermüdlich thätig für das Wohl der ihm anvertrauten Heerde, und wie er, um den einsamen Bewohnern der fernsten Hütten mit den Tröstungen der Religion zugleich Hilfe aller Art zu bringen, weder Mühen noch Gefahren scheuend, über schneebedeckte Berge, durch die wildesten Thäler und an tiefen Abgründen vorüberzog, so führte er durch die Hingebung, mit welcher er seines Priesteramtes waltete, sowie durch sein herzgewinnendes Wesen, seine Leutseligkeit und wunderbare Sanftmuth, seine einfache und liebevolle Rede an zweiundsiebzigtausend Kalvinisten Savoyens und der südlichen Schweiz in den Schooß der Kirche zurück.

Zur Hebung der Bildung in seiner Diöcese gründete Franz

von Sales Gymnasien und stiftete zu Annecy eine Akademie für Theologie, Philosophie, Jurisprudenz und schöne Literatur. Die ganze Fülle seines liebereichen Herzens hat er niedergelegt in seiner weitverbreiteten Philothea — Introduction à la vie dévote — und in seiner „Abhandlung über die göttliche Liebe", beide ausgezeichnet durch Frische der Bilder, Adel und Einfachheit der Sprache und Erhabenheit der Gedanken. „Die ernstesten Fragen der Philosophie, die tiefsten Probleme der Mystiker", sagt Weiß bei der Besprechung dieser beiden Werke, „sind in der einfachsten, Allen verständlichen und anziehendsten Weise behandelt. Für die französische Literatur waren seine Werke bedeutsam, weil die katholische Theologie sich in ihnen zum ersten Male und in schöner Weise in das Gewand der französischen Sprache hüllte."

Im Vereine mit einer reichen adeligen Dame, Johanna Franziska Freiin von Chantal (geb. 1572, gest. 1641, durch Clemens XIII. heilig gesprochen), gründete Franz von Sales im Jahre 1610 zu Annecy den Orden von der „Heimsuchung unserer lieben Frau", dessen Mitglieder, später Salesianerinnen genannt, sich hauptsächlich der Krankenpflege widmen sollten. Die Regel des Ordens war, mit Rücksicht auf die spezielle Absicht der Stifter, Wittwen und Bedrängten des weiblichen Geschlechts ein Asyl zu eröffnen, in Bezug auf die Lebensweise eine äußerst milde. Papst Paul V. erhob im Jahre 1618 die Genossenschaft zu einem eigenen Orden, dessen Thätigkeit sich nicht auf die Krankenpflege beschränken, sondern auch auf die Erziehung der weiblichen Jugend ausgedehnt werden sollte und der eine so rasche Verbreitung fand, daß er bei dem Tode der Freiin von Chantal bereits siebenundachtzig Klöster zählte. Franz von Sales starb, fünfundfünfzig Jahre alt, im Jahre 1622 und wurde durch Alexander VII. unter die Zahl der Heiligen aufgenommen.

Der Thätigkeit der Frauen für Werke christlicher Liebe wurde ein erweitertes Feld eröffnet durch einen Freund des heiligen Franz von Sales, den heiligen Vincenz von Paulo. Dieser seeleneifrige Priester, der einer der größten Wohlthäter der Menschheit geworden, war im Jahre 1576 als der Sohn eines einfachen Landmannes im Dorfe Pony am Fuße der Pyrenäen geboren. Nachdem er seinen ersten Unterricht bei den Franziskanern des nahen Städtchens Acqs erhalten, bezog er die Universität Toulouse, wo er, mit rastlosem Fleiße seinen Studien obliegend, seinen Lebensunterhalt dadurch erwarb, daß er einigen jungen Edelleuten Unterricht ertheilte, und wurde im Jahre 1600 zum Priester geweiht. Als er im Jahre 1605 mit einem Schiffe von Marseille nach Toulon reiste, um dort eine kleine Geldsumme zu erheben, die ihm ein Wohlthäter vermacht hatte, fiel er Seeräubern in die Hände, die

ihn in Tunis als Sklaven verkauften. Hier gelang es ihm, die Türkin Zulima, die Frau seines dritten Herrn, eines Renegaten aus Nizza, Ludwig von Méricourt, zum Christenthum zu bekehren und hierauf auch deren Gatten zu dem von ihm verläugneten Glauben zurückzuführen. Beide schifften sich mit ihm im Jahre 1607 nach Frankreich ein, wo Méricourt durch den Erzbischof von Avignon feierlich wieder in die Kirche aufgenommen wurde. Von Avignon begab sich Vincenz zur Fortsetzung seiner Studien nach Rom. Hier zog er durch seine seltene geistige Begabung die Aufmerksamkeit mehrerer Kirchenfürsten auf sich und wurde mit einem geheimen Auftrag an König Heinrich IV. nach Frankreich zurückgesandt.

In Paris, wo ihn die Königin Margaretha auf Veranlassung Heinrichs IV. zu ihrem Almosenier ernannt hatte, lernte Vincenz den Abbé Berulle, den Gründer des Oratoriums Jesu, kennen, und da seine Stellung am Hofe der Königin Margaretha seinem thätigen Geiste nicht genügte, bewirkte Berulle seine Ernennung zum Pfarrer von Clichy. Auf den Wunsch Berulle's übernahm er im Jahre 1613 in dem Hause des Grafen Emmanuel von Gondi die Stelle eines Hauskaplans und Erziehers der Söhne des Grafen. Während er hier auf alle Hausgenossen den wohlthätigsten Einfluß ausübte, veranlaßte ihn zugleich die Gräfin Gondi, eine äußerst fromme Dame, auf ihren und ihres Gemahls ausgedehnten Gütern Missionen zu halten, bei welchen sein apostolischer Eifer unter der vielfach verwilderten Landbevölkerung wahre Wunder der Bekehrung wirkte.

Doch noch ein anderes Feld der segensreichsten Wirksamkeit sollte dem heiligen Vincenz durch seinen Aufenthalt in dem Hause des Grafen Gondi eröffnet werden. Der Graf war Oberaufseher der königlichen Galeeren, und dies gab dem menschenfreundlichen Vincenz Veranlassung, seine Aufmerksamkeit den bejammernswerthen Sträflingen zuzuwenden, die, ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft, in ihren grauenvollen schwimmenden Kerkern an Leib und Seele der furchtbarsten Verkommenheit anheimfielen. Um seinem Eifer für die Aufbesserung ihrer Lage den freiesten Spielraum zu verschaffen, bewirkte der Graf Gondi von dem König Ludwig XIII. seine Ernennung zum Großalmosenier aller königlichen Galeeren. Als solcher begab sich Vincenz im Jahre 1622 nach Marseille und im folgenden Jahre nach Bordeaux, und an beiden Orten wurde er für die unglücklichen Galeerensträflinge ein wahrer Schutzengel, ebensowohl durch seine erfolgreichen Bemühungen für die Erleichterung ihrer Lage, als durch die zahllosen Bekehrungen, die seine schonende Menschenliebe, seine Sanftmuth und Geduld unter ihnen bewirkten. Gern hätte er ihnen dauernd seine ganze Thätigkeit gewidmet, hätte ihn nicht der Erzbischof von Paris auf den Wunsch

Digitized by Google

des heiligen Franz von Sales mit der geistlichen Leitung des in Paris gegründeten Hauses der Salesianerinnen betraut. Fast dreißig Jahre lang stand er diesem Amte nicht nur bei den Salesianerinnen in Paris, sondern auch bei der ganzen Kongregation derselben in Frankreich mit ebensoviel apostolischem Eifer als Klugheit und Festigkeit vor.

Ein großes Verdienst erwarb sich Vincenz auch durch die Theilnahme, die er den armen Findelkindern zuwandte, deren Zahl damals bei der durch die langjährigen blutigen Bürgerkriege herbeigeführten Verwilderung der Gemüther in der französischen Hauptstadt eine schreckenerregende war. Durch die Mitwirkung einer großen Zahl hochgestellter Frauen, an deren Herz er mit den rührendsten Worten appellirt hatte, gelang es ihm, die nöthigen Geldmittel zur Errichtung eines großen Findelhauses zusammenzubringen und zugleich ein bedeutendes Kapital zu beschaffen, das den Fortbestand desselben sicherte.

Nicht zufrieden mit dem, was er bereits zum Segen der Menschheit gethan, sondern nur immer auf das schauend, was für die Förderung des Reiches Gottes auf Erden zu thun übrig blieb, unternahm Vincenz ein neues Werk: er gründete einen Orden für die Pflege armer Kranken. Schon im Jahre 1617 hatte er, während seiner Missionsthätigkeit auf den Gütern der Familie Gondi, zu Chatillon einen Frauenverein zur Krankenpflege ins Leben gerufen, der sich in Folge der rastlosen Thätigkeit seines Stifters bald in zahlreichen Zweigvereinen über ganz Frankreich verbreitete. In seinen menschenfreundlichen Bemühungen zur Aufrechthaltung und Erweiterung dieser Schöpfung unterstützte ihn eine hochherzige Frau, Louise von Marillac, verwittwete Le Gras, welche, nachdem Vincenz sie vier Jahre lang in allen Uebungen der Selbstverläugnung geprüft, die Beaufsichtigung und obere Leitung dieser Vereine übernahm. Da indessen die meisten Frauen, die sich denselben angeschlossen, theils durch ihre häuslichen Pflichten, theils durch ihre Stellung in der Gesellschaft verhindert waren, der Krankenpflege dauernd obzuliegen, gründete Vincenz eine Genossenschaft von Jungfrauen aus allen Ständen, welche von der Wittwe Le Gras im Krankendienste unterrichtet wurden und nach einer zweijährigen Probezeit das Gelöbniß ablegten, sich ganz und ungetheilt der Krankenpflege zu widmen. Diese Genossenschaft wurde im Jahre 1633 von dem Erzbischof von Paris unter dem Namen Filles de la Charité zu einer eigenen Kongregation erhoben. Nachdem die Regel der „barmherzigen Schwestern", die wegen ihrer schlichten grauen Kleidung auch soeurs grises — graue Schwestern — genannt wurden, im Jahre 1668 durch Clemens IX. die päpstliche Bestätigung erhalten, dehnte der Orden des heiligen Vin-

cenz von Paulo sein wohlthätiges, reich gesegnetes Wirken über alle Länder der Erde aus.

Eine andere wichtige Schöpfung des heiligen Vincenz war die Kongregation der „Missionspriester" oder Lazaristen — so genannt nach der im Jahre 1632 von Vincenz für sie erworbenen und zu einem Hospitale eingerichteten Abtei Saint Lazare in Paris — die sich gleichfalls einer raschen Verbreitung zu erfreuen hatte. Die Mitglieder dieser Kongregation, welche besonders die Aufgabe hatten, unter der Autorität der Bischöfe und mit Zustimmung der Pfarrgeistlichkeit durch belehrende und erbauende Vorträge, sowie durch eifrige Spendung der Sakramente für das Seelenheil der Landbevölkerung zu wirken, sollten Weltpriester sein, aber acht Monate im Jahre sich den Missionsgeschäften widmen oder auch die Leitung von Klerikalseminarien übernehmen. Die segensreiche Thätigkeit der Lazaristen, deren Kongregation Urban VIII. im Jahre 1632 die päpstliche Bestätigung ertheilt hatte, blieb nicht auf Frankreich beschränkt: in Savoyen und Italien entstanden gleichfalls zahlreiche Missionshäuser, und seit dem letzten Jahrzehent des sechzehnten Jahrhunderts finden wir die Lazaristen auch in den Heidenmissionen; sie bekehrten die Wilden in Kanada und retteten an der Küste von Afrika Tausende von Christen aus der Sklaverei.

Auch auf die Bildung des gesammten französischen Klerus übte Vincenz einen bedeutenden und äußerst segensreichen Einfluß aus, indem er in demselben durch häufige Prüfungen, geistliche Uebungen in den Missionshäusern, sowie Prediger- und Pastoralkonferenzen, zu deren Abhaltung ihn der Erzbischof von Paris ermächtigt hatte, nicht nur den Sinn für wahre Frömmigkeit, sondern auch für christliche Wissenschaft neu belebte.

Der Segen Gottes ruhte auf den Werken des heiligen Vincenz von Paulo: was er unternahm, wurde zur Heilsquelle für die leidende Menschheit. Selbst vollständig mittellos, verausgabte er nichtsdestoweniger jährlich viele Tausende für mildthätige Zwecke; denn Niemand konnte seinen Bitten zur Betheiligung an seinen Werken der Barmherzigkeit widerstehen. So fand er die Mittel zur Errichtung eines Hospitals für entlassene Galeerensträflinge, sowie einer Versorgungsanstalt für Greise und zahlreicher anderer Wohlthätigkeitsanstalten, und als in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges das unglückliche Lothringen durch Deutsche und Franzosen, Schweden und Spanier mit gräuelvollen Verwüstungen heimgesucht wurde und später, während des Bürgerkriegs der Fronde, in der Picardie und der Champagne eine furchtbare Hungersnoth ausgebrochen, wußte er in Paris die allgemeine Mildthätigkeit zu solcher Opferwilligkeit zu entflammen, daß er in diese verschiedenen Länder mehrere Millionen Franken und eine Menge Lebensmittel, Kleidungs-

Digitized by Google

stücke u. dergl. zur Linderung der Noth senden konnte. „Die Gottesliebe durch thätige Menschenliebe bekunden", war sein Wahlspruch und sein Leben eine stete Verwirklichung desselben.

Die letzten Lebensjahre des heiligen Vincenz waren durch schwere Krankheiten getrübt; dennoch harrte er, wie in seiner liebevollen Theilnahme und seiner herzgewinnenden Freundlichkeit gegen Jedermann, so auch in seinem mühe- und sorgenvollen Wirken bis an sein Lebensende aus. Er starb am 27. September 1660, im Alter von fünfundachtzig Jahren, und wurde am 16. Juni 1737 durch Clemens XII. heilig gesprochen.

XVI.

Die Päpste seit der Eröffnung des Tridentinischen Concils bis zum Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts.

Paul III., Julius III. und Marcellus II. (1534—1555).

Nach dem Tode Clemens' VII. bestieg der Kardinal Alexander Farnese, Bischof von Ostia, am 12. Oktober 1534 unter dem Namen Paul III. den päpstlichen Stuhl. Durchdrungen von dem Bewußtsein, daß Klerus und Volk einer Regeneration bedürften, war er fest entschlossen, das große Reformwerk, für welches bereits unter seinen Vorgängern Manches geschehen, aus allen Kräften zu fördern. Durch eine Anzahl auserlesener Kardinäle und Prälaten ließ er einen Entwurf von Reformbeschlüssen ausarbeiten, erließ eine Reihe reformatorischer Bullen, bereicherte die Kirche durch neue frisch aufblühende Orden, führte gegenüber den maßlosen Preßprodukten eine scharfe Büchercensur ein und errichtete im Jahre 1542 die Kongregation des heiligen Officiums oder die Inquisition als oberstes Glaubenstribunal, das in Glaubenssachen zu erkennen und überhaupt alles auszuführen hatte, was zur Fernhaltung und Unterdrückung der Irrlehren nöthig schien. Dieses Tribunal, das ohne jede Parteilichkeit und ohne Ansehen der Person vorging, wurde in der Folge auch in Venedig, Mailand, Neapel und Toskana eingeführt und verhinderte die Verbreitung der Neuerungen in Italien. Das größte Verdienst erwarb sich Paul III. durch seine erfolgreichen Bemühungen für das Zustandekommen des Tridentinischen Concils.

Gewarnt durch die traurigen Erfahrungen, die sein Vorgänger Clemens VII. bei seiner Einmischung in den Kampf der beiden in Italien um den Vorrang streitenden Mächte zu machen gehabt, nahm Paul III. bei dem Wiederbeginn des Haders zwischen Karl V. und

Franz I. für keinen von Beiden Partei, sondern suchte den Frieden zwischen ihnen zu vermitteln, und der Waffenstillstand von Nizza war sein Werk. Ueberhaupt war er eifrig bemüht, die christlichen Monarchen zu versöhnen und sie zu gemeinsamem Vorgehen gegen die Türken zu bewegen. Mit dem Kaiser, den er im Schmalkaldischen Kriege durch Geld und Truppen unterstützte, gerieth er wegen der Verlegung des Concils nach Bologna in ein gespanntes Verhältniß, das nicht mehr ausgeglichen wurde.

Als Kirchenoberhaupt war Paul III. wahrhaft groß und sein Wirken ein reich gesegnetes. Der einzige Vorwurf, der ihm gemacht werden konnte, war die allzuweit getriebene Begünstigung seiner Familie, des Hauses Farnese. Wenn auch der Nepotismus damals nicht gerade hart beurtheilt wurde, bereitete dem Papste doch das Streben, die Seinen groß zu machen, viele bitteren Stunden.

Paul III. starb, nahezu zweiundachtzig Jahre alt, am 10. November 1549. „Papst Paul", sagt der venetianische Botschafter Matteo Dandolo, der bei seinem Tode in Rom weilte „war gütig, verbindlich, verständig, besonnen; nie gab es Einen, der des Namens eines Edelmannes würdiger gewesen wäre. Wie anhänglich ihm das römische Volk war, legte es bei seiner Beisetzung an den Tag."

Pauls III. Nachfolger, der hauptsächlich durch den Einfluß der kaiserlichen Partei gewählte Kardinal-Legat Julius del Monte, welcher im Februar 1550 als Julius III. den päpstlichen Stuhl bestieg, begünstigte gleichfalls seine Verwandten, doch ohne jede Verletzung der Gerechtigkeit. Der Familie Farnese gab er das Herzogthum Parma zurück, das ihr sein Vorgänger kurz vor seinem Tode wieder entzogen hatte, und erwies sich ihr günstig, bis sie ihn durch ihr Auftreten gegen den Kaiser und durch Gewaltthätigkeiten gegen das päpstliche Gebiet zu einer anderen Haltung nöthigte. Die wichtigsten Ereignisse seines Pontifikates waren die Rückkehr Englands zur kirchlichen Einheit in Folge der Thronbesteigung der Königin Maria und die Wiedereröffnung des Concils von Trient.

Julius III. starb am 23. März 1555, im Alter von sechsundsechzig Jahren, und ihm folgte auf dem päpstlichen Stuhle der Kardinal Marcellus Cervinus, der sich Marcellus II. nannte. Seine wissenschaftliche Bildung, sein edler Charakter und sein tadelloser Lebenswandel berechtigten, im Vereine mit seiner durch langjährige Betheiligung an den wichtigsten kirchlichen Angelegenheiten gewonnenen Geschäftskenntniß, zu den schönsten Hoffnungen. In der That traf er gleich nach seiner Inthronisation verschiedene heilsamen Maßregeln: er führte Ersparnisse in der Staatsverwaltung ein und reformirte den Gottesdienst; auch stand er von jeder Begünstigung seiner Verwandten ab und zeigte sich entschlossen, in politischen

Digitized by Google

Dingen strenge Neutralität zu beobachten. Aber die frohen Hoffnungen, mit welchen seine Erhebung begrüßt worden, sanken schon am zweiundzwanzigsten Tage nach seiner Wahl mit ihm ins Grab. Seit Jahren an stets wiederkehrenden Fieberanfällen leidend, erlag er am 1. Mai 1555 einem Schlaganfalle.

Paul IV. (1555—1559) und Pius IV. (1559—1565).

Der Nachfolger Marcellus' II. war der Kardinal Pietro Caraffa, der Stifter des Theatinerordens, der den Namen Paul IV. annahm. Die Erhebung dieses durch seine Strenge bekannten Mannes auf den Stuhl des heiligen Petrus bewies, daß es den Kardinälen mit der Reform der Kirche Ernst war. Paul IV. zählte, als er den apostolischen Stuhl bestieg, bereits neunundsiebenzig Jahre; aber das Feuer der Jugend, das aus seinen tiefliegenden Augen leuchtete, und die Raschheit seiner Bewegungen ließen sein hohes Alter nicht ahnen. Von strengen Sitten, in den Geschäften gewandt, beredt und feurig, im Griechischen und Lateinischen wie in der Rechtswissenschaft wohl bewandert, hatte er sich überall, wo er aufgetreten, eine hohe Achtung erworben. Von der Erhabenheit der Pflichten, die sein hohes Amt ihm auferlegte, war er tief durchdrungen. „Wir versprechen und schwören," so erklärte er in seiner ersten Bulle, „wahrhaft dafür zu sorgen, daß die Reform der allgemeinen Kirche und des römischen Hofes bewerkstelligt werde."

Schon am Tage seiner Krönung traf Paul IV. Maßregeln zur Hebung der Klosterzucht und errichtete eine Kongregation für allgemeine Reform. Den Römern erließ er mehrere Taxen und beseitigte die Hindernisse, die der Getreidezufuhr nach Rom in den Weg gelegt worden, wofür das Volk ihm eine Bildsäule errichtete. Dagegen zog er sich vielfachen Tadel durch die Begünstigung seiner Verwandten zu und brachte durch seine gegen die Uebermacht Spaniens in Italien gerichtete Politik den Kirchenstaat in große Gefahr (s. S. 259 f.).

Nach dem Abschluß des Friedens mit Philipp II. wandte der hochbetagte Papst aufs Neue seine ganze Sorgfalt den kirchlichen Reformen zu. Die gleiche Strenge, mit welcher er gegen die Häresie vorging, legte er auch in der Bekämpfung von Mißbräuchen aller Art an den Tag. Er führte in den römischen Kirchen eine schärfere Zucht ein, entfernte anstößige Bilder, vertrieb abgefallene Mönche aus Rom und dem Kirchenstaat und unwürdige Beamte aus ihren Stellen, so daß eine Münze geschlagen wurde, die ihn als den mit der Geißel den Tempel säubernden Heiland darstellte. Mit der größten Gewissenhaftigkeit sah er bei der Verleihung von

Pfründen und Aemtern auf die Würdigkeit und kirchliche Gesinnung der Bewerber und bestrafte das ehrgeizige Haschen nach denselben. Der Inquisition präsidirte er regelmäßig, predigte häufig selbst und hielt auch die Kardinäle dazu an, setzte für den Kirchenstaat die Kongregation „von der guten Regierung" ein und ließ alle Beschwerden erörtern und die Steuern verringern. Selbst der protestantische Geschichtschreiber Ranke sagt von ihm: „Keinen Tag ließ er vorübergehen, ohne einen auf die Wiederherstellung der Kirche zu ihrer ursprünglichen Reinheit bezüglichen Erlaß bekannt zu machen."

Als eine schwere Erkrankung ihm die Nähe seines Todes verkündete, versammelte er die Kardinäle um sich, richtete, seine letzten Kräfte zusammenraffend, an sie eine eindringliche Rede, worin er ihrem Gebete seine Seele und ihrer Sorgfalt den heiligen Stuhl empfahl, und starb an dem nämlichen Tage, dem 18. August 1559, im Alter von vierundachtzig Jahren. Die Kunde von seinem Tode rief in Rom, wo man ihm weder die Leiden, die sein Krieg mit Spanien dem Lande bereitet hatte, noch die Strenge seiner Regierung verzeihen konnte, Ruhestörungen hervor, bei welchen seine Bildsäule beschimpft und zerstört und das Gebäude der Inquisition nebst dem Hauptkloster der Dominikaner geplündert wurde. Erst nach zwölf Tagen gelang es, die Ordnung vollständig herzustellen.

Das noch unter dem Eindruck dieser stürmischen Tage zusammengetretene Konklave war von langer Dauer; erst am 26. Dezember wurde der einundsechzigjährige Kardinal Johann Angelo von Medici, aus dem rasch emporgekommenen Mailändischen Zweige dieser Familie, als Pius IV. auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Der neue Papst, der durch die Milde seines Wesens einen scharfen Gegensatz zu seinem Vorgänger bildete, war, gleich diesem, einfach in seiner Lebensweise, dabei literärisch gebildet und ein Freund der Wissenschaften und hatte in Staatsangelegenheiten ein richtiges Urtheil. Für die kirchliche Reform entfaltete er den gleichen Eifer, wie Paul IV., doch suchte er dieselbe in milderer Art zu fördern, als dieser. Seinen Verwandten gestattete er nur einen beschränkten Einfluß. Die Erhebung seines dreiundzwanzigjährigen Neffen, des heiligen Karl Borromäus, dessen Leben nach dem Ausspruch eines venetianischen Botschafters, „so unschuldig war, daß man es makelrein nennen konnte," zum Kardinal und Erzbischof von Mailand gereichte der Kirche zum größten Segen; denn Karl sah seine Stellung nicht als ein Vorrecht an, das ihn berechtigt hätte, sich über Andere zu erheben, sondern als eine Pflicht, der er sich mit aller Sorgfalt, Bescheidenheit und Ausdauer zu widmen habe, und war unermüdlich thätig für das Werk der Reform, wie für die gewissenhafteste Erledigung aller ihm übertragenen kirchlichen An-

Digitized by Google

gelegenheiten. Dabei kannte seine werkthätige Nächstenliebe keine Grenzen. In seiner Lebensweise von der äußersten Einfachheit, verwendete er sein ganzes reiches Einkommen zu Werken der Wohlthätigkeit, und als bei dem furchtbaren Wüthen der Pest in Mailand im Jahre 1570 alle Behörden entflohen waren, blieb er furchtlos auf seinem Posten und wurde der rettende Engel der Bevölkerung, indem durch seine aufopfernde Liebe und Fürsorge an siebzigtausend Kranke Pflege des Leibes und der Seele erhielten.

Während Pius IV. Rom verschönerte und den Gelehrten reiche Unterstützungen zufließen ließ, behielt er zugleich alle Angelegenheiten der Christenheit unausgesetzt im Auge, sandte die tüchtigsten Legaten in verschiedene Länder und war vor Allem eifrig bemüht, das unterbrochene ökumenische Concil von Trient fortzusetzen, das unter ihm sein segensreiches Werk zur Vollendung führte. Einem Beschluß des Concils entsprechend, ordnete er eine durchgreifende Reform der sehr im Argen liegenden Kirchenmusik an, die durch den berühmten Giovanni Pierluigi von Palestrina (geb. 1514 zu Palestrina, gest. 1594 zu Rom, von seinen Zeitgenossen der „Fürst der Musik" genannt,) in der glänzendsten Weise durchgeführt wurde. Die letzten Lebensjahre Pius' IV. wurden durch die Gefahren getrübt, die der Kirche in verschiedenen Ländern drohten: in Deutschland durch die Begünstigung der Protestanten von Seiten Kaiser Maximilians II., in England durch Elisabeth, in Frankreich durch die wachsende Macht der Hugenotten und durch die schmachvolle Haltung der Königin-Mutter Katharina von Medici. Er starb am 9. Dezember 1565, im Alter von sechsundsechzig Jahren. Karl Borromäus, der auf die Kunde von der schweren Erkrankung seines Oheims nach Rom geeilt, und Philipp von Neri spendeten dem sterbenden Papste die letzten Tröstungen der Religion.

Der heilige Pius V.

(1566—1572.)

Nach dem Tode Pius' IV. lenkte der heilige Karl Borromäus die Wahl des Konklaves auf den Kardinal von Alessandria, Michele Ghislieri, der als Pius V. den päpstlichen Stuhl bestieg.

Geboren zu Boscho bei Alessandria am 17. Januar 1504 als der Abkömmling einer alten, in den Bürgerkriegen verarmten und nach Piemont verpflanzten bolognesischen Familie, war Michele Ghislieri in seinem fünfzehnten Jahre in den Dominikanerorden getreten, dessen Regel er in ihrer ganzen Strenge beobachtete; später hatte ihn Paul IV. wegen seiner ungewöhnlichen ascetischen Strenge und seines glühenden Eifers für die Bewahrung der Reinheit des

Glaubens und die Wiederherstellung der Zucht des kirchlichen Lebens zum Kardinal und Chef der Inquisition ernannt. Als er erfuhr, daß das römische Volk, das seine Strenge fürchtete, mit seiner Wahl unzufrieden sei, äußerte er: er werde so zu regieren suchen, daß die Römer Ursache hätten, seinen Tod mehr zu beklagen, als seine Erhebung.

Auch als Papst behielt Pius V. die einfache Lebensweise des Klostergeistlichen bei, dessen rauhes Untergewand er nicht ablegte; er stand frühe auf, gönnte sich wenig Ruhe und beobachtete das strengste Fasten; ohne Gebet war ihm die Last der Tiara unerträglich: sein Vergnügen war die Andacht. Ebenso treffend als schön schildert ihn Ranke mit den Worten: „Das Glück einer inbrünstigen Andacht, das einzige, dessen er fähig war, einer Andacht, die ihn oft bis zu Thränen rührte und von der er mit der Ueberzeugung aufstand, er sei erhört, blieb ihm bis an sein Ende gewährt. Das Volk war hingerissen, wenn es ihn in den Prozessionen sah, barfuß und ohne Kopfbedeckung, mit dem reinen Ausdruck einer ungeheuchelten Frömmigkeit im Gesichte, mit langem, schneeweißem Bart; sie meinten, einen so frommen Papst habe es niemals gegeben; sie erzählten sich, sein bloßer Anblick habe Protestanten bekehrt. Auch war Pius gütig und leutselig; mildthätig war er von jeher; er hatte eine Liste von den Dürftigen in Rom, die er regelmäßig nach ihrem Stande unterstützen ließ. Pius V. war sich bewußt, daß er immer die gerade Straße gewandelt; daß ihn diese bis zum Papstthum geführt, erfüllte ihn mit einem Selbstvertrauen, welches ihn vollends über jede Rücksicht erhob."

Die Reform an Haupt und Gliedern war für Pius V. kein leeres Wort. Die päpstliche Hofhaltung wurde auf das beschränkt, was zur Aufrechthaltung ihrer Würde unerläßlich war. In der Verleihung von Pfründen, namentlich von Bisthümern, war er äußerst behutsam und berücksichtigte, so viel er immer vermochte, nur die persönlichen Eigenschaften. Die Bischöfe nöthigte er zur Residenz, steuerte dem Unwesen der Verleihung der Kanonikate an Nichtgeistliche, beschränkte den Luxus in der Lebensweise des Weltklerus, förderte den katechetischen Unterricht und bot alle der Kirche zu Gebote stehenden Mittel auf, um die Beschlüsse des Tridentinischen Concils zur allgemeinen Durchführung zu bringen. Er ertheilte Allen Audienz, sorgte für eine unparteiische Gerechtigkeitspflege und hielt an jedem letzten Mittwoch im Monat mit den Kardinälen eine öffentliche Sitzung, in welcher Jeder seine Beschwerden über die Gerichte vorbringen konnte.

In Rom schaffte Pius V. die Thiergefechte, als eine unchristliche Belustigung, ab und bestrafte mit großer Strenge die Entheiligung des Sonntags. Von Nepotismus war er freier als irgend

ein anderer Papſt, ſowohl ſeines eigenen als des vorhergehenden und des nachfolgenden Jahrhunderts, und die von ſeinen Angehörigen erlangte Stellung, die immer nur eine beſcheidene war, verdankten ſie weit weniger ihm ſelbſt, als Philipp II. von Spanien.

Während Pius IV. ſich von der großen Politik fern gehalten, griff Pius V. in alle wichtigen politiſchen Fragen der Zeit, theils anregend und vermittelnd, theils entſcheidend, ein, und die Ueberzeugung, daß die weltlichen Dinge den kirchlichen untergeordnet werden und deren Zwecken dienen müſſen, verbunden mit dem Bewußtſein, daß Nebenzwecke ihm fremd waren, ließ ihn dabei mit einer Entſchiedenheit vorgehen, die keine Rückſichten kannte. Er ſprach den Bann über die Königin Eliſabeth aus, that zur Rettung der unglücklichen Maria Stuart alles, was in ſeinen Kräften ſtand, und ſandte Truppen nach Frankreich und den Niederlanden, um dort Karl IX. gegen die Hugenotten, hier Philipp II. gegen die rebelliſchen Niederländer zu unterſtützen. Und wie er beim Beginne ſeines Pontifikats dem heldenmüthigen La Valette gegen Soliman den Prächtigen zu Hilfe gekommen, als dieſer Malta belagerte, ſo bezeichnete er den Ausgang desſelben durch das große, zur Bekämpfung Selims II. geſchloſſene Bündniß mit Spanien und Venedig, deſſen Ergebniß der glorreiche Tag von Lepanto war. Glaubwürdigen Nachrichten zufolge verkündete der Papſt während der Schlacht den Kardinälen im Vatikan den Sieg der chriſtlichen Waffen. Zur Erinnerung an denſelben ſtiftete er das Feſt der Madonna della Vittoria, Maria vom Siege.

Trotz aller aufreibenden Thätigkeit nach Außen verlor Pius V. nicht einen Augenblick das große Werk der kirchlichen Reform aus den Augen und fand dabei ſogar noch Zeit, perſönlich in den Spitälern Werke der Barmherzigkeit zu üben. Im März 1572 erkrankte er ſo heftig, daß man ſein Ende erwartete und er ſogar ſchon todt geſagt wurde; dennoch ließ er ſich am Oſtertage nach der Loggia von St. Peter tragen, um dem Volke den Segen zu ertheilen. Hierauf beſuchte er noch einmal die ſieben Baſiliken, um von ihnen vor der Reiſe in die Ewigkeit Abſchied zu nehmen. Mit unſäglicher Mühe erſtieg er die Scala Santa — die heilige Treppe — und küßte dreimal die letzten Stufen derſelben. Nach dem Vatikan zurückgekehrt, verließ er ſein Lager nicht mehr. Heilig, wie er gelebt, ſtarb er am 1. Mai 1572, im Alter von achtundſechzig Jahren, tiefbetrauert von dem römiſchen Volke, das zwar ſeine Strenge erfahren, aber auch die Wohlthaten ſeiner Gerechtigkeit, ſeines Hochſinns und ſeiner Herzensgüte genoſſen hatte. Sein Pontifikat war der Glanzpunkt der katholiſchen Reſtauration. Hundert Jahre nach ſeinem Tode wurde er von Clemens X. beatificirt; ſeine Heiligſprechung vollzog Clemens XI.

Digitized by Google

Gregor XIII.

(1572—1585.)

Hugo Buoncompagni, der am 14. Mai 1572, nach nur zweitägigem Konklave, im Alter von einundsiebzig Jahren als Gregor XIII. auf den päpstlichen Stuhl erhoben wurde, gehörte einer angesehenen bolognesischen Familie an. Ursprünglich Jurist, war er vor dem Eintritt in den geistlichen Stand verheirathet gewesen und hatte einen Sohn, Giacomo, den er zum Kastellan der Engelsburg und nach dem Tode Marc Antonio Colonna's zum Befehlshaber der päpstlichen Truppen ernannte, aber sehr in Schranken hielt, wie er überhaupt seine Angehörigen nur in so weit begünstigte, als es mit den Interessen der Kirche vereinbar war. Nachdem Buoncompagni als Prälat an dem Concil von Trient während der ganzen Dauer desselben Theil genommen, war er von Pius IV. zum Kardinal und Legaten in Spanien ernannt worden.

Gregor XIII. war ein ernster, wortkarger Mann, standhaft in seinen Entschlüssen, einfach in seinem Wesen und sittenrein, im Gnadenbewilligen zurückhaltend, wenn er von der Gerechtigkeit einer Sache nicht überzeugt war, aber im Grunde des Herzens gütig und theilnehmend. Obgleich er Reichthum und Luxus nie gekannt, war er prachtliebend, wo es die Erhöhung des Glanzes der Kirche und den Schmuck der Gotteshäuser galt. Michel de Montaigne schildert zu Ende des Jahres 1580 den damals achtundsiebzigjährigen Papst mit folgenden Worten: „Gregor XIII. ist ein schöner Greis, mittlerer Größe, von gerader Haltung und majestätischem Aussehen, mit langem, weißem Bart, in seinem hohen Alter so gesund und kräftig, wie man nur wünschen kann, so daß er seinen mit rother Sammtschabracke bedeckten Schimmel ohne Hilfe eines Stallmeisters besteigt. Von Charakter ist er sanft, im Wohlthun unermüdlich; das Bauen liebt er sehr und wird in dieser Beziehung in Rom wie anderwärts ein ehrenvolles Andenken hinterlassen. Die Last der öffentlichen Geschäfte überträgt er gerne Andern; denn er scheut große Arbeit. Audienzen ertheilt er so viele man verlangt; seine Antworten sind kurz und bestimmt, und wer seinen Gründen widersprechen wollte, würde seine Zeit verlieren. Was er für recht hält, führt er aus; selbst seine warme Liebe zu seinem Sohne bringt ihn hiervon nicht ab. Seine Angehörigen befördert er, doch ohne Beeinträchtigung der Interessen der Kirche."

Das Hauptstreben Gregors, der bezüglich der kirchlichen Reform in die gleiche Bahn eintrat, wie sein Vorgänger, war auf die Förderung der katholischen Wissenschaft und eines streng kirch-

lichen Unterrichts, sowie auf die Besetzung der Kirchenämter mit den tüchtigsten Männern aus allen katholischen Ländern gerichtet, von denen er eine eigene Liste führte. Kein Papst hat ihn in Bezug auf die Menge und Bedeutung geistlicher Stiftungen übertroffen. Ihm verdankte das prachtvolle, auf zwanzig Hörsäle und dreihundertundsechzig Zellen für Scholastiker berechnete römische Kollegium der Jesuiten, das Kollegium Romanum, zu welchem der heilige Ignatius den Grund gelegt, seine Vollendung; deßgleichen auch das ebenfalls von Ignatius gegründete Kollegium Germanicum, mit welchem er das von Julius III. gestiftete ungarische Kollegium verband. Auch das englische Kollegium zu St. Thomas von Canterbury, das griechische zu St. Athanasius, das maronitische und das der Neophyten sind Schöpfungen Gregors XIII. Seine wahrhaft königliche Munificenz für Unterrichtsanstalten blieb nicht auf Rom und den Kirchenstaat beschränkt; auch in Deutschland, Ungarn und Frankreich gründete er Jesuitenkollegien und ließ andern bereits bestehenden aus seiner Privatkasse bedeutende Unterstützungen zufließen.

Mit den großartigen Stiftungen Gregors XIII. für wissenschaftliche Zwecke gingen andere für Zwecke der Wohlthätigkeit Hand in Hand. Dazu gehörten das Armenhaus, durch welches die Straßen und Kirchen Roms von den zahllosen Bettlern gereinigt werden sollten, gegen deren Unwesen schon Pius V. einzuschreiten genöthigt gewesen, und der großartige, bei den Diokletianischen Thermen angelegte Getreidespeicher. Zur Unterstützung der unglücklichen Cyprioten, der Opfer der türkischen Eroberung, soll Gregor XIII. viermalhundertsiebzigtausend Scudi verausgabt haben. Im Jahre 1582 wies er fünfzigtausend Dukaten zur Beschaffung von Brod für das hungernde römische Volk an. In welchem Sinne überhaupt damals die christliche Wohlthätigkeit aufgefaßt wurde, zeigt der Umstand, daß in dem von Philipp von Neri gestifteten Hospiz der „Trinita dei Pellegrini“ in dem Jubeljahre 1575 an zweimalhunderttausend Pilger verpflegt worden sein sollen.

Ein besonders großes Verdienst erwarb sich Gregor XIII. durch die Verbesserung des alten Julianischen Kalenders — ein Unternehmen, dessen Nothwendigkeit seit Sixtus IV. von verschiedenen Päpsten und insbesondere auch von den Vätern des Tridentinischen Concils anerkannt worden war. In dem Julianischen Kalender war nämlich das Jahr zu 365 Tagen und 6 Stunden angenommen und für diese überzähligen sechs Stunden alle vier Jahre ein Schalttag angesetzt worden. Da jedoch das tropische Sonnenjahr, d. h. die Zeit, in welcher die Erde ihren Umlauf um die Sonne vollendet, nur 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten und 48 Sekunden beträgt, waren alle vier Jahre elf Minuten und zwölf Sekunden zu viel eingeschaltet worden. Aus dieser Unrich-

tigkeit war im Jahre 1582 schon eine, besonders in die Ordnung der Kirchenfeste störend eingreifende Differenz von zehn Tagen zwischen der wirklichen und der Kalenderzeit hervorgegangen. Gregor XIII. hatte im Jahre 1577 zur Beseitigung dieses Mißstandes eine aus gelehrten Männern verschiedener Nationen gebildete Kommission eingesetzt, und das Ergebniß ihrer vierjährigen Berathungen war der von Gregor genehmigte Vorschlag: 1., zur Richtigstellung der Zeit im Oktober des Jahres 1582 zehn Tage zu überspringen und von dem 4. gleich auf den 15. hinüberzuzählen, und 2., zur Verhütung neuer Irrthümer künftig in dem Zeitraum von vierhundert Jahren drei Schalttage in der Weise ausfallen zu lassen, daß von den vier Säkularjahren nur das durch vier theilbare — also nach dem Jahre 1600 erst das Jahr 2000 — ein Schaltjahr bleiben solle. Mit dieser neuen Einrichtung war man der Wahrheit so nahe gekommen, daß die Abweichung von derselben erst in einem Zeitraum von dreitausendsechshundert Jahren einen Tag beträgt.

Der neue Kalender, nach dem Urheber der eingeführten Verbesserungen der Gregorianische genannt, wurde, nachdem er von dem Papste im Jahre 1582 veröffentlicht worden, sogleich in allen katholischen Ländern eingeführt; dagegen verweigerten die Protestanten die Annahme der päpstlichen Verbesserung, so daß von da an die gleichzeitige Haltung kirchlicher Feste — eines der wenigen noch vorhandenen Zeichen der Einheit — aufhörte. Welche Gründe dafür von Seiten der Protestanten geltend gemacht wurden, erhellt aus einer Erklärung der Tübinger Theologen vom 25. November 1583. „Soll man", heißt es in derselben, „sich mit dem Antichrist vergleichen? Ohne Zweifel will der Papst mit dem neuen Kalender die Deutschen nur vom Augsburgischen Bekenntniß abbringen. Der Kalender ist nur der erste Buchstabe im A B C; lernen wir den ersten, so muß man nach und nach mit den andern auch fort. Der Papst wird uns dann das Band an die Hörner bringen, daß wir uns seiner Tyrannei in der Kirche Gottes nicht lange erwehren möchten. Wir mögen auch nicht sehen, wozu der neue Kalender nothwendig sei — es wird um deßwillen weder früher noch später Sommer werden. Wir bitten daher, daß man uns bei dem alten Kalender lasse, welcher der Christenheit so viele Jahre lang gut genug gewesen."

Als der Rath der freien Stadt Augsburg aus Rücksicht auf den Verkehr mit Italien dennoch den neuen Kalender einführte, lasen sämmtliche Prediger am darauffolgenden Sonntag von den Kanzeln die Erklärung ab, „daß sie aus Zwang des Gewissens den Kalender nicht gestatten könnten, durch welchen der Papst einen Fuß in ihre Kirche setze." Im Jahre 1700 nahmen die deutschen Protestanten zwar die Zeitverbesserung an, den vollständigen Gre-

gorianischen Kalender jedoch erst im Jahre 1775. Die Engländer und Schweden bequemten sich dazu in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Die schismatischen Griechen und Russen, die durch die neue Zeitrechnung die kirchliche Osterfeier beeinträchtigt glaubten, haben bis auf den heutigen Tag den sogenannten „alten Stil" beibehalten.

Weniger glücklich, als in seinen Bemühungen für die Hebung des Kirchenwesens, war Gregor XIII. in seinen politischen Unternehmungen. Weder gegen die Königin Elisabeth, noch gegen die Türken konnte er irgend welche gemeinsamen Schritte der katholischen Fürsten zu Stande bringen. Auch im Kirchenstaate traten gegen das Ende seiner Regierung unheilvolle Verwirrungen ein. Die großartigen kirchlichen Stiftungen, sowie die zahlreichen Werke der Wohlthätigkeit des menschenfreundlichen Papstes hatten, verbunden mit den bedeutenden Geldunterstützungen, die Gregor XIII. andern katholischen Mächten zu Theil werden ließ, die päpstlichen Finanzen zerrüttet. Bei der Unmöglichkeit, die gewöhnlichen Einkünfte des Kirchenstaates zu erhöhen, nahm Gregor seine Zuflucht zu der Wiedereinziehung zahlreicher Güter, die im Laufe der Zeit dem päpstlichen Stuhle entfremdet worden und in Privatbesitz übergegangen waren. Durch diese Maßregel brachte er jedoch den Adel so sehr gegen sich auf, daß er hin und wieder auf bewaffneten Widerstand stieß. Bald brachen in allen Provinzen Unruhen aus, und das ganze Land widerhallte von Waffengetöse; denn unter dem Schutze des unzufriedenen Adels bildeten sich aus den zahlreichen, von den vorhergegangenen Kriegen in Italien zurückgebliebenen herrenlosen Söldnern, gegen deren Räubereien schon Pius V. hatte einschreiten müssen, förmliche Räuberheere mit vollständiger militärischer Organisation, die mit wehenden Fahnen und unter Trommelschlag das Land durchzogen. Geriethen sie in Bedrängniß, so fanden sie sichere Zufluchtsstätten in den Schlössern des Adels, der stets mit ihnen in einer gewissen Verbindung stand. Auch schlossen sich ihnen viele Edelleute offen an, die entweder verschuldet oder mit dem Gesetze zerfallen waren.

So stand an der Spitze der ansehnlichsten dieser Banden, die hauptsächlich die Mark Ankona mit ihren Raubzügen heimsuchte, Alfonso Piccolomini, Herzog von Montemarciano, aus einer altadeligen Familie Siena's, der von den Landbewohnern ob seiner zahllosen Schreckens- und Heldenthaten ebenso sehr bewundert, als gefürchtet wurde. Von seinen Vettern, den Orsini, beschützt und beherbergt, beunruhigte er unausgesetzt das römische Gebiet durch seine unvorhergesehenen und mit fabelhafter Raschheit ausgeführten Einfälle. In seinem Heere befanden sich stets, und oft in nicht geringer Zahl, junge Herren aus den ersten Familien des Landes,

die auch in dem Lager des Räuberhauptmanns die Sitten und Lebensgewohnheiten der großen Welt beibehielten; denn da es sich bei den Raubzügen der Banditen zum Theil auch um die Abwehr vermeintlicher Freiheitsbeschränkungen oder um die Geltendmachung angeblicher Rechte handelte, galt der adelige Bandit nicht für ehrlos, und die Rückkehr in die Gesellschaft war ihm nicht verschlossen, wenn er des Räuberhandwerks müde war. Fiel er vorher der Obrigkeit in die Hände, so war ihm allerdings der Tod sicher; aber er wurde auf einem schwarzbehangenen Schaffote mit allen seinem Range gebührenden Auszeichnungen hingerichtet, und die Ehre seiner Familie erlitt durch die an ihm vollzogene Strafe keinerlei Einbuße.

Da in den letzten Regierungsjahren Gregors XIII. die Zahl der den Kirchenstaat brandschatzenden Banditen eine solche Höhe erreicht hatte, daß die vereinte Heeresmacht aller italienischen Fürsten zu ihrer erfolgreichen Bekämpfung kaum ausgereicht haben würde, waren alle von dem Papste gegen sie ergriffenen Maßregeln nahezu erfolglos; die Regierung sah sich daher genöthigt, mit Piccolomini und einem andern, kaum minder gefürchteten Banditenführer, Lamberto Malatesta, aus einer altadeligen Familie, die früher in Rimini eine nahezu souveräne Macht geübt, förmliche Verträge zu schließen, kraft deren Beide gegen die Zusage vollständiger Straflosigkeit sich auf eine Zeitlang von dem Schauplatze ihrer Unthaten zurückzogen, um ins Ausland zu gehen, ohne daß jedoch dadurch die Räubereien im Kirchenstaate und in den übrigen gleichfalls von ihnen schwer heimgesuchten Ländern Italiens ein Ende nahmen.

Ueberall waren die Bande des Gehorsams gelockert, und Bürger und Landvolk auf Selbsthilfe angewiesen. Sogar in Rom trieben die Banditen ihr Unwesen in solchem Grade, daß Papst Sixtus V. später dem Herzog von Luxemburg sagte: Niemand in Rom, weder Mann noch Frau, sei bei hellem Tage im eigenen Hause sicher gewesen. Ein solcher Zustand mußte für Gregor XIII. um so niederdrückender sein, als er sich während seines ganzen Lebens mit dem größten Eifer der Gerechtigkeitspflege gewidmet hatte. Mehr noch der Wucht des Kummers, als der Last der Jahre erliegend, brach er im Angesichte des Todes in die Worte aus: „Du wirst dich erheben, o Herr, und dich Sions erbarmen.“ Er verschied am 10. April 1585, im Alter von dreiundachtzig Jahren.

Sixtus V.

(1585—1590.)

Der Nachfolger Gregors XIII. war Felix Peretti, Kardinal von Montalto, der nach nur dreitägigem Konklave als Sixtus V. den päpstlichen Stuhl bestieg — ein Mann, über dessen Charakter, Leben und Wirken lange Zeit die albernsten Erzählungen in Umlauf gewesen sind und den erst die neuere Geschichtschreibung auf Grund eingehender Quellenstudien im vollen Lichte der Wahrheit dargestellt hat.

Sixtus V. entstammte einer jener slavonischen Familien, die zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts in großer Zahl, um der Türkengefahr zu entgehen, nach Italien ausgewandert waren, und war am 13. Dezember 1521 in Grottamare in der Mark Ankona geboren, wohin sein Vater, Piergentile Peretti, im Jahre 1518 übergesiedelt, nachdem er bei der Plünderung seines Heimathstädtchens Montalto durch den Herzog von Urbino sein Vermögen verloren. Seine Eltern lebten von dem Ertrage eines von seinem Vater erworbenen oder gepachteten Gartens, und er selbst mußte dabei Handlangerdienste verrichten. Daß er als Kind auch Schweine gehütet, wie man sich nach seiner Erhebung in Rom erzählte, ist sehr wohl möglich; denn wenn sein Vater deren besaß, sind sie wahrscheinlich von seinen Kindern auf die Weide geführt worden. Hieraus folgt jedoch keineswegs, daß der kleine Peretti, wie vielfach behauptet worden, seines Zeichens ein Schweinehirt gewesen und daß somit seine Familie den untersten Schichten des Volkes angehört habe.

Aus der Schule seiner Vaterstadt kam Felix Peretti im Alter von neun Jahren in das Franziskanerkloster von Montalto, in welchem der Bruder seines Vaters unter dem Namen Fra Salvadore als Mönch lebte. Nachdem er mit zwölf Jahren unter die Novizen aufgenommen worden, lag er, anfangs zu Montalto, dann in verschiedenen anderen Städten, mit solchem Fleiß und so glänzenden Erfolgen den Studien ob, daß er schon im Alter von neunzehn Jahren durch seine gediegenen Predigten Staunen erregte. Nach der Beendigung seiner theologischen Studien empfing er im Alter von sechsundzwanzig Jahren zu Siena die Priesterweihe und wurde hierauf, auf Verwenden des Kardinals Carpi, seines besonderen Gönners, zum Klosterregenten ernannt, als welcher er die Obliegenheit hatte, die Klöster durch die Bekämpfung der lauen oder schlechten Elemente zu reformiren. Die unerbittliche Strenge, mit welcher er diese schwierige Aufgabe zuerst in Siena, dann in

Neapel und endlich in Venedig löste, zog ihm viele Feinde zu, die ihn als grausam verschrieen.

In der Fastenzeit des Jahres 1552 predigte Fra Felice, der sich bereits den Ruf eines hervorragenden Kanzelredners erworben, zum ersten Male unter ungeheurem Zulauf in Rom. Unter seinen Zuhörern, die zum großen Theile der höchsten Gesellschaft angehörten, befanden sich auch die Kardinäle Caraffa und Ghislieri — jener später Papst Paul IV., dieser Papst Pius V. —, Ignatius von Loyola und Philipp von Neri, die Alle sogleich seine volle Bedeutung erkannten und während seines Aufenthalts in Rom einen vertraulichen Verkehr mit ihm anknüpften, durch welchen ihm der Weg zu den hohen Würden erschlossen wurde, die seiner harrten. Nachdem er längere Zeit unter Paul IV. und Pius IV. als Konsultor der Inquisition in Venedig gewirkt, kehrte er nach Rom zurück, wo er von Pius IV. zum Konsultor des heiligen Officiums und zum Professor der päpstlichen Universität, der „Sapienza", ernannt wurde. Pius V., sein besonderer Freund und Gönner, ernannte ihn gleich nach seiner Thronbesteigung zum Generalvikar seines Ordens, sowie zum Bischof von Santa Agatha und von Fermo und ertheilte ihm im Jahre 1570 den Purpur.

Unter Gregors XIII. Regierung lebte der Kardinal von Montalto — diesen Titel hatte Fra Felice angenommen — ziemlich zurückgezogen, da zwischen dem Papste und ihm kein rechtes Einverständniß herrschte. Den größten Theil seiner Zeit verbrachte er in einer Villa, die er sich bei Santa Maria Maggiore hatte bauen lassen. In diesem stillen Winkel der Stadt, wo nur Gärten, Vignen, Kirchen und Klöster ihn umgaben, lebte er, ganz seinen Neigungen entsprechend, fast ausschließlich für Wissenschaft, Kunst und Bauten, bis ihn nach dem Tode Gregors XIII. die Wahl der Kardinäle auf den Stuhl Petri berief. Daß er, um seine Erhebung herbeizuführen, den Kränklichen und Gebrechlichen gespielt und nach seiner Wahl seine Krücken weggeworfen habe, ist eine Fabel, die kaum der Widerlegung bedarf. Die Krücken, die man ihm angedichtet, waren, nach dem Ausspruche Hübners, nichts Anderes als die mit einem Male gebrochenen Fesseln seiner dreizehnjährigen Unthätigkeit.

Als Sixtus V. mit der Tiara geschmückt wurde, stand er in seinem fünfundsechzigsten Lebensjahre. Von seinem Aeußeren entwirft Hübner die folgende Schilderung: „Sixtus V. war von mittlerer Statur, schien aber wegen seiner etwas gebeugten Haltung kleiner, als er war. Das verhältnißmäßig starke Haupt saß tief zwischen den breiten Schultern. Gewaltige Runzeln furchten die hohe Stirne. Gewölbte und auffallend dichte Brauen beschatteten die kleinen, braunen, feurigen Augen. Auf den starren, metallenen Zügen spielte eine merkwürdige Beweglichkeit. Eben noch Heiterkeit

Digitized by Google

und wohlwollende Gemüthlichkeit, dann plötzliches Aufblitzen des Zornes und der Ausdruck unerbittlicher Strenge, dann wieder vollständige Ruhe. Es war der Sturm, der droht, losbricht und tobt, aber rasch sich wieder besänftigt Sixtus hatte eine dunkle Gesichtsfarbe; seine Wangen waren geröthet, die Backenknochen — ein Merkmal seiner slavischen Abkunft — auffallend vorspringend, das Haupthaar und der dichte, lange Franziskanerbart dunkelbraun und nur leicht mit Grau gesprenkelt. Alles in Allem ein merkwürdiges Antlitz! Beim ersten Anblick betroffen, beim zweiten beinahe entsetzt, beruhigte man sich allmählich bei näherer Betrachtung. Seine Erscheinung wirkte abstoßend und fesselnd zugleich. Es lag nichts Majestätisches in seinem Wesen, nichts Vornehmes, und dennoch erkannte man in ihm sofort den Herrn und Gebieter."

Die erste Sorge des neuen Papstes war auf die Ausrottung des Banditenunwesens gerichtet; denn er erkannte, daß bei der furchtbaren Ausdehnung, die dasselbe gewonnen, die Existenz des Kirchenstaates auf dem Spiele stehe. Nachdem er sich mit den Nachbarstaaten bezüglich der Bekämpfung der Banditen ins Einvernehmen gesetzt und von den meisten die Zusicherung ihrer Mitwirkung erhalten, suchte er zunächst die Umgebungen von Rom von den Banditen zu befreien, die von ihrem unfern der Stadt aufgeschlagenen Lager aus Tag für Tag die Verbindung mit der Umgegend unterbrachen, die Posten überfielen und die Kuriere der Botschafter plünderten. Er warb Truppen gegen sie und übertrug den Oberbefehl über dieselben dem Kardinal Colonna. Dieser zog sogleich gegen sie zu Felde und drängte sie, nachdem eine Masse Gesindels erschlagen worden, gegen die neapolitanische Grenze zurück. Noch ehe das Jahr zu Ende gegangen, war die römische Campagna vollständig von den Räubern befreit.

Um die Umgebungen von Rom gegen die Rückkehr des Uebels zu sichern und auch in den übrigen Theilen des Kirchenstaates Ordnung zu schaffen, zwang Sixtus die Gesammtbevölkerung des Kirchenstaates durch die strengsten Verordnungen zur Betheiligung an der Beseitigung der furchtbaren Landplage. Alle Barone und Edelleute, sowie alle Städte und Kommunen wurden zum Schadenersatz der auf ihrem Gebiet begangenen Räubereien angehalten und mußten außerdem den gleichen Betrag an die päpstliche Kammer zahlen. Sobald sich Räuber blicken lassen würden, sollte Sturm geläutet und Jagd auf sie gemacht werden. Wer einem Banditen, und wäre es sein nächster Blutsverwandter, durchhalf oder Aufnahme gewährte, verfiel der Gütereinziehung und Landesverweisung. Auch wurden auf die Köpfe der Banditen Preise gesetzt, die von Denen gezahlt werden mußten, welche schlechte Polizei hielten. Zugleich begann eine unnachsichtige Ausführung der Gesetze, und weder Geburt

noch Rang und Stand schützten vor dem strafenden Arme der Gerechtigkeit. So wurde der Graf Giovanni Pepoli, aus einer der angesehensten Familien von Bologna, der einem Banditen in einem seiner Schlösser eine Zufluchtsstätte gewährt hatte und die von Sixtus unter Androhung der Todesstrafe geforderte Auslieferung desselben beharrlich verweigerte, gefangen genommen und, trotz der dringenden Fürsprache des Herzogs von Ferrara und des Kardinals Este, die Beide nahe mit ihm verwandt waren, nach erfolgter Verurtheilung zum Tode in seinem Kerker hingerichtet.

Während Sixtus V. gegen die Banditen mit unerbittlicher Strenge vorging, gelang es ihm nicht, den Großherzog Franz von Toskana zu einem ernstlichen Einschreiten gegen dieselben zu bewegen, da sie für ihn im Kriege nützliche Bundesgenossen werden konnten und sein Land schonten, so lange sie selbst geschont wurden. Daher konnte auch der berüchtigte Lamberto Malatesta von Toskana aus den Norden des Kirchenstaates aufs Neue mit seinen verheerenden Raubzügen heimsuchen. Erst als Sixtus V., dessen Truppen gegen Malatesta's Schaaren eine Niederlage nach der anderen erlitten, dem Großherzog mit Gewaltmaßregeln drohte, wenn Malatesta nicht unverzüglich den päpstlichen Behörden ausgeliefert werde, entschloß sich derselbe, den Frevler festnehmen und nach Rom bringen zu lassen. Er wurde zum Tode verurtheilt und auf Sixtus' Befehl enthauptet.

Das strenge Regiment des Papstes war nicht allein gegen die Banditen gerichtet: auch alle andern Feinde des öffentlichen Wohles und eines geordneten Staatswesens sollten durch dasselbe unschädlich gemacht werden. Um den bisher so vielfach geübten Gewaltthätigkeiten zu steuern, wurde das Tragen von Waffen bei Todesstrafe verboten. Sterndeuterei und Wahrsagen, falsches Spiel und Verletzung der öffentlichen Moral wurden mit den schwersten Strafen bedroht. Den Zeitungsschreibern, Menanti genannt, wurde bei Todesstrafe untersagt, Staats- und Familiengeheimnisse zu veröffentlichen und die Privatehre anzugreifen. Selbst auf die Zeit vor seiner Thronbesteigung erstreckte sich Sixtus' V. unerbitterliche Handhabung der Gerechtigkeit. Mehrere seit Jahren straflos gebliebenen Verbrechen traf spät, aber furchtbar die Rache des Gesetzes. Graf Attilio Baschi, der vor beinahe vierzig Jahren seinen Vater ermordet hatte, wurde vor Gericht gezogen und starb auf dem Blutgerüste.

Durch diese eiserne Strenge, die seinen Namen zum Schrecken aller Störer der öffenlichen Ordnung machte, wurde Sixtus V. der Retter des Kirchenstaates und der Wohlthäter des Landes. Schon im dritten Jahre seiner Regierung durfte er sich rühmen, die Banditen im Kirchenstaate vernichtet zu haben. Nicht nur in Rom, sondern auch in den andern Städten herrschten Ordnung und

Digitized by Google

Sicherheit, und zum ersten Male nach einer langen Reihe von Jahren konnte die Landbevölkerung frei aufathmen. Daher war auch Sixtus ebensosehr der Abgott der Provinzen als der Schrecken der Römer.

Aber nicht allein durch seine strenge Gerechtigkeitspflege, sondern auch durch seine weise Verwaltung des Landes und seine väterliche Fürsorge für seine Unterthanen erwarb sich Sixtus den Dank aller Gutgesinnten. Um den Wohlstand der Provinzen zu heben, beförderte er den Ackerbau, stellte die durch das Banditenunwesen meist zu Grunde gegangenen Wollenmanufakturen und Seidenwebereien in den Marken her, erwirkte von den Venetianern die in Italien noch immer die ersten Handelsherren und in der Levante thatsächlich im Besitze des langgeübten Monopols waren, mehrfache Handelsvergünstigungen für seine adriatischen Provinzen und verwandte große Summen auf den Straßenbau. Zur Zeit der Theuerung theilte er Getreide aus seinen eigenen Vorräthen an die ärmeren Klassen aus und erließ strenge Verordnungen gegen den Kornwucher. Den römischen Juden, die, noch immer in ihrem Ghetto eingesperrt, unter dem Drucke mittelalterlicher Gesetze seufzten, gewährte er große Erleichterungen und schützte sie gegen die Mißhandlungen, denen sie ausgesetzt waren, wenn sie sich außerhalb ihres Viertels blicken ließen. Mehr als einmal sahen die Römer mit Staunen, wie Christen, welche Juden beschimpft hatten, zur Promenadenzeit den Korso entlangt gepeitscht wurden.

Um dem gänzlich zerrütteten Finanzwesen durch die Herstellung eines wohlgeordneten Staatshaushaltes aufzuhelfen, suchte der in seiner Lebensweise wie in seiner Hofhaltung äußerst einfache Papst hauptsächlich durch weise Ersparnisse die Ausgaben der Staatsverwaltung zu verringern. Daneben war er jedoch auch eifrig bemüht, durch ein neues Finanzsystem, das besonders auf die Ausbeutung der Käuflichkeit gewisser einträglicher Aemter und der Aktien der Staatsschuld, der sogenannten Monti, berechnet war, die Einnahmen des Staates zu erhöhen. Dieses Finanzsystem erregte zwar wegen der dem Volke daraus erwachsenden größeren Lasten vielfache Unzufriedenheit; doch wurde Sixtus durch dasselbe in den Stand gesetzt, einen bedeutenden Staatsschatz zu sammeln, den er in der Engelsburg niederlegte, um bei allgemeinen Drangsalen die nöthigen Mittel zur Abhilfe bereit zu haben und zugleich in der Lage zu sein, für den Schutz der Interessen der Kirche und des Staates nöthigenfalls mit Waffengewalt einzutreten. Im April 1586 hatte er bereits eine Million römischer Thaler in Gold gesammelt, im November 1587 eine zweite und im April 1588 eine dritte. Diesen Schatz empfahl er seinen Nachfolgern zur gewissenhaftesten Verwendung.

Nicht minder wichtig als für die Befestigung der weltlichen Macht des Papstthums wurde die Regierung Sixtus' V. in Bezug auf die inneren Angelegenheiten der Kirche.

Bis zur Zeit Sixtus' V. hatten die Päpste ihr Amt unter Mitwirkung der im Konsistorium vereinigten Kardinäle in der Weise ausgeübt, daß sie denselben die in Rede stehenden Fragen vortrugen und nach Anhörung ihrer Meinungen einen endgiltigen Beschluß faßten. Dieser Geschäftsgang hatte sich jedoch bei der wachsenden Menge und Bedeutsamkeit der zu entscheidenden Fragen nachgerade als unzureichend und schließlich als gänzlich unhaltbar erwiesen. Schon mehrere früheren Päpste hatten dies gefühlt und daher besonders wichtige Fragen, bevor sie dem Konsistorium vorgelegt wurden, mit einigen durch Einsicht und Erfahrung hervorragenden Kardinälen durchberathen. Diese Vorberathungen hatten jedoch einen wesentlich vertraulichen Charakter und standen mit dem Organismus der Kirchenverwaltung in keinem Zusammenhang; sie konnten daher einem fortwährend bestehenden Bedürfnisse nur vorübergehend abhelfen. Paul III. hatte zwar alle dogmatischen Fragen der von ihm eingesetzten Kongregation des heiligen Officiums überwiesen und Pius V. die Kongregation des Index geschaffen; aber alle übrigen Angelegenheiten blieben nach wie vor den Konsistorien vorbehalten, die einer solchen Ueberbürdung nicht mehr gewachsen waren.

Um diesem Uebelstande dauernd abzuhelfen, führte Sixtus V. im Jahre 1588 neben den beiden bereits bestehenden Kongregationen noch dreizehn andere ein, unter welche die übrigen Zweige der Kirchenverwaltung, sowie die Leitung der einzelnen weltlichen Angelegenheiten des Kirchenstaates vertheilt wurden. Da die letzte Entscheidung in allen Fragen der Kirchenverwaltung dem Papste vorbehalten blieb, wurde durch die von Sixtus eingeführte neue Kirchenverfassung, die in allen wesentlichen Theilen noch heute fortbesteht, die päpstliche Autorität in keiner Weise beeinträchtigt.

Nach der Ansicht des Papstes sollten sich die verschiedenen Kongregationen jährlich oder mindestens alle zwei Jahre erneuern, damit sämmtliche Glieder des Kardinalkollegiums allmählich durch alle Kongregationen hindurch gehen und sich auf diese Weise eine umfassende und praktische Kenntniß der verschiedenen Kirchen- und Staatsgeschäfte aneignen könnten. Die Zahl der Kardinäle setzte Sixtus auf siebzig fest und erließ bezüglich der Ernennung derselben genaue Verordnungen, um von dem Kardinalkollegium Jeden fernzuhalten, der nicht wahrhaft fromm, von reinen Sitten und der kirchlichen Reform zugethan sei.

Wie durch die Vernichtung des Banditenunwesens und die Neugestaltung der Kirchenverwaltung, hat sich Sixtus V. ein blei-

bendes Andenken gesichert durch die von ihm ausgeführten großartigen Bauten, die theils zur Verschönerung Roms beitragen, theils gemeinnützigen und wohlthätigen Zwecken dienen sollten.

Gleich nach seiner Thronbesteigung ordnete Sixtus die Aufstellung des unter tausendjährigem Schutt vergrabenen Neronischen Obelisken — damals allgemein „die Nadel" genannt — in der Mitte des Petersplatzes an — ein Unternehmen, zu dem schon Paul III. den Plan entworfen, das jedoch von den berühmtesten Architekten jener Zeit für unausführbar erklärt worden. Dieses gewagte Unternehmen, das ungeheuere Vorarbeiten nöthig machte, wurde im Oktober 1585 unter der Leitung Domenico Fontana's aus Como begonnen, dessen Sixtus sich schon während seines Kardinalats bei seinen Bauten bedient und der sich seitdem vom einfachen Maurergesellen zu einem der hervorragendsten Architekten seiner Zeit emporgeschwungen, und schon im Mai des folgenden Jahres waren die Ausgrabungsarbeiten so weit fortgeschritten, daß der Obelisk auf den Schlitten niedergelegt werden konnte, vermittelst dessen er auf den Petersplatz geschleift werden sollte. Bei der ungeheueren Schwere dieses Granitkolosses, dessen Schaft allein 9920 Centner wog, war dies der schwierigste Theil des Unternehmens; doch Fontana führte denselben in Gegenwart sämmtlicher in Rom anwesenden Kardinäle, Prälaten und Barone und einer ungeheueren Volksmenge durch eigens von ihm erfundene Maschinen zum glücklichen Ende.

Damit die Arbeiter die Befehle Fontana's hören könnten, hatte der Gouverneur von Rom ein Edikt erlassen, das allen Zuschauern das tiefste Schweigen auferlegte; nur die Kommandorufe Fontana's und das Knarren und Seufzen der Krähne und Seile unterbrachen die allgemeine Stille. Da erscholl auf einmal aus der Mitte der in ängstlicher Spannung verharrenden Menge der Ruf: „Befeuchtet die Taue!" Eine Genueserin Namens Bresca hatte gesehen, daß dieselben sich durch die Reibung entzündet hatten. Mit Leichtigkeit wurde das Feuer gelöscht und hierauf die Arbeit glücklich beendet. Die Retterin des Obelisken wurde vom Papste zum Fußkusse zugelassen und erhielt für sich und ihre Nachkommen das Privilegium, alljährlich aus ihrem Garten in der Riviera für den Umzug in der Peterskirche am Palmsonntage die Zweige zu liefern, ein Vorrecht, das bis auf den heutigen Tag im Besitz ihrer Familie geblieben ist.

Da zur Ueberbringung des Obelisken von der höher gelegenen Stelle, an welcher er ausgegraben worden, auf den Petersplatz ein eigener Damm gebaut werden mußte, verzögerte sich dieselbe bis zum 13. Juni, an welchem Tage der Schlitten durch neunhundert Menschen und hundertfünfzig Pferde an den Ort seiner Bestimmung geschleift wurde. Die Aufstellung der Nadel blieb wegen der heißen

Jahreszeit bis zum Herbst verschoben. Am 10. September 1586 endlich wurde das große Werk vollbracht. Die Arbeiten hatten vor Tagesanbruch begonnen, und bei den letzten Strahlen der untergehenden Sonne erhob sich der Obelisk Nero's auf seinem Piedestal. In diesem feierlichen Augenblick erscholl der Donner des Geschützes der Engelsburg, vermischt mit dem enthusiastischen Beifalljauchzen der zahllos herzugeströmten Menge. Am nämlichen Abend brachten sämmtliche Trompeter der Stadt dem ruhmgekrönten Fontana ein Ständchen. Der heilige Vater machte ihn zum Ritter und adeligen Bürger Roms, überreichte ihm eine goldene Kette, beschenkte ihn reichlich und verlieh ihm außerdem eine jährliche Pension von zweitausend Scudi. Der Neronische Obelisk wurde mit einem Kreuze von Goldbronze gekrönt und dadurch dem christlichen Kultus geweiht. In den drei folgenden Jahren ließ Sixtus noch drei kleinere Obelisken ausgraben und an geeigneten Punkten aufstellen.

Mit der gleichen Thätigkeit, wie die Aufstellung der Neronischen Nadel, betrieb Sixtus V. die Arbeiten, welche die Herbeischaffung des Wassers und die Erleichterung des Verkehrs in den hügeligen Stadttheilen zum Zwecke hatten. Die „Aqua Felice", eine zwanzig Meilen von Rom entfernte reichhaltige Quelle, wurde mit einem Kostenaufwand von dreimalhunderttausend Goldkronen durch einen jetzt noch bestehenden Aquaedukt nach dem Quirinal geführt und dieser Riesenbau, trotz der ihm entgegentretenden zahllosen Schwierigkeiten, unter Fontana's Leitung innerhalb dreier Jahre zur Vollendung gebracht. In den seit dem Alterthum verödeten Stadttheilen, die durch die Aqua Felice mit Wasser versehen wurden, regte sich bald ein neues Leben. Zahlreiche Wohnhäuser entstanden längs der sechs großen Straßen, die Sixtus zur Erleichterung des Verkehrs in der inneren Stadt, ohne Rücksicht auf das anfängliche Murren der Römer, mitten durch Gärten und Weinberge ziehen ließ.

Auch durch zahlreiche andere Bauwerke hat Sixtus V. seinen Namen verewigt. Er versah St. Johann vom Lateran mit seiner Südfaçade, welche, da er dort den Segen zu geben pflegte, den Namen der Loggia Sixtus' V. erhielt, erbaute von den Grundfesten aus den großen lateranischen Palast, ließ den Platz vor demselben erweitern und die Scala Santa in der Nähe aufstellen, den großen Thurm des Belvedere wieder aufrichten, die Säulen Trajans und Antonins restauriren und mit den Bildsäulen der Apostelfürsten krönen, erbaute am Ponte Sisto ein Spital zur Aufnahme der Bettler, die noch immer in den Straßen Roms ihr Unwesen trieben, und errichtete, in Erinnerung seiner slavischen Abkunft, das Hospiz San Girolamo degli Schiavoni. Seine beiden letzten Werke waren der von Clemens VIII. beendete Flügel des Vatikans, der bis auf den heutigen Tag die Wohnung der Päpste bildet, und die pracht-

volle, nach den Zeichnungen Michel Angelo's in einem Zeitraume von zweiundzwanzig Monaten ausgeführte Kuppel der Peterskirche.

Die Zeitgenossen staunten über die gewaltigen Veränderungen, welche die schaffende Hand des Papstes in Rom hervorgerufen. So schrieb kurz nach dem Tode Sixtus' V. der geistreiche Abt des Benediktinerklosters in Mantua, Don Angelo Grillo, als er nach zehnjähriger Abwesenheit nach Rom zurückgekommen: „Ich bin in Rom und kann es kaum glauben, so sehr macht mir Alles den Eindruck der Neuheit: Gebäude, Straßen, Plätze, Brunnen, Wasserleitungen, Obelisken und so viele anderen Wunder, alle das Werk Sixtus' V. Wäre ich Dichter, so würde ich sagen, die begrabenen und in der lateinischen Campagna zerstreuten Gliedmaßen seien, erweckt durch den Posaunenschall des gewaltigen Pontifex, seinem Rufe folgend, erwacht aus tausendjährigem Schlummer. Dank der Kraft dieses überreichen und schöpferischen Geistes erhob sich ein neues Rom aus seiner Asche."

Für die Hebung seiner Familie that Sixtus V. sehr viel, doch ohne irgend welche Benachtheiligung der kirchlichen und staatlichen Interessen. Seine einzige Schwester Camilla, die Wittwe eines einfachen Landwirthes Namens Mignucci, an der er mit großer Liebe hing und von der er zu sagen pflegte: ihren Gebeten verdanke er seine Erhebung auf den päpstlichen Stuhl, hatte er nach seiner Ernennung zum Generalvikar seines Ordens nach Rom kommen lassen, wo sie sein Hauswesen leitete. Als er zum Papst gewählt worden, richtete er ihr einen eigenen Haus- und Hofhalt auf seine Kosten ein; auch schenkte er ihr später mehrere liegende Gründe. Im Ganzen lebte sie still und zurückgezogen, obgleich sie sich mit großer Leichtigkeit und feinem Takte in die Verhältnisse der großen Welt zu finden gewußt. Hatte sie schon ihre beiden Kinder, Francesco und Maria, weit über ihrem Stande verheirathet, so harrte ihrer vier Enkel, der Kinder ihrer mit Fabio Damasceni, einem römischen Edelmanne, vermählten Tochter, eine noch weit glänzendere Zukunft. Seinem ältesten Großneffen, Alexander, verlieh Sixtus schon in sehr jungen Jahren den Purpur, und er wurde später als Kardinal Montalto eine Zierde des heiligen Kollegiums; den zweiten, Michele, durch welchen der Name der Peretti fortgepflanzt werden sollte, erhob er zum Marchese von Mentana, während Philipp II. ihm den Titel eines Herzogs von Venafro verlieh. Von seinen Großnichten, die Beide noch Kinder waren, vermählte er die ältere, Flavia, mit Virginio Orsini, Herzog von Bracciano, und die jüngere, Orsina (Ursula), mit dem Großconnetable des Königreichs Neapel, Marco Antonio Colonna. Die so glänzend emporgestiegene Familie Peretti erlosch jedoch schon in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts.

Mit den übrigen Staaten Italiens lebte Sixtus V. in gutem Einvernehmen; zeitweise Irrungen mit dem Großherzog von Toskana und der Republik Venedig wurden rasch ausgeglichen, und ebenso waren die Bemühungen des Papstes, zur Abwehr fremder Herrschaftsgelüste den Frieden unter den italienischen Fürsten durch die Wahrung der bestehenden Territorialverhältnisse zu befestigen, im Allgemeinen von Erfolg gekrönt.

Zur Bekämpfung der Türken, sowie zur Eroberung Algeriens und Palästina's hatte Sixtus V. gleich zu Anfang seiner Regierung große Pläne entworfen; da es ihm jedoch nicht gelang, Philipp II. von Spanien zu der gehofften Mitwirkung zu bewegen, konnten dieselben nicht zur Ausführung gebracht werden. Dagegen wurden zwischen beiden Mächten Unterhandlungen wegen eines gemeinsamen Vorgehens gegen Elisabeth von England gepflogen, bei welchem Sixtus ebensowohl die Rettung der unglücklichen Maria Stuart, als die Zurückführung Englands zur katholischen Einheit im Auge hatte. Das geplante Unternehmen, für welches der Papst dem König von Spanien bedeutende Hilfsgelder zugesagt, kam jedoch erst nach dem Tode der Maria Stuart zur Ausführung. Nach dem unglücklichen Ausgang der spanischen Expedition, für welche Philipp seine „unüberwindliche Armada" ausgerüstet, verlangte der König von Sixtus neue Hilfsgelder zur Fortsetzung des Krieges gegen England, und die Verweigerung derselben von Seiten des Papstes führte zwischen Beiden eine Spannung herbei, die bald durch die Verhältnisse in Frankreich neue Nahrung erhielt.

Wir haben oben (S. 242) gesehen, wie Sixtus nicht dazu hatte bewogen werden können, eine Bulle zu Gunsten der Liga zu erlassen. Der plötzliche Tod Heinrichs III. hatte indessen in seinen Ansichten bezüglich der französischen Angelegenheiten einen vorübergehenden Umschwung bewirkt und ihn geneigt gemacht, auf Philipps Vorschlag zu einem gemeinsamen bewaffneten Vorgehen gegen Heinrich IV. einzugehen, da er es für seine Pflicht hielt, den Gefahren gegenüber, welche die Thronbesteigung Heinrichs IV. für den katholischen Glauben herauf zu beschwören schien, selbst die Rücksicht auf die bedrohte Selbstständigkeit Frankreichs schwinden zu lassen. Nachdem er jedoch die Ueberzeugung gewonnen, daß Heinrich IV. zur katholischen Kirche zurückkehren werde, gab er das spanische Bündniß auf und beschloß, Alles aufzubieten, um Heinrichs Bekehrung zu beschleunigen, dann aber sich unumwunden für ihn zu erklären, indem er in der allgemeinen Anerkennung Heinrichs von Navarra als rechtmäßigen König das einzige Mittel erblickte, die Selbstständigkeit Frankreichs zu retten und dem unglücklichen Lande den Frieden wiederzugeben. Vergebens bot der spanische Gesandte in Rom, der Herzog von Olivares, Alles auf, um ihn durch die

Vorstellung, daß er durch die dem König von Spanien gemachten Zusagen gebunden sei, von diesem Entschlusse zurück zu bringen; selbst als Olivares zu Drohungen überging, blieb Sixtus unerschütterlich.

Indessen hatten die heftigen Gemüthsbewegungen, zu welchen die wachsenden Mißhelligkeiten mit Spanien unausgesetzt Veranlassung gaben, verbunden mit dem Kummer über das beginnende Wiederaufleben des Banditenunwesens und andern schweren Sorgen, die früher so kräftige Gesundheit des Papstes untergraben. Er litt an häufigen Fieberanfällen, die in den heißen Sommermonaten des Jahres 1590 so heftig wurden, daß sein Zustand die ernstlichsten Besorgnisse erweckte. Seine kräftige Natur und die ihm eigene unbeugsame Willenskraft rangen mit dem Uebel; aber er selbst fühlte, daß seine Tage gezählt waren. Nichtsdestoweniger setzte er seine gewohnte Thätigkeit fast bis zu seiner letzten Stunde fort. Er starb am 26. August 1590, während ein heftiges Ungewitter sich über der ewigen Stadt entlud. Der Pöbel von Rom wollte seiner Erbitterung über die Strenge der päpstlichen Justiz und die vermehrten Abgaben durch die Zerstörung der Marmorstatue Luft machen, die der Senat ihm als Zeichen seiner Dankbarkeit für die zahlreichen, von ihm der Stadt erwiesenen Wohlthaten auf dem Kapitol hatte errichten lassen. Die Bessergesinnten retteten zwar die Bildsäule; aber ein Senatsbeschluß verordnete, daß künftig nie mehr einem römischen Herrscher bei seinen Lebzeiten ein Denkmal gesetzt werden dürfe.

Die vier letzten Päpste des sechzehnten Jahrhunderts.

(1590—1605.)

Auf die kräftige und ruhmreiche Regierung Sixtus' V. folgten drei sehr kurze Pontifikate. Urban VII., aus der genuesischen Familie Castagna, starb dreizehn Tage nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl und erlebte nicht einmal seine Krönung; Gregor XIV. — Nicolo Sfondrato aus Mailand —, der nach einem langen Konklave am 5. Dezember 1590 gewählt wurde, regierte zehn Monate und zehn Tage und Innocenz IX. — Johann Anton Facchinetto — nur zwei Monate. Alle drei waren tüchtige und würdige Männer, aber die Kürze ihrer Regierung ließ sie als Päpste zu keiner Bedeutung kommen; nur der edle Gregor XIV. konnte einige heilsamen Anordnungen treffen.

Der häufige Wechsel der Regierung begünstigte das Wiederaufleben des Banditenthums. Alfonso Piccolomini organisirte aufs Neue seine Schaaren, während ein anderer Bandenführer, Marco Sciarra, aus den Abruzzen hervorbrach und sengend und mordend

bis zu den Thoren Roms vordrang. Es kam zu regelmäßigen Kämpfen, in welchen die Banditen zwar geschlagen, aber nicht vernichtet wurden. Endlich fiel Piccolomini in die Hände der Toskaner und wurde am 2. Januar 1591 auf Befehl des Großherzogs Ferdinand zu Florenz hingerichtet. Marco Sciarra trat, nachdem auch er in die Enge getrieben worden, in venetianische Dienste, in welchen er bald darauf den Tod fand.

Der Nachfolger Innocenz' IX. war der Kardinal Hippolyt Aldobrandini, aus einer altadeligen florentinischen Familie, der nach einem langen und stürmischen Konklave im Alter von sechsundfünfzig Jahren als Clemens VIII. den päpstlichen Stuhl bestieg. Die bedenkliche Lage des Kirchenstaates spornte den neuen Papst zu rastloser Thätigkeit an. Dem Banditenunwesen wurde, unter nachdrücklicher Mitwirkung des Großherzogs von Toskana und des Vicekönigs von Neapel, ein Ziel gesetzt, leider jedoch nur für kurze Zeit; denn gegen das Ende der Regierung Clemens' VIII. tauchte dasselbe in der römischen Campagna von Neuem auf.

Durch die Anerkennung Heinrichs IV., sowie durch die Vermittelung des Friedens von Vervins (s. S. 253) sicherte Clemens VIII. nicht nur den Frieden Frankreichs, sondern schuf auch auf katholischem Boden ein Gegengewicht gegen die selbst für das Papstthum bedrohliche Uebermacht Spaniens. In Italien rief der am 27. Oktober 1597 erfolgte Tod des Herzogs Alfonso II. von Ferrara, des Gönners und Beschützers Torquato Tasso's, die Gefahr kriegerischer Verwicklungen hervor. Der kinderlose Alfonso hatte nämlich seinen Vetter Cäsar von Este zu seinem Erben eingesetzt; da jedoch dessen Erbberechtigung schon zu Alfonso's Lebzeiten von dem päpstlichen Stuhle bestritten worden, zog Clemens VIII. das Herzogthum als erledigtes päpstliches Lehen ein. Im Vertrauen auf den ihm günstig gesinnten Philipp II. von Spanien war Cäsar von Este entschlossen, bewaffneten Widerstand zu leisten; da jedoch der dem Tode nahe König jede Veranlassung zu einem weiteren Konflikte mit dem päpstlichen Stuhle zu vermeiden wünschte und Heinrich IV. von Frankreich entschieden auf die Seite Clemens' VIII. getreten war, gab er seinen Widerstand auf, und am 13. Januar 1598 kam es zu einem Vertrage, kraft dessen das Herzogthum Ferrara nebst den päpstlichen Lehen in der Romagna an die Kirche zurückfiel und das Haus Este nur in dem Besitze der Alloden blieb.

Eine nicht minder rege Thätigkeit, als für die weltlichen Interessen des Kirchenstaates, entfaltete Clemens VIII. in der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten. Er ernannte viele ausgezeichneten Männer zu Kardinälen, darunter auch mehrere hervorragende Gelehrte, wie den verdienstvollen Jesuiten Bellarmin, den gewandtesten und scharfsinnigsten Vertheidiger der von den Protestanten angefochtenen Glaubenslehren (geb. 1542 im Florentinischen, gest. 1621),

und den berühmten, auch von Protestanten hochgeschätzten Kirchenhistoriker Baronius (geb. 1538 zu Sora in Campanien, gest. 1607), Philipp von Neri's frommen Schüler, den er zu seinem Beichtvater wählte, und förderte das Werk der kirchlichen Reform durch verschiedene wichtige Verordnungen für die Verbesserung der Disciplin. Auch Kunst und Wissenschaft erfreuten sich seiner regsten Fürsorge. Erst in der letzten Zeit seines Pontifikats bewog ihn die fühlbarer werdende Last der Jahre, einen Theil der Geschäfte durch seinen Neffen, den Kardinal Pietro Aldobrandini, erledigen zu lassen. Zu den bedeutenderen Ereignissen des Pontifikats Clemens' VIII. gehört auch die Feier des großen Jubiläums vom Jahre 1600, das an drei Millionen Pilger nach Rom rief.

Clemens VIII. starb am 5. März 1605, im Alter von neunundsechzig Jahren, nach dreizehnjähriger segensreicher Regierung.

XVII.

Die staatlichen Verhältnisse Italiens beim Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts.

Seitdem der Friede von Chateau-Cambresis 1559 dem König Philipp II. den Fortbesitz Mailands, Neapels, Siciliens und Sardiniens gesichert, war die spanische Uebermacht in Italien fest begründet; doch wurde durch dieselbe, Dank der ebenso friedfertigen als entschiedenen Haltung der Päpste, weder die Integrität noch die Unabhängigkeit des Kirchenstaates beeinträchtigt. Im Norden Italiens waren, neben Spanien, Venedig und Savoyen die beiden Hauptmächte. Die Republik Genua und das im Besitze der Gonzaga befindliche Herzogthum Mantua führten nur noch ein politisches Scheinleben. Das Gleiche war in Mittelitalien bei den Herzogen von Parma und von Urbino, sowie bei der Republik Lucca der Fall; Ferrara war, wie wir oben gesehen, durch Clemens VIII. mit dem Kirchenstaate vereinigt worden. Dagegen bildete das mit der Republik Siena zu dem Großherzogthum Toskana vereinigte Florenz durch seine Ausdehnung, wie durch seine reichen Hilfsquellen eine ansehnliche Macht, nach Rom und Venedig die bedeutendste in Italien.

Die Republik Venedig, deren Handel in Folge der Entdeckung des Seeweges nach Indien von seiner früheren Höhe herabgesunken war, hatte im Kampfe gegen die Türken bedeutende Einbußen erlitten. Zu dem Verluste verschiedener Plätze auf der Halbinsel Morea und mehrerer Inseln, die sie in einem im Jahre 1540 geschlossenen Frieden den Türken hatten abtreten müssen, war der von Cypern gekommen (s. S. 269 f.), in dessen Besitz sich die Republik seit dem Jahre 1489 befunden. Seitdem war ihre früher un-

ruhige, auf Eroberungen gerichtete Politik friedlich und konſervativ geworden; ſie ſtrebte nur nach der Erhaltung ihres Einfluſſes und ihres Beſitzſtandes, ſowie des Monopols, das ihr Handel bisher in der Levante geübt. Die Gefahren ihrer Lage erkennend, die immer mehr eine exceptionelle wurde, ſuchte ſie die Bürgſchaft ihres Daſeins in der gegenſeitigen Neutraliſirung der Großmächte, in dem Syſtem des „europäiſchen Gleichgewichts“, das in ſpäteren Tagen ein politiſcher Glaubensſatz und eine der Grundbedingungen des ſtaatlichen Lebens werden ſollte. Obgleich die Signoria auf ein gutes Einvernehmen mit dem Kaiſer, dem König von Spanien und dem Papſte den höchſten Werth legte, näherte ſie ſich gern denjenigen Staaten, die als die natürlichen Gegner des Hauſes Habsburg galten: Frankreich und England, und nach dem Tode Heinrichs III. dem Hugenottenführer Heinrich von Navarra. Die freundſchaftlichen Beziehungen zu dieſem Letzteren, ſowie zu der proteſtantiſchen Königin Eliſabeth von England übten jedoch keinen Einfluß auf die religiöſen Verhältniſſe der Republik: der Senat blieb ſtreng katholiſch und duldete innerhalb des venetianiſchen Gebiets keinerlei religiöſe Neuerungen.

Wie die Signoria ſich im Abendlande durch ihr politiſches Intereſſe zu einer Annäherung an die Häretiker bewegen ließ, ſo wurde ſie durch die Rückſicht auf ihre Handelsvortheile, ſowie auf die Unguuſt ihrer Grenzverhältniſſe zu dem Streben geführt, im Morgenlande ein friedliches Verhältniß mit dem türkiſchen Großherrn aufrecht zu erhalten. Dieſe freundſchaftlichen Beziehuugen zu den abendländiſchen Häretikern und den morgenländiſchen Ungläubigen erſchwerten ſelbſtverſtändlich der Signoria die Aufrechthaltung eines guten Einvernehmens mit dem Kaiſer, dem König von Spanien und dem Papſte; dennoch kam es mit dieſen Mächten, Dank der Gewandtheit, Klugheit und Mäßigung der venetianiſchen Botſchafter au den Höfen von Wien, Madrid und Rom, zu keinerlei ernſten Zerwürfniſſen.

Das Herzogthum Savoyen, zu welchem auch Piemont gehörte, hatte in den Kriegen zwiſchen Karl V. und Franz I. ſchwere Stürme zu beſtehen, und der Herzog Karl III., Karls V. Schwager, (1504—1553) ſah ſich eine Zeitlang durch Franz I. ganz aus ſeinem Lande vertrieben (ſ. S. 84). Auch verlor er in einem Streite mit den Republiken Genf und Bern an die erſtere die von ſeinem Hauſe im Gebiete derſelben geübten Hoheitsrechte und an die letztere das Waadtland. Sein Sohn und Nachfolger Emmanuel Philibert (1553—1580), den wir als Oberfeldherrn und Bundesgenoſſen Philipps II. in deſſen Krieg gegen Heinrich II. von Frankreich kennen gelernt, (ſ. S. 218), erhielt im Frieden von Chateau-Cambreſis alles zurück, was ſein Haus in den Kriegen zwiſchen Karl V. und

Franz I. verloren hatte. Emmanuel Philiberts Sohn und Nachfolger, Karl Emmanuel, der im Jahre 1580 im Alter von neunzehn Jahren den Thron bestiegen, war durch seine Vermählung mit der spanischen Infantin Katharina, einer Tochter Philipps II., für eine Reihe von Jahren an die spanische Politik gefesselt.

In Genua hatte die Verfassung, deren Einführung der treffliche Andreas Doria bewirkt, verbunden mit dem besonderen Schutze, den Karl V. der Republik gewährte, friedliche Zustände geschaffen; allein der Einfluß, den der alternde Doria seinem stolzen und herrschsüchtigen Neffen Giannettino auf die Leitung der Geschäfte eingeräumt, hatte den alten Faktionsgeist und besonders die Eifersucht der Fieschi gegen die Doria aufs Neue erweckt. Der junge Luigi Fiesco, Graf von Lavagna, — wegen seines feurigen Ehrgeizes, seiner Körperschönheit, der Anmuth seiner Sitten und der Lebendigkeit und Gewandtheit seines Geistes der „genuesische Alcibiades" genannt —, ein persönlicher Feind Giannettino's, entwarf daher den Plan, durch den Sturz der genuesischen Verfassung dem Einfluß der Familie Doria ein Ende zu machen.

Im Vertrauen auf seine Volksbeliebtheit und die Abneigung eines großen Theils des genuesischen Adels gegen die Doria, sowie auf die in Aussicht stehende Unterstützung des Fürsten von Parma und Piacenza, Peter Ludwig Farnese, und des französischen Hofes, traf Fiesco in der Stille seine Vorkehrungen, indem er, angeblich zu einem Zuge gegen die Ungläubigen, eine Anzahl Galeeren ausrüstete und zweihundert Söldner anwarb. Als Alles zur Ausführung seines Planes bereit war, lud er auf den Abend des 1. Januar 1547 diejenigen jungen Edelleute der Stadt, auf deren Mitwirkung er sicher zählen zu können glaubte, zu einem Feste in seinem weitläufigen Palaste ein, in welchem er seine Söldner zusammengezogen, und enthüllte ihnen bei demselben seine Pläne. Alle zollten denselben Beifall, und Jeder übernahm freudig die Rolle, die Fiesco ihm zugetheilt. Um Mitternacht gab ein von einer der Galeeren Fiesco's abgefeuerter Kanonenschuß das Zeichen zum Aufruhr, und alsbald entleerte sich der Fieschische Palast der in demselben zusammengedrängten Menschenmenge. Während ein Theil derselben den Hafen überrumpelte, besetzte ein zweiter das Hafenthor und ein dritter die Hauptplätze der Stadt.

Giannettino, der auf den Tumult in den Straßen aus seinem Palaste herbeigeeilt, wurde, als er Befehl gab, ihm das Hafenthor zu öffnen, von den Verschworenen niedergestochen. Der alte Doria, dem das gleiche Schicksal zugedacht war, rettete sich durch die Flucht. Unter dem Ruf: „Fiesco und Freiheit!" durchzogen die siegestrunkenen Schaaren die Stadt, und der Plan der Verschworenen schien gelungen. Aber bald wurde der Anführer vermißt. Als er über ein

Digitized by Google

schmales Brett auf eine seiner Galeeren hatte gehen wollen, war dasselbe umgeschlagen; die schwere Rüstung hatte den Unglücklichen auf den Grund gezogen, und da ihn Niemand als einige angeketteten Galeerensklaven hatte versinken sehen, war er ertrunken.

Mit Fiesco war alle Einheit und Planmäßigkeit des Unternehmens untergegangen. Seine Anhänger wagten nicht mehr, ihren Sieg zu verfolgen; statt den Regierungspalast anzugreifen, in welchem sich die republikanische Behörde versammelt hatte, um über die mit den Verschworenen anzuknüpfenden Unterhandlungen zu berathen, gingen sie auseinander, entschlossen, sich durch Unterwerfung Straflosigkeit zu erkaufen. Alle Fieschi wurden aus Genua verbannt und ihre reichen Besitzungen eingezogen. Ihr prachtvoller Palast in der Stadt selbst wurde zerstört und die aus dem Schlamm gezogene Leiche Fiesco's statt aller Bestattung ins Meer geworfen. Der zurückgekehrte Andreas Doria erhielt seinen vollen Einfluß wieder, der ihm bis an sein Lebensende (1560) nicht mehr bestritten wurde. Nach seinem Tode sank das Ansehen der Republik mehr und mehr: sie blieb im Besitze ihrer Reichthümer und ihrer prachtvollen Denkmäler; aber ihre frühere politische Größe war dahin.

In Florenz war der im Jahre 1530 von Karl V. zum erblichen Herzog eingesetzte lasterhafte und tyrannische Alessandro von Medici, der erste Gemahl der nachmaligen Herzogin Margaretha von Parma, der Statthalterin der Niederlande, am 7. Januar 1537 von seinem ebenso sittenlosen als talentvollen Vetter Lorenzino, dem Genossen seiner Ausschweifungen, ermordet worden; der Mörder hatte jedoch, ohne irgend welchen Versuch zu seiner eigenen Erhebung oder zur Wiederherstellung der Republik gemacht zu haben, die Flucht ergriffen. So war die Herrschaft an den Sprößling einer Seitenlinie des Mediceischen Hauses, den achtzehnjährigen Cosmo von Medici, gekommen, dem Karl V. gleichfalls, unter Zusicherung seines Schutzes gegen die republikanisch gesinnten ausgewanderten oder vertriebenen Florentiner, den Herzogstitel verlieh.

Nachdem Cosmo durch alle Mittel der schlauesten Staatskunst, worin er Meister war, seine Herrschaft in Florenz befestigt hatte, benutzte er im Jahre 1552 den Anschluß der Republik Siena an die Sache Frankreichs zu einem Angriffe auf dieselbe und zwang die Stadt nach einem dreijährigen, im Namen des Kaisers geführten Krieg, sich ihm zu ergeben, worauf der spanische Hof ihm das ganze Gebiet derselben mit allen Souveränitätsrechten zuerkannte. Im Jahre 1569 ertheilte ihm Papst Pius V. die Würde eines Großherzogs von Toskana, unter welchem Namen die Gebiete von Florenz und Siena vereinigt wurden. Dieser Titel wurde

jedoch von den übrigen Staaten erst anerkannt, nachdem er im Jahre 1576 unter Cosmo's Sohn und Nachfolger, Franz I., die kaiserliche Bestätigung erhalten hatte.

Gleich jenem ersten Cosmo, der die Macht und den Ruhm des Mediceischen Hauses begründete, war der neue Großherzog, den in allem, was er begann, ein sprichwörtlich gewordenes Glück begünstigte, ein eifriger Gönner und Freund der Künste und Wissenschaften und führte dabei das Scepter, nach Innen wie nach Außen, mit so eiserner Hand, daß ihn die Zeitgenossen den am meisten bewunderten und am meisten gefürchteten Mann Italiens nannten. Wie er selbst, so fuhren auch seine Nachfolger noch längere Zeit fort, gleich ihren Voreltern sich an gewinnversprechenden kaufmännischen Unternehmungen zu betheiligen, wodurch sie, trotz der glänzenden Unterstützung, die sie den Künsten und Wissenschaften zu Theil werden ließen, und der kostspieligen Unternehmungen für die Verschönerung von Florenz wie für gemeinnützige Zwecke, durch die sie ihre Regierung so berühmt gemacht, die an baarem Gelde reichsten Regenten in Europa geblieben sind.

Minder glänzend und glücklich als die Regierung Cosmo's war die seines Sohnes Franz (1574—1587), auf welchen mehr von des Vaters Fehlern, als von dessen Vorzügen übergegangen. Obgleich auch er, gleich seinem Vater, die Stützen der Machtstellung wie des Besitzstandes seines Großherzogthums hauptsächlich in Rom suchte, kam es, besonders wegen des Schutzes, den er bei verschiedenen Gelegenheiten den Banditen zu Theil werden ließ, zwischen ihm und Sixtus V. mehrmals zu Reibungen, die jedoch immer rasch beigelegt wurden. Da er kinderlos verstarb, folgte ihm in der Regierung sein Bruder, der Kardinal Ferdinand von Medici (1587—1609), der mit der Ermächtigung Sixtus' V. aus dem geistlichen Stande austrat und durch eine umsichtige und einsichtsvolle Staatsverwaltung den unter seinem Bruder gesunkenen Einfluß Toskana's herstellte.

XVIII.

Die bildenden Künste und die Poesie in Italien von der Mitte des fünfzehnten bis zum Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts.

Wir haben bei der Besprechung der allgemeinen Verhältnisse Italiens im fünfzehnten Jahrhundert (s. B. IV, S. 599 f.) gesehen, wie sehr der Humanismus das gesammte geistige Leben der Nation durchdrungen und welche verheerenden Spuren er, seitdem er von der rechten Bahn abgewichen, in demselben zurückgelassen. Auch die

Digitized by Google

Kunst konnte sich dem Einfluß der herrschend gewordenen Geistesrichtung nicht entziehen, und fast alle großen Meister des fünfzehnten Jahrhunderts waren von dieser Strömung fortgerissen. Durch das Studium der Antike, durch den Kultus der Sinne hatten sie sich von den Traditionen des Mittelalters losgesagt, um fortan nur auf den Spuren der Alten zu wandeln.

Zwar dienten die Künste auch in der Zeit der „Renaissance", d. h. der Wiedergeburt des Alterthums, nach wie vor ausschließlich der Kirche; aber sie entfernten sich von dem Geiste derselben, indem sie in ihren Schöpfungen Heidnisches mit Christlichem vermischten. Tritt man in die Kirchen von Rom, Florenz und Neapel, so sieht man auf allen Grabdenkmälern aus jener Zeit nicht nur griechische Inschriften, sondern auch überall die Symbole der griechischen Mythologie: die Muttergottes und die Heiligen sind umgeben von Genien mit der umgekehrten Fackel, von Nymphen und andern mythologischen Gestalten.

Aber trotz dieser Verirrungen entfalteten sich die bildenden Künste in Italien, besonders seit dem Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts, zu der herrlichsten Blüthe. Es war, wie Weiß sagt, als ob der Genius der Schönheit auf die Erde herabgestiegen wäre, um sich den Menschen in seinem ganzen Zauber zu zeigen. Wie diese Zeit in der Fülle ihres künstlerischen Schaffens an das Zeitalter des Perikles erinnert, so gleicht sie demselben auch in dem unvergänglichen Schimmer der Jugend, der auf allen ihren Schöpfungen ruht.

Das Höchste leistete in diesem „goldenen Zeitalter" der italienischen Kunst die Malerei, die seit der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts durch aufmerksame Beobachtung der Natur, sowie durch die Pflege mehrerer wissenschaftlicher Theile der Kunst, namentlich der Perspektive, und durch die allgemeinere Verbreitung der Oelmalerei ihrer Vollendung entgegengeführt wurde.

Schon vorher hatte der Dominikaner Fra Giovanni da Fiesole (geb. 1387, gest. 1455) Großes auf dem Gebiete der Malerei geleistet. Seine Zeitgenossen nannten ihn Fra Angelico, weil Keiner die Engel in verklärterer Gestalt zu malen verstand, als er, und der Papst gab ihm den Namen Beato wegen seines engelreinen Lebens. Nachdem er in Florenz, wohin er mit seinen Ordensbrüdern von Fiesole übergesiedelt, die Wände des von ihnen bezogenen Klosters von San Marco mit seinen Bildern geschmückt, berief ihn Papst Eugen IV. im Jahre 1445 nach Rom, um durch ihn die Kapelle im Vatikan mit Fresken ausschmücken zu lassen. Später übernahm Fiesole die Ausmalung des Domes in Orvieto. Von Nikolaus V. wieder nach Rom berufen, starb er daselbst im Jahre 1455. Noch heute sieht man sein Grabdenkmal in der Kirche

Santa Maria Sopra Minerva. „Eine ganze große ideale Seite des Mittelalters“, sagt Burckhardt mit Recht von dem ebenso bescheidenen als frommen Meister, „blüht in seinen Werken voll und herrlich auf. Wie das Reich des Himmels, der Engel, Heiligen und Seligen im frommen Gemüth der damaligen Menschheit sich spiegelte, wissen wir am genauesten und vollständigsten durch ihn, so daß seinen Gemälden jedenfalls der Werth religiös-geschichtlicher Urkunden ersten Ranges gesichert ist.“

Einer der hervorragendsten Schüler Fiesole's und zugleich einer der berühmtesten florentinischen Maler war Benozzo Gozzoli, der mit dem reinen Gemüthe seines Meisters einen tiefen Sinn für Naturschönheiten verband. Neben ihm verdient unter den älteren florentinischen Malern besonders Erwähnung Dominico Ghirlandajo, dessen ebenso ansprechende als großartige Bilder sich durch Frische und Lebendigkeit der Gestalten und besonders durch den sprechenden Ausdruck der Köpfe auszeichnen, in welchen er mit Vorliebe Mitlebende porträtirte. Einer gleichen Beliebtheit, wie die Bilder Ghirlandajo's, erfreuten sich die seines Zeitgenossen Andrea Verocchio (gest. 1488), der zugleich Bildhauer war und auch in dieser Kunst Treffliches leistete.

Wie in Florenz, so war auch an andern Orten ein erhöhter Eifer für die Malerei erwacht. Im Kirchenstaate ragte besonders Pietro Vannucci, nach seinem Aufenthaltsorte Perugia gewöhnlich Pietro Perugino genannt, hervor, der in Perugia eine eigene Malerschule gründete, aber auch in Rom und Florenz malte. Tiefe, Innigkeit, religiöse Gluth, anmuthige Weichheit vereinigen sich in seinen Schöpfungen mit florentinischer Zeichnung und Komposition; seine jugendlichen Köpfe sind von hinreißender Schönheit. Viele seiner Bilder wurden nach Frankreich und Spanien verkauft. — Zu Mantua hob sich die Kunst durch Andrea Mantegna, zu Venedig besonders durch die beiden Brüder Gentile und Giovanni Bellini, durch Cima da Conegliano und andere berühmte Meister. Der Ruhm aller dieser verdienten Männer wurde jedoch bald verdunkelt durch die wunderbaren Schöpfungen der eigentlichen Großmeister der italienischen Kunst: Leonardo da Vinci, Michel Angelo und Raphael Sanzio.

Leonardo da Vinci, der Sohn des Florentiners Piero, Notars der Signoria, war geboren im Jahre 1452 auf dem unweit Florenz gelegenen Schlosse Vinci. Da er schon im zartesten Knabenalter ein entschiedenes Talent zum Zeichnen verrieth, gab ihn sein Vater zu dem oben erwähnten Andrea Verocchio in die Lehre, der nicht nur Maler, Bildhauer und Baumeister zugleich war, sondern auch ein bedeutendes musikalisches Talent und gediegene mathematische Kenntnisse besaß und dadurch seinem ruhmbe-

gierigen Schüler so beneidenswerth erschien, daß derselbe den Entschluß faßte, nicht zu rasten, bis er seinen Meister in allen diesen Dingen erreicht habe. Seine Fortschritte waren in der That, Dank seinem unermüdlichen Nachahmungseifer, so wunderbar, daß er in seinem zwanzigsten Jahre seinen Meister nicht nur als Maler, sondern auch als Bildhauer und Architekt überflügelt und sich zugleich hervorragende musikalische und mathematische Kenntnisse angeeignet hatte. Dabei besaß er auch Talent für die Poesie und dichtete des Abends zu seiner Erholung anmuthige Lieder.

Leonardo's Hauptstreben war darauf gerichtet, die Kunst auf sichere Regeln zurückzuführen; daher suchte er seine Kenntnisse nach allen Seiten hin zu erweitern. Um Menschen und Thiere ihrem Baue nach genauer kennen zu lernen, verlegte er sich auf die Anatomie, und mehrere Werke über den Bau des menschlichen Körpers und des Pferdes sind die Früchte dieser Studien. Um in der Baukunst Tüchtiges leisten zu können, lag er drei Jahre lang mit eisernem Fleiß und großem Erfolg der Geometrie, Mechanik und Hydraulik ob; auch seine Werke über das Gleichgewicht und den Schwerpunkt legen Zeugniß ab von seiner umfassenden wissenschaftlichen Bildung. Um anziehende Bilder für seine Phantasie einzusammeln, verweilte er gern in aufmerksamer Betrachtung bei alten Gemäuern, schauerlichen Felswänden u. dgl. Merkwürdigen Gesichtsbildungen ging er oft durch ganze Straßen nach und skizzirte sie dann zu Hause zum künftigen Gebrauch. Was seine Arbeiten besonders auszeichnet, ist die Sorgfalt, die er bei denselben auch auf die kleinsten Details verwendete, damit Alles in möglichster Vollendung ins Leben trete.

Im Jahre 1480 kam Leonardo nach Mailand, wo der Herzog Ludovico Moro alle talentvollen Männer willkommen hieß. Zwei Jahre später trat er mit einem ehrenvollen Jahrgehalt als Vorsteher der herzoglichen Akademie der Maler und Tonkünstler in Ludovico's Dienste. Unter den Bildern, die zu jener Zeit sein genialer Pinsel schuf, ragt besonders sein berühmtes Wandgemälde im Refektorium der Dominikaner hervor, das in riesenmäßigen Dimensionen die Einsetzung des heiligen Abendmahles darstellt und erst nach sechzehnjähriger Arbeit zur Vollendung kam, weil er in seiner Phantasie weder die Züge himmlischer Schönheit und Anmuth, die ihm des Erlösers würdig schienen, noch für den Judaskopf ein Bild finden konnte, das der Verworfenheit desselben genügend entsprochen hätte. Das Bild, Leonardo's Meisterwerk, ist von wunderbar ergreifender Schönheit, besonders wegen der vollendeten Charakteristik der Köpfe. „Die ganze Composition", sagt Weiß, „ist dramatisch belebt; der unter die Jünger geworfene Vorwurf: ‚Einer von euch wird mich verrathen', ruft Schrecken, Ent-

setzen, Argwohn auf der einen Seite hervor; auf der anderen herrscht stilles Flüstern und leise Beobachtung. Und bei allem Gegensatz der Gestalten und Gruppen, welche Harmonie im Ganzen! Wie ist Alles neu und gewaltig!" Leider ist von dem herrlichen Gemälde nur noch ein Schatten übrig geblieben, da auf der feuchten Mauer des Refektoriums das Meiste sich im Laufe der Zeit verwischt hat.

Nach dem Sturze Moro's ging Leonardo nach Florenz, um im Vereine mit Michel Angelo die Kartons zu den Darstellungen aus der florentinischen Geschichte zu entwerfen, womit der Rathhaussaal geschmückt werden sollte. Diese Kartons, die als Meisterwerke beider Maler angesehen wurden, sind leider verloren gegangen und nur noch in einzelnen Bruchstücken und Nachzeichnungen vorhanden. Später finden wir Leonardo wieder im Mailändischen, wo er im Dienste des Herzogs Maximilian Sforza mehrere bedeutenden Bauten: Kanäle, Brücken, Wasserleitungen u. dgl., ausführte. Nach einem abermaligen zweijährigen Aufenthalte in Florenz ging er im Jahre 1512 nach Rom, wo er gleichfalls zwei Jahre verweilte und herrliche Gemälde schuf. Im Jahre 1515 wohnte er dem feierlichen Einzuge Franz' I. in Mailand bei und gab bei dieser Gelegenheit einen Beweis seiner Kenntnisse in der Mechanik, indem er einen hölzernen Löwen verfertigte, der dem König einige Schritte weit entgegenging und dann seine Brust öffnete, in welcher sich eine Lilie zeigte. Franz I., der ihn eben so sehr liebte als bewunderte, bewog ihn, ihm als sein Hofmaler nach Frankreich zu folgen, wo er außer zahlreichen andern Gemälden die herrliche, unter dem Namen la vierge aux rochers bekannte heilige Familie schuf. Von dem König mit Ehren und Gunstbezeigungen überhäuft, starb er zu St. Cloud am 2. Mai 1519, im Alter von siebenundsiebzig Jahren.

Michel Angelo Buonarotti, ein Abkömmling des Hauses der Grafen von Canossa, der in gewisser Beziehung als der Schüler Leonardo da Vinci's angesehen werden kann, indem dieser als der eigentliche Lehrmeister der Blüthezeit der Malerei, als der Schöpfer des vollendeten Stils anerkannt werden muß, war am 6. März 1474 auf dem Schlosse Caprese im Florentinischen geboren. Das hervorragende Talent und die entschiedene Vorliebe, die der lebhafte Knabe für das Zeichnen an den Tag legte, bewogen seinen Vater, ihn im Alter von vierzehn Jahren bei dem florentinischen Maler Dominico Ghirlandajo in die Lehre zu geben, wo er bald alle seine Mitschüler weit übertraf. Einige von ihm gefertigten Kopien berühmter Kupferstiche lenkten die Aufmerksamkeit Lorenzo's von Medici auf ihn, und da derselbe rasch das ungewöhnliche Talent des strebsamen Jünglings erkannte, nahm er ihn

in die von ihm gestiftete Maler-Akademie auf, zog ihn an seine Tafel und gab ihm die besten Lehrer.

Mit dem gleichen Eifer, wie die Malerei, betrieb Michel Angelo auch die Bildhauerkunst und meiselte als fünfzehnjähriger Jüngling Figuren, die für Werke seines Meisters gelten konnten. Nach dem Tode seines Gönners Lorenzo von Medici verließ er, im Alter von achtzehn Jahren, Florenz, um seine Studien auf den berühmtesten Malerschulen in Mailand und Venedig fortzusetzen. Nach Florenz zurückgekehrt, verfertigte er einen schlafenden Amor von Marmor, der so gelungen war, daß man ihm rieth, ihn in Rom vergraben und dann als Antike wieder aufsuchen zu lassen. Er folgte diesem Rathe, und der Kardinal San Giorgio zahlte für die vermeintliche Antike, welcher Michel Angelo, um die Täuschung zu erhöhen, einen Arm abgenommen, eine Summe von zweihundert Scudi. Michel Angelo begab sich hierauf im Jahre 1496 nach Rom und bewies durch die Vorzeigung des fehlenden Armes, daß der schlafende Amor sein Werk sei. Mit der Bewunderung, die ihm von allen Seiten gezollt wurde, eröffnete sich für ihn die lange Reihe von Triumphen, die sein Leben ausfüllen sollten. In allen größeren Städten Italiens, in Rom, Neapel, Florenz, Venedig, Mailand und Ferrara, setzte er sich Denkmäler seines Ruhmes. Seinem Riesengeiste genügten Malerei und Bildhauerkunst allein nicht: auch die Architektur zog er in den Kreis seiner schöpferischen Thätigkeit.

Die Oelmalerei verschmähend, malte Michel Angelo nur al Fresco. Seine großartigste Schöpfung auf diesem Gebiete ist die im Auftrage des Papstes Julius II. ausgeführte Darstellung des jüngsten Gerichtes in der Sixtinischen Kapelle — eine Riesenarbeit, die er in dem Zeitraum von acht Jahren vollendete. Als sie um Weihnachten 1541 enthüllt wurde, war Alles von dem großartigen Eindruck überwältigt und von Staunen hingerissen; von allen Lippen ertönte das Lob des Künstlers. Seine genaue Kenntniß der Anatomie setzte ihn in den Stand, seine Gestalten auch in den kühnsten Stellungen mit vollkommener Naturwahrheit darzustellen. Seine Kompositionen zeigen selbst da, wo sie die höchsten Gegenstände menschlicher Phantasie zur Darstellung bringen, nie die geringste Spur des künstlich Erdichteten und nach und nach Entstandenen, sondern erscheinen als das unmittelbare Ergebniß einer höheren Inspiration. Die Würde und Erhabenheit seiner Charaktere, besonders in den Propheten und Sybillen, mit denen er im Auftrage Julius' II. zwischen 1510 und 1512 die gewölbte Decke der Sixtinischen Kapelle geschmückt, flößen Staunen und Ehrfurcht ein. Ueber ihnen schwebt das Bild Gottes des Vaters, das bis auf diesen Tag der stehende Typus geblieben. „Es ist", sagt Weiß,

„höher als das Zeusideal des Phidias. Dort ist es der Beherrscher der Götter und Menschen mit der hohen Ruhe und dem heiteren Blick, über dem jedoch als höhere Macht das Schicksal steht. Bei Michel Angelo ist es der Allvater, der mit der einen Hand die Sonne, mit der andern den Mond berührt, der Allmächtige, Liebreiche und Milde, der lichte Gott, der das Chaos entwirrt, der majestätisch und schaffend die Welträume durchfährt, aus dessen Fingerspitzen auf den werdenden Menschen das Leben überströmt."

Gegen Kunstgenossen stets dienstbar, leicht aufbrausend, aber niemals rachsüchtig, war Michel Angelo einfach in seinen Sitten und in seiner Lebensweise äußerst mäßig. Armen that er gern im Stillen Gutes, und als einst sein Diener erkrankt war, pflegte er ihn viele Nächte hindurch wie seinen Bruder.

Michel Angelo starb, nahezu neunundachtzig Jahre alt, am 17. Februar 1564. Papst Pius IV. gedachte ihn in der Peterskirche bestatten zu lassen; aber die Florentiner wollten nicht auf die sterblichen Ueberreste ihres großen Landsmannes verzichten und bereiteten ihm, nachdem ihr Herzog die Auslieferung seiner Leiche erlangt hatte, eine großartige Bestattung.

Raphael Sanzio, geboren am 6. April 1483, war der Sohn eines geschickten, aber unbemittelten Malers. Nachdem er schon im Alter von acht Jahren die Mutter verloren, starb ihm im Jahre 1494 auch der Vater, worauf ein Oheim sich des verwaisten Knaben annahm und ihn dem berühmten Pietro Perugino zur Unterweisung in der Kunst seines Vaters übergab. Der talentvolle Schüler machte in derselben so rasche Fortschritte, daß man schon nach wenigen Jahren seine Bilder von denen seines Meisters, dessen Art zu malen er sich vollständig angeeignet, nicht mehr unterscheiden konnte, und der Ruf seines ungewöhnlichen Talentes verbreitete sich so rasch, daß ihm von allen Seiten Aufträge zu Gemälden für Kirchen und fürstliche Kabinette ertheilt wurden.

Als Raphael von dem Wettstreite Leonardo da Vinci's und Michel Angelo's in den Kartons zu Florenz hörte, trieben ihn die Begeisterung für seine Kunst und der Wunsch nach eigener Vervollkommnung dorthin. Der Aufenthalt in Florenz, wo er sich bald die Freundschaft eines trefflichen Mannes, des Malers Fra Bartolomeo, erwarb, war für ihn von hoher Bedeutung, indem er durch die Arbeiten Leonardo's angeregt wurde, sich von der Manier Perugino's, die trotz mancher Vorzüge kleinlich, trocken und in der Zeichnung mangelhaft war, loszureißen und in die Fußstapfen Leonardo's und Michel Angelo's zu treten. Während er in Florenz unausgesetzt neue Kunstwerke schuf, widmete er sich zugleich mit dem größten Eifer dem Studium der Anatomie und der Perspektive, welche letztere

erst durch Leonardo da Vinci zu einer förmlichen Wissenschaft erhoben worden.

Von Florenz aus machte Raphael im Jahre 1506 eine Reise in seinen Geburtsort Urbino, dessen Hof damals der Sammelplatz der ausgezeichnetsten Geister Italiens war. Hier lernte ihn Papst Julius II. kennen, der dem vor ihm niederknieenden Künstler segnend die Hand aufs Haupt legte mit den Worten: „So empfange denn du, den Gott so reich gesegnet hat, auch den Segen eines alten Mannes. Mögest du stets deine Gaben zum Preise des Gebers und zur Verherrlichung seiner heiligen Kirche gebrauchen." Zwei Jahre später berief ihn derselbe, auf den Rath Bramante's, des berühmten Baumeisters der Peterskirche, nach Rom und übertrug ihm die Ausführung der Wandgemälde, mit welchen er die Prunkgemächer des Vatikans auszuschmücken beschlossen hatte. So entstand während einer zwölfjährigen Arbeitszeit, in welcher Raphaels Kunst zur höchsten Vollendung reifte, eine Reihe großer historischer Gemälde mit lebensgroßen Figuren, von denen jedes eine ganze Wand einnimmt. Der Papst war gleich von den beiden ersten so entzückt, daß er den Maurern befahl, alle Gemälde anderer Meister in den benachbarten Gemächern herunterzuschlagen, damit Alles neu von Raphael gemalt werden könne. Dieser rettete nur ein Deckengemälde, das sein Lehrer Pietro Perugino in früheren Zeiten ausgeführt hatte.

Die gleiche Gunst, wie Julius II., bewies dessen Nachfolger Leo X. dem berühmten Künstler, dessen Ruf sich bald durch ganz Europa verbreitete. Die Menge der ihm von Leo X. übertragenen Arbeiten nöthigte ihn jedoch, bei vielen derselben sich auf die Zeichnung zu beschränken und die Ausführung den hervorragendsten seiner Schüler zu überlassen.

Raphaels Schwanengesang war das jetzt im Vatikan befindliche Bild der Verklärung auf Tabor. „Wer Raphaels Verklärung gesehen", schreibt Wessenberg, „der wird nach keiner zweiten fragen; denn er hat wirklich die Verklärung gesehen, soweit menschliche Kunst sie darstellen, das menschliche Auge sie erfassen kann. Dieses große Meisterwerk, vielleicht das erhabenste, herrlichste und vollendetste der gesammten Malerei, entzückt die Einbildungskraft des Betrachtenden so sehr, daß er, von jeder materiellen oder irdischen Idee geschieden, sich, man möchte sagen, in die heiligen Wohnungen der Glorie und des Friedens entrückt glaubt."

Raphael starb zu Rom am Charfreitage des Jahres 1520, seinem siebenunddreißigsten Geburtstage, an einem Fieber, das die Aerzte schlecht behandelt hatten. Die Trauer über sein frühes Hinscheiden war eine wahrhaft nationale. Seine unter dem Bilde der Verklärung aufgebahrte Leiche umstanden in bitterem Schmerz die

Digitized by Google

edelsten Männer Roms; selbst der Papst weinte dem Dahingeschiedenen heiße Thränen nach. Seine Ruhestätte fand er im Pantheon.

Raphael war nicht nur einer der größten Maler aller Zeiten: er war auch ein höchst edler Mensch und durch seine vollendete Körperschönheit, wie durch seine bezaubernde Freundlichkeit, verbunden mit einer bewunderungswürdigen Bescheidenheit, eine der anziehendsten Persönlichkeiten. „Die Natur", sagt Vasari, sein zeitgenössischer Biograph und gleichfalls ein bedeutender Maler, „war durch die Hand Michel Angelo's von der Kunst besiegt und schenkte Raphael der Welt, um nicht allein von ihr, sondern auch von der Sitte übertroffen zu werden; denn in ihm ließ sie die seltensten Vorzüge des Herzens widerstrahlen, begleitet von so viel Anmuth, Fleiß, Schönheit, Bescheidenheit und trefflichen Sitten, daß sie genügt hätten, jedes noch so schlimme Laster, jeden noch so großen Fehler zu verdecken." War Michel Angelo, wie Schadow sagt, „der grandiose Denker und himmelstürmende Gigant" und ernste Majestät der Grundton seiner Schöpfungen, so war bei Raphael Alles auf das Harmonische, Anmuthige und Tiefe gerichtet, und wie durch ihre ideelle Schönheit, so zeichneten sich seine Schöpfungen auch durch die höchste Formvollendung aus.

Den drei Koryphäen des goldenen Zeitalters der italienischen Kunst reihte sich Antonio Allegri, nach seinem Geburtsorte gewöhnlich Correggio genannt (geb. 1494, gest. 1534), als einer der größten Historienmaler und Gründer der Parmesanischen Schule in würdiger Weise an. Die Mitwelt scheint ihn weniger gewürdigt zu haben, als die Nachwelt; denn von seinen Lebensverhältnissen sind nur äußerst spärliche Nachrichten auf uns gekommen. Mit einer reichen Schöpferkraft verband er ein ungewöhnliches Talent für die Ausführung; technische Schwierigkeiten schienen für ihn nicht zu existiren. Seine Bilder athmen eine wohlthuende Heiterkeit und Naivität, verbunden mit einer hohen Gluth der Empfindung. Alles ist bei ihm Leben und Bewegung, und Vasari ertheilt ihm das Lob, daß er in der Fresko- wie in der Oelmalerei die höchste Stufe des Kolorits erreicht habe. Mit seltener Meisterschaft verstand er die Kunst, Licht und Schatten harmonisch zu vertheilen, die Perspektive zu handhaben und schwärmerische Gefühle darzustellen. „Correggio", sagt Kugler, „wußte Licht und Schatten in unendlichem Grade abzumessen; er wußte solchergestalt den höchsten Glanz hervorzubringen, ohne zu blenden, das tiefste Dunkel, ohne das Auge durch ein todtes Schwarz abzustoßen. Mit gleicher Meisterschaft sind die Verhältnisse der Farben beobachtet, so daß eine jede in sich gemildert und doch im Verhältniß zu den andern höchst kräftig erscheint."

Die berühmtesten Freskogemälde Correggio's befinden sich in

zwei Kirchen von Parma: in der Kuppel von San Giovanni und in der des Domes. Unter seinen Oelgemälden ragt besonders seine „Nacht“ oder die Anbetung der Hirten hervor, in welcher alles Licht von dem göttlichen Kinde ausstrahlt. Correggio erhielt für dieses Meisterwerk, das jetzt eine der Hauptzierden der Dresdener Gallerie bildet, vierzig Zechinen (venetianische Dukaten im Werthe von $6^2/_3$ R.-Mk.), während der Kurfürst August III. dem Herzog von Modena für dasselbe hundertdreißigtausend Zechinen bezahlte. Unter den Schülern Correggio's ist der berühmteste Franzesko Mazzuoli, genannt Il Parmigianino (geb. 1503, gest. 1540), der jedoch in der Nachahmung des anmuthigen Formenspieles seines Meisters oft in affektirte Ziererei verfällt.

Nicht minder groß als Correggio war Tiziano Vecellio, geboren 1477 zu Cadore in Friaul, der die venetianische Schule auf den Gipfel ihres Ruhmes erhob. Von seinem Oheim, einem angesehenen Bürger von Venedig, in seinem zehnten Jahre dem berühmten Giovanni Bellini zur Lehre übergeben, eignete er sich zuerst ganz dessen Manier an, ging jedoch später von derselben ab, um die seines Mitschülers Giorgione anzunehmen, der gleich ihm eine Zierde der venetianischen Schule wurde. Nach dem Tode Bellini's (1479) übertrug ihm der Senat die Vollendung des großen Gemäldes im Staatssaale zu Venedig, das die Aussöhnung Alexanders III. mit Barbarossa darstellt, und seitdem galt er als der officielle Maler der Republik. Aber auch zahlreiche Fürsten überhäuften ihn mit ihrer Gunst. Insbesondere war er der ausgesprochene Liebling Kaiser Karls V., der von keinem Andern gemalt sein wollte und sich mehrere Male von ihm aufnehmen ließ. Für jede dieser Aufnahmen zahlte er ihm tausend Goldstücke; auch wies er ihm einen Jahrgehalt von zweihundert Scudi auf die Kammer von Mailand an. Im Jahre 1553 ernannte er den Künstler, den er bereits im Jahre 1532 in den Adelsstand erhoben, zum Pfalzgrafen und zum Ritter von San Jago. Außer Karl V. malte Tizian, als der gesuchteste Porträtmaler seiner Zeit, den Papst Paul III., sowie Philipp II. von Spanien, der ihm gleichfalls einen bedeutenden Jahrgehalt aussetzte, den Kaiser Ferdinand I. und dessen Familie, Franz I. von Frankreich und viele anderen Fürsten seiner Zeit.

Was Tizians Gemälde vor Allem auszeichnet, ist die unübertreffliche Lebendigkeit und Naturwahrheit. Ohne in eine materielle Nachahmung der Wirklichkeit zu verfallen, wußte er seinen Bildern die volle Wärme des Lebens einzuhauchen, und die Farben feiern in denselben durch Klarheit, Wärme, Sättigung und harmonische Verschmelzung ihren höchsten Triumph. Alle seine Gestalten sind von sprechendem Ausdruck, und seine Porträts erscheinen wie lebende Personen. Zu den berühmtesten seiner zahlreichen Werke gehören zwei

große Kirchenbilder zu Venedig: eine Himmelfahrt Mariä, die einige Kunstkenner über alle Bilder dieser Gattung von andern Malern setzen, und die Ermordung des Petrus Martyr, von welcher Algarotti bemerkt, daß die größten Meister darin keinen Fehler finden konnten.

Tizian machte zu Venedig ein fürstliches Haus. Als König Heinrich III. auf seiner Rückreise von Polen durch Venedig kam, nahm er seine Wohnung auf der Villa des berühmten Malers. „In Tizians Hause", sagt Vasari, „sah man alle Fürsten, Gelehrten und hervorragenden Personen, die zu seiner Zeit nach jener Stadt kamen oder dort lebten; denn nicht nur war er trefflich in der Kunst, sondern auch sehr liebenswürdig, war vorzüglich durch Sitten und zeichnete sich durch ein gefälliges Wesen und Betragen aus." Tizians Thätigkeit erlosch erst mit seinem bis an die äußerste Grenze des Alters verlängerten Leben. Noch in seinem neunundneunzigsten Jahre im Vollbesitze seiner Künstlerkraft und Schöpferlust, nur bisweilen über die zunehmende Schwäche seiner Augen klagend, erlag er im Jahre 1576 der Pest. Obschon wegen der Gefahr der Ansteckung alle öffentlichen Leichenbegängnisse verboten waren, wurde für ihn eine Ausnahme gemacht und seine Leiche in der Kirche Santa Maria dei Frari mit großem Pompe zur Ruhe bestattet.

Zum Theil gleichzeitig mit diesen fünf großen Meistern, denen die italienische Malerei nach verschiedenen Richtungen hin ihre Vollendung zu verdanken hatte, zum Theil etwas später lebten andere tüchtige Meister, deren Werke sich den ihrigen nicht unwürdig anreihen, so in Florenz Andrea del Sarto und der oben erwähnte Fra Bartolomeo, in Rom Giulio Romano und Perin de Vaga, in Venedig Tizians Freund und Mitschüler Giorgione da Castelfranco und Paolo Caliari, bekannter unter dem Namen Paolo Veronese (geb. zu Verona 1533, gest. in Venedig 1588), gleichfalls ein Freund Tizians und dessen Nachahmer, im Glanz der Farben, im Reichthum des Kostüms, in der Großartigkeit der Haltung seiner kräftigen, schönen Gestalten, in denen er gern Zeitgenossen porträtirte, unleugbar ein Meister ersten Ranges. Im Ganzen ging jedoch schon im sechzehnten Jahrhundert die Malerei in Italien einem raschen Verfalle entgegen, besonders in Folge einer mißverstandenen Nachahmung der einzelnen großen Meister von Seiten ihrer Schüler, die, ohne ihr Genie und ihren Schönheitssinn zu besitzen, ihnen nur in Aeußerlichkeiten nacheiferten und die Meisterschaft besonders in der raschen Vollendung ihrer Werke suchten. In diesen Fehler verfielen besonders viele der Schüler Michel Angelo's, welche durch Uebertreibung ihren Werken den Geist des großen Meisters einzuhauchen glaubten.

Am längsten hielt sich in Bologna und Venedig die Malerei in Blüthe. In Bologna erfuhr sie gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts eine Art von Reform durch Ludovico Caracci (geb. 1575, gest. 1619) und seine beiden Neffen, Agostino und Annibale, die durch ein erneutes gründliches Studium der Antike und der Natur die Vorzüge der einzelnen großen Meister in ihren Werken zu vereinigen suchten. Unter ihren Schülern ragten besonders Guido Reni und Dominichino hervor, die wesentlich dazu mitwirkten, der Malerei in Italien bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wieder eine würdigere Stellung zu verschaffen.

Die Bildhauerkunst, die seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts in Italien in Verfall gerathen war, verdankt ihre Wiedererhebung im sechzehnten Jahrhundert hauptsächlich Michel Angelo, in welchem der Bildhauer dem Maler die Palme streitig machte. Die großartigste seiner Schöpfungen auf diesem Gebiete ist sein für das Grabdenkmal Julius II. bestimmter Moses, ein von keinem neueren, wie von keinem der alten Bildhauer übertroffenes Meisterwerk. „Eine Hoheit", sagt des großen Meister jüngster Biograph Grimm über den Moses, „erfüllt diese Gestalt, ein Selbstbewußtsein, ein Gefühl, als ständen diesem Manne die Donner des Himmels zu Gebote, doch er bezwänge sie, ehe er sie entfesselte, abwartend, ob die Feinde, die er vernichten will, ihn anzugreifen wagten. Der Moses ist die Krone der modernen Skulptur! Nicht allein dem Gedanken nach, sondern auch in Anbetracht der Arbeit, die, von unvergleichlicher Durchführung, sich zu einer Feinheit steigert, die kaum weiter getrieben werden könnte."

Auch auf dem Gebiete der Skulptur verfielen Michel Angelo's Schüler, wenn auch in geringerem Grade als in der Malerei, in den verhängnißvollen Fehler der Uebertreibung, so daß nach seinem Tode die von ihm zu so herrlicher Blüthe emporgehobene Kunst ihrem abermaligen Verfalle entgegen gegangen sein würde, hätte sie nicht Michel Angelo's talentvollster Schüler Giovanni von Bologna (gest. zu Florenz 1608) bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts noch auf einer gewissen Höhe erhalten; nach seinem Tode sank sie rasch von derselben herab.

Der eigentliche Schöpfer der neueren italienischen Baukunst ist Francesco Bramante (geb. 1444 zu Kastel Durante bei Urbino), der erste Baumeister der von Julius II. begonnenen neuen Peterskirche. Gestützt auf die Grundgesetze der altrömischen und altgriechischen Architektur und geleitet von einem hohen Schönheitssinn, entwickelte er einen eigenen italienischen Baustil mit vorherrschendem Rundbogen und toskanischer Säulenordnung, und bahnte dadurch dem goldenen Zeitalter der modernen Architektur den Weg. Seine von den Zeitgenossen mit recht bewunderten

Schöpfungen verbreiteten das Verständniß der Verhältnisse und die Kenntniß der Perspektive, sowie den Sinn für den Einklang zwischen dem Ganzen und den Einzelnheiten und trugen wesentlich zur Veredlung des Geschmackes bei.

Nach dem Tode Bramante's (1514), der seinen Gönner Julius II. nur um ein Jahr überlebte, wurde die Fortsetzung des Baues der Peterskirche verschiedenen Architekten anvertraut; doch schritt derselbe, unter mannigfachen Abänderungen des ursprünglichen Planes, nur langsam voran, bis Papst Paul III. im Jahre 1547 den zweiundsiebzigjährigen Michel Angelo mit der Leitung desselben betraute. Der greise Meister übernahm dieselbe nur unter der Bedingung absoluter Freiheit, „nach Gefallen zu schaffen und einzureißen, hinzuzufügen, fortzunehmen und zu verändern." Michel Angelo setzte den Bau unter fünf Päpsten bis zu seinem Tode (1564) fort und hinterließ seinem Nachfolger in einem Holzmodell die vollständige Ausführung seiner Ideen. Unter Pius IV. wurde der Bau durch Barozzi da Vignola und unter Gregor XIII. durch Giacomo della Porta fortgesetzt, welch' Letzterem auch Sixtus V. den Ausbau der Kuppel nach Michel Angelo's Plan übertrug, indem er dem hochbetagten Baumeister, der sich in Michel Angelo's Schule gebildet, seinen eigenen Architekten Domenico Fontana beigab.

Gleichzeitig mit dem Bau der Peterskirche, seinem ewigen Ruhmesdenkmal, unternahm Michel Angelo noch zahlreiche andere Bauwerke, von denen jedes einzelne eine ganze Menschenkraft in Anspruch zu nehmen schien und die alle mehr oder weniger den Stempel der Vollendung tragen. Wenn seine Kraft zu erlahmen drohte, suchte er Stärkung und Erholung in der Einsamkeit, wo er seine Freude in der Bibel oder im Dante fand, die er mit vielen Handzeichnungen verzierte.

Wie unter Michel Angelo die moderne Baukunst ihren Höhepunkt erreicht hatte, so begann auch schon nach seinem Tode der Verfall derselben. Die edle Einfachheit wich allmählich der Ueberladung, die Logik der Willkür, der Zwang, den sich die Meister der großen Zeit freiwillig auferlegt, einer vollständigen Ungebundenheit. Die Päpste legten zwar ihren Architekten die Pflicht auf, in Michel Angelo's Fußstapfen zu treten; aber indem sie auf diese Weise die Manen des großen Meisters amtlich schützten, vermochten sie nicht, sein Genie auf die Epigonen zu übertragen.

Die italienische Dichtkunst, die unter Dante und Petrarca so herrliche Blüthen getrieben, wurde in ihrer weiteren Entwickelung längere Zeit durch die vollständige Vernachlässigung der italienischen Sprache von Seiten der poetischen wie der prosaischen Schriftsteller

gehemmt, die nach der von den Humanisten ausgegangenen Ueberschätzung des klassischen Alterthums ihren Geistesprodukten nur in der Sprache des alten Roms einen würdigen Ausdruck verleihen zu können vermeinten. Erst als der Humanismus sich selbst durch seine Verirrungen den Untergang bereitet hatte, kehrte man in Italien zu der so lange mißachteten Sprache der eigenen Nation zurück, und unter dem Schutze der beiden kunstsinnigen Fürstenhäuser der Medici und der Este nahm die nationale Dichtung aufs Neue ihren Aufflug, um in den Werken Ludovico Ariosto's und Torquato Tasso's die großartigsten Triumphe zu feiern.

Ludovico Ariosto, geboren im Jahre 1444 zu Reggio, wo sein Vater Kommandant war, sollte anfangs die Rechte studieren, widmete sich jedoch bald, trotz des anfänglichen Widerspruchs seines Vaters, der Dichtkunst und zwar, dem Geiste der Zeit entsprechend, der lateinischen. Ein Gedicht, das er in dieser Sprache auf die Vermählung des Herzogs Alfonso I. von Ferrara mit Lucrezia Borgia verfaßte, erwarb ihm die Gunst des herzoglichen Hauses und verschaffte ihm eine Stelle bei dem Bruder Alfonso's, dem Kardinal Hippolyt von Este, der Kunst und Wissenschaft hochschätzte und viele Gelehrte und Künstler um sich versammelte.

Da Ariosto unter der großen Zahl lateinischer Dichter nicht glänzen zu können glaubte, entschloß er sich, künftig nur italienisch zu dichten, und wählte zum Gegenstand eines großen epischen Gedichtes den hervorragendsten Helden aus dem Sagenkreise Karls des Großen, den Ritter Roland, den kurz vorher sein Landsmann Matteo Maria Bojardo, Graf von Scandiano, in einem unvollendet gebliebenen Epos: „Der verliebte Roland", besungen hatte. Seine Dichtung, der er den Titel Orlando Furioso, „der rasende Roland", gab, entzweite ihn mit seinem Dienstherrn, der als ein Freund ernster, wissenschaftlicher Bestrebungen für derartige Dichtungen keinen Sinn hatte. Er verließ im Jahre 1517 den Dienst des Kardinals, um in den des Herzogs Alfonso zu treten, an dessen Hof er bis zu seinem Tode (1533) blieb, indem er hauptsächlich Theaterstücke für das von dem Herzog neu erbaute Schauspielhaus dichtete.

Ariosto's bestes Werk blieb jedoch sein mit großem Beifall aufgenommener „rasender Roland", in welchem sich des Dichters Geist voll Laune, Frische und heiterem Muthwillen zeigt, während er in der Behandlung des zum großen Theile seinem Vorgänger entlehnten Stoffes ein glänzendes Talent, zugleich aber auch eine nicht immer reine Phantasie an den Tag legt und in der Schilderung einer reich geschmückten Wunderwelt voll Heldenkämpfen und Abenteuern Ernst und Scherz in kühner Weise zu mischen versteht.

Einen ganz anderen Charakter, als die Dichterwerke Ariosto's,

Digitized by Google

tragen die der zweiten Hälfte des Jahrhunderts angehörenden Dichtungen Torquato Taſſo's. Geboren am 11. März 1544 zu Sorrento bei Neapel als der Sohn Bernardo Taſſo's, eines gleichfalls nicht unbedeutenden Dichters, erhielt Torquato Taſſo ſeine erſte Erziehung bei den Jeſuiten in Neapel und ſtudierte ſpäter zu Padua Theologie, Jurisprudenz und Philoſophie, widmete ſich jedoch ſchließlich ganz der Dichtkunſt, die längſt ſein ganzes Herz erfüllt hatte. In ſeinem achtzehnten Jahre ſchrieb er ein Epos in zwölf Geſängen, Rinaldo, das er dem Kardinal Luigi von Eſte, dem Bruder Herzog Alfonſo's II. von Ferrara, widmete. Einer Einladung dieſes Letzteren folgend, kam er im Jahre 1567 nach Ferrara, wo er ſein berühmtes Hauptgedicht: „Das befreite Jeruſalem", dichtete.

Obgleich er ſowohl von dem Herzog, als von deſſen beiden Schweſtern, Lucrezia und Leonore, nicht als Diener, ſondern als Freund behandelt und mit Gunſtbezeigungen überhäuft wurde, kam es mehrfach zu Zerwürfniſſen zwiſchen ihm und ſeinen Gönnern, da der ausgeſprochene Hang des Dichters zu Mißtrauen und Schwermuth ihn, bei dem Ueberwiegen ſeiner Phantaſie über den ruhig überlegenden Verſtand, überall Feinde und Neider erblicken ließ und ſein reizbares Temperament ihn zu verletzender, oft maßloſer Heftigkeit hinriß, die ihm ſchließlich wirklich Feinde erwecken mußte. Daher verließ Taſſo mehrere Male den Hof von Ferrara, um jedoch jedesmal bald wieder dahin zurückzukehren, da er gerade dort das höchſte Verſtändniß für ſeine Dichtung und die nachſichtsvollſte Berückſichtigung ſeines krankhaften Seelenzuſtandes fand.

Nach ſeiner letzten Rückkehr nach Ferrara, im Februar 1579, ließ ſich Taſſo, in einer Anwandlung leidenſchaftlichen Zornes über eine vermeintliche Zurückſetzung von Seiten des Hofes, zu ſo ſchweren öffentlichen Beleidigungen des Herzogs und ſeiner Umgebungen hinreißen, daß Alfonſo Befehl gab, ihn als einen Wahnſinnigen in ein Krankenhaus zu Ferrara zu bringen, wo er ſieben Jahre lang, anfangs in ſtrenger, ſpäter aber in ſehr milder Haft zurückgehalten wurde. Daß eine leidenſchaftliche Liebe des Dichters zu des Herzogs Schweſter Leonore Veranlaſſung zu ſeiner Verhaftung gegeben, iſt eine Fabel.

Nachdem Taſſo im Jahre 1586 durch die Verwendung des Herzogs von Mantua die Freiheit wieder erlangt hatte, irrte er längere Zeit als ein an Geiſt und Körper gebrochener Mann, von der tiefſten Schwermuth niedergedrückt, unſtät und ruhelos in Italien umher, bis ihn am 25. April 1595 zu Rom im Alter von zweiundfünfzig Jahren der Tod von ſeinen Leiden erlöſte, zu derſelben Zeit, in welcher auf dem Kapitole Vorbereitungen zu ſeiner feierlichen Krönung als König im Reiche der Dichtkunſt getroffen wurden.

„Arioſto wie Taſſo", ſagt Weiß, „ſind Zeichen ihrer Zeit:

Ariosto ein Kind des heitern, Tasso ein Kind des ernst gewordenen Italiens. Jener will nur den hohen Kreisen mit dem Reichthum seiner Phantasie einige Stunden Zerstreuung verschaffen, darum das Sprunghafte, das Wiederauffassen von Fäden, die er längst fallen gelassen, der heitere, scherzende, ironische Ton auch bei ernsten Anläufen und die Ungleichheit der Darstellung. Bei Tasso aber ist Alles ernst, überlegt; ein hohes Ziel schwebt ihm vor, eine religiöse Begeisterung durchdringt ihn; er schrieb sein Gedicht über die Eroberung Jerusalems in der Zeit, wo der Kampf zwischen Kreuz und Halbmond, wo der Geist der Kreuzzüge neu erwachte und der Ruf: ‚Gott will es!' wieder durch die Lande tönte und Don Juan d'Austria bei Lepanto der Sache des Kreuzes den glänzendsten Sieg errang."

Gleich Ariosto pflegte auch Tasso neben der epischen Dichtung die dramatische, und auch auf diesem Gebiete, wie nicht minder in der Lyrik, hat er Treffliches geleistet, obgleich im Ganzen die dramatische Poesie in Italien bei Weitem nicht die Höhe erreichte, zu welcher sie sich zu jener Zeit in Spanien und England emporgeschwungen. Weit zahlreichere Bearbeiter, als die Tragödie, fand die Komödie; das beliebteste Genre aber war das Hirtendrama, aus welchem sich die Oper entwickelte. Die hervorragendste Dichtung dieser Art war der in ganz Europa viel gelesene und viel bewunderte „Pastor Fido" von Battista Guarini (geb. zu Ferrara 1537, gest. 1612 zu Venedig), einem genialen Nacheiferer Tasso's.

Mit ungleich größerem Erfolge, als die dramatische Poesie, wurde in Italien die Lyrik und in derselben besonders das Sonett gepflegt. Zu den besten italienischen Sonetten dieser Zeit gehören die von Torquato Tasso, sowie einzelne von Ariosto; auch Machiavelli hat sich nicht ohne Glück in dieser Form versucht. Ganz besonders aber zeichnete sich als Sonettendichterin die edle Vittoria Colonna, die ebenso fromme als schöne und hochherzige Gemahlin Pescara's, des berühmten Feldherrn Karls V., aus, in deren Dichtungen eine überraschende Kraft sich mit tiefem Gefühl und edlem Seelenschwung vereinigt.

Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts war in Italien die ächte poetische Kraft erschöpft. Von den Nachahmern der großen Dichter gefielen sich die Einen in weichlicher Sentimentalität, die Andern in Ueppigkeit, Schwulst und gekünstelten Witzesspielen, und da der gesunkene Geschmack daran Gefallen fand, eilte die Dichtkunst in Italien einem raschen Verfalle entgegen.

XIX.

Deutschland nach der Abdankung Karls V. bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges.

Ferdinand I.

(1556—1564.)

Obschon Karl V. schon im Herbste 1556, vor seiner Einschiffung nach Spanien, die Kaiserkrone niedergelegt, erfolgte die feierliche Uebertragung derselben an seinen Bruder Ferdinand erst am 14. Mai 1558, auf einer Versammlung der Kurfürsten zu Frankfurt. Indessen versagte der dem habsburgischen Hause abgeneigte Papst Paul IV. dem neuen Kaiser, dem er wegen des Augsburger Religionsfriedens zürnte, die Anerkennung, weil er die ohne seine Zustimmung erfolgte Abdankung Karls V. für ungiltig hielt und überdies der Ansicht war, daß die in den religiösen Verhältnissen Deutschlands eingetretenen Aenderungen gleichbedeutend seien mit der Auflösung des deutschen Reiches, und konnte, trotz der sehr erregten Stimmung der deutschen Fürsten, nicht zur Nachgiebigkeit bewogen werden. Dagegen erkannte Pauls IV. Nachfolger, Pius IV., bald nach seiner Thronbesteigung Ferdinand I. als Kaiser an, worauf dieser, da auch der Augsburger Religionsfriede dem Reiche die erhoffte Ruhe nicht verschafft hatte, mit dem päpstlichen Stuhle Unterhandlungen wegen der Wiedereröffnung des Tridentinischen Concils anknüpfte. Anfangs suchte er, aus Rücksicht für die Protestanten, den Papst zu bewegen, dasselbe als eine neue Synode in einer der bedeutenderen Städte Deutschlands abhalten zu lassen; da der Papst jedoch hierauf nicht eingehen konnte, gab er schließlich, im Einvernehmen mit den Königen von Spanien und Portugal, dem Papste allein die Entscheidung anheim, worauf am 18. Januar 1562 zu Trient die Wiedereröffnung des Concils stattfand.

Wie Ferdinand schon als Stellvertreter seines Bruders den Frieden in Deutschland durch Zugeständnisse an die Protestanten herzustellen gesucht, ohne jedoch dadurch seinen Zweck erreicht zu haben, so setzte er auch als Kaiser seine Bemühungen zur Herbeiführung einer Versöhnung zwischen den beiden Religionsparteien auf dem Wege friedlicher Verständigung fort und ließ zu diesem Ende mehrere Religionsgespräche abhalten; doch führte keines derselben zu dem von Ferdinand gehofften Ziele. Die Spaltung zwischen Katholiken und Protestanten wurde vielmehr eine immer tiefer gehende, und nur durch die äußerste Schonung und Nachgiebig-

keit gegen die Neuerer vermochte Ferdinand den äußeren Frieden aufrecht zu halten.

Um in seinen Erbländern, in welchen gleichfalls die kirchlichen Neuerungen Eingang gefunden, Ruhestörungen zu verhüten, die besonders wegen der beständigen Türkengefahr für das Kaiserhaus wie für das Reich hätten verhängnißvoll werden können, duldete er in denselben die Darreichung der Kommunion unter beiden Gestalten, wobei er sich, da er eine ausdrückliche päpstliche Konzession nicht hatte erlangen können, auf die nicht absolut abschlägigen Reden einiger Nuntien stützte. Da ihm jedoch, als einem durchaus glaubenstreuen Katholiken, die Verhütung weiteren Abfalles von Seiten seiner Unterthanen warm am Herzen lag, ließ er durch den berühmten, für die Sache des katholischen Glaubens unermüdlich thätigen Pater Canisius (geb. 1521 zu Nimwegen, gest. 1597 als Vorstand des berühmten Jesuiten-Kollegiums zu Freiburg in der Schweiz), den ersten Deutschen, der in die Gesellschaft Jesu eingetreten, zur Verbreitung eines gediegenen Unterrichts in der katholischen Religion einen neuen Katechismus ausarbeiten, der von dem Kaiser in allen seinen Ländern eingeführt wurde und zur Befestigung des katholischen Glaubens bei der heranwachsenden Generation unschätzbare Dienste geleistet hat.

Inzwischen hatte auch unter den Protestanten die religiöse Spaltung immer weiter um sich gegriffen. Nicht nur Lutheraner und Kalvinisten traten einander immer schroffer gegenüber, sondern auch unter den Theologen der lutherischen Kirche war Zwietracht entstanden, indem die Einen, die Schüler des früheren Wittenberger Professors Matthias Flacius, von seinem Geburtslande Illyrien gewöhnlich Illyrikus genannt, streng an der ursprünglichen Lehre Luthers festhielten und jede Entfernung von derselben als Ketzerei mit leidenschaftlicher Heftigkeit verdammten, während die Anderen, an deren Spitze Melanchthon stand, einer freieren Richtung huldigten und eine Veränderung des lutherischen Lehrbegriffs für zulässig hielten. Nachdem der von Wittenberg vertriebene Flacius von dem Herzog Johann Friedrich dem Mittleren von Sachsen, dem Sohne und Nachfolger des früheren Kurfürsten Johann Friedrich, an die von ihm als Bollwerk des unverfälschten Lutherthums gegründete Universität Jena berufen worden, entbrannte zwischen dieser Hochschule und der von Wittenberg ein heftiger Schriftstreit, in welchem die gegenseitige Schmähsucht bald keine Grenze mehr zu finden wußte.

Um diesen ärgerlichen Händeln, welche dem gesammten lutherischen Bekenntnisse den Untergang zu bringen drohten, ein Ziel zu setzen, schlossen die drei protestantischen Kurfürsten von der Pfalz, von Sachsen und von Brandenburg, im Vereine mit dem Land-

Digitized by Google

grafen Philipp von Hessen, dem Herzog Christoph von Württemberg den Pfalzgrafen Friedrich und Wolfgang von Zweibrücken und dem Markgrafen Karl von Baden, auf einem im Jahre 1558 zu Frankfurt abgehaltenen Fürstentage einen Vergleich, den sogenannten „Frankfurter Receß", der neben der Erklärung, daß die genannten Fürsten standhaft bei der Ausburgischen Konfession verbleiben wollten, nähere, von Melanchthon verfaßte Bestimmungen über die vier Hauptpunkte enthielt, die zu den theologischen Händeln Veranlassung gegeben hatten. Der Frankfurter Receß, der fortan als Norm der protestantischen Lehre dienen sollte, wurde jedoch, auf Flacius' Betrieb, von dem Herzog Johann Friedrich von Sachsen aufs Heftigste angegriffen und eine von dem Ersteren verfaßte Konfutation als Glaubensnorm für das Herzogthum Sachsen bekannt gemacht, unter Strafandrohung gegen Alle, die anders lehren würden. Auch eine im Jahre 1561 von dem Herzog Christoph von Württemberg zur Herstellung der Einigkeit unter den Lutheranern veranstaltete Zusammenkunft protestantischer Fürsten zu Naumburg verlief vollständig resultatlos.

Alle diese mißglückten Einigungsversuche dienten nur dazu, die Gegensätze zu verschärfen, die fortan immer schroffer zu Tage traten und mit immer größerer Leidenschaftlichkeit verfochten wurden. Daß unter solchen Verhältnissen die kirchlichen Zustände in den lutherisch gewordenen Gebieten keine erfreulichen sein konnten, ist selbstverständlich; auch ergingen sich die Kirchenvisitatoren im nördlichen wie im südlichen Deutschland in den bittersten Klagen über die schreckenerregende Abnahme des religiösen Sinnes, der Mildthätigkeit und Sittlichkeit, wie über die Verachtung der Prediger und Kirchendiener und die Zuchtlosigkeit der Jugend und bekannten offen, daß „aus der evangelischen Predigt keine Besserung gespürt werde und man billig sagen möchte, daß sich die Leute am Evangelium mehr geschlimmert denn gebessert hätten". — „Unsere ganze evangelische Kirche", schrieb der Wittenberger Professor Paul Eber, „ist mit so viel großen Zerrüttungen und Aergernissen befleckt, daß sie nichts weniger zu sein scheint, als dessen sie sich berühmt. Denn schaust du auf die evangelischen Lehrer, so siehst du, daß ihrer etliche aus Ehrgeiz oder aus neidischem Eifer oder Vorwitz, die rechte Lehre zerstören und falsche Lehre kecklich ausbreiten oder hartnäckig beschirmen; etliche unnöthigen Streit erwecken und mit unversöhnlichem Neid und Haß darob halten; etliche aber die Religion hin und wieder biegen nach Gefallen oder Begierlichkeit der Herren oder des Volkes; etliche aber alles das, so sie mit wahrhafter Lehre aufgebaut, mit ihrer Leichtfertigkeit und schändlichem Leben wieder zerstören. So du das evangelische Volk anschaust, siehst du den schändlichsten Mißbrauch der Religion und der christlichen Freiheit, Verachtung

und Unachtsamkeit des heiligen Kirchendienstes, viel lästerlicher Disputationen, Verschleuderung der Kirchengüter, Undankbarkeit gegen die treuen Diener des Wortes, Aufhebung aller Zucht, zügellose Widerspenstigkeit der Jugend und die reichlichste, täglich nachwachsende Saat aller Laster".

Die Leidenschaft, mit welcher die Lutheraner sich untereinander bekämpften, trug nicht wenig dazu bei, die kalvinische Partei in Deutschland zu verstärken, welcher besonders durch Melanchthons Hinneigung zu der Abendmahlslehre der schweizerischen Reformatoren viele Lutheraner zugeführt wurden. Der erste deutsche Fürst, der offen zu dem kalvinischen Bekenntniß übertrat, war der Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz, aus der Simmern'schen Linie des pfälzischen Hauses [1]) der im Jahre 1559 seinem unvermählt gebliebenen Vetter Otto Heinrich in der Regierung gefolgt war und im Jahre 1563 den Kalvinismus, für welchen er durch mehrere seiner Theologen eine neue Bekenntniß- und Lehrschrift, den sogenannten „Heidelberger Katechismus", ausarbeiten ließ, mit Gewalt in seinem Lande einführte, wobei ein völliger Vernichtungskampf gegen alle katholischen Anstalten, Klöster, Kirchen und Stiftungen ins Werk gesetzt wurde.

Um seine Erbländer machte sich Ferdinand I. besonders durch eine Reihe trefflicher Verordnungen verdient, die ihm die Liebe seiner Völker erwarben. Auch war er eifrig bemüht, Künste und Wissenschaften, in denen er selbst wohl bewandert war, in seinen Ländern zu fördern, wobei ihm besonders die Jesuitenpatres, die er theils zur Gründung der Universität Innsbruck, theils zur Wiederherstellung der Studien und der Disciplin an der Universität Wien nach Deutschland berufen, die ersprießlichsten Dienste leisteten.

Von den drei Söhnen Ferdinands wurde der älteste, Maximilian, im Jahre 1562 auf des Kaisers Wunsch von den Kurfürsten zu dessen Nachfolger erwählt und im folgenden Jahre zum römischen König gekrönt. Die böhmische Krone hatte er schon am 20. September 1562 zu Prag empfangen; die ungarische empfing er, nachdem er nicht ohne Schwierigkeiten von den Magnaten zum König gewählt worden, am 23. September 1563 zu Preßburg. Außer Böhmen und Ungarn sollte er, nach Ferdinands testamentarischer Bestimmung, auch das eigentliche Oesterreich erhalten.

1) Die pfälzische Linie des Wittelsbachischen Hauses zerfiel seit dem Tode des Königs Ruprecht in zwei Hauptlinien: die von Ruprechts ältestem Sohne Ludwig III. gegründete kurfürstliche oder Heidelberger Linie, die im Jahre 1557 mit dem Kurfürsten Otto Heinrich, Ludwigs III. Urenkel, ausstarb, und die von Ruprechts zweitem Sohne Stephan abstammende pfalzgräflich Simmern'sche, von welcher sich unter Stephans zweitem Sohne, dem Pfalzgrafen Ludwig von Zweibrücken, die Zweibrücken'sche Linie abzweigte, die sich später wieder in mehrere Linien spaltete.

Digitized by Google

Ferdinands I. zweiter gleichnamiger Sohn, dem Tyrol zufallen sollte, während Steiermark, Kärnthen und Krain für den jüngsten, Karl, bestimmt waren, hatte sich wider des Vaters Willen mit der durch Geist und Schönheit gleich ausgezeichneten Augsburger Patrizierin Philippine Welser vermählt und dadurch den Kaiser heftig erzürnt. Später ließ sich derselbe versöhnen und erkannte seines Sohnes Ehe an, jedoch mit der beschränkenden Bestimmung, daß die aus derselben entspringenden Kinder nicht successionsfähig sein sollten. Da eine zweite Ehe, die Ferdinand nach Philippinens Tod mit einer Prinzessin von Mantua einging, kinderlos blieb, fiel sein Land nach seinem Tode (1595) an die österreichische Hauptlinie zurück.

Ferdinand I. starb am 25. Juli 1564, im Alter von einundsechzig Jahren. In seinem Testamente ermahnte er seine Söhne, mit unverbrüchlicher Treue an dem katholischen Glauben festzuhalten, indem er sie auf die traurigen Früchte hinwies, welche die Reformation bisher getragen, und ihnen zu bedenken gab, daß es nur einen wahren Glauben geben könne und dieser nicht bei den Protestanten zu suchen sei, da sie unter sich uneins und im Glauben getrennt seien.

Maximilian II.

(1564—1572.)

Schon in seiner Jugend hatte Maximilian II. seinem Vater durch seine Hinneigung zum Protestantismus schweren Kummer bereitet, und nach seiner Thronbesteigung erwarteten Viele mit Bestimmtheit, daß er zu demselben übertreten werde. Diesen Schritt, von welchem die Neuerer den dauernden Sieg des Protestantismus in Deutschland erhofften, that er zwar nicht, theils weil ihn politische Rücksichten davon abhielten, theils und hauptsächlich aber weil die unaufhörlichen Streitigkeiten unter den Protestanten nicht nur seine Friedensliebe verletzten, sondern ihn auch zu der Ueberzeugung geführt hatten, daß bei ihnen der wahre Glaube nicht zu finden sei; dagegen machte er in seinen Erbländern den Protestanten die weitgehendsten Zugeständnisse. Er gewährte im Jahre 1568 den lutherischen Edelleuten in ihren Häusern und Gebieten freie Religionsübung, gestattete den mährischen Brüdern, Synoden zu halten und neue Geistliche zu wählen, ließ durch den eigens zu diesem Zwecke nach Wien berufenen protestantischen Theologen Chyträus eine Agende für seine lutherischen Unterthanen ausarbeiten und sogar im Wiener Ständehause von ihm Predigten halten und duldete, daß den Katholiken in Schlesien mehrere Kirchen wegge-

nommen wurden. Während in den protestantischen Ländern Deutschlands kraft des Grundsatzes: Cujus regio, ejus religio, Katholiken kaum geduldet wurden, waren am kaiserlichen Hofe selbst einflußreiche Stellen mit Protestanten besetzt. Nur in einem Punkte widerstand Maximilian II. allem Andrängen der protestantischen Stände: er konnte nicht dazu bewogen werden, die Jesuiten aus seinen Staaten zu verweisen.

Durch die den Protestanten bewilligten Vergünstigungen, die Maximilian bei dem darüber Klage führenden päpstlichen Legaten durch die Erklärung zu rechtfertigen suchte, daß er, indem er freiwillig gewähre, was ihm im Falle der Weigerung durch Aufruhr in weit größerem Maße abgezwungen werden würde, unter zwei Uebeln nur das kleinere wähle, wurde zwar für den Augenblick die Ruhe in den österreichischen Erblanden aufrecht erhalten, der weiteren Verbreitung der kirchlichen Neuerungen in denselben jedoch ein wesentlicher Vorschub geleistet und dadurch zu späteren Wirren der Grund gelegt.

Während der innere Friede in den österreichischen Erblanden unter Maximilian nicht gestört wurde, drohte denselben eine schwere äußere Gefahr durch einen neuen Türkenkrieg. Der greise Solyman, der die bei Malta erlittene Niederlage nicht verwinden konnte, gedachte seine Waffenehre durch einen siegreichen Zug gegen Oesterreich herzustellen und ordnete zu diesem Zwecke die großartigsten Rüstungen an. Als Vorwand zum Bruch des im Jahre 1562 mit Ferdinand I. geschlossenen achtjährigen Waffenstillstandes diente ihm einerseits die Weigerung Maximilians, der Pforte den ihr von seinem Vater zugesagten jährlichen Tribut von dreißigtausend Dukaten fort zu entrichten, und andrerseits ein zwischen dem Kaiser und dem jungen Sigismund Zapolya, dem Schützling des Sultans, ausgebrochener Zwist, bei welchem ein Theil von Zapolya's Vasallenstaat durch die Kaiserlichen besetzt worden war.

Obgleich der zweiundsiebzigjährige Beherrscher der Gläubigen von einem so heftigen Gichtleiden heimgesucht war, daß er kein Pferd mehr besteigen konnte, übernahm er selbst die Leitung des Feldzuges und brach, auf seinem reich geschmückten Tragbette sitzend, am 1. Mai 1566 in seiner vollen Kaiserpracht an der Spitze eines Heeres von hunderttausend Mann von Konstantinopel gegen Ungarn auf. Zu Semlin empfing er die Huldigung Zapolya's, den er „seinen geliebten Sohn" nannte und mit der Zusage entließ, daß er nicht weichen werde, bis er ihn zum König von Ungarn habe krönen lassen.

Ein Sieg, den der tapfere Graf Niklas Zriny, der Befehlshaber der Festung Szigeth, bei Siklos über einen türkischen Heerhaufen davongetragen und bei dem ein dem Sultan nahe stehen-

der türkischer Feldherr erschlagen worden, bewog den rachedurstenden Großherrn, seinen Plan, dem inzwischen mit ansehnlicher Heeresmacht in Ungarn eingerückten Maximilian entgegenzuziehen, zu vertagen und vorher durch die Erstürmung der Festung Szigeth den verhaßten Zriny zu vernichten.

Am 6. August erschien die gesammte türkische Heeresmacht mit ihren dreihundert Geschützen vor den Mauern von Szigeth, und bald folgte Sturm auf Sturm; doch alle wurden von dem kleinen Häuflein der Vertheidiger mit unerschütterlicher Ausdauer zurückgeschlagen. Indessen hatten die wiederholten Stürme der Türken so große Verwüstungen in der Stadt angerichtet, daß Zriny, die Unmöglichkeit einsehend, sich länger in derselben zu behaupten, sie vollständig in Brand stecken ließ, worauf er sich mit dem zusammengeschmolzenen Häuflein seiner Getreuen in das Innere der Festung zurückzog.

Inzwischen verzehrte sich Solyman, der Szigeth im ersten Anlaufe erstürmen zu können geglaubt, in leidenschaftlicher Ungeduld; denn schon hatte die Belagerung einen vollen Monat gedauert, und es drängte ihn, sich durch einen Sieg über Maximilian den Weg nach Wien zu bahnen. „Ist denn dieser Rauchfang noch immer nicht ausgebrannt, und wird die Pauke des Sieges nicht bald zu hören sein?“ rief er im höchsten Unwillen seinem Großvezir entgegen, als dieser in der Nacht vom 5. zum 6. September in sein Zelt trat; aber in dem nämlichen Augenblicke stürzte er, vom Schlage getroffen, entseelt zu Boden. Um die Kampflust des Heeres nicht zu lähmen, wurde der Tod des Sultans vor demselben geheim gehalten.

Noch zwei Tage hielt sich Zriny in dem Inneren der Festung; als jedoch die Minen der Türken auch die Festungsmauern zum Falle gebracht und von den inneren Werken nichts Anderes mehr aufrecht stand, als der Thurm, der die Pulverkammer enthielt, erkannte Zriny, daß ihm nur noch die Wahl blieb zwischen Tod und Ergebung. Entschlossen, als Held zu sterben, legte er seine reichste Kleidung an, ergriff den prachtvollen Ehrensäbel, den Kaiser Maximilian ihm einst zum Lohn für eine Heldenthat geschenkt, und stürzte sich ohne Panzer und Helm, gefolgt von den Seinen, die sich gleich ihm dem Tode geweiht, mit dem Rufe: „Jesus! Jesus! Jesus!“ der heranziehenden Sturmkolonne entgegen. Von zwei Kugeln in die Brust und einem Pfeile in den Kopf getroffen, sank der ungarische Leonidas todt zu Boden. Mit ihm starb die ganze Besatzung bis auf den letzten Mann den Opfertod fürs Vaterland, während im Rücken der Kämpfenden der Pulverthurm in die Luft flog und über dreitausend Türken unter seinen Trümmern begrub.

Nach dem Falle von Szigeth trat das türkische Heer, das jetzt

erst den Tod Solymans erfuhr, mit einem Verluste von zwanzigtausend Mann den Rückzug an, um die Leiche des Sultans nach Konstantinopel zu bringen, wo unterdessen Solymans Sohn, Selim II., die Regierung angetreten. Mit ihm schloß Maximilian zwei Jahre später einen Frieden, in welchem er sich, gegen die Zusage Selims, ihn im ruhigen Besitze dessen zu lassen, was er in Ungarn noch inne hatte, zur Entrichtung eines jährlichen „Ehrengeschenkes" von dreißigtausend Dukaten an die Pforte verpflichtete. Sigismund Zapolya, der sich vergebens bemüht hatte, den Abschluß des Friedens zu hintertreiben, sah sich genöthigt, mit dem Kaiser einen Vertrag einzugehen, in welchem er dem angemaßten Königstitel entsagte. Nach seinem Tode (1572) folgte ihm als Woiwode von Siebenbürgen der edle Stephan Bathory, der später zum König von Polen erwählt wurde (s. S. 321).

Unter Maximilian II. fand der Sickingen'sche Ritterkrieg ein Nachspiel in einer bereits unter Ferdinand I. begonnenen Fehde, deren grauenvoller Ausgang dem Faustrecht in Deutschland für immer ein Ende machte. Der fränkische Reichsritter Wilhelm von Grumbach, ein Genosse des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Baireuth (s. S. 110 f. u. 116 f.), hatte im Jahre 1558 seinen Lehensherrn, den Bischof von Würzburg, mit welchem er in Streit lebte, bei einer Reise desselben durch einen Ueberfall in seine Gewalt zu bringen gesucht; der Bischof war jedoch während des Handgemenges von Grumbachs Leuten erschossen worden. Um sich gegen die Folgen seines Landfriedensbruches zu schützen, zog Grumbach den Herzog Johann Friedrich den Mittleren von Sachsen, der sich in dem Wunsche verzehrte, die Länder und die Kurwürde seines Vaters wieder zu erlangen, durch die Vorspiegelung auf seine Seite, daß er ihm mit Hilfe der Reichsritterschaft, unter welcher er in der That einen bedeutenden Anhang besaß, und unter Mitwirkung des bereits zu diesem Zwecke von ihm gewonnenen Königs von Frankreich nicht nur sein Kurfürstenthum wieder verschaffen, sondern sogar seine Erhebung auf den deutschen Kaiserthron bewirken werde. Der Herzog ging auf Grumbachs Vorschläge umso leichter ein, als es demselben gelungen war, den sächsischen Kanzler Brück ganz für sich zu gewinnen und Johann Friedrich selbst durch die Prophezeihungen eines Bauernknaben zu verwirren, der himmlische Erscheinungen zu haben vorgab.

Im Einvernehmen mit dem Herzog warb Grumbach Truppen, überfiel im Jahre 1563 die Stadt Würzburg, plünderte sie und ertrotzte von dem Domkapitel einen Vergleich, welcher ihm, außer einer Geldsumme für sich und seine Verbündeten, die Wiedereinsetzung in seine von dem Bischof eingezogenen Güter zusicherte. Kaiser Ferdinand I. erklärte diesen Vertrag für ungiltig, sprach

über Grumbach, der inzwiſchen wieder an den Hof des Herzogs von Sachſen zurückgekehrt war, die Acht aus und forderte den Letzteren auf, dem Landfriedensbrecher keinen weiteren Schutz zu gewähren. Statt dieſer Aufforderung Folge zu leiſten, ließ der bethörte Herzog ſich durch Grumbach verleiten, ſeine Reſidenz von Weimar nach dem ſtark befeſtigten Gotha zu verlegen, wo er dem kaiſerlichen Willen Trotz bieten zu können glaubte.

Nach dem Tode Ferdinands erneuerte Maximilian II. ſowohl die Achtserklärung gegen Grumbach, als auch den an den Herzog von Sachſen ergangenen Befehl, den Geächteten zu entlaſſen, wenn er nicht als deſſen Mitſchuldiger der gleichen Strafe verfallen wolle. Da Johann Friedrich auch dieſem Befehle keine Folge gab und ſelbſt gegen des Kaiſers freundſchaftliche Ermahnungen taub blieb, wurde die Acht auch auf ihn ausgedehnt und die Vollſtreckung derſelben ſeinem Vetter, dem Kurfürſten Auguſt, Moritzens Bruder und Nachfolger, übertragen. Dieſer fand jedoch bei der am Weihnachtsfeſte des Jahres 1566 begonnenen Belagerung von Gotha einen ſo hartnäckigen Widerſtand, daß er dieſelbe den ganzen Winter hindurch fortſetzen mußte. Erſt im April 1567 bewog ein Aufſtand der unbezahlten Söldner des Herzogs die Bürgerſchaft, mit dem Kurfürſten einen Vergleich zu ſchließen, infolge deſſen ihm die Thore der Stadt geöffnet wurden.

Der unglückliche Herzog wurde als Rebell ſeines Landes verluſtig erklärt, jedoch mit der Vergünſtigung, daß dasſelbe ſeinen Söhnen verbleiben ſolle, und als Gefangener nach Wien geführt, wo er in einem offenen Wagen, mit einem Strohhute auf dem Kopfe, durch die Straßen gefahren wurde. Nach achtundzwanzigjähriger Haft ſtarb er im Jahre 1595 auf dem Schloſſe Steyer in Oberöſterreich. Seine Gemahlin Eliſabeth, eine Tochter Friedrichs III. von der Pfalz, hatte im Jahre 1572 die lange vergebens nachgeſuchte Erlaubniß erlangt, ſeine Gefangenſchaft zu theilen.

Grumbach und Brück, die von den Bürgern von Gotha dem Kurfürſten Auguſt ausgeliefert worden, wurden zum Tode verurtheilt und, nach dem barbariſchen Strafrechte der damaligen Zeit, auf Befehl des Kurfürſten nach vorausgegangenen ſchauerlichen Qualen geviertheilt. Von ihren Mitſchuldigen endeten einige auf dem Blutgerüſte, andere am Galgen.

Auf den Reichstagen Maximilians II. bildeten die Türkengefahr und die Zerwürfniſſe unter den verſchiedenen Religionsparteien die Hauptgegenſtände der Berathungen. Daneben wurden jedesmal laute Klagen über die Ausſchreitungen der aus fremden Kriegen zurückkehrenden Landsknechte geführt, die, aller friedlichen Beſchäftigungen entwöhnt, ſich meiſtens einem wilden Räuberleben hingaben, Reiſende plünderten und Städte und Dörfer mit ihren Brand-

schatzungen heimsuchten. So sehr jedoch auch dem Kaiser die Aufrechthaltung der Zucht und Ordnung im Reiche am Herzen lag, gelang es ihm nicht, diesem Unwesen, das als allgemeine Landplage an die Stelle der ehemaligen Befehdungen treten zu sollen schien, ein Ende zu machen.

Maximilian II. starb zu Regensburg, während eines dort von ihm abgehaltenen Reichstages, am 12. Oktober 1576, im Alter von fünfzig Jahren, und hinterließ den Ruf eines gerechten und menschenfreundlichen Herrschers von hervorragender geistiger Begabung und gediegener Bildung. Schon im vorhergehenden Jahre hatten die Kurfürsten auf dem Reichstage zu Regensburg den ältesten seiner sechs Söhne, Rudolf, der bereits die Kronen von Ungarn und Böhmen trug, zum römischen König erwählt.

Rudolf II. (1576—1612) und Matthias (1612—1619).

Rudolf II. war zwar ein gelehrter Mann und großer Gönner der Künste und Wissenschaften, aber ein durchaus untüchtiger Herrscher, der in Ermangelung jedweder Thatkraft und im Gefühle seiner Ohnmacht, die Schwierigkeiten seiner Stellung als Reichsoberhaupt zu bewältigen, die Regierung seinen Räthen und Günstlingen überließ, um auf dem Schlosse zu Prag, wohin er seine Residenz verlegt hatte, ausschließlich für seine Liebhabereien zu leben. Für die Pferdezucht hatte er ein so lebhaftes Interesse, daß er Stunden lang in seinen Ställen auf- und abgehen konnte. Daneben verwendete er viele Zeit und große Summen auf die Anlegung einer reichen und äußerst kostbaren Sammlung von Alterthümern und Kunstwerken aller Art. Seine Gemäldesammlung galt als eine der werthvollsten seiner Zeit. Unter den Wissenschaften zogen ihn besonders die Astronomie und die Chemie an, von denen die erstere damals noch mit Astrologie verbunden war, während die letztere meist in Alchymie überging. Dem berühmten dänischen Astronomen Tycho de Brahe, den er im Jahre 1599 nach Prag berufen, ließ er eine eigene Sternwarte einrichten und wies ihm einen jährlichen Gehalt von dreitausend Gulden an. Auch dem gelehrten Tübinger Astronomen Kepler, der von den lutherischen Theologen wegen seiner Billigung des Kopernikanischen Weltsystems verfolgt wurde, gewährte er eine Zufluchtsstätte in Prag und übertrug ihm nach dem Tode Tycho's (1601) dessen Stelle. Aber während er sich in seiner Sternwarte von seinen Astronomen in die Geheimnisse der Sternenwelt einweihen ließ, hauptsächlich um in den Gestirnen die Zukunft zu lesen, und in seinem Laboratorium eifrig bemüht war, die Kunst des Goldmachens zu erlernen, gewannen nicht nur im Reiche die

Verhältnisse eine immer bedenklichere Gestalt, sondern bereiteten sich auch in seinen eigenen Ländern Gefahren vor, die ihn um alle seine ererbten Kronen bringen sollten.

Da die Protestanten auf den Reichstagen ein entschiedenes Uebergewicht gewonnen hatten, war es für die katholischen Stände von der äußersten Wichtigkeit, den geistlichen Vorbehalt, namentlich in den großen Stiften, aufrecht zu halten. Dies gelang ihnen auch, als im Jahre 1583 für das Erzstift Köln die Gefahr der Säkularisation eintrat. Der Inhaber desselben, der Kurfürst Gebhard Truchseß von Waldburg, hatte die Gräfin Agnes von Mansfeld, mit welcher er längere Zeit in verbotenem Umgang gelebt, auf das drohende Verlangen ihrer Brüder geheirathet und ging, nachdem er zum Kalvinismus übergetreten, mit dem Gedanken um, das katholische Erzstift in ein kalvinisches Erbland zu verwandeln, wozu ihn sämmtliche protestantische Fürsten, mit alleiniger Ausnahme des lutherischen Kurfürsten August von Sachsen, lebhaft ermunterten; er fand jedoch bei der Bevölkerung der Stadt und insbesondere bei dem Domkapitel den entschiedensten Widerstand, und das letztere wählte, nachdem Gregor XIII. über den Abtrünnigen Bann und Absetzung ausgesprochen, mit Zustimmung Rudolfs II. einen neuen Erzbischof in der Person des Prinzen Ernst von Baiern. Als dieser mit einem Heere zur Vertreibung Gebhards heranzog, trat ihm der Pfalzgraf Johann Kasimir entgegen, der zur Unterstützung des neuen Glaubensgenossen Truppen geworben; da er dieselben jedoch aus Mangel an Geld bald wieder entlassen mußte, sah sich Gebhard gezwungen, das Erzstift zu räumen. Er begab sich mit drei apostasirten Domherren nach Straßburg, wo sie Kanonikate besaßen.

Auch in diesem Bisthum suchte bald darauf der Protestantismus den Katholicismus zu verdrängen, indem im Jahre 1592 nach dem Tode des Bischofs Johann von Manderscheid ein Theil der Domherren den Prinzen Johann Georg von Brandenburg zum protestantischen Bischof wählte. Gegen diesen stellten die katholischen Stiftsherren den Bischof von Metz, einen lothringischen Prinzen, auf, und es kam zu einem blutigen Kampfe, durch welchen das ganze Stift furchtbar verwüstet wurde, bis zuletzt der usurpatorische Bischof im Jahre 1604 dem lothringischen Prinzen das Hochstift gegen eine Summe von dreißigtausend Thalern überließ.

Wie in Köln und Straßburg, so trug auch in dem katholischen Aachen das Recht den Sieg davon, als sich im Jahre 1587 die durch niederländische Einwanderer verstärkte protestantische Partei, um in den Besitz einer eigenen Kirche zu gelangen, durch Waffengewalt des Regiments über die Stadt bemächtigt hatte. Der Kaiser sprach über den gewaltsam eingesetzten protestantischen Magistrat die

Achtserklärung aus, worauf der katholische Rath wieder eingesetzt wurde und die protestantischen Prediger die Stadt verlassen mußten.

Besonders wichtig in seinen Folgen war der Donauwörther Streit. In der schwäbischen Reichsstadt Donauwörth, die bei dem Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges noch fast ganz katholisch war, hatte allmählich der Protestantismus so entschieden das Uebergewicht erlangt, daß Keiner mehr zum Bürgerrecht zugelassen wurde, der nicht an dem protestantischen Gottesdienste Theil nahm, und katholischer Gottesdienst nur noch in einem Benediktinerkloster abgehalten werden durfte. Als im Jahre 1605 der Abt des Klosters nach alter Sitte eine Prozession durch die Stadt führte, legte der Magistrat dagegen Verwahrung ein, indem er eine Wiederholung des Umzugs bei Strafe der Aufhebung des Klosters untersagte. Der Bischof von Augsburg, unter dessen Jurisdiktion das Kloster stand, wandte sich hierauf klagend an den Reichshofrath — eine von Maximilian I. eingesetzte höchste Gerichtsbehörde, deren Mitglieder von dem Kaiser ohne Zuthun der Reichsstände gewählt wurden —, und dieser entschied dahin, daß der Abt in der Ausübung religiöser Feierlichkeiten nicht gestört werden dürfe. Auf diese Entscheidung gestützt, wollte derselbe am 11. April 1606 eine abermalige feierliche Prozession durch die Stadt abhalten; kaum hatte dieselbe jedoch begonnen, als sie von dem protestantischen Pöbel verhöhnt, mit Steinen, Stöcken und Waffen angegriffen und nach Zerbrechung der Kreuzfahne zersprengt wurde. Nur mit Mühe gewannen der Abt und die Mönche durch ein enges Seitengäßchen den Rückweg zum Kloster.

Der Kaiser, der mit der Stadt glimpflich zu verfahren wünschte, beauftragte den Herzog Maximilian von Baiern, dafür Sorge zu tragen, daß die Katholiken von Donauwörth gegen weitere Mißhandlungen geschützt und in ihren Rechten nicht fürder beeinträchtigt würden. Der Herzog sandte hierauf zwei seiner Räthe als Kommissäre nach Donauwörth; doch auch diese konnten sich kaum vor Unbill schützen. Die Bürgermeister erklärten ihnen: sie seien der Gemeinde nicht mehr mächtig und könnten vor Unheil nicht stehen, da die Bürgerschaft eher Leib und Leben lassen, als eine Neuerung gestatten wolle.

Jetzt endlich entschloß sich Rudolf, gegen die widerspenstige Stadt mit Strenge vorzugehen: er sprach am 3. August 1607 die Reichsacht über sie aus, bot ihr jedoch zugleich Begnadigung an, wenn sie sich durch einen schriftlichen Revers verpflichte, die Katholiken in ihren Prozessionen und Religionsübungen in keiner Weise mehr zu beeinträchtigen, und der Magistrat verspreche, die Schuldigen zur Strafe zu ziehen. Dieser zeigte sich hierzu bereit; dagegen wies die Bürgerschaft, im Vertrauen auf die Unterstützung,

Digitized by Google

welche ihr die in Ulm tagenden schwäbischen Reichsstände in Aussicht gestellt, die Forderung des Kaisers trotzig zurück. Rudolf übertrug hierauf die Vollstreckung der über die Stadt verhängten Acht dem Herzog von Baiern, der zu diesem Zwecke bereits die nöthigen Truppen gesammelt hatte.

Am 5. Dezember 1607 erschien Maximilian mit fünftausend Mann vor Donauwörth, und da die von der Bürgerschaft erwartete schwäbische Hilfe ausgeblieben, mußte sich ihm die Stadt auf Gnade und Ungnade ergeben, worauf sie von baierischen Truppen besetzt wurde. Der frühere Uebermuth der Bürger war in so vollständige Verzagtheit umgeschlagen, daß den Anordnungen des Herzogs bezüglich der Herstellung des katholischen Gottesdienstes keinerlei Widerstand entgegengesetzt wurde und die protestantischen Prediger unaufgefordert die Stadt verließen. Die protestantischen Stände erhoben zwar auf dem im Januar 1608 eröffneten Reichstag zu Regensburg laute Klagen über Maximilians Vorgehen; als sich dieser jedoch bereit erklärte, seine Truppen aus Donauwörth zurückzuziehen, wenn sie sich verpflichteten, ihm für die aufgewandten Kriegskosten Ersatz zu leisten, wollten sie von diesem Vorschlage Nichts hören.

Der Donauwörther Streit gab den protestantischen Fürsten eine erwünschte Veranlassung zum Abschlusse eines längst geplanten Bündnisses, zu welchem Heinrich IV. von Frankreich, ihr geheimer Verbündeter, die Anregung gegeben. Auf einer im Mai 1608 zu Ahausen in Franken abgehaltenen Versammlung traten der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz, Friedrichs III. Enkel und zweiter Nachfolger, die Markgrafen Joachim und Christian Ernst von Brandenburg-Ansbach, der Herzog Johann Friedrich von Württemberg, der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach[1]), der Landgraf Moritz von Hessen-Kassel, der Fürst Christian von Anhalt und die Reichsstädte Straßburg, Nürnberg und Ulm, denen sich in der Folge noch zwölf andere anschlossen, angeblich zum Schutze des Protestantismus gegen die „Uebergriffe der Katholiken", zu einem bewaffneten Sonderbund, der sogenannten Union zusammen, zu deren Oberhaupt der kalvinische Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz gewählt wurde. Der Landgraf von Hessen-Darmstadt und der Kurfürst von Sachsen lehnten die Aufforderung zum Beitritt ab, der Letztere mit der Erklä-

1) Das badische Land war im Jahre 1527 unter die drei nachgelassenen Söhne des Markgrafen Christoph: Bernhard III., Philipp I. und Ernst, getheilt worden; da Philipp jedoch schon im Jahre 1533 gestorben war, ohne Erben zu hinterlassen, hatte eine neue Theilung stattgefunden, bei welcher Bernhard die obere Grafschaft mit der Hauptstadt Baden und Ernst die untere mit der Hauptstadt Durlach erhalten. Nur in die letztere war die Reformation eingeführt worden.

rung: wenn man die Sache recht ansehe, so werde man finden, daß sie zum Theil unnöthig, in Wahrheit aber nichts Anderes sei, als eine Trennung und Auflösung des ganzen Reiches, die sicher daraus hervorgehen werde.

Da die Union bald aus ihren eigentlichen Absichten, zu denen besonders die Erzwingung der Aufhebung des geistlichen Vorbehaltes gehörte, kein Hehl machte, traten die katholischen Stände, auf den Betrieb Maximilians von Baiern, im Jahre 1609 zu einem Gegenbund zusammen, der den Namen der Liga erhielt und nach der von den Verbündeten abgegebenen Erklärung keinen anderen Zweck hatte, als die strenge Aufrechthaltung des Augsburger Religionsfriedens und die Abwehr feindlicher Angriffe auf ihren Glauben und ihre Güter. Die Seele und das Oberhaupt der Liga war der Herzog Maximilian von Baiern, ein Fürst, der mit glühendem Eifer für die Interessen seiner Kirche klassische Bildung, Sittenstrenge, Thatkraft und Charakterfestigkeit, sowie ein gewiegtes staatsmännisches Urtheil verband und durch seine treffliche, glanzvolle Regierung Baiern zu einer Bedeutung emporhob, die es seit langer Zeit nicht mehr besessen. Während die Union mit Frankreich, England und Venedig Verbindungen anknüpfte, durfte die Liga auf die Unterstützung des Papstes und Spaniens rechnen.

Kurz nach dem Abschluß der Liga führte der Jülich'sche Erbfolgestreit eine offene Auflehnung der Union gegen den Kaiser herbei. Am 25. März 1609 war der katholische Herzog Johann Wilhelm von Jülich und Kleve gestorben, ohne Kinder zu hinterlassen, und sogleich trat eine große Zahl deutscher Fürsten auf, um ihre Ansprüche auf die reiche Hinterlassenschaft, die aus den Herzogthümern Jülich, Kleve und Berg, den Grafschaften Mark und Ravensberg und der Herrschaft Ravenstein bestand, geltend zu machen. Während von einigen derselben eine Theilung in Vorschlag gebracht wurde, erklärten sich die beiden nächstberechtigten Erben, der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg und Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg, Beide protestantisch, gegen die Zersplitterung der Jülich'schen Länder, indem Jeder für sich die ganze Hinterlassenschaft in Anspruch nahm. Da bei der großen Verwicklung der Ansprüche eine Entscheidung auf dem Rechtswege nicht so bald zu erwarten stand, beeilten sich Beide, einstweilen von den erledigten Ländern Besitz zu nehmen, und als Rudolf II., der den verschiedenen Prätendenten geboten hatte, sich vor erfolgter kaiserlicher Entscheidung jeder Besitzergreifung zu enthalten, die provisorische Besetzung der Jülich'schen Länder für das Reich anordnete, kamen die beiden Fürsten dahin überein, dieselben bis zur ausgemachten Sache gemeinschaftlich zu verwalten.

Da der Kaiser hierauf seinen Vetter, den Erzherzog Leopold von der steiermärkischen Linie, Bischof von Passau und Straßburg, mit einem Heere in das Jülich'sche Gebiet entsandte, setzte sich die Union, um im Interesse des Protestantismus den beiden im Besitz des Landes befindlichen Fürsten zu Hilfe zu kommen, in Kriegsbereitschaft und schloß zugleich ein Bündniß mit Heinrich IV., der ihr ein Hilfsheer zuzuführen versprach. Schon hatte sich dasselbe gegen die deutsche Grenze in Bewegung gesetzt, als der unerwartete Tod des Königs die ganze Sachlage änderte. Die Unirten eroberten zwar mit Hilfe französischer und holländischer Truppen das Jülich'sche Gebiet und machten der kaiserlichen Sequestration ein Ende; da jedoch inzwischen die Liga dem Kaiser ihre Unterstützung zugesagt, zogen sie es vor, sich mit der letzteren dahin zu vergleichen, daß beide Theile die Waffen niederlegten (Okt. 1609). Der Jülich'sche Erbfolgestreit wurde später durch einen Vergleich zwischen dem Kurfürsten von Brandenburg und dem inzwischen zur katholischen Kirche übergetretenen Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm beendigt, durch welchen das streitige Erbe getheilt wurde.

In seinen Erblanden trat Rudolf II., der seinem katholischen Glauben treu ergeben war, dem Uebermuth der Protestanten mit ungleich größerer Entschiedenheit entgegen, als sein Vater. Als in Wien der lutherische Pastor Josue Opitz, ein eifriger Anhänger des Flacius, sich auf der Kanzel heftige Schmähungen gegen die katholische Kirche und deren Oberhaupt erlaubte, verwies er ihn aus der Stadt und untersagte zugleich in derselben den protestantischen Gottesdienst. Auch folgten bald weitere Maßregeln der Gegenreformation, insbesondere das Verbot der Gründung neuer protestantischer Schulen.

Die Klagen der österreichischen Protestanten über die „Verfolgung des Evangeliums" durch den Kaiser fanden bei ihren Glaubensgenossen im übrigen Deutschland den lebhaftesten Widerhall, obgleich diese selbst nicht nur nach wie vor gegen die Katholiken die äußerste Unduldsamkeit an den Tag legten, sondern auch fortfuhren, sich untereinander auf das Leidenschaftlichste zu bekämpfen und zu verfolgen. In Wittenberg, wo bis zum Tode Melanchthons (19. April 1560) dessen freiere Richtung die Oberhand behalten hatte, war es den Flacianern gelungen, in dem Kurfürsten August den Verdacht zu erwecken, daß die Kryptokalviniſten — so wurden die Anhänger Melanchthons wegen ihrer Hinneigung zu der kalvinischen Abendmahlslehre genannt, — mit der Absicht umgingen, dem Kalvinismus in Kursachsen zur Herrschaft zu verhelfen. Der aufs Aeußerste erbitterte Kurfürst ließ sofort die beiden Häupter derselben, den zu seinem Leibarzt ernannten Doktor Peucer, Professor der Mathematik und Medizin und Melanchthons Schwieger-

sohn, und den Geheimenrath Krakov, nebst zwei Theologen, den Superintendenten Stößel und den Hofprediger Schütz, gefangen nehmen und ein peinliches Verfahren gegen sie einleiten (April 1574). Krakov, der in den schmutzigsten Kerker der Pleißenburg geworfen und vier Stunden lang auf die Folter gespannt worden, starb im März 1575 infolge der erlittenen Mißhandlungen. Auch der Superintendent Stößel starb im Gefängniß, obgleich er demüthig Abbitte gethan und gelobt hatte, fortan die reine Lehre Luthers zu predigen. Peucer, der die von ihm verlangte Abschwörung seiner Ansicht vom Abendmahl standhaft verweigerte, blieb zwölf Jahre in schwerer Kerkerhaft, in welcher ihm weder zu schreiben noch zu lesen gestattet war. Das gleiche Los traf den Hofprediger Schütz, der ebensowenig wie Stößel durch vollständige Unterwerfung unter den Willen des Kurfürsten die nachgesuchte Begnadigung erlangen konnte. Alle der Partei der Kryptokalvinisten angehörigen Professoren, selbst diejenigen, die sich zum Widerruf verstanden hatten, wurden abgesetzt und aus dem Lande gejagt. Zur Verewigung des Sieges, den das Lutherthum über den Kryptokalvinismus errungen, ließ der Kurfürst August eine eigene Denkmünze prägen.

Zur Begründung einer vollständigen Einigkeit unter den lutherischen Theologen, traten im Jahre 1576, auf Veranstaltung des Kurfürsten August, die angesehensten derselben aus Sachsen und andern deutschen Ländern zu Torgau zusammen und verfaßten eine Einigungsformel, das sogenannte „Torgauer Buch", indem sie sich der Hoffnung hingaben, daß diese Schrift im ganzen lutherischen Deutschland zur Einführung gelangen werde. Da von verschiedenen Seiten Einwände gegen dieselbe erhoben wurden, indem sie den Einen zu mild, den Andern zu streng erschien, wurde sie im Jahre 1577 auf einer zweiten Versammlung lutherischer Theologen in dem Kloster Bergen überarbeitet, und so entstand die sogenannte Konkordienformel, die im Jahre 1580 in Kursachsen feierlich verkündet wurde, aber ebensowenig wie das Torgauer Buch im ganzen lutherischen Deutschland Billigung und Annahme fand, vielmehr auf so vielfachen Widerspruch stieß, daß sie eher eine Zwietrachts- als eine Eintrachtsformel hätte genannt werden können.

Nicht einmal in Kursachsen wurde durch die Konkordienformel das Lutherthum dauernd gegen die Angriffe des Kryptokalvinismus geschützt; derselbe erhob vielmehr nach dem am 11. Februar 1586 erfolgten Tode des Kurfürsten August, unter dem Schutze des allgebietenden Kanzlers Crell, eines heimlichen Kalvinisten, von welchem August's Sohn und Nachfolger Christian I. sich vollständig leiten ließ, aufs Neue das Haupt. Die Verpflichtung auf die Konkordienformel wurde aufgehoben, und diejenigen lutherischen Prediger, die sich nicht dazu ver-

ſtehen wollten, im Sinne des Hofes zu lehren, mußten Anhängern des kalviniſchen Bekenntniſſes weichen. Aber das im beſten Zuge begriffene Werk Crells erlitt eine unerwartete Unterbrechung durch den frühen Tod des Kurfürſten. Der dem Lutherthum eifrig ergebene Herzog Friedrich Wilhelm von Sachſen-Altenburg, der für den achtjährigen Chriſtian II., Chriſtians I. Sohn und Nachfolger, die vormundſchaftliche Regierung führte, ließ den Kanzler gefangen nehmen, und nach zehnjähriger ſchwerer Kerkerhaft wurde derſelbe am 9. Oktober 1601 zu Dresden mit einem eigens zu dieſem Zwecke verfertigten Schwerte enthauptet.

So groß war der Haß der Lutheraner gegen die Kalviniſten, daß ſie das alte Lied Luthers: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort und ſteur' des Papſts und Türken Mord", umkehrten in den Geſang: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort und ſteur' der Kalviniſten Mord." Lutheriſche Prediger in Kurſachſen bewieſen, daß die kalviniſche Lehre in neunundneunzig Punkten mit den Lehren der Arianer und Türken übereinſtimme; ja einer derſelben erklärte ſie geradezu für ein Werk der Hölle. Da die Kalviniſten auf dieſe Schmähungen die Antwort nicht ſchuldig blieben, entſtand ein Gezänke, in welchem jede Spur religiöſer Würde unterging.

Während der Kalvinismus in Kurſachſen nahezu ausgerottet wurde, gewann er bald darauf in Brandenburg, das bis dahin neben Sachſen für den zweiten Hauptpfeiler des Lutherthums gegolten, eine neue Heimſtätte, indem der Kurfürſt Johann Sigismund im Jahre 1613, um ſich in dem Jülich'ſchen Erbfolgekrieg des Beiſtandes der Holländer zu verſichern, das kalviniſche Bekenntniß annahm. Auch der Landgraf Moritz von Heſſen-Kaſſel, der Hauptagitator für die Verbindung der proteſtantiſchen Fürſten mit Heinrich IV., war demſelben aus politiſchen Gründen beigetreten. Die Pfalz, die unter Friedrich III. kalviniſch geworden, mußte innerhalb weniger Jahre auf Befehl ihrer Landesherren noch zweimal den Glauben wechſeln, indem Friedrichs III. Sohn und Nachfolger Ludwig, ein eifriger Lutheraner, gleich nach ſeinem Regierungsantritt alle Kirchen den Lutheranern zurückgab und ſämmtliche reformirten Prediger und Lehrer aus ſeinen Landen verwies, ſein Bruder Johann Kaſimir dagegen, der während der Minderjährigkeit ſeines Neffen Friedrich IV. die Regierung führte, als entſchiedener Anhänger des kalviniſchen Bekenntniſſes eine neue gewaltſame Glaubensumwandlung in den pfälziſchen Landen ins Werk ſetzte. Das war die vielgeprieſene „proteſtantiſche Glaubensfreiheit", die von den Neuerern als die Erlöſung von dem „katholiſchen Glaubenszwang" dargeſtellt wurde.

Die Unzufriedenheit, welche Rudolfs beabſichtigte Gegenreformation unter dem proteſtantiſchen Theile der Bevölkerung Oeſter-

reichs und Ungarns hervorgerufen, benutzte sein ehrgeiziger, von ihm zum Statthalter über Oesterreich ernannter Bruder Matthias, um sich in den Besitz von Ungarn und Oesterreich zu setzen. Nachdem er dem Kaiser eine Vollmacht zu Unterhandlungen mit den Ungarn abgerungen, die sich unter Stephan Bocskai, einem ihrer angesehensten Edelleute, gegen ihn erhoben hatten, berief er im Jahre 1606 einen Familienrath zusammen, an welchem mit Ausnahme des Erzherzogs Leopold alle Glieder des habsburgischen Hauses Theil nahmen, und bewog denselben, ihn, als des Kaisers ältesten Bruder, „wegen der an der römischen Majestät zu unterschiedlichen Zeiten sich zeigenden Gemüthsblödigkeit" für das Oberhaupt des österreichischen Hauses zu erklären und ihm Gewalt und Vollmacht zu ertheilen, die Interessen desselben zu wahren. Hierauf schloß er einen Frieden mit Bocskai, in welchem dieser Siebenbürgen nebst einigen ungarischen Komitaten erhielt und den Lutheranern und Kalvinisten in beiden Ländern freie Religionsübung zugesichert wurde. Auch mit den Türken, die gleich nach Rudolfs Thronbesteigung ihre Feindseligkeiten in Ungarn erneuert hatten, kam ein Friede zu Stande, in welchem schon der beginnende Verfall ihrer Macht zu Tage trat, indem sie dem Kaiser, den sie bisher nur „König von Wien" genannt, den ihm gebührenden Titel gaben und auf den von Maximilian II. der Pforte zugesagten jährlichen Tribut Verzicht leisteten.

Da Rudolf sich weigerte, diese beiden ohne sein Vorwissen geschlossenen Friedensverträge zu bestätigen, berief Matthias in Jahre 1608 die ungarischen Stände zu einem Landtag nach Preßburg und die österreichischen nach Wien. Auf beiden Landtagen erklärten die Stände, treu zu ihm stehen und für die Aufrechhaltung der von ihm geschlossenen Friedensverträge Gut und Blut einsetzen zu wollen. Hierauf brach Matthias mit Heeresmacht in Böhmen ein und erzwang von Rudolf, dem die von ihm zu Hilfe gerufenen böhmischen Stände den Rath ertheilt, die Sache in Güte abzumachen, den Abschluß eines Vertrags, in welchem der Kaiser ihm Ungarn und Oesterreich ob und unter der Ens förmlich abtrat und ihm zugleich die Verwaltung von Mähren und die Anwartschaft auf Böhmen zuerkannte. (29. Juni 1608).

So hatte Matthias sein Ziel erreicht; aber er konnte sich den ruhigen Besitz der ihm abgetretenen Länder nur durch die ausgedehntesten Bewilligungen an die Protestanten sichern. Von den protestantischen Ständen Oesterreichs empfing er die Huldigung erst, nachdem er ihnen volle Religionsfreiheit zugesagt.

Die von den Protestanten Oesterreichs und Ungarns errungenen Zugeständnisse reizten ihre Glaubensgenossen in Böhmen, von dem Kaiser die gleichen Vergünstigungen zu verlangen. Rudolf ver-

weigerte ihnen dieselben; als sie jedoch hierauf ein Bündniß mit Schlesien schlossen und Truppen zur Erzwingung ihrer Forderungen sammelten, wagte er keinen weiteren Widerstand, sondern stellte ihnen am 4. Juli 1609 den sogenannten „Majestätsbrief" aus, der die Giltigkeit eines Reichsgrundgesetzes haben sollte. In demselben wurde den protestantischen Ständen Böhmens nicht nur volle Religionsfreiheit bewilligt, sondern auch die Ueberlassung der Prager Universität zugesagt und zugleich das Recht eingeräumt, Kirchen und Schulen zu erbauen und eine eigene, aus dreißig „Defensoren" bestehende Behörde einzusetzen, die über die Aufrechthaltung der ihnen gemachten Zugeständnisse wachen sollte. Nicht minder große Rechte und Freiheiten wurden den Schlesiern und den Lausitzern in ähnlich lautenden Majestätsbriefen zuerkannt.

Auch in Steiermark, Kärnthen und Krain verlangten die Stände Religionsfreiheit; aber ihre Forderungen scheiterten an der Festigkeit des Erzherzogs Ferdinand, der dieselben mit der Erklärung zurückwies: er wolle lieber alles, was er besitze, in die Schanze schlagen, als in seinen Ländern kirchliche Neuerungen dulden.

Inzwischen hatte in Rudolf II. die Erbitterung über seinen herrschsüchtigen Bruder Matthias den Plan zur Reife gebracht, ihm die Thronfolge in Böhmen zu entziehen und dieselbe seinem Vetter Leopold zuzuwenden, der unter allen Gliedern seines Hauses allein zu ihm gehalten. Zur Durchführung dieses Planes wurde ein ansehnlicher Heerhaufe angeworben, der in Böhmen einrückte und sich unter vielfachen Ausschreitungen der „kleinen Seite" von Prag bemächtigte; als jedoch hierauf Matthias mit einem Heere von achtzehntausend Mann herbeieilte, verlor Rudolf so sehr den Muth, daß er die auf seinen Befehl angeworbenen Truppen entließ. Wie im Triumphe zog Matthias am 24. März 1611 in Prag ein, und alsbald sah sich Rudolf von Allen verlassen. Dem Drängen der böhmischen Stände nachgebend, entschloß er sich zur Abdankung und ließ sich sogar herbei, am 12. April in dem zu Prag versammelten Landtag die Erklärung abzugeben: „Es sei sein freier Wille, daß Matthias von den Ständen zum Nutzen und Frommen des Königreichs sogleich zum König von Böhmen ausgerufen und als solcher gekrönt werde." Nachdem er jedoch am 22. Mai die Urkunde unterzeichnet hatte, durch welche er die Böhmen, Schlesier und Lausitzer des ihm geleisteten Eides der Treue entband, übermannte ihn der Zorn so sehr, daß er seinen Hut zu Boden schleuderte und die Feder zerbiß. Als er hierauf an das Fenster trat und die Blicke über die Stadt schweifen ließ, für die er so viel gethan, rief er in höchster Erregung: „Prag, undankbares Prag, durch mich bist du so herrlich geworden, und nun stößest du deinen Wohlthäter von dir! Die Rache Gottes ereile dich, und mein Fluch komme über dich

und ganz Böhmen!“ Während der Krönung des neuen Königs, die am folgenden Tage mit großem Gepränge stattfand, zog sich Rudolf in die innersten Gemächer des Prager Schlosses zurück, um von dem Festesjubel Nichts zu vernehmen.

Matthias gestattete dem entthronten König die Fortführung seines Hofhaltes in dem Prager Schlosse, setzte ihm eine jährliche Rente von dreimalhunderttausend Gulden aus und überließ ihm außerdem einige böhmischen Herrschaften. Da Rudolf mit seinem Einkommen nicht ausreichen zu können glaubte, wandte er sich an die in Nürnberg zu einem Kollegialtage versammelten Kurfürsten mit der Bitte um eine Unterstützung von Seiten des Reiches, damit er seiner Würde gemäß leben könne; er erhielt jedoch den Bescheid, daß ein solches Gesuch bei dem ganzen Reiche angebracht werden müsse. Zugleich ließen ihn die Kurfürsten dringend auffordern, in Anbetracht seines Alters und der im Reiche herrschenden Zwietracht die geeigneten Schritte zur Wahl eines römischen Königs zu thun, und da er zögerte, schrieben sie selbst auf den April des folgenden Jahres (1612) einen Wahltag nach Frankfurt aus.

Rudolf erlebte denselben nicht mehr. Er starb zu Prag am 20. Januar 1612, im sechzigsten Jahre seines Alters und im sechsunddreißigsten seiner Regierung, nach einer vierwöchentlichen Krankheit, die der Kummer über die in seiner letzten Lebenszeit erlittenen Demüthigungen zu einer tödtlichen gemacht.

Rudolfs Tod verschaffte seinem Bruder Matthias auch die erstrebte Kaiserkrone; doch verstrichen fünf Monate, ehe die Kurfürsten sich über seine Wahl einigen konnten. Nachdem dieselbe endlich am 13. Juni 1612 mit Stimmeneinhelligkeit erfolgt war, wurde er am 24. Juni zu Frankfurt mit großem Gepränge gekrönt. Da er in seinem Vorgehen gegen Rudolf II. eine gewisse Thatkraft an den Tag gelegt, setzte man auf seine Regierung große Hoffnungen, und er selbst war eifrig bemüht, die günstige Meinung, die man von ihm hegte, durch die That zu rechtfertigen; allein es zeigte sich bald, daß er ebensowenig als sein Bruder im Stande war, den Frieden zwischen den streitenden Parteien herzustellen und in dem aus seinen Fugen gehenden Reiche wieder geordnete Zustände zu schaffen. Alle seine Bemühungen, die Auflösung der beiden Sonderbündnisse zu bewirken, blieben erfolglos, und schon auf seinem ersten Reichstage, den er im Juni 1613 zu Regensburg eröffnete, ließ die trotzige Haltung der Unirten keinen Zweifel mehr darüber, daß ihr Bestreben auf nichts Geringeres gerichtet war, als auf den Umsturz der Reichsverfassung.

Wenn auch nicht alle Glieder der Union zu dem kalvinischen Bekenntnisse gehörten, so wußte doch das Oberhaupt derselben, der Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, der Sohn und Nachfolger

Friedrichs IV., unterstützt von seinem Glauben- und Gesinnungsgenossen Moritz von Hessen-Kassel, den Bund ganz den Interessen des Kalvinismus dienstbar zu machen. Der Kalvinismus aber war die eigentliche revolutionäre Partei in Deutschland. Der Augsburger Religionsfriede hatte ihn ausgeschlossen von der dem Lutherthum zuerkannten politischen Gleichstellung mit der alten Kirche, und wie die Dinge im deutschen Reiche lagen, war keine Aussicht vorhanden, auf friedlichem Wege zu der ihm versagt gebliebenen Geltung zu gelangen. So blieb ihm also nur der Weg der revolutionären Gewalt, und da er in Deutschland von dem Lutherthum keine Unterstützung zu erwarten hatte, indem sich dasselbe eher mit der alten Kirche zur Vernichtung des „kalvinischen Unglaubens" verbunden haben würde, als daß es sich herbeigelassen hätte, diesem zur gesetzlichen Anerkennung zu verhelfen, hatte er längst schon seine Blicke auf das Ausland gerichtet und war in Verbindung getreten mit Heinrich IV., der sich seiner zur Verwirklichung seines „großen Planes" zu bedienen gedachte.

Nachdem die Hoffnungen, welche die kalvinische Partei in Deutschland auf Heinrich IV. gesetzt, durch dessen unerwarteten Tod vernichtet worden, hatte sich dieselbe nach andern Bundesgenossen umgesehen. Da ihr Oberhaupt, der Pfalzgraf Friedrich V., durch seine Mutter, eine Tochter Wilhelms von Oranien, mit dem Statthalter der Niederlande, Moritz von Oranien, in naher verwandtschaftlicher Beziehung stand und mit der englischen Prinzessin Elisabeth, der Tochter Jakobs I., vermählt war, richtete sie ihre Blicke hauptsächlich auf diese beiden Mächte. In der That schloß der Pfalzgraf im Mai 1613, kurz vor der Eröffnung des Regensburger Reichstags, im Namen der Union mit den Generalstaaten ein Bündniß auf fünfzehn Jahre zu gegenseitiger Hilfeleistung durch Geld und Truppen, und auch England zeigte sich geneigt, die Umsturzpläne des kalvinischen Diktators zu unterstützen. Dagegen gelang es den Unirten nicht, ein neues Bündniß mit Frankreich zu Stande zu bringen, da die Königin-Mutter Maria von Medici, die für den minderjährigen Ludwig XIII. die Regierung führte, durch innere Wirren von der agressiven Politik Heinrichs IV. für den Augenblick abgelenkt wurde.

Am rührigsten zeigte sich in dem Bestreben, der Union neue Bundesgenossen zu verschaffen, der Landgraf Moritz von Hessen, der die Revolution im deutschen Reiche zu seiner Lebensaufgabe gemacht. Auch am schwedischen Hofe klopfte er an, und Gustav Adolf lieh nicht nur seinen Klagen über die Bedrückung der protestantischen Religion in Deutschland durch den Kaiser und die katholischen Stände ein williges Ohr, sondern versprach ihm auch die nachdrücklichste Unterstützung bei der Ausführung der Umsturz-

pläne ſeiner Partei. Da jedoch für den Augenblick in Deutſchland noch keine beſonderen Vortheile für ihn in Ausſicht ſtanden, gingen ſeine Verſprechungen vorläufig nicht in Thaten über.

So hatte ſich die kalviniſche Partei in vollſtändige Kriegsbereitſchaft geſetzt und harrte nur auf eine günſtige Gelegenheit, um den Kampf gegen die beſtehende Ordnung der Dinge im deutſchen Reiche zu beginnen. Dieſe Gelegenheit bot ihr der böhmiſche Aufſtand, der den erſten Akt des blutigen Drama's bildet, das dreißig Jahre lang unſer Vaterland mit ſeinen Schrecken erfüllen ſollte.

Ehe wir zu der Darſtellung dieſes verhängnißvollſten Abſchnittes unſerer vaterländiſchen Geſchichte übergehen, wollen wir einen Blick auf die Erzeugniſſe werfen, welche die deutſche Literatur aus dem Jahrhundert der Kirchenſpaltung aufzuweiſen hat.

XX.

Die deutſche Literatur im ſechzehnten Jahrhundert.

Das Jahrhundert der Kirchenſpaltung war für die deutſche Literatur eine Periode des fortſchreitenden Verfalles; denn die das geſammte geiſtige Leben beherrſchenden theologiſchen Streitfragen drängten alles in den Hintergrund, was ſie nicht unmittelbar berührte, und unter dem Einfluſſe des konfeſſionellen und politiſchen Parteihaders erhielt faſt die ganze Literatur einen verbitterten, polemiſchen Anſtrich. Auf dem Gebiete der Poeſie machte ſich der Geiſt der Neuerung durch den zur vollendeten Thatſache gewordenen Bruch mit der Vergangenheit geltend; ſelbſt die Erinnerung an die alte Dichterherrlichkeit ſchwand dahin. Das Heldenbuch wurde zwar im ſechzehnten Jahrhundert noch hin und wieder geleſen; aber die in der Ideenwelt des klaſſiſchen Alterthums lebenden Gelehrten ſahen in demſelben nur eine wunderliche, keiner weiteren Beachtung werthe Antiquität, und mit noch größerer Geringſchätzung blickten ſie auf die einzelnen Heldenſagen herab, die in fliegenden Blättern für die Maſſe des Volks gedruckt wurden. Für das vaterländiſche Epos war jedes Verſtändniß erloſchen; wie auch von dem Nibelungenlied und der Gudrun kaum noch irgend Jemand Kenntniß hatte. Die Poeſie, die ſich gerade zu dieſer Zeit im Auslande zur herrlichſten Blüthe entfaltete, ſchien in Deutſchland erſtorben. Außer dem Kirchenlied und der poetiſchen Erzählung fanden faſt nur die didaktiſchen Gattungen nennenswerthe Bearbeiter, und wenn auch die Meiſterſchulen noch fortbeſtanden, ſo verfiel doch der Meiſtergeſang

mehr und mehr; selbst der Sinn für Reim und Versmaß ging verloren.

Die weitaus wichtigste Erscheinung auf dem Gebiete der deutschen Literatur im Zeitalter der Kirchenspaltung ist die Ausbildung des Neuhochdeutschen zur allgemeinen Büchersprache. Schon im fünfzehnten Jahrhundert war dieses wesentlich aus dem Mittelhochdeutschen hervorgegangene Sprachidiom auf den Reichstagen eingeführt und somit zur Reichssprache erhoben worden, und beim Beginne des sechzehnten Jahrhunderts finden wir dasselbe in dem größten Theile von Deutschland als Hof- und Kanzleisprache und damit auf dem Wege, die Gemeinsprache der Gebildeten zu werden. Diese Hof- und Kanzleisprache legte Luther seiner Bibelübersetzung zu Grunde und bereicherte dabei den vorhandenen Wortschatz durch das Heranziehen der Volkssprache und dialektischen Eigenthümlichkeiten, sowie durch die Benutzung der im vorhergehenden Zeitraum hauptsächlich durch die Mystiker ausgebildeten Prosa. Durch diese Bibelübersetzung Luthers gelangte die neuhochdeutsche Sprache zum Abschluß, und indem sie über die Kreise der Gebildeten hinaus kraft des von Luther ihr verliehenen volksthümlichen Gepräges auch in die tieferen Regionen des eigentlichen Volkes eindrang, erhob sie sich zur allgemeinen Schriftsprache.

Auf dem Gebiete der Lyrik steht das Kirchenlied im Vordergrund, das besonders unter den protestantischen Predigern zahlreiche Bearbeiter fand, da nach der neuen Kirchenordnung, welche die lateinische Sprache aus dem Gottesdienste verbannte, deutsche Lieder den lateinischen Chorgesang ersetzen sollten. Luther selbst dichtete ungefähr vierzig geistliche Lieder, von denen jedoch die wenigsten auch dem Inhalte nach sein Eigenthum und sehr viele nichts Anderes sind als ins Deutsche übertragene lateinische Hymnen. Dreien seiner besten Lieder: „Eine feste Burg ist unser Gott“ — nach Lindemanns treffendem Ausspruch „die Marseillaise des Protestantismus“ — „Aus tiefer Noth schrei' ich zu Dir“ und „Ach Gott vom Himmel sieh darein“, liegen Psalmen zu Grunde.

Neben dem Kirchenliede blühte das Volkslied noch eine Zeitlang in mancherlei Formen, während es gegen das Ende des Zeitraums mehr und mehr verfiel.

Der fruchtbarste Lyriker und zugleich der vielseitigste Dichter des Zeitraums ist Hans Sachs, geboren 1494 zu Nürnberg, wo er als Schuhmacher lebte und 1576 starb, nachdem er, seiner eigenen Angabe nach, die deutsche Literatur mit sechstausendachtundvierzig Dichtungen der verschiedensten Gattungen bereichert hatte, während seiner letzten Lebensjahre jedoch in Geistesschwäche versunken war. Wenn auch durchaus kein Dichter in des Wortes höchster Bedeutung, überhaupt kein schöpferischer Geist, war doch Hans Sachs

Nichts weniger als ein bloßer Reimer und Versmacher, vielmehr ein sehr glücklich organisirtes poetisches Talent, dem an Leichtigkeit der Auffassung, glücklichem Finden der Stoffe und ansprechender Darstellung keiner der Zeitgenossen gleichkommt. „Durchweg", sagt Lindemann, „gestalten sich die Stoffe sicher unter seiner Hand; ob auch spröde, sie werden genießbar; die schwierigsten Formen widerstreben ihm nicht. Wenn er aber sich rühmt, daß alles, was Sitte und Zucht zuwiderlaufe, von seinen Dichtungen ausgeschlossen sei, so werden wir nicht vergessen dürfen, daß Sitte und Zucht der Reformationszeit eben andere waren als in unsern Tagen, dabei indeß doch einen erfreulichen Fortschritt den alten Nürnbergern Rosenblüt und Folz gegenüber konstatiren können." Seinen Dichtungen pflegte Hans Sachs in den Schlußworten: „So spricht Hans Sachs", „so wünscht Hans Sachs" u. s. w. gewissermaßen den Eigenthumsstempel aufzudrücken.

Das geistliche Lied pflegte Hans Sachs, indem er katholische Kirchenlieder der von ihm mit großem Eifer erfaßten neuen Lehre anpaßte; indessen wird ihm auch, ob mit vollem Recht, ist zweifelhaft, das schöne Lied: „Warum betrübst du dich, mein Herz?" zugeschrieben. Von seinen Meistergesängen, deren Zahl über vierhundert hinausgeht, bieten die meisten, gleich denen der übrigen Meistersänger, Nichts als verschlungene, überkünstliche Formen, blumenreiche Phrasen und dürftigen Inhalt. Ungleich gelungener sind seine Schwänke, in denen überhaupt seine eigentliche Stärke liegt. Die Stoffe zu seinen naiv komischen Erzählungen, die er meist in den kurzen Reimpaaren des alten höfischen Epos geschrieben, zog er aus alten Chroniken, aus den Schwankbüchern seiner Zeit und aus ausländischen Novellensammlungen; ganz besonders reichlich aber flossen sie ihm aus dem Volksmunde zu.

Als dramatischer Dichter vertrat Hans Sachs hauptsächlich das Fastnachtsspiel; doch schrieb er auch andere Stücke, und zwar ebensowohl Tragödien als Komödien, im Ganzen zweihundertundacht dramatische Gedichte.

Die epische Poesie hat in dem Zeitalter der Kirchenspaltung nur ein nennenswerthes größeres Gedicht aufzuweisen: das glückhafte Schiff, von Johann Fischart (geb. zwischen 1520 und 1530, wahrscheinlich zu Mainz, gest. um 1599 als Amtmann zu Forbach). Das Gedicht, dem ein gewisses poetisches Leben nicht abzusprechen ist, erzählt, wie einundfünfzig Züricher Armbrustschützen sich in der Frühe des 20. Juni 1576 auf der Limmat nach Straßburg eingeschifft, das ein großes Armbrustschießen veranstaltet hatte, und wie sie bei ihrer Abends neun Uhr erfolgten Ankunft in der altverbrüderten Stadt einen Hirsebrei im eisernen Topf noch warm zu der Tafel des Anmeisters geliefert, um zu bekunden, daß sie im Falle

der Noth den Straßburgern Hilfe bringen könnten, bevor ein Hirsebrei kalt werde.

Bei dem Ueberwiegen der Reflexion mußte die didaktische Poesie der am meisten kultivirte Zweig der Dichtkunst werden, und dem polemisirenden Charakter des Zeitgeistes entsprechend, wurde die Satire die eigentliche Signatur der Zeit. „Zeiten des Verfalles, des politischen, gesellschaftlichen, moralischen, ästhetischen Niedergangs", sagt Lindemann, „sind die Blüthetage der Satire. Und so ist es auch jener große Wendepunkt, da aus dem Mittelalter in heftigem Ringen eine neue Zeit geboren werden sollte. Da feierte die Satire, auch die persönliche, ihre Wonnetage; da platzten die Geister auf einander (ein Luther'scher Ausdruck), da sprühten im Zusammenschlag der Waffen die Witzesfunken, da sollten wie Keulenschläge, wie Dolchstöße die wuchtigen oder scharfgeschliffenen Worte treffen und vernichten."

Der hervorragendste Satiriker aus der Reformationszeit war der Franziskaner Thomas Murner (geb. 1475, gest. um 1537), ein Landsmann und Nachahmer Sebastian Brands und, nach den Worten Lindemanns, „durch sein bewegtes, ruheloses Leben, wie durch die Derbheit seines Auftretens ein Spiegelbild der wildbewegten Zeit." In seinen beiden ersten, im Jahre 1512 erschienenen Satiren, der „Narrenbeschwörung" und der „Schelmenzunft", geißelt er mit seltener, schonungsloser Schärfe und sprudelndem Witze in volksthümlicher, frischer Sprache, mitunter jedoch in allzu trivialer Darstellung die Gebrechen seiner Zeit, wie sie bei den verschiedenen Ständen, dem geistlichen wie den weltlichen, zur Erscheinung kamen; sein späteres Hauptwerk: „der große Lutherische Narr", zu welchem ihm maßlose Schmähungen von Seiten Luthers und dessen Anhängern Veranlassung gegeben, ist eine Satire auf die Ideen Luthers und das ganze reformatorische Treiben und muß als die beste satirische Schrift aus der Reformationszeit bezeichnet werden.

Der begabteste unter den Satirikern des Protestantismus war der bereits oben erwähnte Johann Fischart, der unter verschiedenen, mitunter wunderlichen Namen, wie Menzer (wahrscheinlich Mainzer) und umgekehrt Reznem, Elloposkleros (die Uebersetzung seines Namens) u. s. w., schrieb. Sein „Jesuiterhütlein" ist eine haßerfüllte Satire gegen den rasch aufgeblühten Jesuitenorden. In seinem Hauptwerk, der Geschichtsklitterung oder, wie die barocke Ueberschrift späterer Ausgaben besagt, „affentheuerliche, naupengeheuerliche Geschichtsklitterung von Thaten und Rathen der vor kurzen langen Weilen vollen wohl beschreiten Helden und Herren Grandgosier Gargantua und Pantagruel, Königen von Utopien, Nirgendheim und Nienenreich, etwan von M. Rabelais französisch

entworffen, nun aber überschrecklich lustig in ein teutsches Model vergossen durch Huldreich Elloposkleron von Reznem", einer freien Bearbeitung des französischen Romans: Gargantua und Pantagruel von Rabelais, geißelt er die Thorheiten der Genealogie, die Trunk- und Händelsucht, die Ausschreitungen einer hirnlosen Kindererziehung und andere Nachtseiten in den Sitten seiner Zeit. Das von Laune und Witz übersprudelnde Werk ist zwar eine Fundgrube für deutsche Sprache und Sitte, aber auch, gleich seinem französischen Urbild, ein Sumpf von Cynismus.

Eine besonders in die Augen fallende Eigenthümlichkeit Fischarts liegt in der Kühnheit, mit welcher er die deutsche Sprache behandelt, indem er bald für die seltsamsten Begriffe neue Wörter schafft und für die abenteuerlichsten Einfälle und die ausschweifendsten Gedankenverbindungen nie gehörte Satzgefüge bildet, bald mit heiterem Scherz den fremden Ausdrücken gleichklingende deutsche substituirt, wie affenteuerlich für abenteuerlich, maulhänkolisch für melancholisch, Untenamend für Fundament ꝛc. Aber wie in seinen Satiren, so überschreitet er auch in seiner Sprache vielfach die Grenzen des Erlaubten, und seine tollen Wortbildungen machen oft die Bilder zu den verzerrtesten Karrikaturen.

Zu den Satirikern des sechzehnten Jahrhunderts gehört auch Georg Rollenhagen (geboren 1542 zu Bernau in der Mark, gestorben 1609 als Rektor der Domschule zu Magdeburg), dessen allegorisch-satirisches Lehrgedicht: „der Froschmeuseler oder der Frösche und Meuse wunderbare Hofhaltung von Markus Hüpfinsholz von Meusebach, der jungen Frösch Vorsinger und Calmäuser" — eine Nachbildung der griechischen Batrachomyomachie (Froschmäusekrieg), die gewöhnlich dem Homer zugeschrieben wird, wahrscheinlich aber von einem alexandrinischen Dichter herrührt — als eine Fortbildung des alten Thierepos gelten kann. Das Gedicht, das eine Art Weltspiegel sein sollte und von dessen drei Büchern das erste vom Privatleben, das zweite vom geistlichen und weltlichen Regimente und das dritte, unter Zugrundelegung der zwischen den Fröschen und Mäusen gelieferten Schlacht, von der besten Art der Kriegführung handelt, zeichnet sich durch Lebhaftigkeit des Stils, Reinheit der Sprache und sorgfältige Behandlung des Versbaus, sowie durch Anschaulichkeit und Mannigfaltigkeit der mit komischer Laune und manchem guten Einfall gewürzten Schilderungen aus und gehört, trotz vielfacher, theils in der Anlage, theils in den allzu gesuchten satirischen Beziehungen auf die Gebrechen der Zeit liegender Mängel, unstreitig zu den bedeutendsten poetischen Erscheinungen des sechzehnten Jahrhunderts.

Unter den Fabeldichtern des Zeitraums nimmt der apostatirte Mönch Burkhard Waldis (gestorben um 1556), Kaplan der

Landgräfin Margaretha von Hessen und Pfarrer zu Abterode, die erste Stelle ein. Seine mit Schwänken vermischten Fabeln, die er unter dem Titel: „Esopus, gantz new gemacht und in Reimen gefaßt, mit sampt hundert newer Fabeln, vormals im Druck nicht gesehen, noch ausgangen" in vier Büchern herausgab, sind vielfach von späteren Dichtern, wie Gellert, Hagedorn und Andern, benutzt worden.

Die dramatische Dichtung erhob sich auch in diesem Zeitraum nur wenig über ihre ersten Anfänge, obgleich sie bei der zunehmenden Lust an Bühnenspielen mit Eifer gepflegt wurde. Aus den geistlichen Spielen entwickelte sich das weltliche Drama, dem man den klassischen Namen Tragödie oder Komödie gab, je nachdem der Ausgang ein tragischer oder glücklicher war. Sowohl zu den Komödien als zu den Tragödien wurden vorzugsweise biblische Stoffe genommen, und nicht nur Christus, sondern auch Gott der Vater erschien auf der Bühne; bisweilen entlehnte man jedoch auch den Stoff der Profangeschichte oder dramatisirte die in den Volksbüchern aufbewahrten Sagen, wie die vom hörnernen Siegfried, von Griseldis, Fortunatus u. a. Den Fastnachtsspielen, dem äußersten Gegensatze des geistlichen Spieles, lagen meist Schwänke zum Grunde; auch dienten dieselben vielfach zur Verhöhnung der alten Kirche.

Der erste deutsche Fürst, der als großer Bühnenfreund nicht nur Schauspieler an seinen Hof berief, sondern auch selbst dramatische Stücke schrieb, war Heinrich Julius von Braunschweig (geboren 1562, gestorben 1613). An seinem Hofe zu Braunschweig erschienen gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, von Holland kommend, wandernde englische Komödianten, die später auch an andern fürstlichen Höfen, sowie in verschiedenen See- und Reichsstädten dramatische Vorstellungen gaben, bei welchen auf die Ausstattung der Bühne, sowie auf Kostüme und Dekorationen mehr Sorgfalt verwendet wurde, als früher. Da die von ihnen mitgebrachten englischen „Komödien und Tragödien", von denen im Jahre 1620 ein Band herausgegeben wurde, der zu vielfachen Nachahmungen antrieb, sich bereits in den Niederlanden ins Rohe und Gemeine ausgebildet hatten, konnten dieselben auf die Entwicklung des deutschen Dramas nur einen nachtheiligen Einfluß ausüben. Auch in die ernsten Stücke wurde ein Possenreißer, später Hanswurst oder Pickelhäring genannt, eingeführt, der als personifizirter Volkswitz das komische Element repräsentiren und in seiner derben Wirklichkeit einen Gegensatz zu dem Vornehmen, Gespreizten und Ueberschwänglichen bilden sollte.

Unter den Nachahmern der englischen Dramatiker ist besonders Jakob Ayrer, Prokurator und Notarius zu Nürnberg (gest. um 1605) zu nennen, der nach dem Vorgang seiner englischen Vorbilder auch Gesang in die dramatischen Dichtungen einflocht. Von ihm

sind, außer sechsunddreißig Fastnachtsspielen, dreißig Tragödien und Komödien vorhanden, zu denen er den Stoff meist aus der römischen Geschichte oder aus den alten Sagen der Volksbücher genommen und die nach seinem Tode von seinen Freunden unter dem Titel: „Opus theatricum, dreißig ausbündtig schöne Comedien und Tragedien" herausgegeben wurden.

Den Uebergang von der Poesie zur Prosa bilden, neben vielen in ungebundener Rede verfaßten Schwänken, die meist aus dem Französischen, Spanischen und Italienischen übersetzten Romane und Novellen, denen sich der Geschmack der Zeit immer entschiedener zuwandte, sowie eine Anzahl neu entstandener Volksbücher. Zu den letzteren gehören die Historie des Schwarzkünstlers Doktor Faust, die Sage von Ahasverus, dem ewigen Juden, und das Lalenbuch. Daß es zur Zeit der Reformatoren einen Johann Faust gegeben, der die Zeitgenossen durch zauberähnliche Künste zu blenden wußte, unterliegt keinem Zweifel; Melanchthon und Sickingen sollen ihn persönlich gekannt haben. Nach den glaubwürdigsten Ueberlieferungen war derselbe in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts in Schwaben, wahrscheinlich in dem württembergischen Städtchen Knittlingen, geboren und soll in Ingolstadt und Wittenberg zuerst Theologie, dann Medizin, Astronomie und Magie studiert und zuletzt, nachdem er den reichen Nachlaß eines Onkels verpraßt, einen Pakt mit dem Teufel geschlossen haben, der ihm vierundzwanzig Jahre lang zu Willen gewesen sei und ihn dann zur Hölle geholt habe. Die meisten der ihm zugeschriebenen Zauberstücke sind indessen schon von andern für Zauberer gehaltenen Personen früherer Zeit erzählt und von der Sage einfach auf ihn übertragen worden.

Ebenso wie die Sage von Doktor Faust knüpfte sich die von Ahasverus, dem ewigen Juden, der den Heiland auf seinem Kreuzwege vor seiner Thüre nicht habe ruhen lassen wollen und zur Strafe dafür bis zum jüngsten Gericht ruhelos auf Erden umherwandern müsse, an eine wirkliche Person, die zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts im nördlichen Deutschland aufgetreten sein soll.

Das „Lalenbuch" oder „der Schildbürger wunderseltsame, abenteuerliche, unerhörte und bisher unbeschriebene Geschichten und Thaten" ist eine Sammlung der im Munde des Volkes umlaufenden Erzählungen von den Verkehrtheiten und albernen Streichen kleinstädtischer Obrigkeiten und Bürger, die in ihrer Gesammtheit der Stadt Schilda (in der preußischen Provinz Sachsen) aufgebürdet werden.

Auf dem Gebiete der eigentlichen Prosa, deren Entwicklung durch die Ausbildung der hochdeutschen Sprache mächtig gefördert wurde, zeigt uns zunächst die geschichtliche Literatur einen nicht unerheblichen Fortschritt, obgleich der Uebergang von der Chronik zur pragmatischen Geschichte erst im Beginne ist und in diesem Zeit-

raum nur in einzelnen Fällen zur Erscheinung kommt. Rühmende Erwähnung verdient vor allen Andern als ein Geschichtschreiber von musterhaftester Gewissenhaftigkeit Aegidius Tschudi, geboren 1505 zu Glarus, gestorben ebendaselbst als Landammann 1572. Seine mit der leidenschaftslosesten Ruhe geschriebene helvetische Chronik, von welcher Schiller bemerkt, „sie habe einen so treuherzigen, Herodotischen, ja fast Homerischen Geist, daß sie den Leser poetisch zu stimmen im Stande sei", ist eins der herrlichsten deutschen Geschichtswerke.

Nicht das gleiche Lob verdient die baierische Chronik von Johann Turmayer — nach seiner Vaterstadt Abensberg Aventinus genannt — (geb. 1466, gest. 1534). Obgleich im Ganzen mit Fleiß und Genauigkeit abgefaßt und hervorragend durch Kraft, Klarheit und Reinheit der Sprache, ist dieselbe nicht unbeeinflußt geblieben von der Abneigung des von der Zeitströmung fortgerissenen Verfassers gegen Klöster, geistliche Orden und Hierarchie.

Ausgezeichnet durch Kraft und Korrektheit des Stils und der Darstellung sind auch die Geschichtswerke des Wiedertäufers Sebastian Frank (geboren 1500 zu Donauwörth, gestorben 1545 in der Verbannung zu Basel), besonders seine „Germania, Chronika von gantz Deutschland"; doch ist der Verfasser nicht frei von Parteilichkeit. In seinem „Weltbuch, spiegel und bildniß des gantzen Erdbodens", dem ersten Versuch einer geordneten Weltbeschreibung, zeigt sich Frank als umsichtiger und kenntnißreicher Ethnograph. Als didaktischer Schriftsteller verfaßte er mehrere pantheistisch-philosophischen Werke; auch gab er eine Sammlung volksthümlicher Sprüche und Redensarten heraus, deren weites Gebiet er mit Umsicht beherrscht.

Interessant als Zeitbild, doch von geringem Werthe in Bezug auf Stil und Darstellung ist die Selbstbiographie des Götz von Berlichingen (s. S. 38), die der kampflustige Ritter in der letzten Zeit seines langen und vielbewegten Lebens auf dem Schlosse Hornberg schrieb.

Wie die geschichtliche Prosa, so zeigt auch die didaktische in verschiedenen Zweigen der Wissenschaft einen erfreulichen Fortschritt. Besonders ragt auf diesem Gebiete der große Maler Albrecht Dürer hervor, der es zuerst und mit entschiedenem Glück versuchte, die Muttersprache zur Darstellung der Kunsttheorieen auszubilden, und sich in seinen Werken als ein wackerer Vorläufer Winkelmanns zeigt.

Erwähnung verdient auch als didaktischer Schriftsteller Johann Agricola (Schnitter), den wir als Mitverfasser des Interims (s. S. 105) kennen gelernt, wegen seiner Auslegung „gemeiner deutscher Sprichwörter", von denen er nach einander mehrere

Sammlungen herausgab, um zu zeigen, „wie unsere Vorfahren gar ehrbare, tapfere und weise Leute gewesen", wie auch zum Nutzen und Frommen der Deutschen seiner Zeit, „die fremde Kleidung, fremde Krankheiten, welsche Praktiken an sich tragen, weßhalb zu besorgen, daß der Deutschen Treue und Glauben, Bestand und Wahrheit fallen und vergehen werden". Minder reichhaltig und erschöpfend als die oben erwähnte Sprichwörtersammlung Franks, empfehlen sich Agricola's Sammlungen hauptsächlich durch volksmäßige Züge, sowie durch Klarheit der Erläuterungen und eine gefällige Darstellung.

Als ein Geistesverwandter der mittelalterlichen Asceten und Mystiker sei hier noch der protestantische Schriftsteller Johann Arnd erwähnt (geb. 1555 zu Ballenstädt im Anhaltischen, gest. 1621 zu Celle als Generalsuperintendent des Fürstenthums Lippe), dessen in zahlreichen Auflagen erschienene „Vier Bücher vom wahren Christenthum" nichts Anderes sind als eine Nachahmung der berühmten Bücher von der Nachfolge Christi des Gottinnigen Thomas von Kempen, den er sich auch bei seinem Gebetbuch „das Paradiesgärtlein" zum Vorbild genommen. „Bei Arnd bereits", bemerkt Lindemann mit Bezug auf diese beiden Werke, „tritt es hervor, wie wenig die Mystik die engen Fesseln der protestantischen Dogmatik tragen kann; seine Bücher vom wahren Christenthum waren weit entfernt, den strengen Orthodoxen zu genügen, zogen dem Verfasser vielmehr Haß und Verketzerung zu. In richtigem Instinkt erkannten die Strenggläubigen, daß diese duftende Blume doch aus altkatholischem Boden herüber verpflanzt sei".

XXI.

Der dreißigjährige Krieg.

(1618—1648.)

Der böhmische Aufstand.

(1618—1621.)

Nicht friedlicher als in dem Reiche sah es nach Rudolfs II. Tod in den österreichischen Erbländern aus, in denen Matthias vergebens die Kräfte einzudämmen suchte, die er entfesselt hatte. In den Zugeständnissen, die er den Protestanten gemacht, lagen die Keime neuer Forderungen, und weil er nicht gewillt war, den Rechten der Kirche und der Krone noch mehr zu vergeben, herrschte überall Unzufriedenheit, und anhaltende Ruhestörungen erfüllten ihn mit schweren Sorgen. Da der bereits an der Schwelle des Greisen-

alters stehende Kaiser kränklich war und keine Nachkommen hatte, erkannten seine Brüder, Maximilian und Albrecht, die gleichfalls bereits betagt und kinderlos waren, die Nothwendigkeit, schon bei seinen Lebzeiten die Nachfolge, wenigstens in den Erbländern, sicher zu stellen, um der drohenden Gefahr einer Zersplitterung derselben vorzubeugen. Selbst von Herrschsucht frei, übertrugen sie, mit Zustimmung des Kaisers, ihre Rechte auf ihren Vetter Ferdinand von Steiermark, und so kam ein Familienvertrag zu Stande, in welchem dieser zum Erben aller österreichischen Länder designirt und so die Vereinigung der gesammten habsburgisch-österreichischen Macht in der Hand eines gemeinsamen, thatkräftigen Herrschers gesichert wurde.

Da die Verhältnisse in Böhmen am bedenklichsten schienen, wurde in diesem Lande mit der Ordnung der Thronfolge der Anfang gemacht und auf einem im Juni 1617 in Prag versammelten Landtage der Erzherzog Ferdinand den böhmischen Ständen zum Erben der Krone Böhmens vorgeschlagen. Ohne große Schwierigkeiten gingen sie auf diesen Vorschlag ein, und am 9. Juni wurde Ferdinand zum künftigen König von Böhmen ausgerufen. Seine Krönung erfolgte am 29. Juni, nachdem er feierlich versprochen, die Rechte und Freiheiten der böhmischen Nation in ihrem vollen Umfange zu bestätigen und, so lange der Kaiser lebe, keinen Anspruch auf die Regierung des Königreichs zu erheben.

Nach der Krönungsfeierlichkeit begab sich der Kaiser, von dem König Ferdinand und dem Erzherzog Maximilian begleitet, nach Dresden, um sich der Stimme des Kurfürsten Johann Georg, des Sohnes und Nachfolgers Christians II., für die Wahl Ferdinands zum römischen König zu versichern. In der That erlangte er bei dieser Zusammenkunft, durch welche das schon längst zwischen den Häusern Oesterreich und Sachsen trotz der Verschiedenheit der Religion bestehende gute Einvernehmen noch mehr befestigt wurde, die volle Gewißheit, daß Johann Georg bei der römischen Königswahl nach seinem Wunsche stimmen werde.

Ungeachtet des freundschaftlichen Verhältnisses und des politischen Einverständnisses zwischen dem österreichischen und dem kursächsischen Hause erließ der Kurfürst bald nach der Abreise des Kaisers ein Ausschreiben bezüglich der Feier des am 31. Oktober und 1. November 1617 zu begehenden hundertjährigen Jubelfestes der „Reformation“, und an dasselbe reihte sich ein weiteres, von den kursächsischen Theologen an „alle und jede Theologen und Professoren der reinen evangelischen Kirchen, sowohl deutscher Nation als in andern Königreichen, Landen und Provinzen“ gerichtetes Ausschreiben, dessen Sprache nur allzu geeignet war, den in den Gemüthern des Volkes fortglimmenden Funken der Parteileidenschaft, die durch die

Religionstrennung entzündet worden, zu einer neuen Flamme anzufachen.

Eine solche Rückwirkung hatte die ganz in dem Geiste dieses Ausschreibens abgehaltene Säkularfeier der Reformation auch auf die protestantische Bevölkerung Böhmens, und die diesem Bekenntnisse angehörigen Grundherren, die schon seit Langem nach einer Losreißung von Oesterreich strebten, versäumten nicht, die herrschende Stimmung für ihre Zwecke auszubeuten, indem sie insbesondere bemüht waren, unter den böhmischen Protestanten Mißtrauen gegen den künftigen König Ferdinand auszustreuen. So geschah es, daß allen Maßregeln, durch welche der Hof die aufgelöste und geschwächte Staatsgewalt wieder empor zu bringen und zu stärken suchte, die Absicht der Religionsbedrückung untergeschoben wurde.

Die Verhältnisse im Lande schienen also für die revolutionären Pläne der protestantischen Grundherren äußerst günstig zu liegen; sie suchten daher auch nur einen Anlaß, um unter dem Scheine des Rechts die Regierung anzugreifen. Diesen Anlaß fanden sie in einer angeblichen Verletzung des Majestätsbriefes.

Die protestantischen Unterthanen des Erzbischofs von Prag hatten in dem Städtchen Klostergrab und die des Abtes von Braunau in der zu dieser Benediktinerabtei gehörigen gleichnamigen Stadt den Bau je einer protestantischen Kirche begonnen und denselben, trotz des Verbotes ihrer Gutsherren, unter Berufung auf den von Rudolf II. erlassenen und von Matthias bestätigten Majestätsbrief fortgesetzt. Die beiden Kirchenfürsten hatten hierauf bei der Regierung über die Verletzung ihrer Patronatsrechte Klage erhoben und zwar mit vollem Rechte, da der Majestätsbrief nur den protestantischen *Ständen*, nicht aber den protestantischen *Unterthanen* katholischer Stände Religionsfreiheit bewilligte; die kaiserliche Entscheidung fiel daher auch ganz zu ihren Gunsten aus, und die von den Defensoren zur Rechtfertigung der begonnenen Kirchenbauten geltend gemachte Auslegung des Majestätsbriefes, nach welcher die auf den königlichen Kammergütern bestehende Glaubensfreiheit sich auch auf die geistlichen Güter erstrecken sollte, wurde als unbegründet zurückgewiesen. Als jedoch auf Grund dieses Bescheides der Erzbischof von Prag die Kirche zu Klostergrab niederreißen ließ und die zu Braunau auf Befehl des Abtes geschlossen wurde, beriefen die Defensoren auf den 6. März 1618 eine Versammlung von Abgeordneten der protestantischen Stände nach Prag, auf welcher das Vorgehen der beiden Kirchenfürsten für eine Verletzung des Majestätsbriefes erklärt und der Beschluß gefaßt wurde, eine Beschwerdeschrift und Vorstellung an den Kaiser zu entsenden, um denselben zum Einschreiten für ihre „unterdrückten Glaubensbrüder“

aufzufordern. Zur Entgegennahme der kaiserlichen Antwort wurde eine neue Versammlung auf den 21. Mai anberaumt.

Inzwischen hatte Matthias am 31. März an die kaiserlichen Statthalter in Prag, die, zehn an der Zahl, während seiner Abwesenheit die Regierungsangelegenheiten leiteten, ein Reskript erlassen, in welchem er die von den protestantischen Ständen erhobenen Beschwerden als unbegründet zurückwies und unter dem Ausdruck seiner Mißbilligung der von ihnen abgehaltenen Versammlung alle weiteren Zusammenkünfte untersagte. Diese Antwort, die den Defensoren am 21. Mai von den Statthaltern mitgetheilt wurde, erhöhte die Erbitterung der unzufriedenen Partei, deren Häupter sich aufs Neue mit einer großen Zahl von Gesinnungsgenossen in Prag eingefunden, und da sich das Gerücht verbreitet hatte, daß dieselbe gar nicht von Matthias herrühre, sondern von den kaiserlichen Statthaltern ausgefertigt worden, wurde der Beschluß gefaßt, diese darüber zu Rede zu stellen.

Unter der Führung des Grafen Matthias von Thurn, der unter den Defensoren die Hauptrolle spielte und mit dem Haß seiner Partei gegen das österreichische Haus ein persönliches Rachegefühl gegen die Regierung nährte, weil ihm dieselbe das Amt eines Burggrafen von Karlstein entzogen, begab sich eine Anzahl der in Prag anwesenden Grundherren auf das Schloß und verlangte, unter Protest gegen das kaiserliche Schreiben, in heftigen Worten eine Erklärung darüber, welchen Antheil die Statthalter an demselben gehabt. Von diesen waren nur vier anwesend, und da dieselben die geforderte Erklärung unter Berufung auf ihren Amtseid, der sie zu strenger Geheimhaltung aller Verhandlungen verpflichte, entschieden verweigerten, erhob sich aus der Mitte der Aufständischen der Ruf: „Werft sie nach altböhmischen Brauch zum Fenster hinaus!“ Sofort wurden die beiden minder verhaßten Statthalter, die Grafen von Sternberg und Lobkowitz, in ein benachbartes Zimmer geführt, die beiden andern dagegen, der Graf von Martinitz und Wilhelm von Slawata, an das nächste Fenster gerissen und, ohne Rücksicht auf ihre flehentliche Bitte um Gewährung einer Frist zur Vorbereitung auf den Tod, kopfüber aus einer Höhe von sechsundfünfzig Fuß in den Schloßgraben gestürzt. Das gleiche Los traf den Geheimschreiber Fabricius Platter, der den beabsichtigten Frevel durch Abmahnen zu verhindern gesucht.

Wie durch ein Wunder entgingen die Hinabgestürzten dem ihnen zugedachten Tode; auch von den zahlreichen Schüssen, die sowohl von der Kanzlei aus als von den Wällen auf sie abgefeuert wurden, traf keiner sein Ziel. Martinitz und Fabricius, die Beide vollständig unverletzt geblieben, entkamen aus Prag, worauf Martinitz sich nach Regensburg begab, während Fabricius nach Wien eilte,

um dem Kaiser von dem Vorgefallenen Anzeige zu machen. Slawata, der im Fallen mit dem Kopfe an dem vorspringenden steinernen Gesimse eines untern Fensters angestoßen war und sich dabei eine tiefe Wunde geschlagen hatte, wurde in das Haus des Grafen Lobkowitz gebracht und erhielt nach seiner Heilung, gegen das eidliche Versprechen, keinerlei Rache zu nehmen, die Erlaubniß, Böhmen zu verlassen.

Mit dem „Prager Fenstersturz" war dem Kaiserhause der Krieg erklärt, und die Urheber der begangenen Frevelthat beeilten sich, den Riß unheilbar zu machen, bevor das Land zur Besinnung gekommen. Obgleich Thurn, der die Straßen von Prag durchritt, um das bestürzte Volk zu beruhigen, die loyalsten Gesinnungen gegen das Kaiserhaus ausdrückte und das Geschehene nur als etwas für die Ruhe des Landes und die Rettung der bedrohten Religion Nothwendiges darstellte, bekundeten die alsbald von den Leitern des Aufstandes getroffenen Maßregeln, daß dem habsburgischen Hause die Krone von Böhmen entrissen werden sollte.

Ohne die Antwort des Kaisers auf die an ihn entsandte Apologie, worin die Aufständischen unter der Versicherung ihrer Treue gegen das Kaiserhaus die verübte Gewaltthat als eine Handlung rechtmäßiger Bestrafung zweier pflichtvergessenen Räthe darstellten, setzten die protestantischen Stände eine Regierung von dreißig Direktoren ein, von denen zehn dem hohen Adel, zehn der Ritterschaft und zehn dem Stande der Städte angehörten, zogen die kaiserlichen Güter und Einkünfte an sich, nahmen die Beamten auf ihren Namen in Eid und Pflicht und verfügten zur Aufrechthaltung der neuen Ordnung der Dinge die Anwerbung einer Kriegsmacht, zu deren Anführer der Graf von Thurn unter dem Titel eines obersten Generallieutenants ernannt wurde.

Eine der ersten Handlungen der neuen Regierung war die Ausweisung der Jesuiten, die den Befehl erhielten, innerhalb acht Tagen das Königreich zu verlassen, während ihre Kollegien von ständischen Truppen besetzt und ihre Güter, Häuser und Einkünfte mit Beschlag belegt wurden. Auch der Erzbischof von Prag und der Abt von Braunau wurden mit mehreren andern Prälaten aus dem Lande verwiesen. Die Protestanten von Braunau erhielten ihre Kirche zurück und die von Klostergrab die Ermächtigung, die katholische Kirche so lange mitzubenutzen, bis die Katholiken ihnen eine neue erbaut haben würden.

Daß der Aufstand neben der Gründung einer Adelsherrschaft, ähnlich der in Polen, zugleich die gänzliche Ausrottung alles deutschen Wesens zum Zwecke hatte, geht aus verschiedenen, gleich in den ersten Tagen von dem Direktorium erlassenen Verordnungen hervor. Alle Ausländer, die sich in Böhmen niederlassen würden,

Digitized by Google

sollten gehalten sein, ihre Kinder die böhmische Sprache erlernen zu lassen, und alle unbeweglichen Güter bei dem Tode der Eltern nur auf diejenigen Kinder übergehen, die der böhmischen Sprache mächtig seien; deutsche Gemeinden sollten fürder nicht mehr im Lande geduldet werden. Ueberhaupt trug das ganze neue Regiment ein entschieden czechisches Gepräge: unter den tonangebenden Parteihäuptern befand sich nur ein Deutscher, der Graf Andreas Schlick.

In Wien rief die Kunde von den Vorgängen in Böhmen eine um so größere Bestürzung hervor, als es dem Kaiser zur raschen Unterdrückung des Aufstandes nicht nur an einem kriegsbereiten Heere, sondern auch an ausreichenden Geldmitteln fehlte und überdies die Befürchtung nahe lag, daß das dort gegebene Beispiel auch in den übrigen Erbländern, wo gleichfalls große Gährung herrschte, Nachahmung finden werde. Der Kaiser schlug daher, gegen den Rath Ferdinands von Steiermark, der in dem entschiedensten Einschreiten gegen die böhmischen Rebellen das einzige Mittel zur Aufrechthaltung der habsburgischen Hausmacht erblickte, den Weg der Unterhandlungen ein, indem er den Böhmen gegen die Zusage der Auflösung ihrer Kriegsmacht Verzeihung wegen des Vorgefallenen anbot. Erst nachdem die Häupter des Aufstandes, die keinen Frieden mit Oesterreich wollten, sich gegen seine Ermahnungen und Friedensvorschläge taub gezeigt, gelang es Ferdinand, der am 1. Juli 1618 auch in Ungarn zum König gewählt und gekrönt worden, den Kaiser für die Anwendung von Gewaltmaßregeln zu gewinnen.

Nachdem in aller Eile Rüstungen angestellt worden, rückte im August 1618 ein kaiserlicher Heerhaufen unter dem lothringischen Grafen Dampierre in Böhmen ein, wo inzwischen der Abfall so bedeutende Fortschritte gemacht, daß nur noch die Städte Budweis, Krummau und Pilsen zu dem Kaiser hielten; Dampierre wurde jedoch bei seinem Versuche, Budweis zu entsetzen, von Thurn zurückgeschlagen. Auch der aus den Niederlanden an die Spitze des kaiserlichen Heeres berufene Graf Boucquoi wurde von Thurn, der inzwischen aus Schlesien und der Lausitz Unterstützung erhalten, über die böhmische Grenze zurückgedrängt.

Unterdessen setzte der Kaiser mit unermüdlicher Ausdauer seine Bemühungen zur Herstellung des Friedens fort; allein die Böhmen waren zu sehr im Vortheil, um seinen Vorschlägen Gehör zu schenken. Auch gestalteten sich die Verhältnisse von Tag zu Tag günstiger für die Pläne der böhmischen Umsturzpartei. Schlesien und die Lausitz hatten sich offen der Bewegung angeschlossen, durch welche auch sie die angestrebte Unabhängigkeit von Oesterreich zu erlangen hofften. In Mähren, in Ober- und Niederösterreich, in Kärnthen, Steier-

mark und Ungarn gährte es unter dem empörungssüchtigen Adel; in Siebenbürgen harrte Bethlen Gabor, der nach der Ermordung Gabriel Bathori's, des zweiten Nachfolgers Stephan Bocskai's, im Jahre 1613 mit Hilfe der Türken zum Fürsten erwählt worden war und im Jahre 1615 durch seinen Beitritt zu dem österreichisch-türkischen Frieden die Anerkennung Oesterreichs erlangt hatte, nur auf den rechten Augenblick, um dem Kaiser den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Auch der türkische Sultan Osman II., mit welchem sich die böhmischen Rebellen heimlich in Verbindung gesetzt, zeigte sich nicht abgeneigt, durch einen neuen Einfall in das österreichische Gebiet die Verlegenheit des Kaisers zu erhöhen.

Und wie im Osten, so durften die böhmischen Stände auch im Westen auf Unterstützung in ihrem Kampfe gegen das habsburgische Haus zählen. Zunächst konnte den Generalstaaten Nichts erwünschter sein, als daß die österreichische Linie des Hauses Habsburg im eigenen Lande vollauf zu thun hatte, weil sie dann gegen die spanische Linie bei dem in Aussicht stehenden Wiederbeginne des Krieges mit derselben um so freiere Hand hatten. Daher fanden auch die Abgeordneten der böhmischen Stände im Haag die größte Geneigtheit zum Abschluß eines Bündnisses, das in der That am 26. Februar 1619 zu Stande kam und den böhmischen Rebellen Unterstützung an Geld und Mannschaft von Seiten Hollands zusicherte, gegen die einzige Bedingung, daß sie ohne Wissen und Willen der Generalstaaten keinen Frieden mit dem Kaiser schließen würden. Die Fürsten der Union wiesen zwar die von den böhmischen Ständen erbetene Aufnahme in ihren Bund als einen Schritt zurück, der übereilt scheinen könnte; doch versprachen sie, bei England und Frankreich Schritte zu ihren Gunsten zu thun. Einstweilen hatte Ernst von Mansfeld, ein natürlicher Sohn des spanischen Generals, dessen wir bei der Geschichte des Abfalls der Niederlande Erwähnung gethan (S. 297), den böhmischen Rebellen einen Heerhaufen von viertausend Mann zugeführt, den er im Auftrage des Herzogs Karl Emmanuel von Savoyen angeworben und den dieser der Union zur Unterstützung des böhmischen Aufstandes überlassen. Dem Angriff dieser Söldnerschaar war am 21. November 1618 das wichtige Pilsen erlegen, das bis dahin dem Kaiser in unerschütterlicher Treue angehangen.

So lagen die Dinge, als der Tod des Kaisers Matthias, der am 20. März 1619 im Alter von dreiundsechzig Jahren von einem Schlagflusse hinweggerafft wurde, seinen Vetter Ferdinand an die Spitze der Regierung der österreichischen Erbländer berief. Seine Lage war eine äußerst schwierige; denn zu dem böhmischen Aufstande kam die Weigerung der Stände des Erzherzogthums Oesterreich, ihn als ihren Herrn anzuerkennen, da das Erzherzogthum nicht

Digitized by Google

ihm, sondern seinem Vetter Albrecht gehöre, dem die Statthalterschaft in den spanischen Niederlanden übertragen war. (s. S. 297.)

Während Ferdinand mit den österreichischen Ständen über die Bedingungen seiner Anerkennung unterhandelte, unter welchen die Forderung der ausgedehntesten Zugeständnisse bezüglich der Religion die erste Stelle einnahm, rückte Thurn mit einem Heere von fünfzehntausend Mann in Mähren ein, dessen in Brünn versammelte Stände sich für den Anschluß an Böhmen entschieden, und führte dann seine zügellosen Schaaren gegen Oesterreich, um auch hier den Anschluß der protestantischen Stände zu erzwingen und dadurch den König Ferdinand aller Macht zu berauben. Am 5. Juni schlug er sein Lager vor den Thoren von Wien auf.

Obschon sich Ferdinand, dem alle Mittel der Vertheidigung fehlten, über die Größe der ihm drohenden Gefahr keiner Täuschung hingab, verlor er, im festen Vertrauen auf Gott und sein gutes Recht, weder Muth noch Fassung, sondern verharrte mit unerschütterlicher Standhaftigkeit in dem Entschluß, weder seinen Posten aufzugeben, noch sich irgend etwas abzwingen zu lassen. Zum Glück für ihn und das Land verbrachte Thurn, statt sich durch einen raschen Angriff in den Besitz der unvertheidigten Stadt zu setzen, seine Zeit in Unterhandlungen mit einer Deputation der österreichischen Stände, die sich wegen des Abschlusses einer Konföderation mit Böhmen in seinem Lager eingefunden. Als dieselbe zu Stande gekommen, begaben sich sechzehn österreichische Edelleute in die Hofburg, um in der entschiedensten Weise Ferdinands Einwilligung zu den mit Thurn getroffenen Vereinbarungen zu verlangen. Der König setzte ihrem stürmischen Drängen die unerschütterlichste Gelassenheit entgegen und beharrte auch dann noch auf seiner Weigerung, als sie zu Drohungen übergingen und ihr Sprecher, Andreas Thonradel, Herr von Obergassing, sich so weit vergaß, daß er mit dem Ausruf: „Ferdinand, du mußt unterschreiben!“ den König an den Knöpfen seines Wamses erfaßte und ihn heftig schüttelte.

In diesem gefahrvollen Augenblick ertönte plötzlich Trompetengeschmetter, und der Oberst St. Hilaire sprengte mit fünfhundert Küraſſieren in den Burghof. Engel des Himmels für Ferdinand, waren sie Boten des Schreckens für die Abgeordneten des österreichischen Adels. Betäubt stoben diese auseinander, und während sie in stürmischer Eile das Weite suchten, bewaffnete sich die katholische Bürgerschaft, durch die Ankunft der Truppen ermuthigt, im Vereine mit den Studenten, zur Vertheidigung der Stadt. Thurn suchte das Versäumte durch einen heftigen Angriff auf dieselbe nachzuholen; allein es war zu spät: eine Niederlage, die Ernst von Mansfeld am 10. Juni bei Budweis gegen Boucquoi erlitten und die den Uebergang eines Theiles seiner Söldner zu dem kaiserlichen

Heere zur Folge gehabt, nöthigte ihn zum raschen Aufbruch nach Böhmen, dessen Hauptstadt jetzt in der gleichen Gefahr schwebte, die er selbst der Hauptstadt Oesterreichs bereitet hatte.

Gleich nach dem Abzug des böhmischen Heeres begab sich Ferdinand nach Frankfurt, wohin der Kurfürst von Mainz auf den 10. Juli den Wahltag für die Wiederbesetzung des erledigten Kaiserthrones ausgeschrieben. Obgleich der Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz im Vereine mit dem Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel alle Hebel in Bewegung gesetzt hatte, um die Wahl Ferdinands zu hintertreiben, erfolgte dieselbe, nachdem die Gesandten der böhmischen Direktoren, welche die Kurstimme ihres Landes in Anspruch nahmen, zurückgewiesen worden und der Gesandte des abwesenden Pfälzers im Namen seines Herrn die Erklärung abgegeben, daß derselbe sich dem Willen der Mehrheit fügen werde, am 28. August mit Stimmeneinhelligkeit. Die Krönung des neugewählten Kaisers fand am 9. September unter den üblichen Ceremonien statt.

Inzwischen hatten die Stände von Böhmen, Mähren und Schlesien, nachdem sie sich eine neue Verfassung gegeben, welche der Feudalaristokratie die höchste Gewalt sicherte, am 17. August 1619 in feierlicher Versammlung zu Prag den König Ferdinand „als den Erbfeind der Gewissensfreiheit, den Sklaven Spaniens und der Jesuiten, der die böhmische Krone durch verwerfliche Kunstgriffe erschlichen und fremdes Kriegsvolk gegen seine Unterthanen abgesandt habe", des böhmischen Thrones verlustig erklärt und zwei Tage später den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem König gewählt.

So sehr diese Wahl auch den geheimen Wünschen des Pfälzers entsprach, war er eine Zeit lang schwankend, ob er sie annehmen solle; denn er konnte sich nicht verhehlen, daß er, indem auch er durch seine Zustimmung zu der Erhebung Ferdinands auf den deutschen Kaiserthron Theil gehabt hatte an dem Wahlakt, welcher dem Kaiser die böhmische Krone feierlich garantirte, durch die Annahme eben dieser Krone einen Hochverrath an dem Reiche begehe. Auch ließen sich von allen Seiten abmahnende Stimmen vernehmen. Der Herzog Maximilian von Baiern beschwor ihn, von einem Beginnen abzulassen, das nothwendig das ganze Reich gegen ihn in Waffen rufen müsse. Dieselbe dringende Abmahnung sandten ihm sämmtliche Kurfürsten, in deren Schreiben sich die überall sich hervordrängende Ahnung dessen aussprach, was bevorstand. „Es wird ein solcher allgemeiner Krieg und Aufruhr sich erheben und begeben", heißt es in demselben, „daß von dem schrecklichen Blutvergießen, dem Land- und Leute-Verderben und von dessen Urhebern die Historien zu reden haben werden, so lange die Welt steht." Selbst von den Fürsten der Union gaben die meisten dem Pfalz-

grafen den Rath, die böhmische Krone abzulehnen, da sie sich die bedenklichen Folgen der Annahme derselben nicht verhehlen konnten. Auch Ferdinand II. ließ ihn durch einen eigenen Gesandten dringend von einem Schritte abmahnen, durch welchen er nicht nur das ganze Reich, sondern auch sich selbst in die höchste Gefahr bringen werde. Sogar seine Mutter bat ihn unter Thränen, das gefährliche Geschenk zurückzuweisen, gegen dessen Annahme auch die Mitglieder seines geheimen Rathes gewichtige Gründe geltend zu machen suchten.

Dagegen stürmten von andern Seiten auf den unschlüssigen Pfalzgrafen Rathschläge ein, denen er ein um so williges Ohr lieh, als dieselben mit dem Zuge seines eigenen ehrgeizigen Sinnes und seiner Empfänglichkeit für äußeren Glanz und königlichen Prunk im Einklang standen. Moritz von Oranien, der das verhaßte habsburgische Haus in seinen Besitzungen geschmälert zu sehen wünschte, bot Alles auf, um die Bedenken seines Neffen zu zerstreuen; Bethlen Gabor trug ihm, im Interesse seiner auf den Erwerb der ungarischen Krone gerichteten Pläne, Bündniß und Unterstützung an. Auch Moritz von Hessen-Kassel und Christian von Anhalt schürten das Feuer mit aller Macht, und während die junge Pfalzgräfin, die schöne und prunksüchtige Elisabeth von England, das Ehrgefühl ihres Gemahls durch die Bemerkung aufzustacheln suchte: „Wenn er den Muth gehabt habe, um eine Königstochter zu freien, so müsse er auch den Muth haben, nach einer Königskrone zu greifen," stellte der kurfürstliche Hofprediger Abraham Scultetus, der in dem Gedanken schwelgte, in dem mächtigen und volkreichen Böhmen dem Kalvinismus den Sieg über das Lutherthum verschaffen zu können, dem Pfalzgrafen die Annahme der böhmischen Krone als eine Gewissenspflicht dar. Friedrich V. erklärte sich bereit, dem „Rufe Gottes" zu folgen, und erschien am 24. Oktober 1619 in dem böhmischen Grenzorte Waldsassen, wo er von einer zahlreichen böhmischen Gesandtschaft empfangen und von dem Grafen Schlick in einer deutschen Anrede als König begrüßt wurde. Nachdem er am 31. Oktober einen prunkvollen Einzug in Prag gehalten, fand daselbst am 4. November die feierliche Krönung des jungen Königspaares statt.

Unterdessen hatte Kaiser Ferdinand II., auf seiner Rückreise von Frankfurt, zu München mit seinem Jugendfreunde und Gesinnungsgenossen Maximilian von Baiern ein Waffenbündniß geschlossen, in welchem dieser unter der Bedingung, daß ihm in dem zu beginnenden Kriege der alleinige freie und unbeschränkte Oberbefehl übertragen und ohne seine Einwilligung weder Waffenstillstand noch Friede geschlossen werde, alle seine Macht zur Rettung des Kaiserhauses und der katholischen Kirche aufzubieten versprach.

Als Sicherheit für den ihm zugesagten vollen Ersatz seiner Kriegskosten verpfändete ihm Ferdinand Oberösterreich; außerdem erneuerte er ihm die Zusage der pfälzischen Kurwürde, die er ihm bereits früher für die von ihm erbetene Hilfe zur Bewältigung des böhmischen Aufstandes in Aussicht gestellt. Auf den Antrag Maximilians sagte auch die Liga die Aufstellung eines Heeres von fünfundzwanzigtausend Mann zur Unterstützung des Kaisers zu.

Dem neuen Böhmenkönig, der nach seiner Krönung zu Prag auch die Huldigung von Mähren und Schlesien empfangen, schien indessen das Glück günstig sein zu wollen. Bethlen Gabor, mit welchem er sich zu gemeinsamem Vorgehen gegen Oesterreich verbündet hatte, war in Ungarn eingefallen und in raschem Siegeslauf unter Sengen und Brennen bis Preßburg vorgedrungen, wo er die ungarische Königskrone empfangen hatte. Um ihn zurückzudrängen, wurde Boucquoi aus Böhmen abberufen. Ihm folgte Thurn auf dem Fuße nach, und als der kaiserliche Feldherr in der Nähe der Hauptstadt den Versuch machte, ihn aufzuhalten, wurde er bis in die Thore derselben zurückgedrängt. Ungehindert vollzog Thurn seine Vereinigung mit Bethlen Gabor, und am 1. November stand das feindliche Heer in der Stärke von achtzigtausend Mann vor den Mauern von Wien.

Rasch eilte Ferdinand von München herbei, und wenn er auch keine wirkliche Hilfe, sondern nur die Zusage fremden Beistandes mitbrachte, so stärkte doch seine Anwesenheit die Getreuen und hielt die Widersacher im Zaume. Indessen ging die drohende Gefahr rascher vorüber, als der Kaiser zu hoffen gewagt. Der frühe Eintritt des Winters, sowie Mangel an Lebensmitteln und ein Verlust, den Bethlens Anhänger Georg Ragoczy in Ungarn erlitten, bewogen die beiden feindlichen Heerführer, die kaum begonnene Belagerung von Wien alsbald wieder aufzuheben, worauf Bethlen Gabor nach Ungarn und Thurn nach Böhmen zurückkehrte. So war der Kaiser zum andern Male gerettet, und seit diesem Tage blieb ihm das Glück lange Jahre hindurch treu, während der Stern Friedrichs V. einem raschen Untergange zuneigte.

Anstatt alle Kräfte des Landes aufzubieten, um die so leichtfertig übernommene Krone zu behaupten, gefiel sich der neue Böhmenkönig darin, sich in eitler Sicherheit im Glanze derselben zu spiegeln, und hatte nur Sinn für die prunkvollen Festlichkeiten und Zerstreuungen seines üppigen, in französischen Formen und Gewohnheiten sich bewegenden Hofes. Unter steten Gastmählern, Tanzfesten, Schlittenfahrten und lustigen Aufzügen verbrachte er den Winter, ohne zu ahnen, daß diese Vergnügungen ihm einst den traurigen Namen des böhmischen „Winterkönigs" eintragen würden.

Die Unzufriedenheit der Böhmen über die Unthätigkeit ihres

Königs und seine maßlose, die Kräfte des Landes verzehrende Verschwendung wurde erhöht durch die Verachtung, die Friedrich gegen das utraquistische und lutherische Kirchenwesen an den Tag legte. Er gestattete seinem fanatischen Hofprediger Scultetus, dessen Streben auf nichts Geringeres gerichtet war, als auf die gewaltsame Einführung des Kalvinismus in Böhmen, in Prag einen förmlichen Bilderſturm zu organisiren, der am 22. Dezember 1619 unter der persönlichen Leitung des Scultetus und einiger für den Kalvinismus gewonnener böhmischer Grundherren in der Schloßkirche ins Werk gesetzt wurde. Alle Bilder und Kruzifixe wurden als „papistische Gräuel“ unter Spott und Hohn von den Wänden und Altären heruntergerissen und mit diesen letzteren selbst zertrümmert. Das Holzwerk ließ der Hofprediger als Brennholz in sein Haus bringen. Sogar die Gräber der Patrone wurden ihres Schmuckes beraubt.

Dieses schmachvolle Zerstörungswerk, dem das Volk theils mit lauten Ausbrüchen des Zornes, theils mit verbissenem Grolle zusah, erregte im ganzen Lande eine dumpfe Gährung, und die lutherischen Prediger riefen nicht nur auf den Kanzeln und in zahlreichen Flugschriften die Rache Gottes auf die kalvinischen Frevler herab, sondern forderten auch die lutherischen Glaubensbrüder im ganzen deutschen Reiche zum Einschreiten gegen das Wüthen des „kalvinischen Antichrists“ auf. Ueber hundert lutherische Grundherren wanderten aus, um der Herrschaft des verhaßten Kalvinismus zu entgehen.

Da Friedrich unter solchen Verhältnissen in Böhmen selbst auf eine nachdrückliche Unterstützung zur Behauptung der usurpirten Königskrone nicht zählen konnte, sah er sich in dem bevorstehenden Kampfe für dieselbe ganz auf die Hilfe des Auslandes angewiesen; aber auch hier boten sich ihm nur geringe Aussichten dar. Sein Schwiegervater, Jakob I. von England, zürnte ihm über die übereilte Annahme der böhmischen Krone so sehr, daß er ihn nicht einmal als König anerkannt hatte, weßhalb sich auch die englischen Gesandten in Prag enthielten, ihm den Königstitel zu geben. Von Frankreich war Nichts zu hoffen, da an dem Hofe von Paris die Politik Heinrichs IV. einen Umschwung erlitten. Auch die Generalstaaten zeigten sich lauer, als Friedrich erwartet hatte: die Unterstützung, die sie ihm in Aussicht gestellt, blieb auf einige Geldsendungen beschränkt. Selbst die Union legte nur geringen Eifer für die Sache ihres Oberhauptes an den Tag; alles, was Friedrich von den unirten Fürsten auf einer von ihm im November 1619 veranstalteten Versammlung zu Nürnberg, auf welcher er sich persönlich einfand, erlangen konnte, war die Zusage, daß man sein pfälzisches Stammland vertheidigen wolle, falls dasselbe angegriffen werde. Die einzigen Bundesgenossen des Böhmenkönigs waren Bethlen Gabor und der türkische Großherr, welchem böhmische Gesandte auf Bethlen

Gabors Veranlassung im März 1620 die Bitte Friedrichs überbracht hatten, unter die tributpflichtigen Vasallen der Pforte aufgenommen zu werden.

Ganz anders hatten sich inzwischen die Verhältnisse für den Kaiser gestaltet. Wie die Fürsten der Liga, so hatte auch der Kurfürst Johann Georg von Sachsen, theils auf das Drängen des dem Kaiser treu ergebenen Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt, theils aus persönlicher Abneigung gegen Friedrich und dessen kalvinisches Treiben in Böhmen, Ferdinand II., gegen die Zusicherung der Lausitz als Unterpfand für die aufzuwendenden Kriegskosten, seinen Beistand zugesagt und versprochen, mit einem Heere in Schlesien einzurücken, sobald Maximilian von Baiern Böhmen angegriffen haben werde. In Madrid hatte Ferdinands Gesandter, der Graf von Khevenhüller, von Philipp III. die Zusage erwirkt, daß das in den Niederlanden stehende spanische Heer unter Spinola in die Unterpfalz einrücken solle, um an dem Kampfe gegen die Feinde des Kaisers Theil zu nehmen. Auch Papst Paul V., Clemens' VIII. zweiter Nachfolger, der die Bedeutung des bevorstehenden Kampfes für die Zukunft der katholischen Religion in Deutschland wohl zu würdigen wußte, unterstützte den Kaiser durch bedeutende Subsidien.

Unterdessen hatte sich die Union, durch die Rüstungen der Liga beunruhigt, gleichfalls in Kriegsbereitschaft gesetzt, und das von ihr geworbene Heer rückte unter dem Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg-Ansbach gegen Ulm vor. Maximilian, der mit dem ligistischen Heere zwischen Günsburg und Lauingen stand, verlangte eine bündige Erklärung darüber, ob die Union Friede oder Krieg mit der Liga haben wolle. Nach einigem Zögern ließen sich die unirten Fürsten durch eine Gesandtschaft des französischen Hofes, der damals die Unterstützung, welche die obsiegenden Reformirten den Hugenotten gewähren konnten, mehr fürchtete als die Befestigung der österreichischen Macht, zu einem Vergleich mit der Liga bewegen, in welchem sie die Sache des Böhmenkönigs aufgaben (9. Juli 1620). Nach den zu Ulm getroffenen Vereinbarungen sollte zwischen der Union und der Liga ein vollkommener Friede bestehen und kein Theil dem andern den Durchzug seiner Truppen verweigern.

Fünf Tage nach dem Abschluß dieses Vergleiches brach Maximilian mit einem Heere von einunddreißigtausend Mann zur Bekämpfung des Böhmenkönigs auf. Die Führung der ligistischen Truppen hatte er seinem tapferen Feldherrn Johann Tserklaes von Tilly übertragen.

Geboren im Februar 1559 auf dem unweit Brüssel gelegenen Schlosse Tilly, hatte dieser bewährte Kriegsheld fast noch im Knabenalter unter Alexander von Parma seine kriegerische Laufbahn begonnen und unter diesem ruhmgekrönten Feldherrn, den er sich zum

Vorbild genommen, eine so hervorragende militärische Begabung an den Tag gelegt, daß ihn Heinrich IV. von Frankreich durch die glänzendsten Anerbietungen zum Eintritt in den französischen Dienst zu bewegen gesucht. Doch ein höheres Streben hatte den ebenso frommen als heldenmüthigen Tilly nach Oesterreich geführt. Um seinen christlichen Glauben im Kampfe gegen die Türken zu bethätigen, die damals aufs Neue Ungarn mit ihren Verheerungen heimsuchten, war er in die Dienste Rudolfs II. getreten und von diesem zum Feldmarschall — damals etwa so viel als Generalmajor — ernannt worden. Da er bei dem Zerwürfniß zwischen dem Kaiser und dessen Bruder Matthias unverbrüchlich treu zu seinem Kriegsherrn gestanden, war er für Matthias der Gegenstand verläumderischer Anklagen geworden; daher hatte er, nachdem dieser in den Besitz von Ungarn und Oesterreich gelangt, seine Stelle niedergelegt und war im Jahre 1610 in den Dienst Maximilians von Baiern getreten, der ihn nicht nur wegen seines ungewöhnlichen Feldherrntalents und seiner hervorragenden militärischen Kenntnisse hoch schätzte, sondern in ihm auch den hochherzigen Menschen verehrte, der in mehrfacher Beziehung, ganz besonders aber in der Strenge seiner sittlichen Grundsätze und in seiner unverbrüchlichen Hingebung an den katholischen Glauben, sein Geistesverwandter war.

Tilly stand bereits im einundsechzigsten Lebensjahre, mithin an der Schwelle des Greisenalters, als er sich mit der Uebernahme der Führung der ligistischen Truppen in dem beginnenden Kampfe für die Rechte des Kaisers und die Aufrechthaltung der Reichsordnung der letzten und schwersten Aufgabe seines thatenreichen Lebens unterzog; doch wie sein Geist noch frisch und kräftig war, so waren auch seine Glieder gestählt durch Mäßigkeit und Abhärtung, und mit dem Muthe und der Thatkraft der Jugend trat der gereifte, kriegserfahrene Feldherr an die Spitze des Heeres, das er viele Jahre hindurch von Sieg zu Sieg führen sollte.

Bevor Maximilian sich gegen Böhmen wandte, wollte er das ihm verpfändete Oberösterreich besetzen, und da die Stände dieses Landes zum Kriege nicht genügend vorbereitet waren, mußten sie sich ihm bedingungslos unterwerfen. Sie entsagten dem böhmischen Bündnisse, willigten in die Vereinigung ihrer Truppen mit dem ligistischen Heere und leisteten am 20. August 1620 zu Linz dem Herzog von Baiern als dem Stellvertreter des Kaisers den Huldigungseid.

Von Linz aus richtete Maximilian noch einmal an den Pfalzgrafen die dringende Aufforderung, sich durch Verzichtleistung auf den böhmischen Thron die Verzeihung des Kaisers zu erwirken; erst nachdem Friedrich ablehnend geantwortet, brach er gegen die böhmische Grenze auf und vereinigte, nachdem er dieselbe über-

schritten, am 8. September bei Budweis seine Truppen mit denen Boucquoi's. Zu der gleichen Zeit rückte der Kurfürst von Sachsen mit einem Heere von fünfzehntausend Mann in die Lausitz ein und schnitt dadurch den Böhmen die Hilfe ab, die sie aus dieser Provinz, sowie aus Schlesien erwartet hatten.

Da Friedrich dem heranziehenden Feinde, der über eine Truppenmacht von nahezu fünfzigtausend Mann verfügte, mit Aufbietung aller Kräfte des Landes höchstens zweiunddreißigtausend Mann entgegenstellen konnte, unter denen sich zehntausend Ungarn befanden, hielt es der Fürst Christian von Anhalt, der den Oberbefehl über das böhmische Heer führte, für rathsam, einer Schlacht auszuweichen und sich auf Prag zurückzuziehen, um die Hauptstadt zu decken. Unaufhaltsam rückten die Verbündeten nach; da jedoch Noth und Mangel mit jedem Tage wuchsen und Krankheiten in schreckenerregender Weise unter ihren Truppen aufzuräumen begannen, schlug Boucquoi vor, das Heer zuerst nach Mähren zu führen, um dem Kaiser gegen Bethlen Gabor Beistand zu leisten. Aber Maximilian und Tilly wiesen diesen Vorschlag zurück. Prag sei das Herz von Böhmen, so erklärten sie, und dort müsse die Entscheidung fallen. Mit dem Besitz von Prag sei Alles gewonnen.

Nachdem Boucquoi dieser Ansicht beigetreten, wandten sich die Verbündeten gegen das von Ernst von Mansfeld besetzte Pilsen, einen der bedeutendsten Waffenplätze der Böhmen, in dessen Besitz sie durch Geld zu gelangen hofften, da Mansfeld, der sich von Friedrich zurückgesetzt glaubte, den Vorschlag Boucquoi's, ihm die Festung gegen eine gewisse Summe zu übergeben, nicht zurückgewiesen hatte. Mansfeld brach jedoch die angeknüpften Unterhandlungen plötzlich wieder ab, worüber Boucquoi so entrüstet war, daß er auf die Belagerung der Stadt drang; Maximilian und Tilly bestanden jedoch darauf, daß der Vormarsch auf Prag ungesäumt fortgesetzt werden müsse.

Unterdessen hatte Friedrich, der sich bei seinem Heere eingefunden, bei Rakoniz, wenige Meilen von Prag, eine feste Stellung eingenommen, wo er am 5. November 1620 von dem baierisch-österreichischen Heere eingeholt wurde. Doch dem Böhmenkönig fehlte der Muth zur entscheidenden Schlacht, und da auch Christian von Anhalt für den Rückzug auf Prag stimmte, wurde derselbe sofort angetreten. Da das katholische Heer dem böhmischen auf dem Fuße folgte, ordnete Christian von Anhalt, nachdem in der Nacht zum 8. November der weiße Berg bei Prag erreicht worden, gleich nach Sonnenaufgang sein Heer zur Schlacht, und zwar in so günstiger Stellung, daß der Graf Thurn erklärte, der Sieg könne ihm gar nicht fehlen. Den Rücken des Heeres deckte die Hauptstadt; zur Rechten befand sich der königliche Park, der stark mit Truppen besetzt war, zur Linken ein steiler Abhang; die rauhe und hügelige Vorderseite, an

deren Fuß ein breiter, sumpfiger Bach floß, war mit Verschanzungen bedeckt. Aber der trefflichen Stellung entsprach die in dem Heere herrschende Stimmung nicht. Hatten schon von Anfang an in dem böhmischen Heere Ordnung, Gehorsam und Einigkeit gefehlt, so war nun durch den unaufhaltsamen Rückzug die moralische Kraft desselben vollends gebrochen, und noch ehe die Schlacht begann, herrschte eine allgemeine Entmuthigung. Der König Friedrich hatte schon an dem letzten Rastorte das Heer verlassen, um demselben nach Prag vorauszueilen.

Inzwischen war das baierisch-österreichische Heer gleichfalls schon in früher Morgendämmerung vor dem weißen Berge angelangt. Maximilian und Tilly wollten sofort zum Angriff schreiten; aber der stets bedächtige Boucquoi war anderer Ansicht und rieth, unter dem Hinweis auf die vortheilhafte Stellung des Feindes, denselben zu umgehen und Prag von der andern Seite zu nehmen. Da trat der Pater Dominikus, ein im Rufe der Heiligkeit stehender spanischer Karmelitermönch, der das Heer begleitete, unter die uneinigen Feldherren und rief: „Söhne der Kirche, ist das der Augenblick zum Zögern und Berathen? Jetzt, da Gott eure Feinde, die auch die seinigen sind, in eure Hände gibt, solltet ihr sie nicht angreifen, sie, deren Besiegung so gewiß ist, als wir leben? O glücklich, wer für den Herrn kämpft! Ja meine Brüder, es handelt sich hier um Gottes Sache. Auf denn, vorwärts! Vertheidigt sie tapfer und seid sicher, daß Gott euch den Sieg verleihen wird. Unsere Feinde stützen sich auf ihren Stolz und wir auf Gottes Allmacht!“ Und ein verstümmeltes Marienbild hoch emporhaltend, fuhr er fort: „Seht, wie sie die heilige Mutter Gottes behandelt haben! Ja, sie wird mit euch sein, und Gott wird ihre Ehre retten“.

Diese feurigen Worte stellten rasch die Einheit unter den Feldherren her: einstimmig beschlossen sie, sofort zum Angriff zu schreiten. Es war zwölf Uhr Mittags und der Tag jener Sonntag, dessen Evangelium den Spruch enthält: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.“

Den Kampf eröffnete Tilly, indem er unter der von den Feldherren gewählten Losung: Jesus, Maria! die baierischen Truppen über die schmale Brücke des vor den feindlichen Höhen liegenden Baches gegen die Verschanzungen der Böhmen führte. Trotz der furchtbaren Kartätschenladungen, die ganze Haufen der hinanstürmenden Kolonnen niederwarfen, wurden die Werke erstiegen und die böhmischen Geschütze erbeutet, deren verderbenbringendes Feuer sich jetzt gegen die Böhmen selbst richtete. Bald war der linke Flügel des Feindes vollständig aufgelöst und wälzte sich in verworrenen Haufen dem Stadtthore zu.

Inzwischen war auch Boucquoi mit den Kaiserlichen zum Angriff vorgegangen; seine Regimenter waren jedoch vor dem mörderischen Kartätschenfeuer der Böhmen zurückgewichen, und es hatte den Anschein, als solle es Christian von Anhalt gelingen, die Reihen der Kaiserlichen zu zersprengen und dadurch die Schlacht zu Gunsten Friedrichs zu entscheiden; doch in demselben Augenblick wandte sich das Thurn'sche Regiment, von einem panischen Schrecken ergriffen, zur Flucht. Dieser Anblick lähmte den Muth der übrigen böhmischen Regimenter, und schon standen sie im Begriff, sich aufzulösen, als der junge Fürst von Anhalt, Christians Sohn, sich mit siebenhundert Küraſſieren den Kaiserlichen in die Flanken warf und die Regimenter Tiefenbach und Breuner zum Weichen brachte. Aber Maximilian und Boucquoi trieben mit dem Degen in der Hand die Fliehenden wieder vorwärts, während ein von Tilly entsandtes ligistisches Reiterregiment die Anhaltischen Küraſſiere in der Flanke angriff und sie auf die böhmische Infanterie zurückwarf. Als Boucquoi auch diese in Unordnung gerathen sah, schob er die ganze kaiserliche Linie zum Sturmangriff vor. Alle Bemühungen der böhmischen Feldherren, ihre entmuthigten Truppen zum Stehen zu bringen, blieben fruchtlos: in wilder Fluch wälzten sich die zersprengten Schaaren der Hauptstadt zu. Viele der Fliehenden ertranken in der Moldau, während andere den Streichen der nachsetzenden Kroaten erlagen.

Die Schlacht, die innerhalb einer einzigen Stunde über das Schicksal Friedrichs und Böhmens entschieden, hatte den Verbündeten kaum vierhundert Mann gekostet, während ebenso viele Tausende der Besiegten todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde lagen und an zehntausend von den Siegern zu Gefangenen gemacht worden. Unter den schwer verwundeten Offizieren der Verbündeten befand sich auch der später so berühmt gewordene frühere böhmische Reichshofrath Heinrich von Pappenheim, der bei dem Ausbruch des Krieges als Freiwilliger in das Heer der Liga eingetreten. Aus sechs schweren und vierzehn leichten Wunden blutend, lag er bewußtlos unter den Todten und lief Gefahr, unter den Händen plündernder Kroaten den Geist auszuhauchen, als er von einigen Soldaten der Liga erkannt und gerettet wurde.

König Friedrich, der am Vormittage in der Hofkirche der Predigt des Scultetus beigewohnt, hatte die Nachricht von dem Beginne der Schlacht bei der Mittagstafel erhalten und war sogleich auf die Wälle geeilt, um sich über den Verlauf derselben Gewißheit zu verschaffen. Als er die Verwirrung und Flucht der Seinen sah, gab er Befehl, den Fliehenden die Thore zu öffnen, und ordnete Boten an den Herzog von Baiern ab, mit der Bitte, ihm einen Waffenstillstand von vierundzwanzig Stunden zu bewilligen, um wegen des Friedens mit ihm zu unterhandeln. Maximilian

Digitized by Google

wies sein Verlangen mit der Erklärung zurück, daß von keinen Unterhandlungen die Rede sein könne, so lange er die böhmische Krone nicht niedergelegt, und bewilligte ihm eine Frist von acht Stunden, um sich hierüber zu entscheiden. Obgleich Friedrichs Truppen nur zersprengt, nicht vernichtet waren, ja sogar achttausend Ungarn in voller Kriegsbereitschaft in der Nähe standen und die Bürger von Prag sich zur Vertheidigung der Hauptstadt erboten, deren Belagerung überdies bei der vorgerückten Jahreszeit von dem Feinde nicht lange hätte fortgesetzt werden können, hatte der Böhmenkönig so vollständig den Muth und die Fassung verloren, daß er, ohne dem Herzog Maximilian eine Antwort zukommen zu lassen, in der Frühe des folgenden Morgens mit seiner Gemahlin, von dem Fürsten von Anhalt und den Grafen von Hohenlohe und von Thurn begleitet, heimlich die Stadt verließ, um über die böhmische Grenze nach Breslau zu entfliehen.

Noch an demselben Tage hielt Maximilian seinen Einzug in Prag. Nachdem er das in der Stadt anwesende böhmische Kriegsvolk verabschiedet, das zum größten Theile in seine Dienste trat, schwur ihm die Prager Bürgerschaft, seiner Aufforderung gemäß, Treue gegen den Kaiser, indem sie allen andern wider denselben geleisteten Eiden entsagte, und erhielt von ihm die Zusage möglichster Schonung der Stadt und strenger Kriegszucht. Dem Beispiele der Bürgerschaft folgten alle in Prag anwesenden Mitglieder des Herren- und Ritterstandes, nachdem sie unter feierlichem Bekenntniß ihrer Schuld den Herzog um seine Fürsprache zur Erlangung der kaiserlichen Verzeihung gebeten. Die ligistischen Truppen blieben einstweilen unter dem Oberbefehle Tilly's in Böhmen stehen. Maximilian selbst kehrte, nachdem er in Prag eine kaiserliche Regierung unter dem Fürsten Karl von Lichtenstein eingesetzt, nach München zurück.

Der Unterwerfung Böhmens folgte noch vor Ablauf des Jahres die von Mähren. Ferdinand II. erklärte den um Abbitte in Wien erschienenen Abgeordneten der mährischen Stände, die den Beitritt ihres Landes zu der böhmischen Konföderation als einen mehr erzwungenen als freiwilligen darzustellen suchten, daß er das Bekenntniß ihrer Schuld und den Ausdruck ihrer Reue gern vernommen, bezüglich der von ihnen erbetenen Begnadigung jedoch erst nach genauer Untersuchung der Vorgänge in ihrem Lande eine Entscheidung treffen könne. Die Unterwerfung Schlesiens wurde im Februar 1621 durch den Kurfürsten von Sachsen vermittelt.

Unterdessen hatte sich der entthronte Winterkönig, der sich weder zur Wiederaufnahme des Krieges für das verlorene Königreich Böhmen, noch zu der von den böhmischen Ständen selbst dringend geforderten Verzichtleistung auf die böhmische Krone ent-

schließen konnte, über Berlin und Hamburg nach dem Haag begeben, um dort, in Erwartung eines von ihm gehofften günstigen Umschwungs der Dinge, auf Kosten seines Schwiegervaters zu leben. Während er von den Generalstaaten, die sich seiner als Brandfackel zu bedienen gedachten, um den Krieg in Deutschland wieder anzufachen, als König behandelt und dadurch in neue Herrschaftsträume eingewiegt wurde, erhielt er die Nachricht, daß der Kaiser am 23. Januar 1621 die Reichsacht über ihn ausgesprochen, der er durch seinen an Kaiser und Reich begangenen Verrath thatsächlich längst verfallen war. In dieselbe waren auch Christian von Anhalt, die Grafen von Hohenlohe und Thurn und der Markgraf Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf einbegriffen, welcher Letztere als Bundesgenosse Friedrichs die Lausitz eine Zeitlang gegen den Kurfürsten von Sachsen vertheidigt hatte.

Noch ehe Friedrich durch die Schlacht auf dem weißen Berge die böhmische Krone verloren, war die Unterpfalz durch Spinola, der schon im September 1620 mit einem Heere von vierundzwanzigtausend Mann aus den Niederlanden in dieselbe eingerückt, bis auf die Festungen Heidelberg, Mannheim und Frankenthal besetzt worden. Eingeschüchtert durch die über den Pfalzgrafen ausgesprochene Acht, schlossen die Unirten, deren Feldherr, der Markgraf Joachim Ernst von Brandenburg-Ansbach, kraft der auf dem Bundestage von Ulm dem Pfalzgrafen von ihnen gegebenen Zusage gleichfalls mit einem Heere von fünfundzwanzigtausend Mann in der Pfalz erschienen war, aber der Besetzung derselben ruhig zugesehen hatte, im April 1621 durch die Vermittlung Spinola's mit dem Kaiser einen Vertrag, worin dieser sie, gegen das Versprechen, sich des Pfalzgrafen nicht weiter anzunehmen, als getreue Reichsfürsten anerkannte. Die Auflösung ihres Bundes erfolgte im Mai 1621 auf einer letzten Zusammenkunft zu Heilbronn.

Auf die Aechtung des Pfalzgrafen ließ Ferdinand die Bestrafung der Urheber des böhmischen Aufstandes folgen. Achtundvierzig derselben waren nach der Einnahme von Prag unter Bewachung gestellt worden, und Tilly, dessen milder Sinn am liebsten hätte Gnade walten lassen, hatte ihnen, in der Voraussicht der ihrer harrenden Verurtheilung, nicht nur insgeheim einen Fingerzeig gegeben, ihr Heil in der Flucht zu suchen, sondern auch an einem bestimmten Tage die Wachen zurückziehen lassen, so daß der Weg zur Freiheit ihnen offen stand; sie hatten jedoch, entweder aus Verblendung oder aus Furcht, ihre Besitzungen zu verlieren, das ihnen so hochherzig dargebotene Rettungsmittel verschmäht. Am 28. Februar 1621 wurden sie vor ein zu ihrer Aburtheilung eingesetztes Gericht gestellt, dem Ferdinand die Weisung hatte zukommen lassen, über sie nach gemeinem göttlichen und menschlichen Rechte zu erkennen. Die

Digitized by Google

meisten wurden als Majestätsverbrecher zum Tode verurtheilt. Bei mehreren derselben verwandelte der Kaiser die Todesstrafe, unter Annahme von Milderungsgründen, in lebenslängliche oder zeitweise Haft. Gern hätte er seine Milde auch auf die übrigen ausgedehnt; da jedoch keiner derselben ihm durch das geringste Zeichen der Reue die Bewilligung der Gnade ermöglichte, mußte er der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen. Nach einem langen inneren Kampfe und mit Thränen in den Augen unterzeichnete er achtundzwanzig Todesurtheile, die am 21. Juni 1621 zu Prag vollzogen wurden. Mehrere hundert Edelleute wurden durch Einziehung ihrer Güter gestraft. Die so viel mißbrauchten Bewilligungen des Majestätsbriefes wurden aufgehoben; die verhängnißvolle Urkunde selbst zerschnitt Ferdinand mit eigener Hand und verbrannte das Siegel. Die kalvinischen Prediger, die mit dem Pfalzgrafen eingewandert waren, mußten sofort das Land verlassen; die lutherischen, die sich bei dem Aufstande wenig oder gar nicht betheiligt hatten, blieben anfangs unbehelligt; erst nachdem im folgenden Jahre der Kaiser den Beschluß gefaßt, die Glaubenseinheit in Böhmen herzustellen, traf auch sie das Loos der Ausweisung.

Wenn protestantische Schriftsteller den Kaiser wegen dieses Vorgehens gegen die böhmischen Protestanten des religiösen Fanatismus beschuldigt haben, so vergessen sie ganz, daß er nur nach dem damals allgemein geltenden Grundsatze: Cujus regio, ejus religio handelte, der auch von den protestantischen Fürsten mit aller Entschiedenheit durchgeführt wurde. Ebenso ungerecht wäre es, den Kaiser wegen der strengen Bestrafung der böhmischen Hochverräther, die nur eine einseitige Geschichtschreibung zu Märtyrern stempeln konnte, einer grausamen Härte beschuldigen zu wollen. Daß ihn dabei kein niederes Rachegelüste, sondern nur die Ueberzeugung von der unabweisbaren Nothwendigkeit geleitet, beweist die Milde, die er in Mähren übte, wo kein einziges der ausgesprochenen Todesurtheile zur Vollstreckung gebracht wurde.

Bethlen Gabor, der nach der Unterwerfung Böhmens im Vereine mit dem von dem Kurfürsten von Sachsen aus der Lausitz vertriebenen Markgrafen Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf den Krieg in Ungarn und Mähren fortgesetzt, schloß, nachdem seine Reiterei bei Sandschütz durch die Küraſſire des kaiserlichen Obersten Wallenstein zersprengt worden und der Jägerndorfer am 18. Oktober 1621 bei Kremsier gleichfalls dem Angriff Wallensteins erlegen, im Dezember des gleichen Jahres mit Ferdinand II. einen Frieden, in welchem er gegen Ueberlassung einiger ungarischen und schlesischen Herrschaften und die Zusage einer Jahresrente von fünfzigtausend Gulden dem Königstitel und dem Besitze von Ungarn entsagte. Der Markgraf von Brandenburg-Jägerndorf, dessen Land der Kaiser

dem Fürsten Karl von Lichtenstein verliehen, begleitete ihn nach Siebenbürgen, wo er im folgenden Jahre starb.

Nach der gänzlichen Wiederherstellung seiner Autorität in seinen österreichischen Erblanden beeilte sich Ferdinand, seine Bundesgenossen für die ihm geleisteten Dienste zu belohnen. Der Kurfürst von Sachsen blieb vorläufig im Besitze der ihm für seine Kriegskosten verpfändeten Lausitz; dem Herzog Maximilian von Baiern überwies der Kaiser die Oberpfalz zur Auslösung des demselben verpfändeten österreichischen Gebietes. Die Uebertragung der ihm zugesagten pfälzischen Kur sollte auf einem demnächst zu eröffnenden Fürstentage erfolgen.

Der pfälzische Krieg.

(1621—1624.)

Obgleich nach der vollständigen Wiederaufrichtung der Macht Ferdinands II. in Böhmen und dessen Nebenländern und der Besetzung der Rheinpfalz durch die Spanier die Sache des geächteten Pfalzgrafen gänzlich darnieder zu liegen schien, gab derselbe die Hoffnung auf den Wiedergewinn des Verlorenen nicht auf; denn die Generalstaaten hatten ihn reichlich mit Geld versehen und ihn dadurch in den Sand gesetzt, den Söldnerführer Mansfeld, der ihm aufs Neue seine Dienste angeboten, als seinen Feldherrn mit der Fortsetzung des Krieges zu betrauen.

Ernst von Mansfeld, der, unbekümmert um den Werth oder Unwerth der Sache, der er diente, den Krieg nur um des eignen Vortheils willen führte, ist der eigentliche Urheber jener furchtbaren Ungebundenheit, durch welche das Söldnerwesen im dreißigjährigen Kriege der Fluch Deutschlands geworden; denn er brachte zuerst den verhängnißvollen Satz zur Geltung, daß eine Armee sich selbst erhalten müsse. „Soll der Soldat leben", sagt er in einer Schrift, die er zu seiner Vertheidigung ausgehen ließ, „so gehört Geld dazu; gibt man es ihm nicht, so nimmt er es, wo er es findet. Da hilft kein Zaum mehr und keine Schranke. Die Soldaten begnügen sich nicht mit ihrer Nothdurft: sie wollen sich auch bereichern; sie nehmen Alles; sie plündern Alles; sie schlagen und erschlagen, was ihnen Widerstand thun will. In Summa, da ist keine Unordnung, noch Unwesen zu erdenken, das sie nicht anstiften." Und das Alles duldete er, sogar in Freundes Land, bald um die Löhnung zu sparen, bald auch um sich bei seinen raubsüchtigen Schaaren beliebt zu machen; ja er selbst gab ihnen durch sein eigenes Gebahren ein Beispiel, das ihre wilden Leidenschaften nur noch mehr entfesseln mußte.

Als der Thron des Böhmenkönigs zusammenstürzte, war Ernst von Mansfeld noch im Besitze von Pilsen. Winterfeldzüge waren damals nicht im Gebrauche; auch war der Winter von 1620 auf 1621 ein ungewöhnlich strenger: Tilly konnte daher erst im März 1621 zur Belagerung dieser Stadt schreiten. Da Mansfeld eben abwesend war, gelang es dem ligistischen Feldherrn, die sieben Kompagnien, welche die Besatzung von Pilsen bildeten, gegen eine Summe von hundertvierzigtausend Gulden zur Uebergabe der Stadt zu bewegen, worauf vier derselben in seine Dienste traten und die andern abzogen.

Mansfeld hatte unterdessen in der Oberpfalz seine Werbefahne aufgepflanzt, um neue Streitkräfte für den entthronten Böhmenkönig zu sammeln, und da eben die Union ihre Truppen entlassen, strömten die Söldner so massenhaft zu seinen Fahnen, daß er sich bald an der Spitze eines Heeres von zwanzigtausend Mann sah. Mit demselben hoffte er die Auflösung der ligistischen Kriegsmacht bewirken zu können; als jedoch Tilly im September 1621 in der Oberpfalz erschien, um dieselbe für den Herzog von Baiern in Besitz zu nehmen, und bei der Bevölkerung des Landes kaum irgend welchen Widerstand fand, weil sie von ihm Schutz gegen die Raubsucht der Schaaren Mansfelds hoffen durfte, gerieth dieser so sehr ins Gedränge, daß er mit dem Kaiser Unterhandlungen wegen der Ueberführung seines Heeres in österreichische Dienste anknüpfte. Auf das Verwenden Maximilians sagte ihm Ferdinand die erbetene Begnadigung, sowie seine Bestallung als österreichischer Feldherr zu; kaum war jedoch der Vertrag geschlossen, als Mansfeld, der nur der augenblicklichen Gefahr hatte entrinnen wollen, heimlich mit seinem Heere die Oberpfalz verließ und sich unter furchtbarer Verwüstung der fränkischen Bisthümer nach der Unterpfalz wandte, wo er, von jeder höheren Kontrolle befreit, den Krieg ganz nach seiner Weise führen konnte.

Nachdem Mansfeld bei Mainz über den Rhein gegangen, durchzog er die Bisthümer Speier und Straßburg unter furchtbaren Verwüstungsgräueln und eroberte Landau, Weißenburg und Hagenau. Schaarenweise stellten sich die aus ihren Dörfern vertriebenen Bauern unter seine Fahnen, um dem Hunger und der Winterkälte zu entrinnen, so daß sein Heer bald auf nahezu fünfunddreißigtausend Mann anwuchs, mit denen er nach gänzlicher Ausplünderung des Elsasses in die Pfalz zurückkehrte.

Mit dieser für jene Zeit gewaltigen Heeresmacht ging Mansfeld, nachdem sich der Pfalzgraf, ermuthigt durch die Erfolge seines Feldherrn, am 11. April 1622 persönlich in dessen Lager bei Germersheim eingefunden, unter Sengen und Brennen über den Rhein, um sich gegen Tilly zu wenden, der ihm mit einem Heere

von zwölftausend Mann aus der Oberpfalz nachgezogen, und schlug ihn am 25. April in einem unbedeutenden Treffen bei Wiesloch. Der errungene Erfolg war ein geringer; denn der Verlust, den Tilly an Todten und Verwundeten erlitten, betrug nicht einmal fünfhundert Mann; aber er genügte um so mehr, Friedrichs Hoffnungen neu zu beleben, als ihm in dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach, einem der Hauptträger der im Schooße der Union zur Reife gelangten Umsturzpläne, ein neuer Kämpfer für seine angeblichen Rechte erstanden war. Nachdem derselbe um sein Land für alle Fälle sicher zu stellen, die Regierung an seinen Sohn abgetreten, brach er mit einem Heere von zwanzigtausend Mann, das er unter dem Vorwande der Aufrechthaltung seiner Neutralität geworben, nach der Unterpfalz auf, um sich mit Mansfeld zu vereinigen. Die Vereinigung kam in der That zu Stande; aber die Eifersucht der beiden Führer ließ kein einmüthiges Zusammengehen aufkommen, und so schien man sich nur vereinigt zu haben, um sich alsbald wieder zu trennen.

Unterdessen hatte sich Tilly bei Wimpfen in eine feste Stellung zurückgezogen, in welcher er nicht nur dem Angriff des Durlachers begegnen, sondern auch die verdächtigen Rüstungen des Herzogs Johann Friedrich von Württemberg beobachten konnte, der schon längst mit dem Markgrafen im Einvernehmen gestanden. Da ihm der spanische General Cordova, der in der Unterpfalz an die Stelle des bei dem Wiederausbruch des spanisch-holländischen Krieges nach den Niederlanden zurückberufenen Spinola getreten, eine ansehnliche Verstärkung zugeführt, griff er selbst am 6. Mai den gegen ihn herangerückten, ihm numerisch noch immer bedeutend überlegenen Markgrafen mit kühner Entschlossenheit an. Schon waren nach einem heißen Kampfe die Truppen des Markgrafen zum Weichen gebracht, als das plötzliche Auffliegen von fünf badischen Pulverwagen den Sieg Tilly's zu einem vollständigen machte. Der Markgraf selbst soll, wie vielfach erzählt wird, aus der ihm drohenden Gefangenschaft nur durch die heldenmüthige Aufopferung einer Schaar von dreihundert Pforzheimer Bürgern gerettet worden sein, die unter Anführung des Bürgermeisters Berthold Deimling um ihn gefochten, bis der letzte Mann gefallen. Da jedoch kein gleichzeitiger Bericht dieser Heldenthat erwähnt, deren Andenken später auf Grund einer im Munde des Volkes fortlebenden Erzählung durch ein von dem Markgrafen Karl Friedrich (1738—1811) angeordnetes Volksfest erneuert wurde, darf sie billig in den Bereich der Sage verwiesen werden.

Der Markgraf, der auf dem blutigen Schlachtfelde fünftausend Todte, sowie fünfzehn Geschütze und die Kriegskasse zurückgelassen, entkam nach Heilbronn, von wo er einige Tage später mit den noch

immer bedeutenden Ueberreſten ſeines Heeres — ungefähr zehntauſend Mann — zu Mansfeld zurückkehrte. Sein Sohn, der Markgraf Friedrich V., fand Fürſprecher bei dem Kaiſer an dem hochherzigen Beſieger ſeines Vaters und dem Herzog Maximilian von Baiern.

Obgleich Tilly durch den glorreichen Sieg bei Wimpfen von der Gefahr befreit worden, durch die Uebermacht Mansfelds und des Markgrafen erdrückt zu werden, blieb ſeine Lage doch immer noch eine ſehr bedenkliche; denn ein dritter Vorkämpfer für die Sache des Pfalzgrafen war mit gewaltiger Heeresmacht im Anzuge. Es war dies der zweiundzwanzigjährige Chriſtian von Braunſchweig, Adminiſtrator des Bisthums Halberſtadt und Bruder des regierenden Herzogs Friedrich Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel.

Schon als ſiebzehnjähriger Jüngling von dem unter dem Einfluß ſeines Hauſes ſtehenden proteſtantiſchen Domkapitel in Halberſtadt zum dortigen lutheriſchen Biſchof erwählt und außerdem noch mit mehreren anderen einträglichen Pfründen verſehen, war Chriſtian von Braunſchweig, deſſen Sinn allein auf kriegeriſche Abenteuer gerichtet war, als Rittmeiſter in holländiſche Dienſte getreten und hatte im Haag in einem wüſten, zügelloſen Leben ſeine reichen Einkünfte verpraßt. Um dieſe durch den Erwerb weiterer geiſtlicher Güter zu erhöhen, ergriff er die Sache des Pfalzgrafen, indem er ſich im Auguſt 1621 gegen den Prinzen Moritz von Oranien anheiſchig machte, für denſelben tauſend Mann ſchwerer Reiterei ins Feld zu ſtellen. Man hat dieſes Anerbieten romanhaft ausgeſchmückt, indem man es einer ritterlichen Hingebung Chriſtians an die Sache der entthronten Böhmenkönigin zugeſchrieben, weil ſeine Fahne die Inſchrift trug: „Tout pour Dieu et pour elle!“; aber Nichts lag dem jugendlichen Wüſtling ferner, als die poetiſche Liebe, die ſeine Verehrer ihm angedichtet. Von Poeſie zeigt überhaupt ſein Leben nicht die geringſte Spur; Nichts tritt uns in demſelben entgegen, als die ſchauerliche Realität des Schwertes und der Brandfackel. Chriſtian von Braunſchweig war ein ächter Söldnerfürſt, wie Mansfeld, nur übertraf er denſelben noch an perſönlicher Grauſamkeit und Mordluſt; denn während Mansfeld das unmenſchliche Treiben ſeiner Söldner einfach duldete, theils weil er es mit ihnen nicht verderben wollte, theils auch weil Wolluſt, Schwelgerei und Geldgier jedes beſſere Gefühl in ihm erſtickt hatten, feuerte Chriſtian aus wirklichem Wohlgefallen an Mord und Brand und Schandthaten jeder Art ſeine Schaaren förmlich dazu an. Nicht der Wunſch, dem Pfalzgrafen die verlorene böhmiſche Krone wieder zu verſchaffen, noch das ſo ſcharf betonte Intereſſe des proteſtantiſchen Glaubens war es, was den kampfluſtigen Chriſtian von Braunſchweig ins Feld führte: der „Heros Germaniae“, wie ihn Moritz von Heſſen-Kaſſel, ſein Glaubens- und Geſinnungsgenoſſe, nannte, wollte Rache nehmen

an dem Kaiser, der ihm die Belehnung mit dem zu dem Bisthum Halberstadt gehörigen Lande verweigert hatte, und seinem Haß gegen alles Katholische Befriedigung verschaffen, vor Allem aber die reichen Bisthümer Münster und Paderborn durch Waffengewalt an sich reißen.

Nachdem der Halberstädter von den Generalstaaten die Zusage der nöthigen Geldmittel für seine Rüstungen erhalten, kehrte er in seine Heimath zurück, um seine Werbefahne aufzupflanzen, und da er ausdrücklich hatte verkündigen lassen, daß „Beutemachen" in seinem Heere gestattet sein solle, war der Zulauf zu demselben ein so ungeheurer, daß ein Schrecken durch das ganze Land ging. Von allen Seiten ließen sich abmahnende Stimmen vernehmen, die einen bittend, die andern drohend. Die Stände seines Bisthums flehten ihn an, das Land mit den Gräueln des Krieges zu verschonen; das Domkapitel zu Halberstadt drohte mit der Wahl eines andern Bischofs; sein Bruder, der Herzog Friedrich Ulrich, ermahnte ihn, seine kriegerischen Gelüste zu zähmen; seine Mutter Elisabeth stellte ihm unter Thränen alles Unheil vor, das er herabziehen werde auf sich selbst, auf sein Haus, auf sie, auf das Reich und unzählige Menschen, und beschwor ihn, abzulassen von seinem fluchwürdigen Vorhaben: — Christian blieb taub gegen alle Ermahnungen und Bitten und betrieb seine Werbungen nur mit umso größerem Eifer.

Nachdem das Heer des Halberstädters zu der Stärke von dreizehntausend Mann angewachsen war, brach er gegen Süden auf, um sich in der Unterpfalz mit Ernst von Mansfeld zu vereinigen. Als der Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt, der ihm wegen seiner Anhänglichkeit an Kaiser und Reich besonders verhaßt war, ihn um Schonung für sein Land bitten ließ, erhielt er von ihm die Antwort: „So wir im Geringsten angegriffen werden, so haltet für gewiß, daß wir dermaßen in Dero Land hausen werden, daß es Dieselben gereuen wird und Kindeskinder sich darüber sollen zu beklagen haben. Dies dem Herrn Landgrafen zur Nachricht." Unter gräuelvollen Verwüstungen kam er, auf seinem Zuge von Moritz von Hessen-Kassel insgeheim mit Munition und Lebensmitteln unterstützt, bis in die Nähe von Gießen, wo er von einer ligistischen Heeresabtheilung unter dem Grafen von Anholt, die ihm Tilly entgegengesandt, zurückgeschlagen und zur Umkehr genöthigt wurde. Brennende Dörfer bezeichneten den Weg, auf welchem seine Raubschaaren sich in das Bisthum Paderborn zurückwälzten: — hatte er doch eigene, wohlgeübte Brandmeister in seinem Heere angestellt.

In Paderborn wurden der Bürgerschaft wie der Geistlichkeit ungeheure Brandschatzungen auferlegt, alle Kirchenschätze geraubt und sämmtliche Räthe und Beamte gefangen genommen, bis sich ein jeder von ihnen mit einer von Christian bestimmten Summe aus-

Digitized by Google

löste. Die in dem Dome befindlichen silbernen Bildsäulen der zwölf Apostel ließ der Halberstädter mit der höhnenden Bemerkung: „es stehe geschrieben: Gehet hin in alle Welt; darum wolle er sie hinausschicken“, in die Münze bringen und zu Thalern umschmelzen mit der Umschrift: „Christian, Gottes Freund, der Pfaffen Feind.“

Von Paderborn wandte sich Christian, dessen Heer wieder auf zwanzigtausend Mann angewachsen war, gegen Münster, wo seine Ankunft mit Zittern und Zagen erwartet wurde. Nachdem auch diese Stadt sich durch eine Summe von hundertfünfzigtausend Thalern von der Plünderung losgekauft, schlug Christian zum andern Male die Richtung nach Süden ein, um seine Vereinigung mit Mansfeld zu vollziehen, und auch diesmal bezeichneten die schauerlichsten Gräuel seinen Weg. Tag um Tag röthete sich der Himmel von dem Brande der Dörfer und kleineren Städte, während sich die Straßen mit dem Blute erschlagener Bürger färbten und an Priestern und Mönchen, Frauen und Kindern die unerhörtesten Schandthaten verübt wurden.

Nachdem Christian im Frühjahr 1622 bei Höxter über die Weser gegangen und hierauf die Abtei Fulda mit furchtbaren Brandschatzungen heimgesucht, ergossen sich seine Schaaren wie ein verheerender Strom über das Bisthum Würzburg und wandten sich dann gegen Frankfurt, wo der Main überschritten werden sollte.

Unterdessen war Ernst von Mansfeld, nach einem nochmaligen Raubzuge in den Elsaß, in das Gebiet des Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt eingerückt, um denselben für seine Treue gegen Kaiser und Reich zu züchtigen und ihn durch eine gräuelvolle Verwüstung seines Landes zu zwingen, die Sache des Böhmenkönigs zu seiner eigenen zu machen. Der Landgraf, der ihn und den Pfalzgrafen auf Mansfelds Versicherung, daß sie als Freunde kämen, arglos in seine Hauptstadt aufgenommen, wurde auf seine standhafte Weigerung, mit Friedrich den ihm vorgeschlagenen Vertrag abzuschließen, gefangen genommen und Mansfelds Drohung, das Land mit Feuer und Schwert heimzusuchen, in schauerlicher Weise zur Wahrheit gemacht. Acht Tage lang hausten die zügellosen Söldnerschaaren in dem Darmstädter Lande in ähnlicher Weise, wie die des Halberstädters in Westfalen; erst ein glücklicher Schachzug Tilly's setzte ihrem Wüthen ein Ziel.

Auf die Kunde von dem Heranziehen Christians von Braunschweig hatte der ligistische Feldherr, um die Vereinigung desselben mit Mansfeld zu verhüten, einen Scheinangriff auf Mannheim gemacht, in der festen Ueberzeugung, daß Mansfeld diese Stadt, die ihm den Weg nach dem Elsaß, der Hauptbasis seiner Raubzüge, sicherte, nicht preisgeben werde. In der That brach Mansfeld sogleich zum Schutze von Mannheim auf. Er fand jedoch dort den gefürchteten Feind nicht mehr; denn Tilly war bereits in Eilmärschen

nach Aschaffenburg aufgebrochen, wo er zwischen Mansfeld und Christian eine abwartende Stellung einnahm, bereit, sich auf Denjenigen zu stürzen, der sich ihm zuerst nähern werde.

Inzwischen hatte Christian von Braunschweig am 17. Juni 1622 die kurmainzische Stadt Höchst besetzt, deren anfangs zum Widerstand entschlossene Bewohner vor den schauerlichen Drohungen seines Obersten Knyphausen über den Main entflohen waren, und ringsum stiegen die Feuergarben der auf Christians Befehl von seinen Brandmeistern angezündeten Flecken und Dörfer zum Himmel empor. Unverzüglich brach Tilly von Aschaffenburg auf, um den Halberstädter zu erreichen, bevor derselbe den Uebergang über den Main bewerkstelligen könne, und schon am 19. Juni stand er vor Höchst.

Für die Mordbrenner, die zum zweiten Male statt wehrloser, um Weib und Kind bangender Bauern ein wohlgeordnetes Heer vor sich sahen, war die Stunde der Vergeltung gekommen. Tilly schritt sofort zum Angriff, und nach einem mehrstündigen blutigen Kampfe waren Christians Schaaren zersprengt. Viele der Flüchtigen, die über den Main zu entkommen suchten, fanden in den Fluthen desselben ihren Tod; an andern vollendeten die umwohnenden Bauern die Blutarbeit des heißen Tages. Nur mit sechstausend Mann gelang es Christian, den Mansfelder zu erreichen, der an der Bergstraße seiner harrte.

Der Sieg Tilly's bei Höchst war von weittragenden Wirkungen. Zunächst sah sich der Landgraf Moritz von Hessen-Kassel, der bereits heimlich gerüstet, um im geeigneten Momente sich der Bewegung anzuschließen, durch denselben zur Ruhe gezwungen. Auch die übrigen kleineren Reichsfürsten, die gleich ihm abwartend zugesehen, wagten nicht mehr, mit ihren reichsfeindlichen Gelüsten hervorzutreten. Der Markgraf von Baden verließ gleich am folgenden Tage in aller Stille das Mansfeld'sche Lager, um wo möglich durch schleunige Unterwerfung sich bei dem Kaiser Verzeihung zu erkaufen. Mansfeld selbst verspürte keine Neigung, mit einem Gegner anzubinden, dem zwei seiner Genossen bereits unterlegen waren; er brach deßhalb mit Christian von Braunschweig nach dem Elsaß auf, wo die Dinge für seine Raubgelüste günstiger lagen.

Mißmuthig folgte Friedrich mit dem gefangenen Landgrafen Ludwig den mordbrennerischen Schaaren der beiden Länderverwüster, die auch jetzt ihren Weg durch brennende Flecken, Dörfer und Schlösser bezeichneten. Von den stolzen Hoffnungen, mit welchen er vor Kurzem den Haag verlassen, hatte sich keine erfüllt, und während sein Vertrauen in die beiden Söldnerhäuptlinge, in deren Hände er die Führung seiner Sache gelegt, mehr und mehr dahinschwand, konnte er sich zugleich der Ueberzeugung nicht ver-

schließen, daß von einem längeren Zusammengehen mit denselben nur eine Verschlimmerung seiner Lage zu erwarten stehe, da die Verantwortung für die endlosen Gewaltthätigkeiten, die von seinen Feldherren unter seinen Augen verübt wurden, ohne daß er sie verhindern konnte, auf ihn zurückfallen mußte. In einer Berathung, die er am 26. Juni zu Landau mit den beiden Heerführern über seine Lage abhielt, riethen sie ihm selbst, sich dem Kaiser zu unterwerfen und auf die Verwendung des Kurfürsten von Sachsen und des Königs von Dänemark zu vertrauen. Am folgenden Tage entließ er den gefangenen Landgrafen aus seiner Haft, nachdem ihm derselbe das von ihm geforderte Versprechen, sich gleichfalls für seine Wiedereinsetzung bei dem Kaiser zu verwenden, bereitwillig gegeben hatte. Er selbst folgte, vollständig rathlos darüber, wie er von seinen Kriegshelden loskommen könne, dem Heere derselben bis nach Elsaß-Zabern. Hier halfen ihm die Heerführer selbst aus der Verlegenheit, indem sie ihn um ihre Entlassung baten, da seine Sache unhaltbar geworden. Friedrich stellte ihnen auf ihr Verlangen das Zeugniß „treu geleisteter Dienste“ aus und entließ sie am 13. Juli 1622 aus seiner Pflicht. In der That war jedoch der Pfalzgraf der Entlassene: er konnte gehen; die Feldherren blieben bei dem Heere und bewiesen dadurch auf das Unzweideutigste, daß ganz andere Motive, als das Interesse für die Sache des Pfalzgrafen, sie ins Feld geführt hatten.

Während Friedrich über Frankreich nach Holland zurückkehrte, sandten Mansfeld und Christian von Braunschweig das Zeugniß ihrer Entlassung an Tilly, mit der Erklärung, daß sie gegen die Zusage der Zahlung des rückständigen Soldes für ihre Truppen bereit seien, in kaiserliche Dienste zu treten, und der Bitte, falls der Kaiser nicht gewillt sei, auf ihr Anerbieten einzugehen, ihnen einen Generalpardon zu erwirken. Tilly unterbreitete die Sache dem Kaiser; aber noch ehe eine Antwort von Wien hatte eintreffen können, brachen die beiden Bandenführer, die sich in dem Lager von Zabern nicht länger halten konnten, nach dem Westen auf, um einen andern Kriegsherrn zu suchen. Nachdem sie Lothringen mit ihren Verwüstungsgräueln heimgesucht und gleichzeitig mit dem hugenottischen Herzog von Bouillon, der sie *gegen* die französische Krone, und dem Herzog von Nevers, der sie *für* dieselbe dingen wollte, sowie mit der Statthalterin der Niederlande, der spanischen Infantin Klara Eugenia, und den Generalstaaten Unterhandlungen gepflogen, gab das Mehrgebot der Letzteren den Ausschlag für ihren Eintritt in holländische Dienste.

Auf dem Marsche nach dem Hennegau stießen die beiden Söldnerhäuptlinge bei *Fleurus* auf den spanischen Feldherrn Cordova,

der ihnen entgegengezogen, um ihnen den Weg zu verlegen, und hier kam es am 29. August 1622 zu einem mörderischen Gefechte, in welchem die beiden Abenteurer sich zwar mit ihrer Reiterei durchschlugen, aber den größten Theil ihres Fußvolkes einbüßten. Nur mit ungefähr sechzehntausend Mann — von achtundzwanzigtausend, die sie in den Kampf geführt — kamen sie auf holländischem Boden an. In dem Gefechte hatte eine Drahtkugel dem Halberstädter die linke Hand zerrissen, und da er die Wunde unbeachtet ließ, trat der Brand hinzu, so daß er sich einige Tage später in Breda den Arm abnehmen lassen mußte. Als bald darauf ein spanischer Trompeter nach Breda kam, um Vorschläge wegen der Auslieferung der Gefangenen zu überbringen, ließ ihn Christian an sein Lager kommen und gebot ihm, dem General Spinola zu sagen: „Der tolle Herzog" — so hieß der Halberstädter im Volksmunde — „habe zwar einen Arm verloren, aber auch einen behalten, um sich an seinen Feinden zu rächen." Auch ließ er neue Thaler prägen, die auf der einen Seite eine Hand zeigten mit der Umschrift: Altera restat! (Noch bleibt die andere), während die Kehrseite noch immer die berüchtigte Umschrift trug: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind!"

Unterdessen hatte Tilly gleich nach dem Abzug der Mansfeld'schen Schaaren aus dem westlichen Theile des Reiches die Belagerung der kurpfälzischen Hauptstadt Heidelberg begonnen. Nachdem die Einschließung derselben vollendet war, ließ er den Magistrat, sowie den Kommandanten van der Merven, einen Holländer, unter der Zusicherung vollständiger Amnestie für den Fall der freiwilligen Rückkehr unter den Gehorsam des Kaisers, zur Uebergabe der Stadt auffordern; seine Aufforderung wurde jedoch zurückgewiesen, und einen vollen Monat leistete die Besatzung, von der Bürgerschaft auf das Nachdrücklichste unterstützt, den hartnäckigsten Widerstand; erst am 16. September 1622 gelangte Tilly durch einen allgemeinen Sturm in den Besitz der Stadt. Am folgenden Tage übergab van der Merven dem Sieger auch das feste Schloß, auf welches er sich mit dem Reste seiner Truppen zurückgezogen, gegen die Bewilligung des Abzuges der Besatzung mit kriegerischen Ehren. Als mehrere der bairischen Soldaten Miene machten, über die Abziehenden herzufallen, die mit fliegenden Fahnen, brennenden Lunten, Waffen und Gepäck das Schloß verließen, um sich nach Frankfurt zu wenden, sprengte Tilly mit gezogenem Degen in ihre Reihen und trieb die Murrenden zurück. Er selbst begleitete die Abziehenden bis Weinheim und gab ihnen von dort eine Kürassiereskorte mit, die sie bis zu ihrem Bestimmungsort begleitete.

Was die Grausamkeiten betrifft, die bei der Erstürmung von Heidelberg begangen worden sein sollen, so gehören sie zu den zahlreichen Erdichtungen, die in jenem unseligen Kriege in Umlauf ge-

setzt worden sind, um den „Fanatismus“ der katholischen Krieger der Liga und ihres hochherzigen Führers zu illustriren. Sicher ist, daß Tilly der eroberten Stadt, die alle Ursache hatte, ein schweres Strafgericht zu fürchten, die mildeste Behandlung zu Theil werden ließ, und daß er nicht nur den kalvinischen Predigern das Verbleiben in der Stadt gestattete, sondern sogar das Aufstellen von Schildwachen vor den Kirchenthüren anordnete, damit der kalvinische Gottesdienst nicht gestört werde. Erst als ihm die Anzeige gemacht worden, daß die kalvinischen Prädikanten sich in ihren Predigten gehässige Ausfälle gegen den Kaiser erlaubten, mußten sie die Stadt verlassen.

Nachdem Tilly in Heidelberg die nöthigen Anordnungen zur Wiederherstellung der zerstörten oder beschädigten Festungswerke getroffen und die städtischen Verhältnisse im reichsfreundlichen Sinne umgestaltet, zog er gegen Mannheim, das gleichfalls ein Fremder, der Engländer de Vere, mit fremden Söldnern gegen den Feldherrn des deutschen Kaisers zu halten suchte. Um die näher am Rheine gelegene Citadelle Friedrichsburg besser vertheidigen zu können, opferte de Vere die Stadt Mannheim den Flammen. „Es war“, sagt Onno Klopp, „der immer wiederkehrende Beweis dieses Krieges, was die Deutschen von auswärtigen sogenannten Freunden zu erwarten hatten, nämlich völlige Rücksichtslosigkeit gegen das Wohl der Schützlinge“. Ueberdies gewährte die Einäscherung der Stadt den Belagerern den Vortheil sicherer Stützpunkte in den Trümmern derselben, während in der Citadelle Hunger, Krankheit und Ermattung so sehr überhand nahmen, daß de Vere sich schon am 3. November, zwölf Tage nach dem Beginne der Belagerung, zur Kapitulation gezwungen sah, bei welcher er dieselben ehrenvollen Bedingungen des Abzugs erhielt, wie van der Merven.

Mit Ausnahme von Frankenthal, das ebenfalls eine englische Besatzung hatte, war die ganze Pfalz unterworfen. Da der einbrechende Winter ein nachdrückliches Vorgehen gegen diese Stadt unmöglich machte, mußte Tilly die Belagerung derselben bis zum kommenden Frühjahr verschieben. Sie war jedoch nicht mehr nöthig; denn am 29. März 1623 wurde Frankenthal, infolge eines zwischen dem König von England und Philipp IV. von Spanien, dem Sohne und Nachfolger Philipps III., geschlossenen Vertrags, den Spaniern übergeben.

So hatte Tilly alle Feinde des Kaisers theils vernichtet, theils zersprengt. Ferdinand II. anerkannte das Verdienst, das der „Vater Johann“ — wie seine Soldaten den wackeren Feldherrn nannten — sich um ihn wie um das Reich erworben, durch die Verleihung des Grafentitels, während die Liga ihm ihre Dankbarkeit durch ein Geldgeschenk von zwanzigtausend Gulden bewies.

Zu derselben Zeit, in welcher Tilly mit der Eroberung von

Mannheim den Feldzug des Jahres 1622 beendigt, hatte Ferdinand II. in Regensburg den Fürstentag eröffnet, auf welchem die Uebertragung der pfälzischen Kur an Maximilian von Baiern vollzogen werden sollte. Da die Katholiken durch dieselbe in dem Kurfürstenkollegium das Uebergewicht erlangten, ließen die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die Beide nicht persönlich zu Regensburg erschienen waren, durch ihre Gesandten Einwendungen dagegen erheben, wobei der Umstand geltend gemacht wurde, daß der Pfalzgraf ohne Zuziehung eines Fürstengerichts durch einen einfachen Machtspruch des Kaisers in die Acht erklärt worden; der Kurfürst von Sachsen stand jedoch von seiner Einsprache ab, nachdem ihm der Fortbesitz der Lausitz zugesichert und die Zusage ertheilt worden, daß in Schlesien keine gewaltsame Gegenreformation stattfinden werde. Auf die Einwendungen des schwachen und unfähigen Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, der im Jahre 1619 seinem Vater Johann Sigismund in der Regierung gefolgt war, wurde keine weitere Rücksicht genommen.

Bezüglich der in Anregung gebrachten Begnadigung Friedrichs erklärte sich der Kaiser bereit, auf die Bitte der Kurfürsten gegen den Pfalzgrafen, falls er sich als schuldig bekenne und unterwerfe, die Milde walten zu lassen und ihn wieder in sein Stammland einzusetzen, auch die Rechte seiner Kinder und Verwandten auf die Kurwürde aufrecht zu halten, zu welchem Ende dieselbe dem Herzog von Baiern nur auf Lebenszeit verliehen werden solle. Die feierliche Belehnung des neuen Kurfürsten durch die Uebergabe des Kurhutes und des Kurmantels erfolgte am 25. Februar 1623, worauf Maximilian bei der Tafel das Amt des Erztruchsesses ausübte, indem er der Sitte gemäß die erste Schüssel auf den Tisch setzte.

Mitten in die Berathungen des Regensburger Fürstentages hinein erscholl die Schreckenskunde, Mansfeld und Christian von Braunschweig seien von Holland aus aufs Neue verheerend in das Reich eingebrochen.

Nachdem die beiden Söldnerhäuptlinge das von Spinola belagerte Bergen op Zoom entsetzt und damit die Aufgabe gelöst hatten, für welche sie von den Generalstaaten angeworben worden, hatten sie ihre Entlassung erhalten, jedoch mit der geheimen Weisung, durch Ruhestörungen in den benachbarten Provinzen des deutschen Reiches die Zwecke der Holländer zu fördern, zu welchem Ende ihnen die nöthigen Gelder zur Vermehrung ihrer Streitkräfte behändigt worden waren.

Der speciellen Anordnung Moritzens von Oranien folgend, fiel Ernst von Mansfeld in die Grafschaft Ostfriesland ein, die der ihr zugedachten Heimsuchung um so weniger gewärtig sein konnte, als ihr Besitzer, Graf Enno III., zu dem bisherigen Kriege nicht in

der entferntesten Beziehung stand und überdies der von den ostfriesischen Grafen schon früh eingeführten Reformation eifrig zugethan war. Ohne sich auf die Befehle irgend eines Kriegsherrn stützen zu können, bemächtigte sich Mansfeld, der es diesmal nicht der Mühe werth erachtete, einen Vorwand für sein reichsverrätherisches Vorgehen zu suchen, der festen Plätze des Landes und ließ dann seine wilden Schaaren sich wie eine schwere Wetterwolke über die blühende Provinz hinwälzen. Die von ihm besetzten Städte wurden mit ungeheuren Brandschatzungen heimgesucht; die Dörfer gingen in Flammen auf. Alles, was Widerstand leisten konnte, wurde hingeschlachtet; selbst Frauen und Kinder waren der Spielball der raffinirtesten Grausamkeit.

In ähnlicher Weise, wie Mansfeld in Ostfriesland, hauste Christian von Braunschweig, zu dessen Fahnen aufs Neue zahllose Abenteurer geströmt waren, in Westfalen und den angrenzenden Gebieten, unter welchen er besonders das kurmainzische Eichsfeld mit furchtbaren Verwüstungsgräueln heimsuchte. Sein Plan war, nach Beschaffung einer stärkeren Streitmacht, für welche er verschiedene Werbeplätze eingerichtet, durch Norddeutschland nach Böhmen vorzudringen, um im Vereine mit Bethlen Gabor, den der Jägerndorfer und Matthias von Thurn zu neuen Feindseligkeiten gegen den Kaiser aufgestachelt, den Pfalzgrafen durch Waffengewalt auf den böhmischen Thron zurückzuführen.

Unterdessen hatten auch Jakob I. von England und sein Schwager, Christian IV. von Dänemark, Christians III. Enkel, der im Jahre 1588 im Alter von elf Jahren seinem Vater Friedrich II. auf dem Throne gefolgt war, bei dem Kaiser neue Schritte gethan, um die Wiedereinsetzung des Pfalzgrafen in seine Erbländer zu erwirken, und Ferdinand II. hatte sich, im Interesse der endlichen Wiederherstellung eines dauernden Friedensstandes im deutschen Reiche, auch ihnen gegenüber zur Begnadigung Friedrichs bereit erklärt, wenn derselbe allen reichsfeindlichen Verbindungen entsage und sich herbeilasse, durch ein offenes Bekenntniß seiner Schuld den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun. Den Pfalzgrafen hatten jedoch die Erfolge Mansfelds in Ostfriesland, sowie die ihm wohlbekannten Pläne Christians und endlich auch die Vorspiegelungen der Generalstaaten aufs Neue mit so kühnen Hoffnungen erfüllt, daß er die kaiserlichen Bedingungen zurückwies.

Gleich nach der ersten Nachricht von dem Wiedererscheinen der Raubschaaren Mansfelds und Christians von Braunschweig war Tilly nach Regensburg geeilt, um bei den versammelten Fürsten auf schleunige Maßregeln zur Vernichtung der Friedensstörer und zur Abwehr der im Haag gegen die Ruhe des Reichs geschmiedeten Ränke zu dringen. Er erhielt von der Liga Geld und Vollmacht zur Bekämp-

sung der beiden Söldnerführer; zu einem energischen Vorgehen gegen die Generalstaaten, durch welches das Uebel mit der Wurzel ausgerottet worden wäre, konnte man sich jedoch nicht entschließen.

Tilly eilte zu seinem Heere zurück, das die Winterquartiere in der Wetterau genommen, und traf Vorkehrungen zum sofortigen Aufbruch nach Norden, wobei er sich den Durchzug durch das Hessen-Kassel'sche Gebiet erzwingen mußte. Nachdem er die feindlichen Absichten des Landgrafen Moritz durch ein ebenso gemäßigtes als entschiedenes Vorgehen zu Schanden gemacht, richtete er unterm 3. Juli von Eschwege aus an Christian von Braunschweig eine Zuschrift, worin er ihn dringend ermahnte, des Jammers eingedenk zu sein, den er über Land und Leute bringe, und die kaiserliche Gnade anzunehmen, die ihm eben auf das dringende Verwenden seiner Verwandten angeboten worden. Statt aller Antwort ließ Christian fünfzig Dörfer auf dem Eichsfelde in Flammen aufgehen; ja man erzählt sogar, daß in einem Kloster sämmtliche Mönche ohne Gnade und Erbarmen mit verbrannt worden seien. Dann brach er in Eile mit seinem Heere nach der ostfriesischen Grenze auf, um sich mit Mansfeld zu vereinigen. Doch ehe er dieselbe erreichen konnte, wurde er von Tilly eingeholt und sein Heer am 6. August 1623 bei Stadtlohn nach einem zweistündigen blutigen Kampfe zersprengt. Das braunschweigische Fußvolk war vollständig vernichtet; nur mit einem Theile der Reiterei rettete sich Christian, unter Zurücklassung seines Geschützes und Gepäckes, über die nahe holländische Grenze.

Noch einmal kam Tilly in seinen Siegesberichten an den Kaiser und den Kurfürsten Maximilian auf die Bitte zurück, die ihm in Regensburg abgeschlagen worden, daß man ihm nämlich freie Hand lasse gegen die Generalstaaten, indem er hervorhob, „wie man sonst noch lange Jahre mit dieser Unruhe zu thun haben werde, weil ja diesen Leuten im Haag niemals zu trauen sei"; doch auch diesmal fanden seine Erwägungen keine Berücksichtigung.

Nach der Besiegung Christians erübrigte dem ligistischen Feldherrn noch, das schwer heimgesuchte Ostfriesland von seinem furchtbaren Bedränger zu befreien, und unverzüglich brach er dahin auf. Allein Mansfeld wußte den gefürchteten Gegner, mit dem er auch diesmal nicht anzubinden wagte, von sich abzuhalten. Rasch zog er seine Besatzungen aus dem Münsterlande an sich, zerstörte die Mühlen, durchstach die Deiche und setzte das Land unter Wasser. Dazu kamen heftige Regengüsse, die nach allen Seiten hin, auf welchen Tilly in Ostfriesland hätte eindringen können, die Wege grundlos machten. Da das ligistische Heer ohnehin durch die starken Märsche in den sumpfigen Gegenden erschöpft und durch Krankheiten decimirt war, beschloß Tilly, dasselbe nach der Wetterau in

die Winterquartiere zurückzuführen und an der ostfriesischen Grenze nur eine Heeresabtheilung von vier- bis fünftausend Mann unter dem Grafen von Anholt zurückzulassen.

Was dem ligistischen Feldherrn durch die Ungunst der Verhältnisse unmöglich gemacht worden, gelang den schwer gedrückten Ostfriesen selbst. Als die Holländer auch die Ueberreste des braunschweigischen Heeres nach Ostfriesland hinübergeworfen, erhob sich die Gesammtbevölkerung des Landes zum Kampfe gegen die räuberischen Eindringlinge. Jetzt hielt es Mansfeld, in dessen Heer neben dem Schwerte der ergrimmten Ostfriesen auch Krankheiten und die Strenge des Winters furchtbar aufgeräumt hatten, an der Zeit, auf einen vortheilhaften Rückzug zu denken. Er erbot sich, seine Söldner zu entlassen, wenn die ostfriesischen Stände ihm für deren rückständigen Sold dreimalhunderttausend Gulden auszuzahlen bereit seien, und setzte, trotz der anfänglichen Weigerung derselben, seine Forderung durch, nachdem die Generalstaaten sich erboten hatten, den ostfriesischen Ständen die verlangte Summe vorzuschießen. Zur Sicherheit für dieses Darlehen wurden alle festen Plätze Ostfrieslands mit holländischen Truppen besetzt.

Nachdem Mansfeld seine Söldner entlassen, die theils unter den Streichen der ergrimmten ostfriesischen Bauern den Tod fanden, theils sich in Holland und Niedersachsen zerstreuten, ging er selbst im Januar 1624 nach Holland, um der weiteren Befehle seiner Beschützer gewärtig zu sein. Als er das unglückliche Land verließ, über welches er vierzehn Monate lang die Geißel der Verwüstung geschwungen, lebte in demselben, wie glaubwürdige Berichte versichern, nicht mehr der fünfte Mann und stand nicht mehr das sechste Haus. Jammer und Elend, Noth und Verzweiflung herrschten, wo man vor Kurzem noch sich des Ueberflusses erfreut. „Die Unterthanen", schrieb Herzog Christian von Celle, „stürzen sich ins Wasser, erhängen sich, verlassen Haus und Hof und wandern mit Weib und Kind hinaus ins Elend". Solche Früchte trug im dreißigjährigen Kriege das schauerliche Söldnerthum.

Die erste Koalition gegen das habsburgische Haus.

Nachdem mit dem Schlusse des Jahres 1623 das Schwert des alten Tilly abermals den deutschen Boden von den räuberischen Söldnerschaaren befreit hatte, schien der Friede wiederkehren zu müssen; denn in Deutschland selbst gab es für den Augenblick kein die Ruhe bedrohendes Element mehr. Die Verleihung der pfälzischen Kur an Maximilian von Baiern hatte keine Anfechtung erlitten; der Kurfürst von Sachsen stand seit der förmlichen Uebertragung der Lausitz an sein Haus

entschiedener denn je auf des Kaisers Seite; der Fürst Christian von Anhalt, der nebst seinem in der Schlacht auf dem weißen Berge in Gefangenschaft gerathenen Sohn vor dem Kaiser Abbitte gethan und von der Acht freigesprochen worden, verhielt sich ruhig in seinem Fürstenthum. Auch der Markgraf Georg Friedrich von Baden, der sich nach der Niederlage Christians von Braunschweig bei Höchst auf sein Schloß Hochberg zurückgezogen, schien seinen kriegerischen Gelüsten entsagt zu haben. Der Landgraf Moritz von Hessen-Kassel aber hatte durch die Aberkennung des Marburger Erbes, um welches er mit seinem Vetter, dem Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt, im Streite gelegen, eine für die Ruhe des Reiches heilsame Machtbeschränkung erlitten. Bethlen Gabor, der bereits mit einem Heere bis an die mährische Grenze vorgedrungen war, um Christian von Braunschweig die Hand zu reichen, wurde durch den kaiserlichen Feldherrn Caraffa, welchem Wallenstein als Anführer des gesammten Fußvolkes beigegeben worden, gezwungen, aufs Neue mit dem Kaiser Frieden zu schließen.

So stand die kaiserliche Macht durch die hergestellte Einigung der deutschen Nation neu gekräftigt da. Aber gerade darin lag für die auswärtigen Feinde des habsburgischen Hauses, besonders für die um ihre Unabhängigkeit besorgte Republik Holland, ein mächtiger Sporn zu neuer Thätigkeit für die Wiederentzündung der kaum erloschenen Kriegsfackel.

Noch ehe Ostfriesland von den Schaaren Mansfelds befreit worden, hatte Jakob I. von England die ins Stocken gerathenen Unterhandlungen mit dem Kaiser wegen der Restauration seines Schwiegersohnes wieder aufgenommen, und Beide hatten sich dahin verständigt, daß Friedrich V. sich der Gnade des Kaisers unterwerfen und wegen des Geschehenen Abbitte thun solle, wogegen Ferdinand den Sohn des Pfalzgrafen in die Pfalz einsetzen und den Vater zum Administrator derselben auf Lebenszeit bestellen werde. Für den Fall, daß Maximilian von Baiern vor dem Pfalzgrafen sterbe, solle die Kurwürde an diesen selbst, andernfalls an seinen Sohn zurückfallen. Zur Besiegelung des Friedens war eine Vermählung des pfälzischen Thronerben mit einer Tochter des Kaisers in Aussicht genommen.

Von diesem Uebereinkommen setzte der König von England seinen Schwiegersohn mit der dringenden Mahnung in Kenntniß, die kaiserlichen Bedingungen anzunehmen, da es jedenfalls für ihn besser sei, ein freies, ehrliches Leben zu genießen, als von gefahrvollen Hoffnungen und unsicherer Unterstützung abzuhängen. Allein auch diesmal verschloß der Pfalzgraf, ganz dem Einfluß der Herren im Haag hingegeben, die keinen Frieden wollten, den Rathschlägen seines Schwiegervaters das Ohr. Er wolle, so erklärte er, sein

verlorenes Erbgut nicht wieder erlangen auf Kosten seiner Ehre. Die Herstellung müsse der Unterwerfung vorausgehen. Wenn der Kaiser es ernstlich meine und nicht die Absicht habe, sich seiner, des Pfalzgrafen, Person zu versichern, wie einst Karl V. mit dem Landgrafen von Hessen gethan, so werde er sich auch mit der Abbitte eines Gesandten begnügen und dadurch ihn selbst befreien von der Furcht „eines Prager Blutgerichtes und anderer kaiserlicher Unthaten." Zugleich stellte er an seinen Schwiegervater die Forderung der nachdrücklichsten Fortsetzung des Krieges bis zu seiner vollständigen, bedingungslosen Wiedereinsetzung.

Was dem Drängen des Pfalzgrafen allein schwerlich gelungen sein würde, sollte herbeigeführt werden durch das Scheitern eines von Jakob I. entworfenen und der Verwirklichung nahen Vermählungsprojektes. Um das pfälzische Erbe, wenn auch nicht seinem Schwiegersohne selbst, so doch dessen Kindern wo möglich auf friedlichem Wege erhalten zu sehen, hatte Jakob I. eine Familienverbindung mit dem spanischen Hause herbeizuführen gesucht, indem er für seinen Sohn Karl, den Prinzen von Wales, um die Hand der spanischen Prinzessin Maria, der Schwester Philipps IV., geworben, und da der König von Spanien von dieser Verbindung die Rückkehr Englands zur katholischen Kirche erwarten zu dürfen glaubte, war die Werbung angenommen worden. In dem bereits entworfenen Heirathsvertrag versprach Spanien, die Bemühungen Jakobs zur Herbeiführung einer friedlichen Restauration des Pfalzgrafen bei dem Kaiser zu unterstützen. Da erschienen, unmittelbar vor dem zur Vermählung festgesetzten Tage, kurz nach einander drei englische Eilboten in Madrid, die, als neue Bedingung zu den bereits eingegangenen, von Philipp IV. die Verpflichtung verlangten, die vollständige Wiedereinsetzung des Pfalzgrafen durch Waffengewalt zu erzwingen, falls dieselbe auf dem Weg der Güte von dem Kaiser nicht zu erlangen sei. Es war dies wohl nur ein Winkelzug des englischen Minister Buckingham, um die ganze Heirath, die nicht in dem Wunsche des englischen Parlamentes lag, rückgängig zu machen; denn die Weigerung des Königs von Spanien war vorauszusehen. In der That war das Vermählungsprojekt so gut wie aufgegeben, und statt der erhofften Freundschaft erwuchs aus den angeknüpften Beziehungen nur eine neue, um so tiefergehende Feindschaft.

Die nächste Folge des Abbruchs der englisch-spanischen Vermählungsunterhandlungen war eine Annäherung Englands an Frankreich. In diesem Lande war, seitdem der Kardinal Richelieu im Jahre 1624 an das Ruder des Staates getreten, in der äußeren Politik die Richtung wieder aufgenommen worden, die Heinrich IV. ihr gegeben. Schwächung des Hauses Habsburg in Spanien und Oesterreich, so lautete aufs Neue die Parole am französischen Hofe,

und dieſer Parole ſtimmte jetzt auch Jakob I. zu. Die auf die Gemeinſchaftlichkeit der Intereſſen und politiſchen Ziele gegründete Freundſchaft zwiſchen beiden Höfen wurde beſiegelt durch die Verlobung des engliſchen Thronerben mit der franzöſiſchen Prinzeſſin Marie Henriette, der Tochter Heinrichs IV.

Dieſe Wendung der Dinge konnte für Niemanden erwünſchter ſein, als für die Generalſtaaten, und ſie beeilten ſich, dieſelbe für ihre Zwecke auszubeuten. Schon am 15. Juni 1624 kam zwiſchen Holland und England ein gegen Spanien und Oeſterreich gerichteter Allianzvertrag zu Stande, dem vier Wochen ſpäter, am 14. Juli, auch Frankreich beitrat, indem es ſich verpflichtete, jährlich für die Zwecke der Koalition eine Million Livres an die Generalſtaaten zu zahlen, wogegen dieſelben verſprachen, ohne Zuſtimmung des franzöſiſchen Hofes keinen Frieden mit Spanien zu ſchließen.

Der nächſte Zweck der Koalirten war die Erneuerung des Krieges in Deutſchland, für welche einſtweilen Mansfeld und Chriſtian von Braunſchweig in Dienſt genommen wurden. Sollte jedoch das Unternehmen Ausſicht auf Erfolg haben, ſo war vor Allem eine einheitliche Leitung desſelben nothwendig. Ein Hauptführer mußte an die Spitze treten, um welchen ſich die zum Anſchluß geneigten deutſchen Stände, ſowie die beiden Söldnerhäuptlinge mit ihren Truppen ſchaaren könnten. Zu dieſer wenig ehrenvollen Rolle erboten ſich die Könige Guſtav Adolf von Schweden und Chriſtian IV. von Dänemark, welcher Letztere durch die Betheiligung an dem geplanten Kriege in den Beſitz der norddeutſchen Stifte Bremen, Verden u. ſ. w. zu gelangen hoffte. Richelieu ſtimmte für den Schwedenkönig, der ſchon der Union ſeinen Beiſtand in Ausſicht geſtellt hatte, als dieſelbe um Bundesgenoſſen gegen den Kaiſer geworben. Auch der Pfalzgraf ſetzte auf denſelben mehr Vertrauen, als auf Chriſtian IV. von Dänemark, der ſich zwar bei dem Kaiſer für ſeine Wiedereinſetzung verwendet, aber zu irgend welcher Gewaltmaßregel zu ſeinen Gunſten um ſo weniger Neigung gezeigt, als er ihm von der Annahme der böhmiſchen Krone entſchieden abgerathen und die Uſurpation derſelben ſtets offen mißbilligt hatte. Aber Chriſtian IV. war der Schwager des Königs von England, und außer dieſer nahen Verwandtſchaft fiel bei Jakob I. beſonders der Umſtand ins Gewicht, daß der Dänenkönig ſich nicht nur in ſeinen Forderungen weit gemäßigter zeigte, als ſein ſchwediſcher Nebenbuhler, ſondern auch die Reſtauration des Pfalzgrafen als Hauptaufgabe der Kriegführung in den Vordergrund ſtellte, während der eroberungsluſtige Schwedenkönig Pläne durchblicken ließ, die weiter gingen, als Jakob I. billigen konnte.

Einen Augenblick dachten die Verbündeten daran, die Anerbietungen der beiden nordiſchen Könige für ihre Zwecke zu verwerthen,

und auch auf diesen Gedanken, der zuerst bei den Generalstaaten aufgetaucht war, ging Gustav Adolf bereitwillig ein, damit nicht der ganze Vortheil, der ihm zu entgehen drohte, dem König von Dänemark zufalle. Nach dem von ihm entworfenen Plane sollte dieser mit dreißigtausend Mann gegen die Pfalz vorgehen, um Friedrich V. wieder auf den kurfürstlichen Stuhl zurückzuführen, während er selbst mit vierzigtausend Mann durch Polen, mit welchem er eben im Kriege lebte, gegen die österreichischen Erblande ziehen wollte. So sehr auch dieser Plan den vollen Beifall der Generalstaaten fand, scheiterte doch die Ausführung desselben an dem Geldpunkte, indem zwei gekrönte Söldner den Verbündeten gar zu theuer schienen, und da Jakob I. an der Wahl Christians festhielt, mußte Gustav Adolf für diesmal zurückstehen.

Um durch den Anschluß der niederdeutschen Stände, zu denen er selbst als Herzog von Holstein gehörte, eine geeignete Operationsbasis in Deutschland zu gewinnen, suchte Christian IV. den zu beginnenden Krieg als einen Kampf für das Evangelium hinzustellen, welches durch das noch immer unter den Waffen stehende ligistische Heer bedroht sein sollte. In der Verbreitung dieser Anschauung wurde er von allen mit der Koalition befreundeten Fürsten wacker unterstützt. Ganz besonders war der Landgraf Moritz von Hessen-Kassel eifrig bemüht, nach allen Seiten hin Mißtrauen gegen die Absichten des Kaisers auszustreuen und die Zwecke der Koalition auf jede Weise zu fördern. Als Tilly im Spätherbste 1623 von der ostfriesischen Grenze aufgebrochen war, um seine Truppen durch das Hessen-Kassel'sche Gebiet nach der Wetterau zurückzuführen, wo er auch diesmal die Winterquartiere zu nehmen beschlossen, hatte Moritz gegen ihn die gleichen Feindseligkeiten an den Tag gelegt, wie bei dem ersten Durchzug des ligistischen Heeres. Die hessischen Stände hatten dem Landgrafen darüber die nachdrücklichsten Vorstellungen gemacht und ihn zugleich dringend aufgefordert, die von ihm angeworbenen Söldner zu entlassen, indem dieselben dem Kaiser Anlaß zu Mißtrauen geben müßten; um sich jedem weiteren Drängen von ihrer Seite zu entziehen und zugleich dem ligistischen Feldherrn inmitten der aufgeregten Bevölkerung des Landes neue Schwierigkeiten zu bereiten, hatte Moritz in aller Eile sein Land verlassen, um sich nach Mecklenburg zurückzuziehen, wo er mit voller Freiheit seine reichsfeindlichen Zwecke verfolgen konnte. Gerade diese offene Widersetzlichkeit von Seiten eines deutschen Fürsten, der unter seinen Standesgenossen manchen gleichgesinnten Anhänger zählte und bei seinen verrätherischen Absichten gegen Kaiser und Reich in den ränkespinnenden Generalstaaten einen sicheren Hinterhalt fand, war es, was den Kaiser und die Liga bewogen hatte, das Heer, das

allein die Ordnung im deutschen Reiche zu schützen vermochte, in voller Kriegsbereitschaft zu erhalten.

Ein besonders günstiger Umstand für den Dänenkönig war es, daß der bisherige Kreisoberste der niedersächsischen Stände, der friedliebende Herzog Christian von Lüneburg-Celle, der dem Kaiser unter allen Verhältnissen die entschiedenste Treue bewahrt hatte und mit Tilly im besten Einvernehmen stand, durch die neu herannahenden Stürme im Frühjahr 1624 bewogen worden war, sein Amt niederzulegen, wodurch die Wahl eines neuen Kreisobersten nöthig geworden. Gelang es dem König, diese Wahl auf sich zu lenken, so schien es ihm ein Leichtes, die schwankenden Fürsten Niedersachsens in den Krieg gegen Kaiser und Reich hereinzuziehen. Um für diese beiden Zwecke die Wege zu ebnen, veranstaltete er im März 1625 eine Zusammenkunft mehrerer niedersächsischen Fürsten zu Lauenburg, zu welcher sich auch der Landgraf Moritz und ein holländischer Delegirter einfanden, und hier gelang es ihm, nicht nur durch den Hinweis auf die Gefahren, die dem Kreise von Seiten Mansfelds drohten, sowie durch die Ausbeutung eines in Umlauf gesetzten Gerüchtes, nach welchem zahlreiche Kosakenhorden angeworben sein sollten, um von Schlesien her in Niedersachsen einzubrechen, den Beschluß zu bewirken, den Kreis in Vertheidigungszustand zu setzen, sondern sich auch die Stimmen der anwesenden Fürsten für seine Ernennung zum Kreisobersten zu sichern. Diese erfolgte in der That im Mai 1625 auf einem Kreistage zu Braunschweig, jedoch nur mit dem Mehr von einer einzigen, überdies nur bedingungsweise abgegebenen Stimme.

Trotz der Abmahnungen derjenigen Stände, die an Christians Wahl keinen Theil gehabt, wurden sofort umfassende Werbungen angestellt, und bald befand sich der niedersächsische Kreis in voller Kriegsbereitschaft. Vergebens ermahnte der Kurfürst Johann Georg von Sachsen die niedersächsischen Fürsten in einem Schreiben, in welchem er die Grundlosigkeit der bezüglich der Kosakengefahr verbreiteten Gerüchte nachwies, auf das Nachdrücklichste, nicht aus den Schranken dessen zu treten, was sie vor Gott und dem Kaiser verantworten könnten: seine wohlgemeinten Worte blieben ebenso fruchtlos, als die ernsten Warnungen und Ermahnungen Tilly's und des Kaisers, welcher Letztere den niedersächsischen Ständen, um ihnen jeden Vorwand für ihre Kriegsbereitschaft zu entziehen, nochmals ausdrücklich die Aufrechthaltung des Religionsfriedens zusicherte und sie zugleich daran erinnerte, daß er denselben nie verletzt habe, obgleich es in seiner Macht gelegen, dies zu thun.

Nachdem Tilly Alles aufgeboten, um den Ständen Niedersachsens über die wahren Absichten und Endzwecke des Dänenkönigs die Augen zu öffnen, in der Hoffnung, sie dadurch zur Umkehr zu bewegen und so den Krieg im Keime zu ersticken, richtete er an

Christian IV. die dringende Aufforderung, seine Rüstungen einzustellen und die geworbenen Truppen zu entlassen. Da dieselbe unberücksichtigt blieb, rückte er, indem er am 18. Juli 1625 bei Höxter die Weser überschritt, in den niedersächsischen Kreis ein, um im Auftrag des Kaisers die Entwaffnung desselben zu erzwingen. Durch diesen Schritt gab er dem Dänenkönig eine erwünschte Veranlassung, ihn des Friedensbruches zu beschuldigen und sich selbst die Rolle eines Vertheidigers des „überfallenen" niedersächsischen Kreises zuzueignen. Das niedersächsische Volk, das von den weitausschauenden Plänen seines angeblichen Beschützers keine Ahnung hatte, ließ sich täuschen durch den Schein und lieh der Behauptung des schlauen Königs, daß Tilly gekommen, um die Bevölkerung des Landes gewaltsam zur katholischen Kirche zurückzuführen, ein gläubiges Ohr. Bald ertönte von allen Kanzeln herab das unheilvolle Wort: „Vieler Menschen Gewissen sind in Gefahr; die ganze evangelische Religion ist bedroht!" und übte seine zersetzende und zerstörende Wirkung auf die sittliche Kraft des bethörten niedersächsischen Volkes.

Der wachgerufene religiöse Fanatismus trat bald in Gehässigkeiten aller Art gegen die ligistischen Truppen zu Tag. Man nannte sie „papistische Bluthunde" und hielt jede Unthat gegen sie für erlaubt. Als Tilly in dem Lande des Herzogs Friedrich Ulrich von Braunschweig um Lebensmittel für sein Heer und um die Entsendung von Kommissarien zur Regulirung der Quartierverhältnisse bat, erschien Niemand; kein Brod wurde verabreicht; die Wohnungen waren geschlossen; mit Hab und Gut hatten sich die Landleute in die Wälder zurückgezogen. In Elze wurde eine ganze Compagnie von einem wüthenden Bauernhaufen überfallen und unter schauerlichen Mißhandlungen ermordet; dabei rief man den zu Tode Gemarterten höhnend zu; nun sollten sie Maria anrufen und schreien, bis sie komme und helfe. War es da zu verwundern, daß auch die Leidenschaft der Soldaten zu voller Wuth emporloderte; daß sie Gleiches mit Gleichem, oft selbst mit Schlimmerem vergalten und Thaten geschahen, die an Mansfelds und Christians wilde Schaaren erinnerten? Solchen Ausschreitungen seiner Soldaten trat Tilly überall, wo er davon Kunde erhielt, mit dem nachdrücklichsten Ernste entgegen, wie er überhaupt stets bemüht war, durch die Aufrechthaltung der strengsten Zucht in seinem Heere die Leiden des Krieges für die besetzten Länder nach Kräften zu mildern. Daß dies damals in Niedersachsen selbst anerkannt wurde, beweist ein amtlicher Bericht aus Braunschweig über begangene Soldatenexcesse, worin ausdrücklich gesagt ist, „daß wohl solches Alles ohne des Feldherrn Wissen und Willen geschehen sein möge."

Unterdessen waren auch die beiden anderen Feldherren der Koalition, Ernst von Mansfeld und Christian von Braunschweig, wieder auf deutschem Boden erschienen. Nachdem sie im Juni 1625 in das Kleve'sche Land eingedrungen, wo alsbald brennende Dörfer, ausgeraubte Kirchen und ganze Haufen von Erschlagenen ihren Weg bezeichneten, vereinigte sich Christian von Braunschweig im September bei Nienburg mit dem dänischen Heere, während Mansfeld in das Erzbisthum Bremen einbrach, um einstweilen noch auf eigene Hand zu rauben und zu plündern. Nach dem Eintreffen weiterer Verstärkungen aus England, Frankreich und den Niederlanden konnten die Streitkräfte der Koalition, die im Herbst 1625 im nordwestlichen Deutschland standen, auf zweiundsiebzigtausend Mann geschätzt werden.

Einer solchen Uebermacht war Tilly nicht gewachsen; denn sein Heer zählte kaum dreißigtausend Mann, und von denselben lag nahezu die Hälfte als Besatzung in den hessischen Festungen und in den Städten an der niedersächsischen Grenze. Er wandte sich daher an den Kaiser mit der dringenden Bitte um nachhaltige Unterstützung. Sie sollte ihm werden durch ein eigenes kaiserliches Heer, das Albrecht von Wallenstein für Ferdinand geworben.

Wallenstein.

(geb. 1583, gest. 1634.)

Albrecht Wenzel Eusebius von Wallenstein — eigentlich Waldstein — war am 15. November 1583 als der Sohn eines wenig bemittelten böhmischen Edelmannes auf dem Gute seines Vaters zu Hermanic im Königgrätzer Kreise geboren und hatte seine erste Erziehung in einer Schule der böhmischen Brüdergemeinde erhalten, zu welcher seine Eltern gehörten. Schon im Alter von zwölf Jahren verwaist, wurde er durch einen Oheim von mütterlicher Seite in das adelige Konvikt der Jesuiten in Olmütz gebracht, wo er zur katholischen Kirche übertrat. Der herrische, hochfahrende Sinn, den er, verbunden mit reicher geistiger Begabung, schon als Kind an den Tag gelegt, wuchs mit den Jahren. Als ihm der Oberstburggraf Adolf von Waldstein einst die Bemerkung machte: „Vetter, Ihr thut ja, als ob Ihr ein Fürst wäret", entgegnete der kaum dem Knabenalter entwachsene Albrecht: „Je nun, was nicht ist, kann noch werden."

Nach der Beendigung seiner Studien begleitete Wallenstein einen reichen mährischen Edelmann auf dessen Reisen durch Deutschland, England, Holland, Spanien und Italien, wodurch er Ge-

legenheit fand, seine Kenntnisse bedeutend zu erweitern. In Italien hielt er sich längere Zeit in Padua auf, um sich unter der Leitung des dortigen Professors Argoli, eines berühmten Astronomen, mit den Geheimnissen der Astrologie vertraut zu machen, deren Studium später bei ihm zu einer wahren Leidenschaft wurde. In die Heimath zurückgekehrt, nahm er Kriegsdienste und kämpfte in Ungarn mit Auszeichnung gegen die Türken. Nachdem der Abschluß des Friedens ihn im Jahre 1606 nach Böhmen zurückgeführt, vermählte er sich mit einer reichen mährischen Wittwe, Lucrezia von Landeck, die schon im Jahre 1614 starb und ihn zum Erben ihres ganzen Vermögens eingesetzt hatte.

Als im Jahre 1616 der Erzherzog Ferdinand mit den Venetianern in Krieg gerieth, bot ihm Wallenstein seine Dienste an und rüstete auf eigene Kosten zweihundert Dragoner aus, die er sechs Monate lang aus seiner Kasse besoldete. An der Spitze dieser kleinen Schaar führte er der von den Venetianern eingeschlossenen Festung Gradisca, deren Uebergabe wegen Mangels an Lebensmitteln unvermeidlich schien, mitten durch die Belagerer hindurch einen reich beladenen Proviantwagen zu. Wie er sich durch diese glänzende Waffenthat den Ruhm eines tapferen und unternehmenden Führers sicherte, so gewann er durch die offene Tafel in seinem Zelte die Zuneigung der Offiziere und durch die Sorge für gute Verpflegung das Vertrauen seiner Soldaten.

Nachdem Wallenstein von dem Kaiser Matthias, auf dessen Seite er während des Zerwürfnisses desselben mit Rudolf II. gestanden, zum Obersten ernannt und in den Grafenstand erhoben worden, vermählte er sich mit der Gräfin Isabella von Harrach, der Tochter des am Kaiserhofe hoch angesehenen und allgemein beliebten geheimen Rathes und Kämmerers Grafen Karl von Harrach, und stieg dadurch noch höher in der Gunst des Kaiserhauses. Mit welch inniger Zuneigung die Gräfin, deren seltene Bescheidenheit und Herzensreinheit von den Zeitgenossen nicht genug gerühmt werden kann, ihrem Gemahle zugethan war und welchen Besorgnissen für ihn sie sich während seines Entferntseins vom häuslichen Herde hingab, bekunden die von ihr noch vorhandenen Briefe, die zugleich als ein erfreuliches Zeugniß gelten können, daß auch in jenen wild aufgeregten Zeiten die Frauen wie immer die Bewahrerinnen der Sitten und edler Empfindungen blieben.

Bei dem Ausbruch der böhmischen Unruhen erklärte sich Wallenstein entschieden für den Kaiser, obgleich die Häupter des Aufruhrs es an Bemühungen, ihn zu sich herüberzuziehen, nicht hatten fehlen lassen. Nachdem sich die mährischen Stände, die ihm die Anführung eines von ihnen aufgestellten Reiterregiments anvertraut hatten, für den Anschluß an die böhmische Rebellion erklärt, begab

sich Wallenstein nach Wien, um dort für den Kaiser ein Kürassierregiment zu werben, mit welchem er zu Boucquoi stieß, dessen Sieg über Mansfeld bei Budweis (s. S. 431) hauptsächlich durch seine Tapferkeit entschieden wurde. Auch an der Schlacht auf dem weißen Berge nahm er rühmlichen Antheil. Nach der Unterwerfung Böhmens erhielt er den Auftrag, Bethlen Gabor und den Markgrafen von Brandenburg-Jägerndorf aus Mähren zu vertreiben, und wir haben oben (S. 443) gesehen, wie glücklich er diese Aufgabe löste. Der Kaiser belohnte die ersprießlichen Dienste seines tapferen Obersten durch die Verleihung der eben erledigten Herrschaft Friedland mit dem Reichsgrafentitel.

Der hervorragende Antheil, den Wallenstein bei der erneuten Invasion Bethlen Gabors im Jahre 1623 an dem glücklichen Ausgang des Feldzugs hatte, verschaffte ihm eine weitere Rangerhöhung: am 7. September 1623 erhob ihn Ferdinand II. in den Fürstenstand. Da er nach der Niederwerfung der böhmischen Rebellion durch den Ankauf einer großen Anzahl konfiscirter Güter, die meist um einen Spottpreis veräußert wurden, sein ohnehin beträchtliches Vermögen so bedeutend erhöht hatte, daß man es auf dreißig Millionen Gulden schätzte, war er in der Lage, den erlangten Fürstenrang, mit welchem Ferdinand im Jahre 1625 die Herzogswürde verband, auch durch die Entfaltung eines fürstlichen Gepränges vor den Augen der Welt zur Schau zu tragen.

An diesen Mann wandte sich Ferdinand, als bei dem Beginne des ersten Koalitionskrieges die Nothwendigkeit an ihn herantrat, ein eigenes kaiserliches Heer ins Feld zu stellen. Daß er dies nicht längst gethan, sondern dem Heere der Liga allein die Aufgabe überlassen, seine wie des Reiches Feinde zu bekämpfen, hatte seinen Grund hauptsächlich in dem zerrütteten Zustand der österreichischen Finanzen. Da Ferdinand nicht nur gegen den Erbfeind der Christenheit und dessen Vasallen Bethlen Gabor, sondern häufig auch gegen rebellische Unterthanen in Waffen stehen mußte und überdies der Krieg einen großen Theil seiner schönen Länder verwüstet hatte, waren seine Kassen erschöpft und die Steuern und Gefälle zum größten Theile verpfändet. Unter diesen Verhältnissen mußte er es für ein großes Glück erachten, daß Wallenstein sich erbot, auf eigne Kosten innerhalb weniger Monate ein Heer von fünfzigtausend Mann für ihn ins Feld zu stellen, unter der Bedingung, daß ihm der unbeschränkte Oberbefehl über dasselbe übertragen und spätere Entschädigung durch eroberte Länder zugesagt werde. Die Größe des Heeres erregte bei des Herzogs bekanntem Ehrgeiz Bedenken unter den kaiserlichen Räthen, und sie waren der Ansicht, daß Ferdinand ihm nur Vollmacht zur Anwerbung von zwanzigtausend Mann geben solle. Wallenstein wies dies jedoch entschieden zurück. „Ein Heer

von zwanzigtausend Mann", so lautete seine Antwort, „kann sich nirgends Respekt und festes Standquartier verschaffen; mit fünfzigtausend Mann dagegen kann ich fordern, was ich will." Mit diesen Worten sprach er es unumwunden aus, daß er den Krieg im Geiste Mansfelds und Christians von Braunschweig zu führen gedachte, und in der That wurde das auf Mansfelds schauerliches Wort: „Der Krieg muß den Krieg ernähren" gegründete System, wenn auch mitunter gezügelt durch den gewaltigen Willen des Führers, durch Wallensteins organisatorischen Geist zur großartigsten Entwicklung gebracht.

Der Einfluß der Freunde Wallensteins und das eigene Vertrauen Ferdinands trugen über die Bedenken der kaiserlichen Räthe den Sieg davon. Wallenstein wurde am 7. April 1625 zum „Capo über alles kaiserliche Volk" ernannt und erhielt mit den nöthigen Vollmachten zu Anwerbung eines Heeres zugleich die Ermächtigung, alle Obersten- und andern Offiziersstellen in demselben selbst zu vergeben. Als Werbe- und Sammelplätze wurden ihm einige Kreise Böhmens angewiesen.

Wallensteins anerkannte und erprobte Kriegstüchtigkeit, sowie die Aussicht auf rasches Emporkommen und reiche Beute zogen zahlreiche Schaaren von Söldnern aus aller Herren Länder zu seinen Fahnen, und bald war sein Heer zu der Stärke von dreißigtausend Mann angewachsen. Wie die verschiedenartigsten Länder, so waren in demselben auch alle Konfessionen vertreten; denn die Söldner des dreißigjährigen Krieges kannten weder Nation noch Religion, wie auch die Feldherren bei ihren Kriegern darauf keine Rücksicht zu nehmen pflegten. Nahm doch selbst der tiefreligiöse Tilly in seine Regimenter ebensowohl Protestanten als Katholiken auf, wie sich später auch unter den Truppen Gustav Adolfs zahlreiche katholische Heerführer und Soldaten befanden.

Der richtige Blick, mit welchem Wallenstein die Tüchtigsten zu den höheren Offizierstellen auswählte, sowie die Strenge, mit der er auch den Einzelnen im Auge behielt, brachte eine bewunderungswürdige Einheit in sein großes, buntgemischtes Heer. Er selbst sprach wenig, aber mit Nachdruck; den Befehlshabern versagte er nie ein gebührendes Lob; für die Bedürfnisse der Soldaten trug er in umfassendster Weise Sorge, doch verlangte er dafür auch Unerschrockenheit und strengsten Gehorsam. Feigheit wurde sofort unnachsichtlich mit dem Tode bestraft, und bei dem geringsten Ungehorsam überlieferte des Feldherrn Wort: „Laßt die Bestie hängen!" den Widerspenstigen ohne jedes weitere kriegsrechtliche Urtheil dem Galgen. Wallensteins Anblick hatte etwas Düsteres, Grauenerregendes. Er trug einen Reiterrock von Elennsleder und einen nach spanischer Art gekräuselten Halskragen; ein scharlachener Mantel

bedeckte die Schultern, und von seinem Hute hing eine rothe Feder herab. Sein schwarzes Haupthaar war kurz abgeschnitten, sein Blick geheimnißvoll und argwöhnisch, und er konnte es nicht leiden, wenn man ihn scharf ansah. Ein eigenthümliches Grauen überkam die Soldaten, wenn seine hochgewachsene Gestalt durch die Gassen des Lagers schritt.

„So trat", sagt Weiß, „dem Heere der Liga ein kaiserliches zur Seite; so taucht neben dem reinen Bild des milden Tilly das blutige Bild eines anderen Feldherrn empor! Tilly und Wallenstein waren große Gegensätze: jener bezahlt aus den Kassen der Liga den Sold und erbittet sich Lebensmittel; dieser preßt aus den Ländern, durch die er zieht, was er braucht, um Wohl und Wehe seiner Mitmenschen unbekümmert. Jener ist bescheiden und tritt einfach auf, lebt ärmlich, schläft auf hartem Lager; dieser tritt überall mit dem größten Glanze und Pomp auf, hat achthundert Bediente, ein Gefolge von elfhundert Mann, trägt sich mit den kühnsten, eigensüchtigsten Plänen; ließ er doch in seinem Palaste zu Prag sein Bild mit lorbeerbekränztem Haupte von den Sonnenrossen getragen darstellen. Tilly glüht für Recht und Erhaltung des Reiches; in Wallensteins Haupt gähren weltumstürzende Pläne".

Der dänisch-niedersächsische Krieg.

(1625—1629.)

Wallensteins nächste Aufgabe war, dem Feldherrn der Liga durch die Besetzung des Hessen-Kassel'schen Gebietes den Rücken zu decken, um eine etwa von dem Landgrafen Moritz zu Gunsten des Königs von Dänemark beabsichtigte Diversion gegen die Bundesarmee zu verhindern. Gegen Ende August 1625 brach er von Eger aus dahin auf, und schon am 10. September war er in Schweinfurt, am 22. in Eschwege. Einige Bauernhaufen, welche bei der Besetzung des hessischen Gebietes Widerstand zu leisten versuchten, wurden von den friedländischen Truppen vernichtet. In Hessen ließ Wallenstein nur eine Heeresabtheilung von sechstausend Mann unter dem Grafen von Merode zurück; er selbst zog mit dem übrigen Heere weiter nach Norden. Mit Ungeduld sah Tilly dem Eintreffen des kaiserlichen Heeres entgegen, um im Vereine mit demselben gegen den König von Dänemark vorzugehen, der ihn durch die Besetzung der wichtigen Festung Verden zum Rückzug nach Hameln genöthigt; anstatt sich jedoch mit Tilly zu vereinigen, wandte sich Wallenstein nach Magdeburg und Halberstadt, um seine Truppen für den Winter in Gegenden einzulagern, die von den Verheerungen

des Krieges bis dahin unberührt geblieben, während Tilly, der seine Stellung in Niedersachsen nicht verlassen konnte, den ganzen Winter hindurch in den seit Jahren ausgesogenen und überdies durch die Mißernte des Jahres 1625 gänzlich verarmten Ländereien mit der drückendsten Noth zu kämpfen hatte und Krankheiten und Entbehrungen seine Krieger zu Tausenden hinwegrafften.

Ehe die verschiedenen Heere in die Winterquartiere eingerückt, waren die Stände des niedersächsischen Kreises auf Veranlassung des Kurfürsten von Sachsen am 22. August 1625 zu Braunschweig zu einer Friedenskonferenz zusammengetreten, an welcher außer den Gesandten von Kursachsen und Kurbrandenburg, als den Vertretern des Kaisers, auch Abgeordnete Tilly's und des Dänenkönigs theilnahmen; die angeknüpften Friedensunterhandlungen führten jedoch, trotz der Geneigtheit des Kaisers, zur Herbeiführung einer friedlichen Lösung seinen Gegnern die weitgehendsten Zugeständnisse zu machen, zu keinem Resultate, weil Christian IV. sich weigerte, seine Truppen gleichzeitig mit denen der Liga aus Niedersachsen zurückzuziehen. Da er als Grund seiner Weigerung die Nothwendigkeit bezeichnete, „das evangelische Bekenntniß in Niedersachsen sicher zu stellen", erließ Tilly eine Proklamation, in welcher er die in der Erklärung des Dänenkönigs enthaltene Verdächtigung, als sei das protestantische Bekenntniß in Niedersachsen irgendwie unterdrückt worden, aufs Entschiedenste zurückwies. „Es mögen", so schreibt er, „alle und jedwede Pfarrer, Prediger und Geistliche der Konfession von Augsburg im niedersächsischen Kreise und anderswo kühnlich auftreten und sagen, ob Jemand unter ihnen von dem General Tilly vertrieben worden, oder ob ihnen sonst in der Verwaltung ihrer Aemter und Kirchendienste jemals auch nur die geringste Behinderung, Hemmniß und Sperrung begegnet ist. Denn man weiß sich genugsam versichert und es liegt notorisch unzweifelhaft vor, daß keiner unter ihnen mit Grundes Bestand den Mund zur Klage und Beschwerde deßfalls öffnen kann, sondern sie vielmehr sich werden zu bedanken wissen für den starken Schutz und Schirm, der wider allen Betrug und Bedrang ihnen geleistet ist."

Obgleich Niemand auftrat, der das Gegentheil zu behaupten gewagt, ermüdeten die Gegner nicht, den Krieg als eine Nothwendigkeit für die Aufrechthaltung des evangelischen Bekenntnisses und den Kaiser als den Bedränger der deutschen Freiheit hinzustellen. Dies veranlaßte den wackeren Feldherrn der Liga, in einer zweiten Schrift das Treiben der Gegner und ihre eigentlichen Zwecke mit der ganzen Schärfe der Wahrheit klar zu legen. „Das Wort der deutschen Libertät", heißt es in derselben, „bedeutet die Begierde nach unumschränkter Herrschaft, die nicht gehemmt werden soll durch die Furcht vor Kaiser und Reichsgericht. Man will über Leib und

Gut vollkommen dominiren, den Schwächeren unter die Füße treten, Land und Leute, Stifter und Genossenschaften an sich reißen, Adel und Städte um ihre Gerechtigkeit und Privilegien bringen, dazu den Bedrängten allen Zugang zum Rechte abstricken, keine Justiz, kein Gesetz, keinen Richter, keine höhere Obrigkeit über sich dulden, in Summa: das Joch der Dienstbarkeit den Ständen, Kommunen und Privatpersonen über den Hals werfen. Das ist deutsche Libertät, diejenige Libertät, die man den Deutschen bringen will mit Hilfe der Holländer, Engländer und wessen immer sonst. Und dieses Streben umhüllt man mit dem Namen der Religion."

Unterdessen war Jakob I. von England am 27. März 1625 mit Tod abgegangen, und sein Sohn und Nachfolger Karl I. hatte unterm 25. September 1625 mit den Generalstaaten eine neue Offensiv- und Defensivallianz gegen das Haus Habsburg abgeschlossen, in welcher er denselben gegen die wiederholt eingegangene Verpflichtung, aus allen Kräften für die Restauration des Pfalzgrafen mitzuwirken, seinen Beistand gegen Spanien zusagte. Diesem Vertrag trat Christian IV. am 9. Dezember 1625 mit der Zusage bei, daß er sein Heer auf dreißigtausend Fußgänger und achttausend Reiter erhöhen werde, für deren Unterhalt England monatlich dreimalhunderttausend Gulden und Holland fünfzigtausend Gulden zu zahlen versprachen. Dagegen war von Frankreich, mit welchem wegen des Beitritts noch unterhandelt wurde, für die nächste Zukunft wenig zu erwarten, da Richelieu mit der Bekämpfung der Hugenotten, die aufhören sollten, einen Staat im Staate zu bilden, vollauf zu thun hatte und überdies seiner Staatsverwaltung von einzelnen Gliedern der königlichen Familie Schwierigkeiten bereitet wurden.

Der Plan des Dänenkönigs für den Feldzug des Jahres 1626 war zunächst darauf berechnet, die Vereinigung Wallensteins mit Tilly zu verhindern. Zu diesem Ende sollte Ernst von Mansfeld, im Vereine mit dem Herzog Johann Ernst von Weimar, durch Brandenburg nach Schlesien und Mähren vordringen, um dort dem unermüdlichen Feinde Oesterreichs, Bethlen Gabor, der durch französische Unterhändler für die Zwecke der Koalition gewonnen worden, zu einem gemeinsamen Einfall in die Länder des Kaisers die Hand zu reichen. Während man dadurch Wallenstein zu zwingen gedachte, sich von dem Kriegsschauplatze im nördlichen Deutschland zurückzuziehen, um die Erbländer des Kaisers zu schützen, sollte Christian von Braunschweig Tilly zu umgehen suchen, um die Fürsten der Liga in ihren Staaten zu bedrängen, während Christian IV. den auf sein eigenes, zusammengeschmolzenes Heer beschränkten ligistischen Feldherrn aufzureiben gedachte.

Schon im Februar brach Mansfeld, der sich zuletzt an der

Spitze von zwölftausend Mann zwischen Hamburg und Lübeck herumgetrieben und dieses ganz protestantische Land mit Raub und Plünderung heimgesucht, gegen Brandenburg auf, in der Absicht, bei Dessau die Elbe zu überschreiten. Hier hatte jedoch Wallenstein zur Sicherung seiner Verbindung mit dem rechten Elbufer einen starken Brückenkopf und einige Verschanzungen anlegen lassen, die durch dreitausend Wallonen unter dem Grafen Altringer besetzt waren. Nach mehreren vergeblichen Angriffen auf diesen Brückenkopf rückte Mansfeld, dem inzwischen der Administrator von Magdeburg, der Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg, eine Verstärkung von achtzehntausend Mann zugeführt, am 25. April zum Sturme gegen denselben vor; da jedoch Wallenstein inzwischen Zeit gehabt, den größten Theil seiner Streitkräfte bei Dessau zusammenzuziehen, erlitt Mansfeld eine vollständige Niederlage. Mit einem Verluste von siebentausend Todten und Verwundeten und unter Zurücklassung des größten Theiles seines Geschützes, mußte er seinen fluchtartigen Rückzug antreten. Da ihn jedoch Wallenstein nur langsam verfolgte, gelang es ihm, den größten Theil seines zersprengten Heeres wieder zu sammeln, und nachdem fünftausend Mann dänischer Reiterei zu ihm gestoßen, setzte er seinen Zug durch Brandenburg und Schlesien bis zum Passe Jablunka fort, wo er seine Vereinigung mit Bethlen Gabor bewerkstelligte.

Erst nachdem die beiden Heerführer ihre Schaaren auf dem linken Waaguser bis gegen Preßburg hin aufgestellt, erschien Wallenstein, der in den rauhen und verwüsteten Gebirgsgegenden mit seinem zahlreichen Heere nur langsam hatte vorankommen können. Obgleich er seinen Gegnern an Zahl überlegen war, zögerte er mit dem Angriff: es schien nicht in seiner Absicht zu liegen, sie gänzlich zu vernichten. Da unterdessen im Lager Bethlen Gabors ein sehr fühlbarer Mangel an Geld und Proviant eingetreten, bat derselbe um einen Waffenstillstand, angeblich um über den Frieden zu unterhandeln; kaum war ihm derselbe jedoch bewilligt worden, als er unter dem Schutze der Nacht mit seinem ganzen Heere aufbrach und das Weite suchte. Noch vor dem Ablauf des Jahres hatte er mit dem Kaiser Frieden geschlossen. Es war das zwölfte und letzte Mal; denn im Jahre 1629 ereilte ihn der Tod. In seinem Testamente hatte er den Kaiser Ferdinand, den er so oft bekämpft, und dessen Sohn, den nachmaligen Kaiser Ferdinand III., mit je vierzigtausend Dukaten und zwei Prachtrossen bedacht.

Da in den Friedensunterhandlungen zwischen Bethlen Gabor und dem Kaiser der Letztere die Entfernung Mansfelds zur Bedingung gemacht, hatte Bethlen Gabor demselben tausend Dukaten behändigt, um nach Venedig zu gehen und sich dort nach England einzuschiffen. Mansfeld schlug sofort den Weg dahin ein; doch die

Lebenskraft des kriegerischen Wüstlings war verbraucht. Nachdem er längere Zeit in Ofen krank gelegen, erlosch in dem bosnischen Städtchen Urakowitz der letzte Rest seiner Kräfte. Auf seinem Sterbebette erwachte in ihm die Erinnerung an seinen so lange Zeit verleugneten und so schmählich geschändeten katholischen Glauben; er bat um die letzten Tröstungen der Religion und erhielt sie nach reuiger Erneuerung des Glaubensbekenntnisses seiner Jugend. Als er fühlte, daß seine letzte Stunde gekommen, ließ er sich aus dem Bette heben, mit seinem Kriegsrocke bekleiden und den Degen umgürten. So erwartete er, auf zwei Offiziere gestützt, stehend den Tod (20. November 1626). Er hatte noch nicht das sechsundvierzigste Lebensjahr vollendet, als sein Schicksal sich erfüllte. Seine Leiche wurde nach Spalatro in Dalmatien gebracht und dort zur Ruhe bestattet. Vierzehn Tage nach Ernst von Mansfeld, am 4. Dezember 1626, starb auch zu St. Martin in der Gespannschaft Thuroz sein Waffengenosse Johann Ernst von Weimar, der mit dem Ueberreste der Mansfeld'schen Truppen den Weg nach der Heimath angetreten.

„Mansfeld", sagt Onno Klopp, „war einer der wirksamsten Mitarbeiter an dem Werke der Vernichtung unserer deutschen Nationalkraft, Einheit und Kultur. Sein Auftreten noch hatte die Deutschen gefunden als die erste aller Nationen. War sie es noch bei seinem Abschiede? Schon waren viele Sehnen und Nerven ihr durchschnitten durch ihn. Eine lange Reihe einst blühender Gemeinwesen von Böhmen bis zum Rheine und wiederum im Norden und Osten lag zerrüttet und zertrümmert durch ihn. Das Werk zu vollenden verblieb seinen Nachfolgern."

Noch früher als Mansfeld hatte Christian von Braunschweig sein Ziel gefunden, ohne daß es ihm möglich gewesen, die Aufgabe auszuführen, die der Feldzugsplan des Dänenkönigs ihm zugedacht. Schwelgerei und Wollust hatten, vereint mit den Strapazen des Lagerlebens, die Kräfte des sechsundzwanzigjährigen Wüstlings aufgerieben. Nachdem ihn mehrere Tage lang ein heftiges Fieber durchwühlt, dem sein rastloser Sinn nicht nachgeben wollte, hatte er sich endlich, vollständig erschöpft, nach Wolfenbüttel bringen lassen, wo er am 16. Juni 1626 geendet. „Sein früher Tod", erzählt Onno Klopp, „gab in späterer trüber Zeit, die ebenso, wie sie Moritz von Hessen zu einem edlen Fürsten machte, selbst diesen fluchbeladenen Christian zu einem ritterlichen Helden verklärte, Anlaß zu fabelhaften Gerüchten über die Ursache des schleunigen Todes. Er selbst sagte: er sei verzaubert. Er hätte die Ursache näher finden können. Sein Oheim von Dänemark und Andere waren der Meinung: ‚Die Krankheit und der Tod haben ihren Ursprung von dem unordentlichen Leben, das seine fürstlichen Gnaden jederzeit

geführt.' Wo solche Zeugnisse vorliegen, da wäre es überflüssig, nach weiteren zu suchen."

Unterdessen hatte Tilly die Nothwendigkeit erkannt, vor seinem Aufbruch gegen den Dänenkönig sich den Rücken gegen die verrätherischen Umtriebe des Landgrafen Moritz von Hessen zu decken, der eben wieder Unterhandlungen mit dem Kardinal Richelieu bezüglich einer gemeinsamen Invasion der Unterpfalz angeknüpft und von diesem die ermuthigendsten Zusagen erhalten hatte. In der zuversichtlichen Erwartung des ihm in Aussicht gestellten Beistandes Frankreichs hatte er am 10. April dem kaiserlichen Obersten Schönberg das Quartier in Hessen gekündigt und dabei gedroht, daß er sich in bewaffnete Verfassung setzen werde, falls man ihn mit Gewalt zur Beibehaltung der kaiserlichen Einquartierung zwingen wolle. Seinen Ständen, die ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen suchten, erklärte er: „Tilly habe die Absicht, in Hessen das Lutherthum wieder einzuführen, und darin ihm nachzugeben, sei gegen sein Gewissen." — „Einen stärkeren Beweis dafür", bemerkt Onno Klopp mit Recht, „daß Tilly niemals und nirgends auch den leisesten Religionsdruck geübt, kann es nicht geben, als diese im besten Falle alberne Befürchtung des Landgrafen Moritz."

Von Münden aus, das eben durch die ligistischen Truppen erstürmt worden, richtete Tilly im Auftrage des Kaisers eine ernste Aufforderung an den Landgrafen, durch die Uebergabe der hessischen Festungen an die Truppen der Liga sich von dem auf ihm lastenden Verdachte hochverrätherischer Umtriebe zu reinigen, indem er anderenfalls mit Gewalt gegen ihn vorgehen müsse. Auf die in den derbsten Ausdrücken abgefaßte ablehnende Antwort des Landgrafen berief Tilly im Namen des Kaisers die hessischen Stände auf den 18. Juni zu einem Landtage nach Gudensberg und forderte sie auf, nicht ferner mit Moritz, mit welchem nicht auszukommen sei, sondern mit dessen Sohne Wilhelm über die unerläßliche Uebergabe der hessischen Festungen gütlich zu verhandeln. Nachdem die hessischen Stände den Landgrafen vergebens zur Abdankung zu bewegen gesucht, rückte Tilly mit einer Heeresabtheilung vor die Hauptstadt Kassel und schloß dieselbe ein. Dies brachte den Landgrafen zur Besinnung; er ließ mit Tilly Unterhandlungen anknüpfen, und so kam eine Vereinbarung zu Stande, in welcher Moritz versprach, dem Kaiser den schuldigen Gehorsam zu leisten, seine Festungen nie in die Hände eines Fremden zu geben, allen reichsfeindlichen Verkehr mit den auswärtigen Mächten abzubrechen und den kaiserlichen Truppen freien Durchzug durch sein Land zu gestatten. Nachdem Moritz die eingegangenen Verpflichtungen unterzeichnet, führte Tilly am 21. Juli 1626 seine Truppen aus dem Hessischen ab;

nur in Kassel blieb, als Bürgschaft für die Aufrechthaltung des geschlossenen Vertrags, eine kaiserliche Besatzung.

Am 17. März des folgenden Jahres legte Moritz, dessen Geisteskraft mit seinem Trotze so sehr gebrochen war, daß sein Thun und Treiben an Verrücktheit streifte, die Regierung zu Gunsten seines Sohnes Wilhelm nieder. Politisch todt, erntete er auch in seinem Privatleben, was er gesät. Zerfallen mit sich selbst und mit der Welt, gerieth er bald auch in Zwiespalt mit seinem Sohne, der nicht nur das dem Vater ausgesetzte Jahrgeld eigenmächtig schmälerte, sondern auch den geschmälerten Betrag nur unregelmäßig zahlte.

Nach seinem Abzug aus Hessen brach Tilly zur Belagerung von Göttingen auf, das die Aufnahme einer kaiserlichen Besatzung verweigert und dagegen eine dänische Besatzung aufgenommen hatte. Im Vertrauen auf einen baldigen Entsatz durch Christian IV. leistete die Stadt längere Zeit hartnäckigen Widerstand; als jedoch Tilly am 9. August Anstalten zu einem allgemeinen Sturme traf, um einen Druck auf die Entschließungen des Magistrats auszuüben, erklärte sich derselbe unter der Bedingung des ehrenvollen Abzugs der dänischen Besatzung zur Kapitulation bereit.

Nach der Einnahme von Göttingen wandte sich Tilly gegen Nordheim, wo die Ueberreste des braunschweigischen Heeres lagen. Um dem Verluste dieser Stadt vorzubeugen, deren Bevölkerung den Dänen wenig geneigt war, brach Christian IV. in Eilmärschen dahin auf. Am 16. August 1626 stieß die dänische Vorhut in der Nähe von Nordheim auf das ligistische Heer, und es kam zu einem Vorpostengefecht, über welchem der Abend anbrach. Da Tilly sich in der Nacht zurückzog, um eine im Anmarsch begriffene Verstärkung an sich zu ziehen, hielt ihn Christian IV. für besiegt und brach sofort nach Thüringen auf, um von dort gegen die süddeutschen Bisthümer vorzugehen, nach deren Besetzung er, seinem weitausschauenden Feldzugsplane gemäß, den Krieg in die österreichischen Erblande zu tragen gedachte. Als er am 24. August in die Nähe von Duderstadt gekommen, trat ihm Tilly, den er in vollem Rückzuge glaubte, voll Kampflust in den Weg und bot ihm eine Schlacht an. Der überraschte Christian suchte derselben auszuweichen und trat zu diesem Ende sofort den Rückweg an; aber Tilly eilte ihm nach und erreichte ihn bei Lutter am Barenberge. Hier kam es am 27. August 1626 zu einer Schlacht, deren Ausgang den ganzen Feldzug entschied.

Um die Mittagszeit desselben Tages, an welchem sieben Jahre vorher Ferdinand II. zu Frankfurt die Kaiserwürde empfangen, schritt Tilly zum Angriff auf das feindliche Heer, das den Vortheil des Ortes für sich hatte, indem es höher stand, als das ligistische,

und auf der einen Seite durch eine morastige Schlucht gedeckt war. Voll Begeisterung stürzten sich die Kaiserlichen in den Kampf; denn man wollte in der verwichenen Nacht am Himmel ein feuriges Schwert erblickt haben, dessen Spitze gegen die Dänen gekehrt war, und hielt sich daher des Sieges gewiß. Dennoch schien das Treffen eine für Tilly ungünstige Wendung nehmen zu wollen, da sein Fußvolk vor dem wuchtigen Anprall der von dem Obersten Fuchs geführten dänischen Nachhut zu weichen begann; aber das Erscheinen Tilly's, der sich mit gezücktem Schwerte den Fliehenden entgegenstürzte, stellte rasch die Ordnung her, und ein Massenangriff des ligistischen Centrums warf die erste Schlachtreihe der Dänen zurück. Die zweite, die Christian selbst befehligte, stand zu entfernt, um die Auflösung der ersten verhindern zu können; auch sie wurde zersprengt, und nur wie durch ein Wunder entrann der Dänenkönig dem Tode oder der Gefangenschaft. Mit wenigen Begleitern langte er spät am Abend in Wolfenbüttel an.

Der Verlust der Dänen an Todten, Verwundeten und Gefangenen belief sich auf zehntausend Mann; daneben war ihr ganzes Geschütz und Gepäck dem Sieger in die Hände gefallen. Unter den höheren Offizieren, die in dem blutigen Treffen den Tod gefunden, befand sich auch ein Sohn des Landgrafen Moritz, der in dänische Dienste getreten. Tilly ließ die Leiche einbalsamiren und schickte sie mit dem Ausdrucke seiner Theilnahme dem alten Vater zu.

Die nächste Folge des an Früchten reichen Sieges bei Lutter war die Rückkehr des Herzogs Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel unter den Gehorsam des Kaisers. Am 8. September 1626 schloß derselbe mit Tilly, der schon seit längerer Zeit im Vereine mit dem reichstreuen Herzog von Lüneburg-Celle eifrig bemüht gewesen, ihn zur Lossagung von dem Dänenkönig zu bewegen, einen Vertrag, in welchem er sich verpflichtete, alle Mittel aufzubieten, um die dänischen Besatzungen aus den Festungen seines Landes zu entfernen, indem er sich und seine Stände ganz der Gnade des Kaisers anheimgab. Seine Besorgnisse bezüglich der Aufrechthaltung des evangelischen Bekenntnisses in Braunschweig schlug Tilly mit der Erklärung nieder: „Weder hat der Kaiser mir den Auftrag gegeben, noch ist es mein eigener Wille, in das Religionswesen mich irgendwie einzumischen. Es ist der Wille und die Zusage des Kaisers, daß die Religion und jegliche hergebrachte Freiheit des Herzogs und des Landes unangetastet und ungeändert verbleibe, wie sie ist. Ich berufe mich auf mein Verfahren, ob ich also gehandelt."

Dem Beispiele des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel folgten bald die meisten Fürsten und Stände des niedersächsischen Kreises, indem sie, der von dem Herzog von Lüneburg-Celle unter-

stützten Aufforderung Tilly's folgend, öffentlich Abbitte thaten und dem Kaiser Treue gelobten. Zu den Wenigen, die in ihrer Widersetzlichkeit verharrten, gehörten die Herzoge Johann Albrecht und Adolf Friedrich von Mecklenburg.

Da nach der Unterwerfung des größten Theiles der niedersächsischen Stände unter die kaiserliche Autorität die Stellung des Dänenkönigs in Niedersachsen unhaltbar geworden, zog er sich nach Holstein zurück, dessen Stände er besonders durch das fortgesetzte Blendwerk des religiösen Charakters seiner Schilderhebung, sowie durch die beredte Schilderung angeblicher, von dem Bundesheere verübter Gräuel zu nachdrücklicher Betheiligung an dem Kampfe für das „Evangelium" und die „deutsche Freiheit" zu entflammen wußte. Da er auch seinerseits Alles aufbot, um sich neue Hilfsquellen zu erschließen, und die Staaten der westlichen Koalition ihre Anstrengungen verdoppelten, um ihn wieder kampffähig zu machen, durfte er hoffen, den neuen Feldzug mit einem den feindlichen Streitkräften weit überlegenen Heere eröffnen zu können.

Tilly, der nach der Schlacht bei Lutter mit starkem Arm die Bevölkerung Niedersachsens gegen die Raubzüge der dänischen Söldner geschützt, rückte im Mai 1627 aufs Neue gegen den Dänenkönig vor, der mit einem Heere von dreißigtausend Mann in der Nähe der Weser stand, und nöthigte denselben durch mehrere glücklichen Gefechte, sich zum anderen Male nach Holstein zurückzuziehen, von wo der König allnächtlich ganze Schaaren von Söldnern mit einem wohlgeübten Brandmeister über die Elbe entsandte, um in dem Gebiete des Herzogs von Lüneburg-Celle Flecken und Dörfer anzünden und Hab und Gut der Bewohner wegschleppen zu lassen. Nachdem Tilly, der flehentlichen Bitte des bedrängten Herzogs folgend, diesen Gräueln ein Ende gemacht und hierauf die noch immer von den Dänen besetzten braunschweigischen Festungen Nordheim, Wolfenbüttel und Nienburg zur Kapitulation gezwungen, ging er im August 1627 über die Elbe, um im Vereine mit dem heranziehenden Wallenstein die Dänen ganz von dem deutschen Boden zu vertreiben.

Nach der Herstellung des Friedens mit Bethlen Gabor hatte Wallenstein durch neue Truppenwerbungen in Mähren und Böhmen sein Heer wieder auf achtundvierzigtausend Mann gebracht, mit welchen er im Mai 1627 in Schlesien eingerückt war, wo sich während seines Aufenthaltes in Ungarn eine dänische Heeresabtheilung unter dem Obersten Baudissin festgesetzt. Wie im Fluge wurde eine Festung nach der andern von den friedländischen Schaaren entweder im Sturm genommen oder zur Kapitulation gezwungen, und schon nach wenigen Wochen war Schlesien von den Feinden des Kaisers befreit. Von den dänischen Söldnern traten viele in kaiserliche Dienste; die übrigen zerstreuten sich nach allen Richtungen. Einem Haufen, der

sich nach Brandenburg gewandt, um sich mit dem dort stehenden Korps des in dänische Dienste getretenen Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach zu vereinigen, sandte Wallenstein mehrere Reiterregimenter nach, durch welche die ganze Schaar vollständig aufgerieben wurde. Er selbst brach mit dem Hauptheere nach Niedersachsen auf, um seine Vereinigung mit Tilly zu bewerkstelligen; sie fand statt zu Lauenburg am 1. September 1627.

Während die beiden Feldherren über einen gemeinschaftlichen Feldzugsplan beriethen, erschien der Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp, um mit ihnen im Namen des Königs von Dänemark über den Frieden zu unterhandeln; sie stellten jedoch so harte Bedingungen, daß die Zurückweisung derselben von Seiten Christians, dessen Macht zwar geschwächt, aber nicht vernichtet war und der überdies die westliche Koalition im Rücken hatte, kaum einem Zweifel unterliegen konnte. Der König von Dänemark sollte nicht nur die Waffen niederlegen und auf das niedersächsische Kreisobersten-amt, sowie auf alle und jedwede Ansprüche verzichten, die er irgendwie auf die niedersächsischen Erzbisthümer und Bisthümer erheben zu können vermeinen dürfte, sondern auch Holstein dem Kaiser überlassen, sämmtliche Kriegskosten tragen und den Sundzoll aufheben.

Vergebens suchte der Herzog von Holstein für Christian IV. mildere Bedingungen zu erlangen. Besonders war es Wallenstein, der von den gestellten Forderungen Nichts nachlassen wollte, weil es ihm mehr um die Fortdauer des Krieges, als um einen baldigen Frieden zu thun war und er seine Ansichten im kaiserlichen Rathe zu Wien getheilt wußte. In der That lehnte Christian die Friedensbedingungen der beiden Feldherren ab, worauf diese ihn mit ihrer Gesammtmacht zu erdrücken beschlossen.

Ohne die geringste Zögerung rückte das vereinigte ligistisch-kaiserliche Heer, unter Zurücklassung von zwölftausend Mann zur Deckung von Niedersachsen, gegen die dänischen Verschanzungen bei Hamburg vor, die in raschem Anlauf genommen wurden, und drang dann in Holstein ein. Während der Belagerung von Pinneberg wurde Tilly beim Rekognosciren der feindlichen Werke durch einen Schuß aus einer Wallbüchse oberhalb des Knies verwundet und vom Pferde geworfen. Obgleich die Wunde nicht gefährlich war, konnte er an dem Feldzuge keinen weiteren Antheil nehmen, sondern mußte sich nach Lauenburg zurückbringen lassen; Wallenstein setzte daher nach der Einnahme von Pinneberg die Verfolgung des unaufhaltsam zurückweichenden Dänenkönigs allein fort. Mit dem Falle der Festung Rendsburg, die am 4. Oktober 1627 kapitulirte, war Holstein für Christian IV. verloren und Schleswig stand dem Friedländer offen, der alsbald auch vor dem Lager Christians bei

Flensburg erschien. Auch hier hielt ihm der König von Dänemark nicht Stand; eilends verließ er sein Lager und floh mit seinem Stabe nach der Insel Fühnen. Der mit einer dänischen Heeresabtheilung von siebentausend Mann zurückgebliebene Rheingraf Otto Ludwig zog sich, unter beständigen Plänkeleien mit der friedländischen Uebermacht, über die Grenze von Jütland bis nach Wiborg zurück und schiffte sich schließlich gleichfalls mit dem größten Theile seiner Truppen nach Fühnen ein. Ein kläglicher Ueberrest des dänischen Heeres, der den Rückzug bis nach der Spitze Jütlands fortsetzte, wurde vollständig aufgerieben.

So wenig Mühe dieser Feldzug auch dem siegreichen Wallenstein gekostet, da er nur die Ernte eingeheimst, die Tilly geschnitten, war doch der errungene Erfolg glänzend genug, um seinen Ruhm zu schwindelnder Höhe emporzutragen; denn der Feind war vollständig niedergeworfen, und kaiserliche Völker konnten ihre Pferde in den Fluthen des Skagerrack tränken. Ferdinand II. belohnte seinen ehrgeizigen Feldherrn durch die Verleihung einer neuen Rangerhöhung, indem er ihm im Februar 1628 für das von ihm erworbene Fürstenthum Sagan den Herzogstitel mit den ausgedehntesten Hoheitsrechten verlieh. Schon vorher hatte er ihm die Länder und Besitzungen der beiden Herzoge von Mecklenburg, die denselben wegen ihres Anschlusses an Dänemark abgesprochen worden waren, als Unterpfand für seine Kriegskosten überwiesen.

Obgleich der auf seine Inseln geflüchtete Dänenkönig vollständig kampfunfähig gemacht worden, war doch noch kein Friede mit ihm geschlossen, und überdies standen die Mächte der westlichen Koalition noch in voller Kriegsbereitschaft da; die beiden Heere, die der Sache des Kaisers den Sieg errungen, blieben daher in unverminderter Stärke im Felde stehen. Während Tilly seine Standquartiere in den Wesergegenden genommen, um die deutsche Nordwestgrenze gegen die Feindseligkeiten der Holländer zu schützen und die letzten Reste dänischer Völker aus Niedersachsen zu vertreiben, hatte Wallenstein seine Schaaren in Mecklenburg und Pommern eingelagert; denn er verfolgte neue, großartige Pläne. Der Zug durch Jütland hatte seine Aufmerksamkeit auf die norddeutschen Küsten gelenkt und ihn zu der Ueberzeugung geführt, daß einem Feinde gegenüber, der, vom Lande vertrieben, sich auf das hohe Meer retten konnte, eine starke Flotte unentbehrlich sei. Diese zu schaffen, war das nächste Ziel seines Strebens, das des Kaisers vollständigste Billigung fand. Um diesem Ziele näher zu kommen, hatte Wallenstein Sorge getragen, sich in den Küstenländern des baltischen Meeres möglichst festzusetzen, und war eifrig bemüht, sich der bedeutenderen Hafenstädte zu versichern. Ganz besonders war sein Augenmerk auf die reiche und mächtige Hansestadt Stralsund

gerichtet, deren Besitz nicht nur für die Errichtung einer kaiserlichen Seemacht von ganz besonderer Wichtigkeit war, sondern ihm selbst auch die Aussicht auf den Erwerb des Herzogthums Pommern eröffnete, mit dessen hochbetagtem Herzog Bogislaw XIV. das einheimische Fürstenhaus dem Erlöschen entgegen ging.

Schon im November 1627 hatte Bogislaw sich dazu verstehen müssen, zehn Regimenter Wallensteinischer Truppen als Besatzungen in seine Städte aufzunehmen und sein bisher ganz friedliches Land den wilden Schaaren preiszugeben. Nur die einzige Stadt Stralsund hatte sich, unter Berufung auf ihre Privilegien, der Einlagerung kaiserlicher Truppen widersetzt. Wallenstein hatte hierauf durch seinen Obersten Arnim — einen ebenso gewandten Staatsmann als kriegserfahrenen Feldherrn aus einer brandenburgischen Adelsfamilie, der zuerst in Schweden gedient und später im Dienste Polens mit Auszeichnung gegen die Türken gekämpft — von der durch denselben besetzten Insel Rügen aus die Stralsunder auffordern lassen, entweder eine kaiserliche Besatzung aufzunehmen oder sich durch die Zahlung von hundertfünfzigtausend Thalern davon loszukaufen. Da Beides verweigert worden, hatte Arnim am 14. Februar 1628 die kleine, den Hafen von Stralsund beherrschende Insel Dänholm besetzt.

Obgleich sich die Stadt hierauf zur Zahlung von dreißigtausend Thalern verstanden hatte, ließ Wallenstein, der inzwischen zum „General der ganzen kaiserlichen Schiffsarmada, wie auch zu des oceanischen und baltischen Meeres General" ernannt worden, an Arnim den Befehl ergehen, durch einen sofortigen Angriff auf die Stadt die Aufnahme einer kaiserlichen Besatzung zu erzwingen. Um diesem Befehle nachzukommen, schritt Arnim zur Befestigung des Dänholms; da jedoch die zum äußersten Widerstand entschlossenen Stralsunder auf ihren Schiffen herbeieilten, um die Befestigungsarbeiten zu stören, und Arnim, dem weder Kriegsschiffe noch ausreichende Lebensmittel zu Gebote standen, befürchten mußte, von der Insel Rügen abgeschnitten zu werden, hielt er es für gerathen, den Dänholm aufzugeben und nach Rügen zurückzukehren.

Nach Arnims Abzug (15. April 1625) bereiteten sich die Stralsunder aufs Aeußerste vor und gelobten mit einem feierlichen Eidschwur, „bei der Augsburgischen Konfession wie bei dem heiligen römischen Reiche getreulich zu verbleiben, zugleich aber auch für die Rechte und Freiheiten ihrer Stadt bis auf den letzten Blutstropfen zu kämpfen und keinerlei fremde Besatzung aufzunehmen." Zugleich sandten sie den Protonotarius Vahl nach Prag, um von dem dort weilenden Kaiser die Zurücknahme der Forderungen Wallensteins zu erbitten. Vahl wurde an diesen selbst verwiesen; er erhielt jedoch von dem Herzog, der gleichfalls in Prag anwesend war, den Bescheid: „Schon befänden sich fünfzehn Regimenter auf dem Marsche

gegen die Stadt; den Befehl dazu werde er nicht zurücknehmen. Er selbst gedenke dahin zu kommen und werde nicht von dannen ziehen, bis die kaiserliche Besatzung in die Stadt aufgenommen worden. Sein Vorhaben müsse ausgeführt werden, und sollten hunderttausend Mann darüber zu Grunde gehen, ja er selbst das Leben verlieren."

Nach der Abreise Wallensteins von Prag erwirkte indessen der ebenso staatskluge als seinem Kaiser treuergebene Reichsvicekanzler von Strahlendorf, im Vereine mit mehreren andern ähnlich gesinnten Mitgliedern des Reichshofraths, dem Gesandten der Stralsunder von Ferdinand selbst eine mildere Antwort. „Der Kaiser", so wurde er beschieden, „sei nicht gewillt, die Stadt wider Billigkeit und ungehörter Sache bedrängen zu lassen. Es solle dem Feldhauptmann anbefohlen werden, jeden erweckten Mißverstand aufzuheben, damit die Stadt Ursache habe, gegen Seine Majestät in steter Devotion zu verbleiben."

In dem guten Glauben, daß dem Willen des obersten Herrn auch dessen höchstgestellter Diener sich zu fügen habe, reiste der Gesandte mit dem erhaltenen Bescheid dem Herzog von Friedland nach Prenzlau nach; seine Hoffnungen wurden jedoch von Wallenstein durch den vermessenen Ausspruch vernichtet: „Und wenn Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, so müßte es herunter." Diesen stolzen Worten entsprachen die Anstalten, die der Herzog zur Bekämpfung der Stralsunder traf. Der eigene Landesherr, Herzog Bogislaw, mußte zur Beschießung seiner Stadt schweres Geschütz aus Stettin, sowie die nöthigen Lebensmittel für die Belagerer herbeischaffen. Auch der Kurfürst von Brandenburg erhielt Befehl, Kanonen und Pulver aus dem Zeughause zu Küstrin in das kaiserliche Lager vor Stralsund bringen zu lassen. Alle disponiblen Regimenter aus Mecklenburg und Holstein wurden zum Belagerungskorps gezogen.

Unterdessen hatte Arnim, den der Kaiser auf Wallensteins Verwenden zum Feldmarschall ernannt, bereits am 23. Mai die Belagerung von Stralsund begonnen und war bei einem am 2. Juni unternommenen Sturme in den Besitz der Außenwerke gekommen. Schon sank den Belagerten der Muth, als am 4. Juni dänische Schiffe mit vier Compagnien Fußvolk zur Unterstützung der Stadt in den Hafen einliefen. Bereits vor dem Beginne der Belagerung hatte Christian IV. den Stralsundern seine Hilfe angeboten; sie hatten dieselbe jedoch abgelehnt, weil sie die Befreiung aus ihrer Bedrängniß durch den Kaiser erwarteten und deshalb nicht mit einer fremden Macht in Verbindung treten wollten; jetzt ließ sich die dänische Hilfe jedoch nicht mehr zurückweisen. Da indessen immer mehr dänische Truppen anlangten, stieg unter der Bürgerschaft der Ver-

dacht auf, der Dänenkönig wolle die Bedrängniß der Stadt benutzen, um dieselbe für immer in seine Gewalt zu bringen.

In dieser Besorgniß, die durch die Haltung des Führers der dänischen Truppen, des Obersten Holk, erhöht wurde, hielten es die Stralsunder für gerathen, auch die ihnen von dem König von Schweden angebotene Hilfe anzunehmen, indem der Magistrat der Ansicht war, daß die Stadt gegen die etwaigen Eroberungsgelüste beider Monarchen am besten geschützt sein werde, wenn in ihren Mauern sowohl schwedisches als dänisches Kriegsvolk liege, da sicher keiner von Beiden die Stadt in die Hände des andern fallen lassen werde. So erschienen in Stralsund auch zwölfhundert Mann schwedischer Truppen, wogegen der Magistrat sich allerdings dazu verstehen mußte, mit Gustav Adolf einen „ewigen Bund" zu schließen, der die Stadt vollständig in die Hände des Schwedenkönigs gab.

Am 7. Juli traf Wallenstein selbst im Lager von Stralsund ein, und schon am folgenden Abend ließ er Sturm laufen und den Angriff die ganze Nacht hindurch fortsetzen. Zwei Schanzen wurden genommen, und bei dem am folgenden Tage erneuerten Sturme fielen fast alle Vorwerke in die Hände der Kaiserlichen. Der erschrockene Magistrat sandte Abgeordnete an Wallenstein, um über den Frieden zu unterhandeln, und wider Erwarten stellte der Herzog billige Bedingungen; aber die fremden Obersten in der Stadt waren gegen jeden Ausgleich und setzten die Feindseligkeiten durch Ausfälle fort, durch welche dem kaiserlichen Heere schwere Verluste zugefügt wurden. Aufs Heftigste erzürnt, ließ Wallenstein am 13. Juli die Stadt vierundzwanzig Stunden lang aus allen seinen Batterien beschießen, so daß die Erde erdrohnte und Stralsund in Rauchwolken eingehüllt war. Aber auch dadurch gelangte er nicht zum Ziele; denn der gesunkene Muth der Bürgerschaft wurde neu belebt durch die Nachricht, daß der König von Dänemark selbst mit einer zahlreichen Flotte herannahe. Auch die Elemente schienen den Stralsundern zu Hilfe kommen zu wollen; denn heftige, mehrere Tage anhaltende Regengüsse verwandelten das ganze kaiserliche Lager in einen bodenlosen Sumpf, so daß alle Operationen eingestellt werden mußten und die Soldaten vollauf zu thun hatten, um sich gegen das tobende Element zu schützen.

Unter diesen Umständen gab Wallenstein die Hoffnung auf, den Widerstand der Stadt brechen zu können, und da ihm zugleich die Anwesenheit der dänischen Flotte in der Nähe der mecklenburgischen Küste Besorgnisse einflößte, beschloß er, die Belagerung von Stralsund aufzuheben. Während dabei seine Ehre durch den kaiserlichen Befehl, die Stadt nicht zu bedrängen, gedeckt schien, sicherte er sich zugleich durch die Herbeiführung eines gütlichen Ausgleichs bei dem Kaiser das Verdienst bereitwilliger Folgeleistung. Er ließ den Stral-

ſondern annehmbare Friedensbedingungen übermitteln; da jedoch die Entſcheidung nicht ſogleich erfolgte, weil ſie nicht mehr von der Bürgerſchaft allein, ſondern hauptſächlich von dem guten Willen der fremden Befehlshaber abhing, verließ er das Lager, ohne die Antwort abzuwarten, und begab ſich nach Güſtrow. Seinem Befehle gemäß hob Arnim am 1. Auguſt 1628 die Belagerung auf, bei welcher zwölftauſend Mann kaiſerlicher Truppen theils den feindlichen Kugeln, theils der Ungunſt der Witterung erlegen waren.

So war Stralſund ſiegreich aus dem verderbendrohenden Kampfe hervorgegangen; aber die Selbſtſtändigkeit der Stadt hatte nichtsdeſtoweniger eine ſchwere, für Deutſchland verhängnißvolle Einbuße erlitten, denn während die däniſchen Söldner bis auf dreihundert Mann entlaſſen wurden, dachte Guſtav Adolf nicht daran, ſeine Beſatzung auch nur um einen Kopf zu verringern, ſie wurden ſogar durch beſtändige Zuzüge binnen wenigen Monaten auf ſiebentauſend Mann gebracht. Stralſund blieb unter ſchwediſcher Abhängigkeit, und Guſtav Adolf hatte in Deutſchland feſten Fuß gefaßt.

Das Waffenglück, das dem Herzog von Friedland vor Stralſund den Rücken gewandt, kehrte bald zu ſeinen Fahnen zurück. Der König von Dänemark war nach einem von den Kaiſerlichen ſiegreich zurückgewieſenen Angriff auf die Inſel Rügen in Pommern gelandet und hatte mit ſechs Regimentern Fußvolk und fünfzehn Schwadronen Reiterei Wolgaſt beſetzt, in der Abſicht, dieſe Stadt zu einem großartigen Waffenplatz umzuſchaffen. Da dieſe Einlagerung der Dänen in der unmittelbaren Nähe von Mecklenburg dem Herzog von Friedland Beſorgniſſe einflößen mußte, griff er am 22. Auguſt 1628 Wolgaſt an und gelangte nach zwei vergeblichen Stürmen in den Beſitz der Stadt, worauf ſich der Dänenkönig, durch ſeine Reiterei gedeckt, auf ſeine Schiffe zurückzog. Nach der Eroberung von Wolgaſt wandte ſich Wallenſtein gegen die Hafenſtadt Roſtock, die bisher hartnäckig die Aufnahme kaiſerlicher Truppen verweigert hatte, und zwang dieſelbe zu einem Vergleich, kraft deſſen tauſend Mann friedländiſchen Kriegsvolks in die Stadt gelegt wurden.

Da die Mittel des Dänenkönigs durch den vierjährigen Krieg vollſtändig erſchöpft waren und Wallenſtein auf nichts Geringeres ſann, als Dänemark in ein kaiſerliches Lehen zu verwandeln, bemühten ſich die Mächte der weſtlichen Koalition, den Kurfürſten Maximilian von Baiern für einen Separatfrieden der Liga mit Chriſtian IV. zu gewinnen, um auf dieſem Wege einen für den Dänenkönig günſtigen Frieden mit dem Kaiſer herbeizuführen; Maximilian lehnte jedoch alle getrennten Friedensunterhandlungen ab, indem er jeden Anlaß zu einem Zerwürfniß mit dem Kaiſer vermeiden wollte. Hierauf begab ſich der Unterhändler der verbündeten

Mächte, der französische Gesandte Charnacé, nach Kopenhagen, um Christian IV. durch die Aussicht auf neue Unterstützung an Mannschaft und Geld zur Fortsetzung des Krieges zu bestimmen; Christians IV. Muth war jedoch gebrochen, und seine Wünsche beschränkten sich auf einen Frieden ohne Verlust. Auch in Deutschland war die Sehnsucht nach der endlichen Wiederherstellung des Friedens eine immer größere und allgemeinere geworden, und Niemand war demselben entgegen als Wallenstein, dessen weitausschauende Entwürfe nur bei der Fortsetzung des Krieges Aussicht auf Verwirklichung hatten. Da indessen der Kaiser selbst, den Wallenstein längere Zeit durch die Vorspiegelung weiter zu erlangender glänzender Vortheile für seine Kriegspläne zu gewinnen gewußt, durch die dringenden Vorstellungen der Kurfürsten umgestimmt, sich immer entschiedener der Friedenspartei zuneigte, konnte der Herzog von Friedland nicht umhin, den Wünschen derselben Rechnung zu tragen. Seine Bestrebungen richteten sich unter diesen Verhältnissen zunächst nur noch auf die Sicherung des Fortbesitzes von Mecklenburg, und nachdem es ihm gelungen war, Christian IV. durch die Aussicht auf die Erlangung günstiger Friedensbedingungen zu einer Gewährleistung desselben zu bewegen, stimmte auch er für einen friedlichen Ausgleich mit Dänemark.

Auf der im Januar 1629 zu Lübeck eröffneten Friedenskonferenz, auf welcher Wallenstein für den Kaiser unterhandelte, während Tilly die Fürsten der Liga vertrat, erlangte der Dänenkönig den Frieden unter Bedingungen, welche die Welt in Staunen setzen mußten. Gegen die einfache Verpflichtung, sich jeder ferneren Einmischung in die deutschen Verhältnisse, mit Ausnahme dessen, was Holstein betreffe, zu enthalten, erhielt Christian IV. seine sämmtlichen Provinzen zurück und erlitt keine andere Gebietseinbuße, als die der Inseln Nordstrand und Femern, die er an die Nebenlinie Schleswig-Holstein als Belohnung für ihre dem Kaiser bewiesene Treue abtreten mußte; auch blieb er von jeder Entschädigung für die Kriegskosten befreit. Vergebens hatte sich Tilly bemüht, wenigstens Einiges als Preis der errungenen Siege zu erlangen, namentlich zu Gunsten des deutschen Seehandels die Aufhebung aller neuen Zölle im Sunde, sowie Schadloshaltung für den muthwilligen Frevel, den der Dänenkönig mit so kalter, wohlüberlegter Grausamkeit und Tücke in dem Gebiete des reichstreuen Herzogs von Lüneburg-Celle verübt hatte: seine Bemühungen waren an Wallensteins Fürsorge für das Interesse des Dänenkönigs gescheitert. „Wahrlich", rief Christian IV. bei der Nachricht von dem erfolgten Friedensabschlusse aus, „der Kaiser gibt mir mehr, als ich begehrt!"

Der am 22. Mai 1629 vollzogenen Unterzeichnung des Lübecker Friedens folgte am 10. Juni durch einen kaiserlichen Gnadenbrief

die förmliche Uebertragung des Herzogthums Mecklenburg als erbliches Reichslehen an den Herzog von Friedland. Die beiden aus ihren Ländern vertriebenen Herzoge waren schon am 1. Februar 1628 durch ein kaiserliches Manifest ihrer Länder verlustig erklärt worden, „weil sie hartnäckig in dem Bunde mit dem Reichsfeinde verblieben seien und die kaiserlichen Ermahnungen verächtlich in den Wind geschlagen hätten".

Das Restitutionsedikt (1629). — Wallensteins Entlassung (1630).

Nach dem Abschluß des Friedens von Lübeck konnte die Aufgabe Wallensteins als gelöst angesehen werden, und die deutschen Fürsten und Stände glaubten sich endlich der Hoffnung hingeben zu dürfen, daß das schwere Joch der friedländischen Soldateska, gegen deren Ausschreitungen sie vielfach vergeblich bei dem Kaiser Klage erhoben hatten, von dem erschöpften und ruhebedürftigen Deutschland werde hinweggenommen werden. Aber Wallenstein, der sich noch weit von dem Ziele sah, das sein schrankenloser Ehrgeiz sich gesteckt, fand Mittel, auch jetzt noch den Feldherrnstab, mit welchem er bis dahin die Geschicke des Reiches gelenkt, in seiner Hand zu behalten. Unter dem Vorgeben, er wolle nach Italien ziehen, um in dem im Jahre 1627 nach dem Tode des kinderlosen Herzogs Vincenz II. von Mantua und Montferrat ausgebrochenen „Mantuanischen Erbfolgekrieg", in welchen sich Frankreich und der Kaiser — der Letztere im Bund mit Spanien — als Gegner eingemischt, die Sache des habsburgischen Hauses mit Nachdruck zu Ende zu führen, verlangte er sogar die Ermächtigung zur Verstärkung seiner Armada durch eine neue Anwerbung von zehn bis zwölftausend Mann. Zu der gleichen Zeit suchte er durch großartige Pläne zu einem Türkenkriege, der nichts Geringeres zum Ziele haben sollte, als die Eroberung von Konstantinopel, Tilly für sich zu gewinnen, während er insgeheim eifrig bemüht war, dessen hervorragendste Offiziere zu sich herüberzuziehen, um die gänzliche Auflösung des ligistischen Heeres herbeizuführen.

Einen Vorwand zur Befürwortung der Aufrechthaltung des Wallenstein'schen Kriegsheeres, das zu jener Zeit über hunderttausend Mann zählte, fanden die Freunde des Herzogs von Friedland in dem Restitutionsedikte. Der Kaiser hatte nämlich zu Anfang des Jahres 1629, dem Verlangen der katholischen Fürsten nachgebend, den Beschluß gefaßt, die durch Tilly's und Wallensteins Siege erlangte Macht zur Wiederherstellung des seit dem Augsburger Religionsfrieden vielfach verletzten Rechtszustandes der katholischen Kirche zu benutzen. Zu diesem Ende erließ er unterm 6. März

das „Restitutionsedikt", das die Rückgabe jener katholischen Bisthümer (zwei Erzbisthümer und zwölf Bisthümer), Abteien und Klöster befahl, welche die Protestanten mit offenbarer Verletzung des Augsburger Religionsfriedens an sich gerissen hatten, die Ausschließung aller nicht dem Augsburgischen Bekenntnisse angehörigen Akatholiken, d. h. der Kalvinisten, von diesem Frieden neu einschärfte und den katholischen wie den lutherischen Reichsständen das von den letzteren bisher allein ausgeübte „Reformationsrecht" — jus reformandi —, d. h. das Recht der Einführung oder Beibehaltung ihrer Konfession in ihren Gebieten, zugestand. Da man sich auf Widersetzlichkeit von Seiten der durch das Restitutionsedikt Betroffenen gefaßt halten zu müssen glaubte, wurden die Kommissarien, welchen die Durchführung des kaiserlichen Erlasses in den einzelnen Kreisen übertragen war, ermächtigt, in allen Fällen, wo Widerstand versucht werde, „die nächst gelegene Armada, sowohl kaiserliches als auch der katholischen Liga Volk, zu requiriren."

Daß das Restitutionsedikt in seinem Prinzipe durchaus rechtmäßig und gesetzlich war, unterliegt keinem Zweifel; denn es entsprach vollständig den Satzungen des Augsburger Religionsfriedens, und wenn Denjenigen, die sich widerrechtlich und gewaltthätig in den Besitz katholischer Kirchengüter gesetzt, ihr Raub nöthigenfalls mit Gewalt wieder entrissen werden sollte, so war dagegen vom streng rechtlichen Standpunkte aus sicher Nichts einzuwenden. Ob aber das Restitutionsedikt eine politisch kluge Maßregel war, ist eine andere Frage, über welche sich streiten läßt. Thatsache ist, daß es den Gegnern des Friedens neue Waffen in die Hand gab, mächtige Alliirte der Sache des Kaisers entfremdete und der Kirche selbst mehr Nachtheil als Vortheil brachte.

Begonnen wurde mit der Durchführung des Restitutionsedikts in den Erzstiften Bremen und Magdeburg, indem in jenem die Ernennung des Herzogs Johann Adolf von Holstein und in diesem die des Herzogs August von Sachsen, eines Sohnes des Kurfürsten Johann Georg, zu Administratoren für ungiltig erklärt und in beiden die Wahl des Erzherzogs Leopold Wilhelm, eines Sohnes des Kaisers, von dem Papste erwirkt wurde.

Da der Magistrat von Magdeburg sich der Ausführung des kaiserlichen Ediktes widersetzte, erhielt Wallenstein den Auftrag, dieselbe durch Waffengewalt zu erzwingen. Zu diesem Ende ließ der Herzog von Friedland im März 1629 Magdeburg durch den Grafen Altringer absperren, wobei die umliegenden Dörfer verwüstet und die Bauern gezwungen wurden, Schanzen aufzuwerfen. Als die Magdeburger die Fortsetzung dieser Arbeiten durch Abfeuerung ihrer Geschütze zu verhindern suchten, wurden viele der dabei beschäftigten Bauern getödtet; dennoch mußten die übrigen fortar-

beiten, denn wer zu entfliehen suchte, wurde von den Kroaten niedergehauen.

Nachdem die Einschließung der Stadt bereits vier Monate gedauert, ohne daß die Magdeburger nachgegeben, erschien Wallenstein im Juli 1629 persönlich im Lager Altringers, um die Stadt durch Unterhandlungen zur Aufnahme einer kaiserlichen Besatzung zu bestimmen; doch auch dies gelang ihm nicht, und da er, durch das Beispiel Stralsunds gewarnt, keine Lust trug, abermals große Heermassen aufzuopfern, ließ er gegen Ende September die Belagerung aufheben, nachdem bei derselben an zweitausend Mann kaiserlicher Truppen den Tod gefunden. So blieb Magdeburg protestantisch.

Ohne jedweden Widerstand fügte sich der Rath von Augsburg dem kaiserlichen Erlasse. Auch in Halberstadt wurde das Restitutionsedikt ohne große Schwierigkeiten zur Ausführung gebracht. Nachdem die Domherren gezwungen worden, ihre Stellen niederzulegen, nahmen die kaiserlichen Kommissarien die Hinterlassenschaft des Administrators Christian von Braunschweig in Beschlag und forderten dessen Bruder, den Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig, zur Rückerstattung aller derjenigen geistlichen Güter auf, die seine Vorfahren sich seit dem Passauer Vertrage widerrechtlich angeeignet hatten. Der Kurfürst von Sachsen, der aus Besorgniß vor dem Verluste der gegen die Bestimmungen des Augsburger Religionsfriedens in den Besitz seines Hauses übergegangenen Bisthümer Meißen, Merseburg und Naumburg dem Kaiser in einer ausführlichen Schrift nachzuweisen gesucht, daß derselbe ohne Zuziehung sämmtlicher Kurfürsten und Stände des Reiches zu dem fraglichen Erlasse nicht berechtigt gewesen, gab Ferdinand, unter Zurückweisung seiner Einwendungen, die Zusicherung, daß er in Anbetracht seiner Betheiligung an der Unterdrückung des böhmischen Aufstandes im Besitz der in Rede stehenden Bisthümer verbleiben solle, und wiederholte dabei die Versicherung, daß es ihm nie in den Sinn gekommen, die protestantische Konfession auszurotten.

Nichtsdestoweniger blieb in der Seele des Kurfürsten ein Stachel des Unmuths zurück, der sich besonders in den von ihm getroffenen Anordnungen zur Säkularfeier der Uebergabe der Augsburger Konfession geltend machte. Wie in Kursachsen, so wurde dieser Tag (25. Juni 1630) auch in den Gebieten der meisten anderen norddeutschen Fürsten zu einer großartigen Manifestation gegen das Papstthum benutzt. „Gott hat die Umtriebe des Satans vereitelt und die Konfession des Reiches erhalten und verbreitet!“ — das war das Thema, das auf allen Kanzeln und in zahllosen Flugschriften behandelt und zu den gehässigsten Auslassungen gegen die katholische Kirche ausgebeutet wurde.

Unterdessen erhoben sich von allen Seiten die lautesten Klagen

über die furchtbare Tyrannei der friedländischen Kriegsschaaren. Nicht nur in den von dem Restitutionsedikt betroffenen Gebieten, sondern auch in den von ihnen durchzogenen Ländern katholischer Fürsten verübten sie die unerhörtesten Erpressungen und Gewaltthätigkeiten. Wie von dem obersten Feldherrn, so wurden auch von seinen Generalen die willkürlichsten Steuern ausgeschrieben und mit der empörendsten Härte beigebracht. Die Hauptleute lebten in Prunk und Ueberfluß und schienen durch ihre Verschwendung dem Elende der ausgesogenen Bürger und Bauern Hohn sprechen zu wollen. Was die Soldaten nicht verzehren konnten, richteten sie muthwillig zu Grunde. Viele Landleute starben Hungers; andere fristeten mit Eicheln und Wurzeln ein klägliches Dasein. Ueber den Marsch der Truppen, die der friedländische Oberst Colalto nach Italien führte, schrieb der Erzherzog Leopold an seinen kaiserlichen Bruder: „Eure Kaiserliche Majestät glauben nicht, wie das Volk auf den Durchzügen hauset. Ich bin auch etliche Jahre dem Kriegswesen nachgezogen; aber solche Gräuel, wie jetzt, habe ich nicht gesehen, auch nie verstattet. Es kann nicht ohne allen Schaden abgehen; allein das Brennen, das Todtschlagen, das Abschneiden der Ohren und Nasen, anderer Martern, welche den armen Leuten angethan werden, nicht zu gedenken, diese Ausschweifungen können die Offiziere gar wohl verhindern. Ich weiß wohl, man will Euere Majestät solche Sachen auszureden suchen; aber ich versichere Sie, daß das, was ich schreibe, Wahrheit ist. Mir, Euerer Majestät treuestem Bruder, können Sie so viel glauben. Die Offiziere spicken ihre Beutel mit der armen Leute Schweiß und Blut, und ich könnte mehrere nennen, die vor kurzer Zeit schlecht einhergezogen sind, jetzt aber drei oder viermalhunderttausend Gulden baares Geld besitzen. Diese Summen erhielten sie nicht vom Feinde, sondern sie preßten sie der katholischen Fürsten armen Unterthanen ab. Die Ungeduld fängt an so groß zu werden, daß ich mich in meinem Gewissen verbunden halte, alles dies Euerer Majestät zu berichten. Eine gute Abmahnung an den Herzog von Friedland wird nicht schaden können."

So trostlos war der Zustand des Reiches, als Ferdinand II. am 3. Juli 1630 zu Regensburg seinen ersten Reichstag eröffnete, den er auf das Drängen der ligistischen Fürsten ausgeschrieben. Nur die vier katholischen Kurfürsten waren erschienen; Sachsen und Brandenburg hatten sich mit den Einquartierungen der Wallenstein'schen Völker entschuldigt und ließen sich durch Gesandte vertreten. Wetteifernd klagten alle Anwesenden über die unumschränkte Macht Wallensteins, „der Jedermann nach seinem Willen zwinge, ohne Recht, ja ohne rechtlichen Vorwand", und über den unerträglichen Druck seiner Kriegsvölker, „die vom Reich nicht allein ernährt, sondern mit allen Hauptleuten und Obersten auch besoldet

werden müßten." Schrecklich war insbesondere der Bericht, den die pommerischen Abgeordneten über die Lage ihres Landes erstatteten. „Bogislaw", sagten sie, „nahm die kaiserlichen Truppen als Freunde auf, und sie peinigen seine Unterthanen bis aufs Blut. Ganz allein im Fürstenthum Stettin werden die Kontributionen auf zehn Millionen angeschlagen. Den armen Leuten wurden die Hemden vom Leibe weggenommen; Andere übergaben den Offizieren statt baaren Geldes ihre fahrende Habe mit Thränen. Die Exekutoren schätzten einen Zug Ochsen auf zwei Thaler und nahmen ihn für diesen Spottpreis den Bauern hinweg. Noch täglich werden die Wirthe barbarisch geprügelt; Alles wird verbrannt und verheert, der Gottesdienst gehindert. Bogislaws Einkünfte aus seinem großen Herzogthum reichen nicht mehr zur Unterhaltung seiner Tafel hin, und jeder kaiserliche Rittmeister in Pommern lebt fürstlicher als er. Sieben pommerische Städte sind seit der Ankunft der Kaiserlichen durch den Muthwillen der Letzteren in Asche gelegt; ganze Distrikte von sechs und mehreren Meilen sind verödet." Kurbrandenburg berechnete seinen Schaden auf zwanzig Millionen Gulden, Hessen-Kassel auf sieben Millionen. Württemberg brauchte monatlich hundertzwanzigtausend Thaler, um achttausend Mann kaiserlicher Truppen zu erhalten. Die einzige Stadt Nürnberg hatte monatlich zwanzigtausend Thaler, Berlin zehntausend Thaler zahlen müssen. „Alle diese Klagen", so lautete die einstimmige Erklärung, „fallen auf das oberste Haupt des Heeres zurück, und darum ist Abhilfe nur durch die Entfernung desselben möglich."

Was allen diesen Klagen den stärksten Nachdruck gab, war die entschiedene Haltung der Liga. Schon seit dem Jahre 1626, nachdem Wallensteins Heerführung kaum ein Jahr gedauert, hatten die ligistischen Fürsten bei dem Kaiser Beschwerde geführt über des Herzogs Willkür und sein rücksichtsloses Auftreten in ihren Ländern, die trotz der großen Opfer, welche die Liga durch den Unterhalt ihres Heeres für die Sache des Kaisers und des Reiches bringe, fast noch schwerer als die übrigen Stände mit Einquartierungslasten und Kontributionen heimgesucht würden, und es hatte von Seiten Ferdinands ebensowenig an Zusagen, ihren Beschwerden gerecht zu werden, als an ernsten Ermahnungen bei dem Herzog von Friedland gefehlt; aber das eigenthümliche Verhältniß, in welches der Kaiser sich von Anfang an zu seinem obersten Feldherrn gestellt, war mächtiger als sein guter Wille, und eine Verringerung der friedländischen Armada wurde von dem Hofkriegsrath zu Wien für ebenso unzulässig erklärt, als die von den Fürsten der Liga schließlich verlangte Entlassung Wallensteins. Auf dem Reichstage zu Regensburg endlich hofften sie die Sache zu der von ihnen erstrebten Entscheidung zu bringen.

Mit dem Wunsche, das eiserne Joch gebrochen zu sehen, das die friedländische Gewaltherrschaft dem deutschen Reiche auferlegt hatte, verband sich bei den protestantischen wie bei den katholischen Fürsten die Furcht vor der Uebermacht des Kaisers, vor welcher sie besonders der Kardinal Richelieu im Interesse seiner ränkevollen antihabsburgischen Politik mit Besorgnissen erfüllt hatte; daher stimmten Alle dem Antrage bei, den Maximilian von Baiern auf die Entlassung Wallensteins einbrachte.

Lange schwankte der Kaiser; denn er wußte, daß die Entlassung seines obersten Feldherrn gleichbedeutend war mit seiner eigenen Entwaffnung und der Verzichtleistung auf die Macht, die Wallenstein ihm errungen. Auch verfehlten die Freunde des Herzogs von Friedland nicht, für dessen Verbleiben im Amte Gründe geltend zu machen, die in den Augen Ferdinands um so schwerer wiegen mußten, als sie zum größten Theile mit seinen eigenen Ansichten und Gefühlen im Einklange standen. „Einen so versuchten, vernünftigen, tapferen und verdienten General mitten im Laufe seiner Siege abzudanken", so stellten sie dem Kaiser vor, „wäre wider alle Gerechtigkeit, alle Billigkeit, alle Staatsklugheit, wider Vernunft und Gewissen. Wallenstein habe Armeen bis zu hunderttausend Mann aufgebracht, und erhalte sie ohne Kosten für den Kaiser und die Erbländer. Allerdings bedürfe es dazu vielen Unterhalts, der den Ständen des Reiches hart ankomme; dafür könne jedoch auch der Bauer bei seinem Pfluge, der Handelsmann bei seinem Geschäfte, der Fürst bei seinem Lande bleiben. So lange Wallenstein die Waffen geführt, habe es Successe und Viktorien geregnet; das Kriegsvolk sei willig, wohlunterhalten und in guter Disciplin und das kaiserliche Ansehen über Alles erhoben worden. Niemanden könne der Kaiser mehr trauen, als Wallenstein, der schon in der böhmischen Rebellion Alles um des Kaisers willen verlassen habe. Wie wäre es zu denken, daß ein Fürst aus dem Stamme des Erzhauses so undankbar sein könne, daß er Gutes mit Bösem, Ehre mit Schmach, Verdienst mit Beleidigung vergelten wolle? Der Herzog habe bei allem, was er unternommen, nur die Befehle des Hofes befolgt; daher seien auch die Klagen der Kurfürsten nicht eigentlich gegen ihn, sondern gegen den Hof gerichtet; da sie sich jedoch nicht getrauten, diesen selbst anzugreifen, so wendeten sie sich gegen den Herzog, als den Geringeren. Dieser müsse das nächste, der Kaiser werde das fernere Ziel sein. Seine Majestät dürfe jedoch künftige Nachfolger nicht der Gefahr aussetzen, daß sich die Glieder des römischen Reiches über das ihnen von Gott vorgesetzte Haupt erhöben."

Während die Freunde Wallensteins Alles aufboten, um den obersten Feldherrn am Ruder zu erhalten, zeigte dieser ein Benehmen, das Denjenigen Recht zu geben schien, die ihn der Ver-

folgung reichsfeindlicher Zwecke und verrätherischer Absichten beschuldigten. Schon seit längerer Zeit war es kein Geheimniß mehr, daß Gustav Adolf Vorkehrungen zu einem Kriege gegen Deutschland traf; dem Herzog hätte also, als dem berufenen Beschützer des Reichs, vor Allem die Pflicht obgelegen, seine Streitkräfte an der Ostseeküste zu concentriren, um die Landung des Schwedenkönigs zu verhindern und dadurch die drohende neue Kriegsgefahr im Keime zu ersticken. Statt dessen hatte er einen großen Theil seiner Truppen aus den bedrohten Ostseegegenden zurückgezogen und in den schwäbischen Kreis verlegt, während er selbst, obgleich von allem wohl unterrichtet, was in Schweden gegen das Reich geplant wurde, vollkommen ruhig theils in Sagan, theils in Böhmen weilte. Im Juni traf er in Memmingen ein, wo er durch die Entfaltung eines königlichen Prunkes es geradezu darauf anzulegen schien, die in Regensburg versammelten Fürsten aufs Aeußerste zu reizen und zu erbittern. Alles deutete darauf hin, daß er nur einen Wink des Kaisers erwartete, um den Reichstag durch einen Gewaltstreich zu sprengen und dadurch die Bemühungen Derer, die auf seine Entlassung drangen, für den Augenblick wenigstens zu Schanden zu machen. Die Nachricht von der inzwischen erfolgten Landung Gustav Adolfs ließ ihn vollständig kalt; auch die Fortschritte desselben in Pommern gaben ihm keine Veranlassnng, die dort stehenden kaiserlichen Truppen zu verstärken. Schien dies Alles nicht die verrätherische Absicht zu bekunden, dem Schwedenkönig das Eindringen in Deutschland zu erleichtern, um sich selbst am Ruder zu erhalten?

Wenn indessen Wallenstein wirklich die Absicht hatte, durch einen Gewaltstreich den Kaiser von seinen Drängern zu befreien, so beweist der Gang der Dinge, daß Ferdinand, falls er von diesem Plane Kenntniß erhalten, denselben entschieden zurückgewiesen haben muß. Nach längerem inneren Kampfe willigte er endlich, „wiewohl ungern und ohne Gutheißen und mit Protestation, an allem hieraus entstehenden Unheil vor Gott und der Welt unschuldig zu sein," in die Entlassung seines Feldherrn. Da es zweifelhaft erschien, ob Wallenstein sich seiner Absetzung gutwillig fügen werde, indem er an der Spitze seines Heeres stand und also die Macht in Händen hatte, sich der dem Kaiser abgerungenen Verfügung zu widersetzen, sandte Ferdinand zwei dem Herzog befreundete Männer, den Hofkanzler Grafen von Werdenberg und den Kriegsrath Freiherrn von Questenberg, mit dem Auftrage nach Memmingen, den kaiserlichen Oberfeldherrn „zur Niederlegung seines Kommando's in der Güte zu bewegen."

Wallenstein, der durch seinen Vetter, den Grafen Max von Waldstein, von allem, was in Regensburg verhandelt worden, ge-

naue Kunde erhalten, empfing die kaiserlichen Abgeordneten mit der größten Höflichkeit und bewirthete sie auf das Glänzendste. Als sie hierauf nach langem Zögern in wohlüberlegter Rede ihres Auftrags sich zu entledigen begannen, unterbrach er sie, indem er ihnen einige auf dem Tische liegenden Papiere mit den Worten überreichte: „Diese Papiere enthalten des Kaisers und des Kurfürsten von Baiern Nativität. Aus ihnen könnt ihr selbst sehen, daß ich euren Auftrag weiß. Die Sterne zeigen, daß des Kurfürsten von Baiern Spiritus den des Kaisers dominirt. Aus dieser Ursache gebe ich dem Kaiser keine Schuld. Es thut mir wehe, daß sich Seine Majestät meiner so wenig angenommen haben; aber ich will Gehorsam leisten." Nachdem er die kaiserlichen Abgeordneten mit reichen Geschenken entlassen, dankte er dem Kaiser schriftlich für das ihm bisher geschenkte Vertrauen und bat ihn nur, ihn in seinen Besitzungen zu schützen.

Da Ferdinand inzwischen den Kurfürsten, welche die Wiedereinsetzung der mecklenburgischen Herzoge verlangten, falls denselben nicht wirklicher Hochverrath nachgewiesen werden könne, die Einleitung einer Untersuchung über diese Angelegenheit zugesagt, ließ er an Wallenstein die Aufforderung ergehen, sich bis zur Erledigung dieser Sache auf seine Güter nach Böhmen zu begeben. Auch dieser Aufforderung leistete der Herzog sofort willige Folge: — glaubte er sich doch im Hinblick auf die von Norden heranziehende neue Wetterwolke versichert halten zu dürfen, daß der Gang der Ereignisse ihm einen vollständigen Triumph über seine Gegner bereiten und den Kaiser zu seiner Zurückberufung nöthigen werde.

Die Forderungen, welche die Kurfürsten zu Regensburg an den Kaiser gestellt, waren nicht auf die Entlassung Wallensteins beschränkt geblieben: auch durch eine bedeutende Reduktion der kaiserlichen Armada sollten der Macht Ferdinands engere Grenzen gezogen werden, und da ohnehin mit der Entfernung des Führers aus dem von ihm geschaffenen Heere die erhaltende Kraft geschwunden war, gab der Kaiser nach und willigte in die Verabschiedung des größten Theiles desselben. Das auf neununddreißigtausend Mann reducirte kaiserliche Heer sollte dem Oberbefehle Tilly's unterstellt werden, so daß derselbe fortan zweien Herren zu dienen hatte, zwischen denen seit längerer Zeit nicht das beste Einvernehmen geherrscht. Glücklicherweise stimmten dieselben in Bezug auf die Bekämpfung des neuen, gefährlichsten Gegners des deutschen Reiches so vollständig überein, daß ihrem gemeinsamen Feldherrn, dem der Gehorsam gegen seine Kriegsherren als die erste Pflicht erschien, Konflikte mit seinem Gewissen erspart blieben.

Nach der Entlassung Wallensteins und der Uebertragung des Oberbefehls über das reducirte kaiserliche Heer an den Feldherrn

der Liga brachte der Kurfürst von Sachsen das Restitutionsedikt zur Sprache, indem er, ohne die Rechtmäßigkeit desselben noch ferner zu bestreiten, darauf antrug, daß die Verfügungen des kaiserlichen Erlasses beschränkt und der Härte der mit der Vollziehung derselben beauftragten kaiserlichen Kommissarien Einhalt geboten werde. Nach längeren lebhaften Debatten über diese Forderung einigte man sich, auf den Vorschlag des Kurfürsten Maximilian von Baiern, dem es vor Allem darum zu thun war, ein einmüthiges Zusammengehen sämmtlicher Fürsten gegen den Schwedenkönig herbeizuführen, dahin, daß die Vollstreckung des Restitutionsediktes suspendirt bleiben solle, bis ein Kongreß, der auf den 3. Februar 1631 nach Frankfurt anberaumt wurde, die Art der Vollziehung desselben festgesetzt, die vorgefallenen Gewaltthätigkeiten untersucht und der Wiederholung derselben durch neue Bestimmungen vorgebeugt haben werde.

Auf dem Reichstag zu Regensburg kam auch eine Einigung zwischen dem Kaiser und Frankreich bezüglich des Mantuanischen Erbfolgestreites zu Stande, indem Ferdinand dem von Frankreich begünstigten Prätendenten, dem Herzog Karl von Nevers, die Belehnung mit Mantua zu ertheilen und seine Besatzungen aus dem Valtelin und Graubünden zurückzuziehen versprach.

Trotz aller Opfer, die der Kaiser auf dem Reichstage zu Regensburg dem inneren Frieden des Reiches gebracht, sollte sein Wunsch, seinen Sohn Ferdinand zum römischen Kaiser erwählt zu sehen, unerfüllt bleiben. Als der Graf Eggenberg diese Angelegenheit zur Sprache brachte, erklärten die Kurfürsten, daß eine Kaiserwahl nur zu Frankfurt und auf einem besonders dazu ausgeschriebenen Wahltag vorgenommen werden dürfe.

Als Kaiser Ferdinand am 13. November 1630 nach erfolgtem Schluß des Reichstags von Regensburg abreiste, um in seine Erblande zurückzukehren, hatte der Schwedenkönig Gustav Adolf sich bereits in einem großen Theile des nördlichen Deutschlands festgesetzt.

Gustav Adolf.

(geb. 1594, gest. 1632.)

„Gustav Adolf", sagt Janssen in seiner trefflichen Broschüre ‚Gustav Adolf in Deutschland' „gehörte bis vor einigen Jahrzehnten zu den gefeiertsten Helden der neueren Geschichte, und Napoleon empfahl das Leben dieses gewaltigen Mannes vor Allem deßhalb zu einem besonderen Studium, weil er es verstanden habe, sich sogar die Bewunderung Jener zu erwerben, auf deren Nacken

er seinen Fuß gesetzt. Diese Bewunderung wurde dem Schwedenkönig in Deutschland zu Theil. Während man ihn in seinem eigenen Lande nur als einen großen Feldherrn und Eroberer pries, ‚der Schwedens Macht und Ansehen zur höchsten Stufe erhoben und halb Europa vor dem schwedischen Namen erzittern machte,‘ wurde er von den Deutschen, auf deren Nacken er seinen Fuß gesetzt, zu einem idealen Glaubenshelden umgestaltet, der, von Natur friedliebend und uneigennützig, nur für die bedrängten Glaubensbrüder zum Schwerte gegriffen und für die ‚deutsche Unabhängigkeit‘ und die ‚Gewissensfreiheit‘ auf dem Schlachtfelde bei Lützen sein Leben gelassen habe. Man nannte ihn oft einen Märtyrer für die ‚heilige Sache der Menschheit.‘

„Diese Beurtheilung Gustav Adolfs hing innig zusammen mit dem schlimmen Wahn, daß der grauenhafte dreißigjährige Krieg, worin er eine so hervorragende Rolle spielte, ein Religionskrieg gewesen, in welchem es sich um die höchsten Fragen, um die edelsten Güter des Lebens gehandelt, ein Krieg, in welchem Katholiken und Protestanten sich für ihren Glauben mit blutigem Hasse verfolgt und insbesondere die Protestanten für die freie Ausübung ihres Glaubens einen Kampf auf Leben und Tod geführt hätten. Und den Kampf des Protestantismus sah man als einen Kampf für die Gewissensfreiheit an, als einen Kampf gegen die Aufnöthigung eines religiösen Bekenntnisses durch die Mittel äußerer Gewalt. Diese schlimmen Vorurtheile, die auch in unserem Jahrhundert den Parteihaß und die konfessionelle Erbitterung von Deutschen gegen Deutsche geschürt haben, sind Gottlob im Verschwinden. Sie machen bei unbefangenen Katholiken und Protestanten immer mehr der nüchternen geschichtlichen Anschauung Platz, daß in jenem Krieg nicht religiöse Fragen, sondern politische Machtverhältnisse entscheidend waren und das Blut der Deutschen nicht für den Glauben des Volkes floß, sondern für die weltlichen Zwecke regierender Häuser und demagogischer Umsturzmänner. Fremde Mächte protestantischer und katholischer Konfession fochten im dreißigjährigen Kriege, unterstützt von deutschen Fürsten, gegen Kaiser und Reich; fremde Eroberer durchzogen Deutschland mit ihren räuberischen Horden, und die Deutschen mußten die fremden Eroberer für ihre Verwüstungen mit deutschem Gut und Blut, mit Städten und Provinzen belohnen.“

Mit dem Urtheile dieses katholischen Geschichtsforschers über den dreißigjährigen Krieg und den gepriesensten Helden desselben stimmen die Ansichten vieler protestantischer Historiker überein, die sich in der Beurtheilung der deutschen Vergangenheit von den Vorurtheilen des einseitig-konfessionellen Standpunktes losgerissen haben und die Dinge von dem für jede Geschichte allein berechtigten

Standpunkte der Unparteilichkeit ins Auge faſſen. So ſagt K. A. Menzel: „Der dreißigjährige Krieg, der gewöhnlich für einen Religionskrieg gehalten wird, war kein Streit um Kirchenthümer, ſondern um Fürſtenthümer und Königreiche.“ Barthold ſchreibt das Unglück Deutſchlands in dieſem Kriege, „in welchem es ſich nur angeblich um kirchliche Fragen gehandelt“, ausſchließlich den fremden Kronen zu, „die, mit unüberbotener Geſchicklichkeit der Kraft- und Hilfsmittel einer ſchnöd-eigennützigen Partei im Innern ſich bemeiſternd und den frommen Irrwahn für ſich benutzend, unſer ſtarkes Volksganze in Feſſeln ſchlugen.“ Mit vernichtender Schärfe enthüllt Onno Klopp in ſeinem zehn Jahre vor ſeinem Uebertritt zur katholiſchen Kirche veröffentlichten „Tilly im dreißigjährigen Krieg“ das gleißneriſche, verrätheriſche Spiel, das der Schwedenkönig mit dem deutſchen Volke getrieben. Sehr richtig urtheilt auch Leo über Guſtav Adolf, wenn er ſagt: „Daß Guſtav Adolf vom deutſch-proteſtantiſchen Standpunkte aus auch ſo oft und ſo nachdrücklich geprieſen wird, iſt reine Verblendung und Urtheilstradition. Zunächſt pries ihn die Partei, welche in Deutſchland zu ihm hielt ... Sie ſchrieb ihm die Rettung des Proteſtantismus zu, weil er klug genug war, die proteſtantiſchen Intereſſen immer als Bemäntelung ſeiner Umwälzungspläne im Munde zu führen.“ Ueber die Folgen des Einfalles des Schwedenkönigs in Deutſchland ſagt Leo an derſelben Stelle: „Guſtav Adolf hat durch ſeinen Einbruch das Reich vollends aus den Fugen geriſſen, hat deſſen weitere Schwächung, hat des Landes Verödung veranlaßt; hat die deutſchen Stände, ſelbſt die höchſtgeborenen, mit Verachtung behandelt, unſere Fluren zertreten, unſeren Wohlſtand geknickt, der deutſchen Nation, die bis dahin die vornehmſte der Chriſtenheit geweſen, Ehre und Anſehen in Europa herabgebracht; hat eingeleitet, daß dann ein ſchöner Theil Deutſchlands lange den Schweden unterthänig war und ſchwediſche Große als fremde Statthalter einen Platz erhielten, um ſich auf deutſche Koſten aufzublähen. — Und für alles das werden ihm und ſeinen Schweden noch Jahraus Jahrein in Deutſchland Weihrauchfeuer angezündet, und das urtheilsloſe Hingeben an die Erinnerungen des traditionellen Enthuſiasmus auf den Schulbänken läßt dem groben Schweden noch neuerdings Denkmale in Deutſchland von deutſchem Gelde errichten.“

Schon frühe war Guſtav Adolf, der an dem kriegeriſchen Hofe ſeines Vaters Karl IX. eine durchaus ſoldatiſche Erziehung erhalten, von einem ſo leidenſchaftlichen militäriſchen Ehrgeiz erfüllt, daß er den Kriegsruhm für den höchſten Ruhm und Tapferkeit und Unerſchrockenheit für das beſte Erbe des Mannes erklärte. Nachdem er im Jahre 1611 im Alter von ſechzehn Jahren den

ſchwediſchen Thron beſtiegen, ſetzte er die von ſeinem Vater begonnenen Kämpfe gegen Dänemark, Rußland und Polen fort, und von da an war ſein ganzer Lebenslauf nur eine ununterbrochene Reihe von Kriegen, die nicht die Vertheidigung ſeines ererbten Landes, ſondern die Erhebung Schwedens zu einer nordiſchen Hauptmacht bezweckten. In dem däniſchen Kriege, der im Jahre 1613 durch den Frieden von Siöröd beendigt wurde, erhielt er nur Kalmar und Oeland zurück; dagegen erwarb er von Rußland durch den Frieden von Stolbowa im Jahre 1617 die Provinzen Karelien und Ingermanuland. Den bei dem Tode Karls IX. durch einen Waffenſtillſtand unterbrochenen Krieg mit Polen, durch welchen dem König Sigismund die Krone dieſes Landes entriſſen werden ſollte, nahm er im Jahre 1617 von Neuem auf und ſetzte ihn, mit geringen Unterbrechungen, zwölf Jahre lang fort, bis im Jahre 1629 durch Richelieu's Vermittlung ein ſechsjähriger Waffenſtillſtand zu Stande kam, kraft deſſen der Schwedenkönig im einſtweiligen Beſitze der gemachten Gebietserwerbungen blieb.

Zu der Eroberungsſucht, die den Schwedenkönig von einem Schlachtfeld auf das andere trieb, kam die in ihm fortlebende altnormanniſche Luſt an kühnen Kriegsfahrten, ſowie der Wunſch, den einheimiſchen Adel von inneren gewohnten Meutereien zurückzuhalten und durch fremde Lehen und Güter dauernd an ſeinen Thron zu feſſeln. Daher waren auch alle ſeine ſtaatlichen Einrichtungen ſo ausſchließlich auf die Kriegführung berechnet, daß Schweden unter ihm das Gepräge einer vollendeten Militärmonarchie erhielt. Wie wenig ihn bei ſeinen Kriegen Rechtsbedenken ſtörten, beweiſt die Bemerkung, die er einſt den Geſandten ſeines Schwagers, des Kurfürſten von Brandenburg, machte. „Die Kraft der Scepter fällt ganz, wenn ſie, was Rechtens ſei, beginnt zu erwägen.“

Wir haben oben (S. 415) geſehen, wie ſchon vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges der reichsverrätheriſche Landgraf Moritz von Heſſen-Kaſſel den Schwedenkönig für die Zwecke der kalviniſchen Umſturzpartei zu gewinnen geſucht und bei ihm für ſeine Anträge ein geneigtes Ohr gefunden. Von dieſer Zeit an verlor Guſtav Adolf die deutſchen Angelegenheiten nicht mehr aus den Augen, und zwar umſo weniger, als ſeine Vermählung mit der brandenburgiſchen Prinzeſſin Maria Eleonore, der Schweſter des Kurfürſten Georg Wilhelm, ihm Gelegenheit gegeben, die Verhältniſſe und Zuſtände Deutſchlands aus eigener Anſchauung kennen zu lernen. Wie der Vergleich der damals von ihm durchreiſten reichen und blühenden Gegenden mit ſeinem armen Schweden, das kaum ſo viele Dörfer zählte, als Deutſchland volkreiche Städte, ſeine Eroberungs*gelüſte* wecken mußte, ſo konnte auch die Wahr-

nehmung der geringen Wehrkraft des Landes nicht ohne verhängnißvollen Einfluß auf seine Eroberungspläne bleiben.

Im Interesse dieser Eroberungspläne stellte sich Gustav Adolf bei dem Ausbruch der böhmischen Rebellion auf die Seite der aufständischen Feudalherren, unterstützte den Winterkönig mit Kriegsvorrath und Munition, trat mit den aufrührerischen Ständen von Ober- und Niederösterreich in Verbindung, ließ in Konstantinopel die Pforte zu Gunsten des Reichsfeindes Bethlen Gabor bearbeiten und feuerte diesen selbst zu einem Einbruch in die österreichischen Erbländer an. Als die Staaten der westlichen Koalition einen Führer für den Krieg gegen den Kaiser suchten (s. S. 460), beeilte er sich, ihnen seine Dienste anzubieten, und erklärte dem Kardinal Richelieu, der hauptsächlich auf ihn seine Blicke geworfen, daß er die Mannschaften in eigener Person befehligen werde und gesonnen sei, „seine ganze wohl eingeübte Armee nach Deutschland hinüber zu führen." Da er jedoch nicht nur für sich als erste Beute einen deutschen Hafen an der Ostsee und einen andern an der Nordsee, sondern auch die Uebertragung eines „unbeschränkten Kriegsdirektoriums" verlangte, zerschlugen sich die Unterhandlungen, und sein Nebenbuhler Christian IV. von Dänemark trat an die Spitze des Krieges.

„Alle Eroberungssüchtigen" sagt Janssen, „führen zu ihrer Legitimirung hochtönende Worte im Munde, die zu jeder Zeit auf die große Masse des Volkes einen gewaltigen Eindruck hervorbringen. Aber in verschiedenen Zeiten lauten diese Worte verschieden. Wer im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert Revolutionen anzetteln und Eroberungen machen wollte, hielt die Maske der Religion vor und mißbrauchte das noch lebendige und leicht entzündliche religiöse Gefühl der Völker. Im achtzehnten Jahrhundert eroberte man behufs ‚Aufrechthaltung des politischen Gleichgewichts', während der französischen Revolution im Namen der ‚Freiheit und Gleichheit', zum Schutz der ‚unveräußerlichen Menschenrechte', und in unserer Zeit führt man Eroberungskriege und macht Annexionen für die ‚Idee der Nationalität'." So sprach auch Gustav Adolf, so oft es sich um ein gegen den Kaiser geplantes Unternehmen handelte, von seiner „evangelischen Mission", kraft deren er zum Retter des evangelischen Glaubens in Deutschland berufen sei. Diese „evangelische Mission" hinderte ihn jedoch nicht, zu der Zeit, als nach der Besiegung Christians IV. bei Lutter am Barenberge der Protestantismus in Deutschland gänzlich darnieder zu liegen schien, dem katholischen deutschen Kaiser ein Bündniß gegen Dänemark anzutragen, unter der Bedingung, daß ihm Norwegen und derjenige Theil von Dänemark, den er erobern werde, zugesichert würden.

Die „evangelische Mission“ Gustav Adolfs trat wieder in den Vordergrund, als der siegreiche Wallenstein die kaiserlichen Fahnen von den deutschen Ostseeküsten bis nach Jütland aufgepflanzt und den Kaiser Ferdinand für den Plan der Errichtung einer deutschen Reichskriegsflotte zur Herstellung des kaiserlichen Ansehens auf den „beiden deutschen Meeren“ gewonnen hatte. Dieser Plan drohte nicht nur allen gegen Deutschland gerichteten Eroberungsentwürfen Gustav Adolfs für immer ein Ziel zu setzen, sondern auch die Macht Schwedens in ihren Grundlagen zu erschüttern; daher der Eifer des Schwedenkönigs, dem bedrängten Stralsund zu Hilfe zu kommen, und seine Bemühungen, den Magistrat der Stadt zum Abschluß eines „ewigen Bundes“ mit Schweden zu bestimmen.

Nachdem Gustav Adolf durch die Besetzung Stralsunds den Schlüssel der Ostsee in seine Gewalt bekommen, suchte er seinen Kanzler Oxenstjerna von der Nothwendigkeit eines Krieges gegen Deutschland zu überzeugen, gegen welchen sich derselbe bis dahin entschieden ausgesprochen. „Durch den Besitz des Hafens von Stralsund“, schrieb er an denselben, „werden wir unser Ansehen auf der Ostsee behaupten, und gelingt es uns, das umliegende Land in Besitz zu nehmen, so werden wir vermittelst dieses Hafens die ganze Küste von Deutschland in Furcht halten und aus diesem Reich alle unsere Bedürfnisse erhalten können. Um aber Stralsund zu schützen, müssen wir uns nicht in Schweden verkriechen, sondern mit einer Armee nach Deutschland gehen.“

Der Krieg gegen Deutschland war also bei Gustav Adolf beschlossene Sache. Aber noch galt es, den schwedischen Reichsrath für denselben zu gewinnen; denn in dem Kriegsrathe des Königs waren die meisten Stimmen gegen einen Einfall in Deutschland, hauptsächlich mit Rücksicht auf die erschöpften schwedischen Finanzen und den geschwächten Zustand des Heeres, und der Reichsrath bezweifelte, daß die Deutschen sich dem König anschließen würden, selbst wenn er siegreich wäre. Als diese Zweifel im Oktober 1629 im Senate zu Upsala in Gegenwart des Königs ausgesprochen wurden, sagte er kurz und bedeutungsvoll: „Wenn ich Sieger bin, so sind sie meine Beute.“ Dieser Ausspruch enthüllt die Zwecke, die Gustav Adolf in Deutschland zu verfolgen gedachte, und zeigt zur Genüge, daß seine angebliche „evangelische Mission“ eben nur in der Eroberung Deutschlands bestand, so weit dieselbe sich ermöglichen ließ. Könnte darüber noch irgend welcher Zweifel obwalten, so müßte er schwinden vor der Erklärung, die der Kanzler Oxenstjerna im Jahre 1644 im Reichsrathe zu Stockholm abgab: „Pommern und die Seeküste sind gleich einer Bastion für die Krone Schwedens: darin besteht unsere Sicherheit gegen den Kaiser.

Das war die vornehmste Ursache, welche die selige Majestät unter die Waffen brachte."

Was Gustav Adolf in Deutschland erstrebte und durch welche Mittel er seine Zwecke zu erreichen gedachte, sagt er uns selbst in einem schon vor seiner persönlichen Betheiligung an dem Kriege diktirten Aktenstücke, das unstreitig zu den wichtigsten jener Zeit gehört.

„Das höchste und letzte Ziel aller Handlungen", heißt es in demselben, „ist ein neu evangelisch Haupt, das vorletzte: eine neue Verfassung unter den evangelischen Ständen und solchem Haupte" — also die Erhebung des Schwedenkönigs auf den deutschen Kaiserthron nach erfolgter Absetzung Ferdinands und der Umsturz der deutschen Reichsverfassung. Als das Mittel zur Erreichung dieses Zieles wird die allgemeine, unumschränkte Leitung des Krieges für nothwendig erklärt. Die deutschen Fürsten müssen sich dem Schwedenkönig als ihrem Schutz- und Schirmherrn unterwerfen, ihm ihre Festungen einräumen oder abtreten und sich insbesondere verpflichten, „die festen Städte (d. h. die Reichsstädte), welche nicht unter ihrer Herrschaft stehen, nach Vermögen durch freundliche Unterhandlung oder mit Hilfe der Waffen, besonders durch Verhinderung des Handels dahin zu bringen, daß sie dem Feinde (d. h. dem deutschen Kaiser) nicht allein alle Hilfe verweigern, sondern auch zur Partei der Evangelischen und des Direktors des Krieges mit aufrichtiger Gesinnung sich wenden. Darin besteht die vorzüglichste Macht des Krieges im Reich."

Gustav Adolf kannte die Stimmung der protestantischen Fürsten in Deutschland zu genau, um die Schwierigkeiten zu unterschätzen, die er zu bekämpfen haben werde, um sie für seine Zwecke zu gewinnen: hatte ihm doch, wie er dem französischen Gesandten Charnacé erklärte, der Kurfürst von Sachsen sagen lassen, daß er sich, wenn er nach Deutschland übersetze, mit dem Kaiser gegen ihn vereinigen werde. Nichtsdestoweniger gab er sich der Hoffnung hin, daß es ihm gelingen werde, sie zu sich herüber zu ziehen, und zwar, nach dem Wortlaut der erwähnten Denkschrift, durch das ausgedehnteste Versprechen, „die alte Freiheit der evangelischen Stände zu erhalten, die festen Plätze wieder zurückzugeben" u. s. w.; dann auch „durch die Errichtung eines besonderen gemeinschaftlichen Staats- und Kriegsrathes, der beständig und auf dem Fuße dem Lager des Königs folgen müsse, aber nur eine berathende Stimme haben dürfe."

Als ein ganz besonders wirksames Mittel zur Herbeiführung des Anschlusses der protestantischen Stände an die schwedische Sache bezeichnete Gustav Adolf die Erweiterung der Kluft zwischen Katho-

liken und Proteſtanten, zu welchem Zwecke den Letzteren die Ueberzeugung beizubringen ſei, „daß ein Theil den andern durch die Waffen zu Grunde richten müſſe, da es Thorheit ſein würde, irgend welcher gütlichen Vergleichung oder anderen Mitteldingen zu trauen.“ Durch dieſes Mittel ſollte auch das deutſche Lutherthum, deſſen Vertreter bis dahin in ihrer überwiegenden Mehrheit treu zu Kaiſer und Reich geſtanden, in einen unverſöhnlichen Religionskrieg hineingezogen werden, als deſſen Zweck mit klaren Worten der völlige Umſturz aller bisherigen Reichsordnung angegeben war.

Da aber die Fürſten unter ſich uneinig ſeien und von Verſammlungen und Verhandlungen, heißt es in der Denkſchrift weiter, nichts Sicheres zu hoffen ſtehe, „weil leider in Deutſchland, was die Beſchlüſſe und Berathungen betrifft, immer Tag und keine Nacht, in Hinſicht auf die Ausführung aber immer Nacht und kein Tag“, ſo ſei es hochnöthig, daß der König einen Stand nach dem andern gewinne und mit jedem beſondere Verträge ſchließe. Zuerſt müſſe, meinte Guſtav Adolf, ſein Schwager, der Kurfürſt von Brandenburg, durch eine perſönliche Zuſammenkunft „zu gutem Vertrauen gebracht werden“, weil dieſer gewiß „den Uebrigen eine Fackel und Poſaune und die Brücke ſein würde, Kurſachſen recht beizukommen.“ Letzterem wäre zu bedeuten, daß „die Laſt des Krieges leider in ſein Land gewälzt werden müſſe“, wenn er ſich nicht mit dem König verbinde und ihm die Feſtung Wittenberg öffne. „Schließlich iſt zu bedenken“, ſagt Guſtav Adolf, „wofern Brandenburg und Sachſen ſich im Uebrigen wohl fügen, daß man über die Vertheilung der Kriegskoſten, Pommern ausgenommen (dieſe deutſche Provinz betrachtete der Schwedenkönig bereits als ſein Eigenthum), mit Glimpf reden kann, weil ihnen und ihren Landen doch dieſelben ohnehin meiſtentheils an den Hals wachſen werden.“

In dem Entwurf des Königs, deſſen Ausführung ſich in den ſpäteren Thatſachen deutlich wiedererkennen läßt, waren nur die deutſchen Fürſten und Reichsſtände berückſichtigt. Um der proteſtantiſchen Bevölkerung Deutſchlands die Idee des Religionskrieges einleuchtend zu machen, mußte Guſtav Adolf vor Allem die proteſtantiſchen Theologen zu ſich herüberzuziehen ſuchen, und dies gelang ihm hauptſächlich durch den Anſtrich theologiſcher Bildung, den er ſich anzueignen gewußt, ſowie durch ſeine ungewöhnliche Redegabe und ſeine gewinnende Perſönlichkeit. Mit der Kraft ſeines Auftretens, das in allen Stücken den gebietenden König bekundete, verband er, wo es galt, die Herzen zu gewinnen, eine ungemeine Leutſeligkeit, die nur ſelten ihre Wirkung verfehlte. Dem proteſtan-

tischen Gottesdienst wohnte er regelmäßig bei, hörte aufmerksam der Predigt zu, trat freundlich zu den Geistlichen und redete sie mit theologischen Ausdrücken an. Wenn sie aus seinem Munde vernahmen, daß der Kaiser sie verfolge um des lutherischen Bekenntnisses willen und daß er selbst dagegen Alles hintangesetzt, um sie von Religionsdruck und Verfolgung zu befreien, ohne für sich irgend welchen Gewinn und Ruhm dabei zu suchen, so schenkten sie ihm willig Glauben und verkündeten ihren Gemeinden seine „uneigennützigen", wohlwollenden Absichten in eben so beredter Weise, wie er selbst sie ihnen dargelegt.

Nachdem Gustav Adolf seine Rüstungen beendet hatte, versammelte er am 29. Mai 1630 die in Stockholm anwesenden Reichsstände, stellte ihnen seine sechsjährige Tochter Christine vor und empfahl sie ihrem Schutze, übertrug für die Dauer seiner Abwesenheit dem Reichsrathe die Leitung der Regierungsgeschäfte und verabschiedete sich von der Versammlung in einer feierlichen, schwungvollen Rede, worin er den Krieg, für welchen er auszog, als einen Kampf für die Befreiung seiner deutschen Glaubensgenossen von „der Tyrannei des Kaisers und des Papstes" darstellte. Hierauf schiffte er sich, in der sicheren Erwartung englischer und holländischer Unterstützung und französischer Hilfsgelder, am 23. Juni 1630 in den Scheeren von Elfsnaben mit fünfzehntausend Mann trefflich organisirter und wohl disciplinirter schwedischer Kerntruppen nach Deutschland ein und landete am 4. Juli auf der kleinen Insel Rüden an der Mündung der Peene.

Eine Kriegserklärung war dem Einbruch des Schwedenkönigs in das deutsche Reich nicht vorausgegangen; erst nach erfolgter Landung suchte er seine Berechtigung zu einem Kriege gegen den Kaiser in einem Manifeste nachzuweisen, das König Friedrich II. von Preußen „ein Meisterstück königlicher Sophistik" nennt, während er bezüglich der darin angeführten Gründe, die er als frivol bezeichnet, die Frage aufwirft: „Ist es Recht, für solche Dinge, wie Gustav Adolf sie vorbrachte, das menschliche Geschlecht dem Blutvergießen zu weihen, um den Ehrgeiz und die Laune eines einzigen Menschen zu befriedigen?" Zur Rechtfertigung seines Einbruchs in Deutschland wußte Gustav Adolf, dem es in Ermangelung von Gründen nur um Vorwände zu thun war, nichts Anderes anzuführen, als die Weigerung Wallensteins, seinen Gesandten am dänischen Hofe zu den Friedensunterhandlungen in Lübeck zuzulassen, die Ueberführung einer friedländischen Heeresabtheilung nach Polen zur Unterstützung des Königs Sigismund, die angestrebte kaiserliche Herrschaft über die Ostsee, die Absetzung der Herzoge von Mecklenburg, seiner Neffen, und endlich die „Unter-

drückung der deutschen Freiheit durch den Kaiser." Von der Religion, von einer „Befreiung des Protestantismus", die man ihm später angedichtet, enthält sein Manifest kein Wort. Wußte er doch nur allzu wohl, daß, was in dieser Beziehung in dem von ihm fanatisirten Schweden zünden konnte, in Deutschland fürs Erste keinen Widerhall finden werde, am allerwenigsten aber bei den lutherischen Fürsten, die er zum Anschluß zu bewegen suchte. Auch war sein Manifest nicht allein für Deutschland bestimmt, und insbesondere hielt ihn die Rücksicht auf das bereits eingeleitete Bündniß mit Frankreich von der Proklamation des „Religionskrieges" ab; denn ein solcher lag sicher nicht in dem Plane Richelieu's, nach welchem der Krieg des Schwedenkönigs nur dem Kaiser und dem habsburgischen Hause, nicht aber den katholischen Fürsten Deutschlands gelten sollte.

Gustav Adolf in Norddeutschland.

(Juli 1630 bis Mai 1631.)

Unmittelbar nach erfolgter Landung ließ Gustav Adolf seine Truppen ausschiffen. Sobald er selbst den deutschen Boden betreten, fiel er auf die Kniee nieder, um den Segen des Himmels für das „heilige Werk" zu erflehen, „zu dessen Ausführung er eine Armee aus mancherlei Nationen und Völkern versammelt habe." Dann forderte er seine, nach den Berichten der schwedischen Geschichtschreiber zu Thränen gerührten Offiziere zu fleißigem Beten auf, mit den Worten: „Je mehr Betens, je mehr des Sieges. Fleißig gebetet ist halb gefochten." Durch dieses religiöse Gepräge, das Gustav Adolf seinem Unternehmen aufdrückte und das durch den ganzen Verlauf desselben auf das Strengste gewahrt blieb, sollte den deutschen Protestanten jeder Zweifel über die Lauterkeit und Uneigennützigkeit seiner Absichten benommen werden. War auch der König, wie nicht zu bezweifeln, dem Christenthum aufrichtig ergeben, so lag doch der ostensiblen, bei keiner Gelegenheit verabsäumten Kundgebung seiner Religiösität nichts Anderes zu Grunde, als die Absicht, unter der hochgehaltenen Fahne seiner „evangelischen Mission" der Welt seine ehrgeizigen Pläne zu verhüllen.

Ohne Schwertstreich nahm Gustav Adolf die Inseln Rügen, Usedom und Wollin und stand schon am 20. Juli mit seinem Heere vor den Mauern von Stettin. Den greisen König Bogislaw, der ihn vor seiner Einschiffung flehentlich hatte bitten lassen, nicht nach Pommern zu kommen, zwang er zum Abschlusse eines Vertrags, welcher der schwedischen Krone den künftigen Besitz des pommerischen

Landes sicherte und schon jetzt den bisherigen freien deutschen Reichsfürsten zu einem schwedischen Vasallen machte. Nachdem der König die Hauptstadt Stettin durch die Erweiterung ihrer Befestigungswerke in einen Waffenplatz ersten Ranges umgewandelt und Verstärkungen aus Stralsund und Polen an sich gezogen, wurden rasch nach einander die meisten übrigen noch von kaiserlichen Truppen besetzten Festungen des Landes in Besitz genommen.

Gustav Adolf selbst brach alsbald gegen Mecklenburg auf, um im Vereine mit dem Herzog Franz Karl von Sachsen-Lauenburg, der sich den vertriebenen Herzogen zum Feldherrn angeboten und für dieselben dreitausend Mann Fußtruppen und eintausend Reiter angeworben, die Kaiserlichen auch aus diesem Lande zu vertreiben und die mecklenburgischen Stände zu sich herüberzuziehen. Da seine Vorschläge zum Anschluß an die schwedische Sache bei ihnen keinen Anklang fanden, erließ er am 28. September an die Bevölkerung des Landes eine Proklamation, welche die Aufforderung enthielt, sich für die Sache des „Evangeliums" zu bewaffnen und alle Angestellten des kaiserlichen Heeres in das schwedische Lager zu bringen oder todtzuschlagen, und mit der Drohung schloß: „Wenn ihr dem nicht nachkommt; wenn ihr euer Wohlleben, eure Habe und Güter mehr respektirt und liebt, als eure Pflicht, Ehre und Seligkeit: so werden wir euch als Meineidige, Treulose und Abtrünnige, als Feinde und Verächter Gottes mit Feuer und Schwert verfolgen und bestrafen." So lautete die Sprache des schwedischen Befreiers sogar in einem protestantischen Lande.

Nachdem es dem König gelungen, sich in den Besitz mehrerer mecklenburgischen Grenzfestungen zu setzen, bewog ihn das Heranrücken des kaiserlichen Feldmarschalls Conti gegen Stettin zur Rückkehr nach Pommern. Das Kommando über die eroberten mecklenburgischen Grenzfestungen übertrug er dem Obersten Baner, der nicht verfehlte, den königlichen Verordnungen noch den weiteren, an alle Bewohner Mecklenburgs gerichteten Befehl hinzuzufügen, ihr Vieh und Getreide in das schwedische Lager zu führen, widrigenfalls er sie „als Meineidige, Treulose, Gottes und der Ehrbarkeit Verächter verfolgen, ihre Habe preisgeben, ihre Häuser den Flammen überliefern werde."

Trotz des erzwungenen Anschlusses von Pommern und der Erfolge, die in Mecklenburg durch die Gewalt der Waffen errungen worden, sah es mit dem Unternehmen des Königs nicht allzu glänzend aus. Wie die mecklenburgischen Stände, so hatten auch die beiden Herzoge von Mecklenburg seine Aufforderung zum Anschluß abgelehnt, weil sie nicht fremder Hilfe, sondern dem Ausspruch des obersten Richters des Reiches ihre Wiedereinsetzung zu verdanken haben wollten. Des Königs Bemühungen, seinen Schwager, den

Kurfürsten von Brandenburg, zu sich herüber zu ziehen, waren an dem Entgegenwirken des reichstreuen brandenburgischen Ministers Adam von Schwarzenberg gescheitert. Von allen deutschen Fürsten hatte nur der frühere Administrator von Magdeburg, der Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg, des Kurfürsten Oheim, der nach dem dänischen Kriege wegen seines Anschlusses an Christian IV. sein Bisthum hatte verlassen müssen, im Jahre 1630 aber nach Magdeburg zurückgekehrt war und dort einen nicht unbedeutenden Anhang gewonnen hatte, den Schwedenkönig um seine Hilfe gebeten und dadurch Veranlassung zu einem Bündniß zwischen Gustav Adolf und der Stadt Magdeburg gegeben, in welchem der König, dem es zunächst nur darum zu thun war, die Magdeburger von dem Kaiser loszureißen, der Stadt das Versprechen gab, wenn sie seinetwegen angegriffen werde, sich ihrer anzunehmen, sie auf seine Kosten zu schützen und in keiner Noth zu verlassen. Der Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel hatte zwar auch bald nach Gustav Adolfs Landung in Deutschland Unterhandlungen mit demselben angeknüpft, weil er tief verschuldet war und von dem Schwedenkönig Rettung aus seiner finanziellen Bedrängniß erhoffte; er wagte jedoch nicht, schon jetzt das in Anregung gebrachte Bündniß abzuschließen.

Schon begann der Schwedenkönig, dessen Geldmittel dem Versiegen nahe waren, an dem Gelingen seines Unternehmens zu verzweifeln, und er dachte ernstlich an die Rückkehr nach Schweden, als der Kardinal Richelieu ihm im Januar 1631 durch den Abschluß des Vertrags von Bärwalde zu Hilfe kam, in welchem Frankreich dem Schwedenkönig für die ganze Dauer des Krieges eine Million Livres jährlicher Hilfsgelder und außerdem für die von dem König bereits aufgewandten Kriegskosten eine sofort zahlbare Vergütung von dreimalhunderttausend Livres zusagte. Als Zweck des zwischen beiden Mächten geschlossenen Bündnisses, durch welches der Grund zu der zweiten Koalition gegen das habsburgische Haus gelegt wurde, war die gemeinsame Bekämpfung ihrer beiderseitigen Feinde, die Sicherung der Ostsee und des Oceans und die Wiederherstellung der Rechte der „unterdrückten oder bedrängten Stände des römisches Reiches“ bezeichnet, worin Alles in den Stand zurückversetzt werden sollte, in welchem es vor dem Kriege gewesen. Mit dem Kurfürsten Maximilian von Baiern und der katholischen Liga sollte Freundschaft oder Neutralität gehalten werden, insofern sie zu dem Gleichen bereit seien.

Unterdessen waren die Schweden in Pommern im Kampfe gegen die Kaiserlichen ununterbrochen im Vortheil geblieben, und am Schlusse des Jahres 1630 war Gustav Adolf Herr des ganzen Landes, mit Ausnahme der beiden Festungen Kolberg und Greifs-

walde. Da das kaiserliche Heer nahezu vernichtet war, wandte sich der Graf von Schaumburg, der zu Anfang des Winters an die Stelle Conti's getreten, an Tilly mit der dringenden Bitte um Unterstützung, da er sonst den Uebergang Gustav Adolfs über die Oder nicht werde verhindern können.

Unverzüglich brach der greise Feldherr, nachdem er ein Observationskorps von sechstausend Mann gegen das mit den Schweden verbündete Magdeburg entsandt, aus dem Halberstädtischen, wo er die Winterquartiere genommen, nach der Oder auf und vollzog gegen Ende Januar 1631 bei Frankfurt seine Vereinigung mit Schaumburg. Um ihn von diesem wieder zu trennen, beschloß Gustav Adolf, einen neuen Einfall in Mecklenburg zu machen, in der Hoffnung, daß ihm Tilly dahin folgen werden. Anfangs ließ dieser ihn ruhig ziehen; als er jedoch die Kunde erhielt, daß der kaiserliche Feldherr Savelli die wichtige Festung Demmin, den Schlüssel zu Mecklenburg, in welcher sich ein Hauptdepot der kaiserlichen Armee befand, nach kurzer Vertheidigung dem Feinde übergeben, brach er sogleich dahin auf, um dem Schwedenkönig eine Schlacht anzubieten, durch welche er die schmachvolle Feigheit Savelli's wieder gut zu machen hoffte.

Auf seinem Zuge gegen Mecklenburg nahm Tilly das von den Schweden unter dem General Knyphausen besetzte Neubrandenburg, nach dreimaliger vergeblicher Aufforderung zur Uebergabe gegen freien Abzug der Truppen, am 19. März 1631 mit Sturm, wobei an zweitausend Schweden den Tod fanden. Bei der Plünderung, die nach dem damaligen Kriegsrechte den siegreichen Truppen für drei Stunden zugestanden werden mußte, brach Feuer aus. Sofort gebot Tilly seinen Soldaten, vom Plündern abzustehen, um dem Feuer Einhalt zu thun, und ließ zugleich unter Trommelwirbel allen Bürgern und Soldaten, die aus ihren Verstecken hervorkommen würden, um am Löschen Theil zu nehmen, vollständige Sicherheit zusagen. So wurde, Dank den Bemühungen des greisen Feldherrn, die Stadt von dem ihr drohenden Untergang gerettet. Nichtsdestoweniger ermangelte der Schwedenkönig nicht, die Katastrophe von Neubrandenburg dem „Fanatismus" der Katholiken zur Last zu legen, um dem entbrannten Kampfe mehr und mehr das Gepräge des Religionskrieges aufzudrücken.

Nach seinem Aufbruch von Neubrandenburg suchte Tilly den Schwedenkönig zu einer Schlacht zu bewegen; dieser wich ihm jedoch aus und ließ bei Schwedt auf dem rechten Ufer der Oder bedeutende Verschanzungen aufwerfen, um dort ein großes Lager aufzurichten. Da eine von Tilly gegen ihn entsandte Heeresabtheilung gegen die allzu festen Linien der Schweden Nichts auszurichten vermochte, beschloß Tilly, gegen Magdeburg vorzurücken, in der Hoff-

nung, daß Gustav Adolf ihm zur Deckung dieses wichtigen Platzes folgen werde.

Inzwischen hatte der Kurfürst von Sachsen, der zwar fest entschlossen war, allem Drängen des Schwedenkönigs zum Anschluß entschieden zu widerstehen, aber dessen Einbruch dazu zu benutzen gedachte, von dem Kaiser die Aufhebung des Restitutionsediktes zu erzwingen, alle protestantischen Stände des Reiches für den 6. Februar 1631 zu einer Besprechung nach Leipzig einladen lassen. Als der nächste Zweck dieser Zusammenkunft war die Erzielung einer Verständigung über die auf dem Kongreß zu Frankfurt bezüglich des Restitutionsediktes zu stellenden Forderungen bezeichnet; das Ergebniß der auf dem Leipziger Konvente gepflogenen Berathungen war jedoch die Gründung eines Bundes, der zwischen dem Kaiser und dem Schwedenkönig eine bewaffnete Neutralität beobachten sollte.

Vergebens suchte der Kaiser die zu Leipzig tagenden Stände zum Aufgeben ihrer Sonderstellung zu bewegen; sie erklärten zwar vor ihrem Auseinandergehen, „daß sie zuvörderst allerseits in dem schuldigen und gebührenden Gehorsam und in unterthäniger und treuer Devotion gegen den Kaiser standhaft und unausgesetzt verharren wollten", alle von ihnen gefaßten Beschlüsse wurden jedoch aufrecht gehalten, und so stand die traurige Thatsache fest, daß in dem Augenblicke, wo der größte Eroberer seiner Zeit die Streitaxt auf dem deutschen Boden schwang, die Zerrissenheit im deutschen Reiche größer war, denn je.

Unterdessen hatte Gustav Adolf, der gleich nach dem Abzuge Tilly's aus seinem Lager von Schwedt mit zwanzigtausend Mann gegen Frankfurt a. d. Oder aufgebrochen, am 13. April die Belagerung dieser Stadt begonnen, die von sechstausend Kaiserlichen unter Tiefenbach, dem Nachfolger des Grafen von Schaumburg, besetzt war, und noch an demselben Tage waren seine Schaaren in dieselbe eingedrungen. In den Straßen entspann sich ein furchtbares Gemetzel; denn die Schweden hatten beschlossen, Rache zu nehmen für Neubrandenburg. Zu wiederholten Malen baten die Kaiserlichen, die vergeblich über die Oderbrücke zu entkommen gesucht, durch Trommelschlag um Pardon: — „Quartier für Neubrandenburg!" war die Antwort, und erbarmungslos wurden die um ihr Leben Bittenden niedergehauen. Obgleich die Stadt nicht im Sturme genommen worden, gestattete der König seinen Soldaten eine dreistündige Plünderung, und diese wurde nicht nur weit über die festgesetzte Zeit hinaus ausgedehnt, sondern auch mit einer so beispiellosen Habgier betrieben, daß die unglücklichen Einwohner sogar ihrer Kleider beraubt und ihre Häuser buchstäblich ausgeleert wurden. Als der kalvinische Superintendent Pelagus

ſich bei dem König beklagte, daß auch er ausgeplündert worden, erhielt er von dem angeblichen Vorkämpfer der Duldſamkeit die Antwort: „Ihr habt da nur die gerechte Strafe für die falſchen Lehren, die Ihr in die Kirche eingeführt.“ Am Abend, als die Sieger vom Plündern und Morden erſchöpft waren, kamen zu dem Jammer des Tages auch noch die Schrecken einer Feuersbrunſt, durch welche ein ganzes Stadtviertel in Aſche gelegt wurde. Auf den Straßen gelagert, ſandten die unglücklichen Bewohner ihre Klagen zum Himmel, dem Sieger fluchend, der ſolche Gräuel über die ſchuldloſe Stadt gebracht.

„Es iſt bemerkenswerth“, ſagt Villermont, „daß die Geſchichtſchreiber, die ſo bereit ſind, aus Anlaß der Einnahme von Magdeburg die ſchwärzeſten Verläumdungen gegen Tilly aufzunehmen und zu verbreiten, mit einer ſeltſamen Gefälligkeit über die tauſendmal ſchändlichere Plünderung Frankfurts a. d. Oder gleichſam hinweggleiten.“ Man hat zur Entſchuldigung der Vorgänge in Frankfurt geſagt, die Schweden hätten nur das Vergeltungsrecht geübt für das, was in Neubrandenburg geſchehen; aber wie ganz anders lagen hier die Dinge! Die Vertheidiger von Neubrandenburg waren mit den Waffen in der Hand gefallen, und zwar in einem Kampfe, in welchem ihr hartnäckiger Widerſtand und die Aufregung eines mörderiſchen Sturmes die Kaiſerlichen zur äußerſten Wuth entflammt hatten: — in Frankfurt, das nicht im Sturme genommen worden und faſt ohne Widerſtand den Schweden in die Hände gefallen war, wurde die Beſatzung mit kalter Mordluſt hingeſchlachtet. In Neubrandenburg verkürzte Tilly, nachdem er Alles aufgeboten, um der Stadt die Schrecken eines Sturmes zu erſparen, die ſeinen Soldaten nach dem Kriegsgebrauch zuſtehende dreiſtündige Plünderung, um ſie zum Löſchen des ausgebrochenen Brandes anzuhalten: — in dem proteſtantiſchen Frankfurt blieben die Einwohner der rohen Plünderungswuth der ſchwediſchen Soldaten preisgegeben, obgleich ſie durch ihre dem König günſtigen Geſinnungen nicht wenig zu deſſen raſchem Siege beigetragen. Was in Neubrandenburg geſchehen, verſtieß in keiner Weiſe gegen den Kriegsgebrauch; dagegen waren die Vorgänge in Frankfurt eine ſchreiende Verletzung nicht nur des Kriegs*gebrauchs*, ſondern auch des Kriegs*rechts*.

Tilly ſtand mit ſeinem Heere bereits vor Magdeburg, als er von dem Vorrücken Guſtav Adolfs gegen Frankfurt Kunde erhielt. Er brach ſofort auf, um der Stadt zu Hilfe zu eilen; es war jedoch zu ſpät. Noch einmal verſuchte er, den König zu einer offenen Feldſchlacht zu bewegen; dieſer wich ihm aber auch diesmal aus und wandte ſich, nachdem er Frankfurt mit einer Beſatzung von vierzehntauſend Mann verſehen, mit dem Reſte ſeines Heeres gegen Landsberg an der Warthe, das in der Nacht vom 24. auf den 25. April durch Verrath in ſeine Hände fiel.

Da Gustav Adolf durch die Einnahme von Frankfurt Herr des ganzen Laufes der Oder von Stettin bis Glogau geworden, hoffte er, durch diesen schwer wiegenden Erfolg seiner Waffen auf die Verhandlungen des Leipziger Konvents einen seine Zwecke fördernden Druck ausüben zu können. Zu diesem Ende beeilte er sich, die Versammlung von seinem Sieg in Kenntniß zu setzen und daran die Aufforderung zu knüpfen, der Konvent möge eine entschiedenere Stellung zu Gunsten der protestantischen, d. h. der schwedischen Sache einnehmen. Er erreichte jedoch seinen Zweck nicht, indem sich nur der Landgraf von Hessen-Kassel und die Herzoge von Sachsen-Weimar für ein Bündniß mit Schweden erklärten.

In dem Lager vor Landsberg hatte Gustav Adolf die Nachricht erhalten, daß Tilly zur Belagerung von Magdeburg geschritten, und daraufhin dem Magistrat dieser Stadt die feste Zusicherung zukommen lassen, daß er Magdeburg rechtzeitig entsetzen werde. Schon im November 1630 hatte er den Obersten Dietrich von Falkenberg, einen der fähigsten, entschlossensten und erprobtesten seiner Offiziere, der ihm zugleich als politischer Zwischenträger bei verschiedenen Höfen wichtige Dienste geleistet, nach Magdeburg gesandt, um dort das schwedische Interesse zu wahren und bei der zu erwartenden Belagerung der Stadt die Vertheidigung derselben zu leiten.

Nach der Eroberung von Landsberg richtete Gustav Adolf an den Kurfürsten von Brandenburg die Aufforderung, in die Festungen Küstrin und Spandau schwedische Besatzungen aufzunehmen, da er im Begriffe stehe, zum Entsatze von Magdeburg aufzubrechen, und dabei den Rücken frei haben müsse. Da der Kurfürst mit der Antwort zögerte, rückte er mit seinem ganzen Heere gegen Berlin vor und erschien am 13. Mai mit tausend Musketieren und vier Geschützen in der Nähe dieser Stadt; der Rest seines Heeres blieb in Köpenik zurück. Der Kurfürst kam ihm mit seiner Familie auf eine halbe Stunde entgegen, konnte aber selbst in des Königs Gegenwart zu keinem Entschlusse kommen. Gustav Adolf gerieth in heftigen Zorn. „Mein Marsch geht nach Magdeburg, um diese Stadt zu entsetzen", rief er. „Will mir Niemand beistehen, so trete ich sogleich den Rückzug an und gehe heim nach Stockholm. Ich weiß, der Kaiser wird einen Vergleich eingehen, wie ich ihn begehre; aber am jüngsten Tage werdet ihr Evangelische angeklagt werden, daß ihr Nichts für Gottes Sache habt thun wollen. Und auch hier schon wird es euch vergolten werden; denn wenn Magdeburg verloren geht und ich mich zurückziehe, dann sehet zu, wie es euch ergehen wird."

Indessen ließ sich Gustav Adolf, trotz der fortdauernden Unschlüssigkeit des Kurfürsten, durch die Kurfürstin und die gleichfalls

anwesende Mutter Friedrichs V. von der Pfalz bewegen, die kurfürstliche Familie nach Berlin zu begleiten und die Nacht unter dem Schutze von tausend schwedischen Musketieren in dem dortigen Schlosse zu verbringen. Am folgenden Tage erschien, seinem Befehle gemäß, das ganze schwedische Heer vor Berlin. Jetzt endlich gab der Kurfürst, der Gewalt weichend, nach. Am 15. Mai wurde Spandau von den brandenburgischen Truppen geräumt und mit sechshundert Schweden besetzt. Küstrin versprach der Kurfürst dem König gleichfalls für den Nothfall einzuräumen.

Noch an demselben Tage setzte Gustav seinen Marsch in der Richtung auf Magdeburg fort, aber nur bis Saarmund, von wo er aufs Neue mit dem Kurfürsten von Sachsen, den er schon von Landsberg aus dringend aufgefordert, sich zum Entsatze von Magdeburg mit ihm zu vereinigen, aufs Neue Unterhandlungen anknüpfte. Der Weg nach Magdeburg lag völlig offen vor ihm, und in zwei Tagen konnte er die Stadt erreichen; aber er zog es vor, bei Saarmund ein Lager aufzuschlagen, um die Antwort des Kurfürsten zu erwarten, und ehe dieselbe eintraf, hatte sich das Schicksal Magdeburgs erfüllt.

Die Zerstörung Magdeburgs.

(20. Mai 1631.)

Schon im Dezember 1630 hatte Tilly den Grafen Pappenheim mit sechstausend Mann in das Erzstift gesandt, um Magdeburg zu belagern, dessen Administrator nach dem Abschlusse des schwedischen Bündnisses die schwachen kaiserlichen Besatzungen aus den Umgebungen der Stadt vertrieben; Pappenheim hatte sich jedoch bei der Geringfügigkeit seiner Streitkräfte darauf beschränken müssen, die Stadt einzuschließen. Erst nachdem Tilly im April 1631 mit dem Hauptheere vor Magdeburg angekommen, konnte die eigentliche Belagerung begonnen werden, und sogleich wurde mit aller Entschiedenheit gegen die rebellische Stadt vorgegangen.

Unbegreiflicher Weise, aber höchst wahrscheinlich in verrätherischer Absicht, hatte Falkenberg die Außenwerke in so vernachlässigtem Zustande gelassen, daß die meisten derselben dem ersten Angriff der Kaiserlichen erlagen. Einige wurden sogar von den Magdeburgern freiwillig geräumt, darunter selbst die wichtige „Zollschanze", welche den Magdeburgern die Verbindung mit dem rechten Elbufer sicherte, von woher der von Gustav Adolf so fest zugesagte Entsatz kommen mußte. Falkenberg hatte dieselbe, nachdem die Kaiserlichen bei zwei vergeblichen Stürmen fünfhundert Mann

verloren, einfach für unhaltbar erklärt und dadurch den Rath der Stadt bewogen, ihn zur Zurückziehung des in der Schanze liegenden Kriegsvolkes zu ermächtigen, da dasselbe, wie er versicherte, auf anderen Posten besser verwendet werden könne. Die Räumung der Zollschanze erfolgte in der Nacht vom 29. zum 30. April.

Nachdem am folgenden Tage die verlassene Zollschanze von den Kaiserlichen besetzt worden, wobei Tilly, der an eine freiwilliges Aufgeben derselben von Seiten Falkenbergs nicht glauben konnte und daher eine Kriegslist besorgte, mit der größten Vorsicht zu Werke gegangen, ließ der schwedische Kommandant am 2. Mai die seiner Ansicht nach gleichfalls unhaltbar gewordene Vorstadt Sudenburg mit dem daran stoßenden Flecken St. Michael abbrennen und das Mauerwerk niederreißen. Das Gleiche geschah am folgenden Tage mit der Neustadt im Norden Magdeburgs, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, Pappenheim, der im Norden der Stadt die Belagerung leitete, beabsichtige einen Angriff auf dieselbe, und man sie nicht in die Gewalt des Feindes fallen lassen wollte. Hier setzten sich jedoch die erbitterten Bewohner gegen die von Falkenberg entsandten Brandstifter zur Wehr, und während die Letzteren in aller Eile ihre Aufgabe zu lösen suchten, drang Pappenheim über den von Vertheidigern entblößten Wall in die verwüstete Neustadt ein und setzte sich, nachdem er die mit den Brandstiftern ringenden Bewohner vertrieben, in derselben fest. Die zerstörten Häuser gaben ihm treffliche Stützpunkte für seine Batterien, und ungesäumt ließ er von vier Punkten aus Laufgräben gegen die Altstadt eröffnen, um die Belagerung derselben zu beginnen.

Wie Pappenheim im Norden, so leitete im Süden der Graf Wolfgang von Mansfeld den Angriff gegen die Stadt. In der westlichen Ebene lagerte Herzog Adolf von Holstein. Da jedoch auf dieser Seite die Stadt am besten verwahrt war, sollte sie hier vorläufig nicht bestürmt werden; doch war ihr durch wohlvertheilte starke Reiterwachen aller Verkehr abgeschnitten. Die obere Leitung der Belagerungsoperationen hatte sich Tilly selbst vorbehalten.

Als die Belagerung so weit vorgeschritten war, daß sich die Magdeburger von der Nähe und dem Ernste der Gefahr selbst überzeugen konnten, beschloß Tilly, dem Alles daran lag, die Stadt unversehrt in die Hand zu bekommen, damit sie ihm eine Vormauer gegen den Schwedenkönig werde, den Magistrat und die Vertheidiger von Magdeburg nochmals eindringlich zur Unterwerfung aufzufordern. Aus seinem Lager zu Westerhausen sandte er zu diesem Ende am 4. Mai durch einen Trompeter drei Schreiben in die Stadt. In dem ersten erinnerte er den Magistrat und die Bürgerschaft von Magdeburg daran, wie vielen Verlust an Gütern und Wohlstand sie durch ihr bisheriges Verhalten bereits erlitten

hätten, und stellte ihnen vor, wie es durch göttliche Fügung so weit gekommen, daß er sie jetzt mit Hab und Gut, mit Weib und Kindern gänzlich verderben könne. „Allein er wolle sie", fährt er fort, „aus getreuer Sorgfalt und Wohlmeinung in allem Ernst ermahnen und warnen, von ihrer Widersetzlichkeit abzulassen und sich nicht die Gnadenthüre zu verschließen, die ihnen jetzt noch offen stehe." Das zweite Schreiben war an den Administrator gerichtet und enthielt die ernste Mahnung, sich nach Pflicht und Recht dem Kaiser zu unterwerfen, wodurch er nicht nur sich selbst die kaiserliche Gnade wieder erwerben, sondern auch für die Stadt Magdeburg eine erträgliche Kapitulation erwirken werde, zu welcher sie vielleicht später nicht mehr gelangen könne. In dem dritten Schreiben wandte sich Tilly an Falkenberg, um ihn daran zu erinnern, „wie es weder christlich noch billig, viel weniger vor dem Allmächtigen verantwortlich sei, daß so viele unschuldigen Menschen mit Verlust des Leibes und Gutes und aller zeitlichen Wohlfahrt heimgesucht und in das äußerste Elend gestürzt würden, und wie ihm, als einem Reichsunterthan, um so mehr die Pflicht aufliege, die Magdeburger in ihrem Unfuge nicht weiter zu stärken, sondern sie zur schuldigen Unterwerfung zu mahnen, da ein Succurs nicht mehr möglich sei."

Diese drei Schreiben wurden zwar in Magdeburg öffentlich vorgelesen, verfehlten aber dennoch gänzlich ihren Zweck; denn am vorhergehenden Tage war ein Brief von Gustav Adolf eingelaufen, in welchem er die Magdeburger zum beharrlichen Widerstand aufforderte, mit der Versicherung, daß er die Stadt nicht verlassen werde, *so wahr er ein König in Ehren sei*, und da Tilly, wie man in Magdeburg wußte, durch eine eigenthümliche Verkettung von Umständen von diesem Briefe Kenntniß erhalten hatte, war es Falkenberg ein Leichtes, die wohlgemeinten Mahnungen des kaiserlichen Feldherrn als ein Zeichen der Schwäche, ja als eine schnöde List darzustellen, um die Stadt, deren Rettung in aller Kürze sicher bevorstehe, durch freundliche Worte in seine Gewalt zu bekommen. So wurde der Beschluß gefaßt, die Aufforderung Tilly's zurückzuweisen und die Vertheidigung der Stadt standhaft fortzusetzen.

Während die Magdeburger täglich, ja stündlich der in so sichere Aussicht gestellten Ankunft ihres schwedischen Befreiers entgegensahen, nahm die Belagerung der Stadt ihren ununterbrochenen Fortgang. Am 18. Mai erneuerte Tilly in drei weiteren, an die Lenker der Geschicke der Stadt gerichteten Schreiben mit den eindringlichsten Worten die Ermahnung, von ihrem nutzlosen Widerstand abzustehen. Zugleich ließ er, um den Magdeburgern zu zeigen, daß er, falls sie in ihrer Weigerung beharrten, zum Aeußer-

sten entschlossen sei, durch seine sämmtlichen Batterien ein fürchterliches Feuer gegen die Stadt eröffnen.

Obgleich der Muth der Bürgerschaft erschöpft war und zahlreiche Stimmen sich für die Kapitulation erhoben, wußte Falkenberg, von einer Anzahl fanatischer Prediger unterstützt, welche allen Denjenigen, die an Unterwerfung dächten, mit der ewigen Verdammniß drohten, auch diesmal die hochherzigen Bemühungen Tilly's zur Rettung der Stadt zu Schanden zu machen. Er zeigte einen Brief Gustav Adolfs vor, den er eben erhalten haben wollte und worin der König fest und bestimmt seine Ankunft für die nächsten Stunden melde. Auch wurde das Gerücht ausgesprengt, die schwedische Vorhut sei bereits am Saume der nahen Waldungen gesehen worden. Zugleich erzählte ein Prediger, er habe im Schweigen der Nacht einen Engel die Wälle der Stadt umwandeln sehen, der ihm verkündet habe, Magdeburg werde siegreich aus dem Kampfe hervorgehen.

Am Abend des 19. Mai hielt Tilly einen Kriegsrath zur Entscheidung der Frage, ob es rathsam sei, schon jetzt zum Sturme zu schreiten. Er selbst war nicht dafür; denn noch hatte kein Wallbruch die feste Stadt irgendwie zugänglich gemacht, und bei der Nähe des Schwedenkönigs, der jeden Augenblick eintreffen konnte, schien ihm ein Sturm, der nicht sichere Aussicht auf Gelingen habe, äußerst bedenklich; auch war der Trompeter, den er in die Stadt gesandt, noch nicht zurückgekehrt, und er glaubte daraus den Schluß ziehen zu dürfen, daß der frühere Trotz in der Stadt nicht mehr so ausschließlich die Oberhand habe. Dies aber war sein sehnlichster Wunsch, nicht nur aus Mitgefühl für die Stadt, von welcher er bei dem Gelingen des Sturmes die Schrecken der Plünderung nicht fern halten konnte, sondern auch im Interesse der dadurch schwer gefährdeten Disciplin seines Heeres, die ohnehin durch die fremdartigen Elemente, welche Tilly in den ehemaligen Wallensteinern unter seine Truppen hatte aufnehmen müssen, ernstlich bedroht war. Die meisten Generale, besonders Pappenheim, der über die in der Stadt herrschenden Zustände bis aufs Kleinste trefflich unterrichtet war, stimmten indessen so entschieden für den sofortigen Sturm, daß Tilly, wenn auch mit schwerem Herzen, nachgab und denselben auf den folgenden Morgen festsetzte.

An diesem Tage hatte sich der Magistrat von Magdeburg früh Morgens um vier Uhr auf dem Rathhause versammelt, um über die dem kaiserlichen Feldherrn zu machenden Vorschläge zu berathen. Schon hatte man sich in dem Beschlusse geeinigt, zum Behufe der Kapitulation eine Deputation an Tilly zu entsenden, als Falkenberg in der Versammlung erschien. Er hatte soeben die Wachen besichtigt und die meisten derselben entlassen. Nur sechshundert

Mann hielten am Morgen die ausgedehnten Werke besetzt; die Andern waren heimgekehrt, um sich dem Schlafe zu überlassen, oder hatten sich in die Wirthshäuser zerstreut. Kaum war der schwedische Oberst von dem Beschlusse des Magistrats in Kenntniß gesetzt, als er denselben durch die Versicherung rückgängig zu machen suchte, daß die Gefahr nicht so groß sei, wie Einige meinten, und daß der König jede Stunde vor den Mauern der Stadt erscheinen könne. In diesem Augenblicke traf die Meldung ein, daß die Kaiserlichen sich gegen die Werke zum Angriffe aufstellten. Dies beirrte jedoch den schwedischen Kommandanten in keiner Weise. „Ich wünschte", rief er aus, „daß die Kaiserlichen es sich unterstehen und stürmen möchten; sie sollten gewiß so empfangen werden, daß es ihnen übel gefiele!" Dann fuhr er ruhig in seiner Rede fort.

Tilly hatte den größten Theil der Nacht im Gebete verlebt und sich nur eine Stunde Ruhe gegönnt; dann hatte er, seiner frommen Sitte getreu, zwei heilige Messen gehört. Obgleich er noch immer den Sturm umgehen zu können hoffte, da der Trompeter mit der Antwort des Magistrats noch nicht zurückgekehrt war, ließ er die Truppen sich entwickeln, in der Hoffnung, dadurch vielleicht die noch immer erwartete Kapitulation zu beschleunigen, und versprach, um sieben Uhr durch sechs Kanonenschüsse das Zeichen zum Sturme zu geben. Die Obersten begaben sich auf ihre Posten und harrten des Zeichens; Pappenheim allein wartete das verabredete Zeichen nicht ab, das Tilly indessen auch über die bestimmte Zeit hinaus verschoben zu haben scheint. Nach sieben Uhr ließ er seinen Soldaten ein Glas Wein geben, worauf sie mit der Losung: Jesus, Maria! den Anlauf begannen. So gering war der Widerstand, den sie am unteren und oberen Walle fanden, daß sie in kurzer Zeit in die Straßen der Stadt eindringen konnten.

Jetzt erdröhnen in der Stadt die schweren Schläge der Sturmglocke; die weiße Kriegsfahne wird ausgehängt; von allen Thürmen ertönt das Alarmsignal, in allen Straßen der Ruf zu den Waffen. Die erschrockenen Bürger verlassen ihre Ruhestätten oder ihre Trinkgelage oder die Kirchen, wo der Lärm den Gottesdienst abbricht. Alle eilen nach ihren gewöhnlichen Posten auf den Wällen; denn von allen Seiten ertönt jetzt Schlachtruf und Büchsenfeuer. Erst jetzt verläßt Falkenberg das Rathhaus, wo er noch immer die Besorgnisse der Rathsherren zu zerstreuen gesucht. Er steigt zu Pferde, stellt sich an die Spitze eines Regiments und reitet mit demselben nach der hohen Pforte, dem Eingangsthore der Neustadt, wo schon ein heftiger Straßenkampf entbrannt ist. Durch eine Büchsenkugel an der Schulter verwundet, stürzt er vom Pferd und wird von den Seinigen in ein nahe gelegenes Haus gebracht. Was ferner

aus ihm geworden, konnte Niemand mit Bestimmtheit sagen; sein Leichnam wurde nicht gefunden. Der Administrator war bereits früher, als er nach dem ihm zur Bewachung zugetheilten Brückenthor hatte reiten wollen, einem Trupp kaiserlicher Soldaten in die Hände gefallen und von diesen über den Wall zur Stadt hinaus in das kaiserliche Lager geschleppt worden.

Inzwischen hatte Tilly ein unbewachtes Thor in der Nähe der hohen Pforte durch eine Petarde sprengen und einige Kanonen in die Stadt bringen lassen; auch waren die Schaaren Pappenheims von der Nordseite her immer weiter in die Stadt vorgedrungen und den Vertheidigern der übrigen Werke und Thore in den Rücken gefallen. Während die entsetzten Bürger nach ihren Häusern flohen, wurden die Thore geöffnet, und unter dem jauchzenden, schreckenvollen Ruf: „Allgewonnen, allgewonnen!“ stürmten die Kaiserlichen von allen Seiten in dichten Haufen in die Stadt.

Jetzt hört jeder geordnete Widerstand auf; aber aus den Häusern setzen die Bürger den verzweifelten Kampf fort. Weiber und Kinder schleudern aus den Fenstern und von den Dächern Ziegeln und Steine oder schütten kochendes Wasser, geschmolzenes Blei und siedendes Oel auf die Soldaten herab. Hinter den Fenstern lauern auch die Bürger mit ihren langen Standrohren und feuern mit geübter Hand auf den in die Straßen eindringenden Feind. Durch diesen mörderischen und nutzlosen Widerstand aufs Aeußerste erbittert, dringen die Kaiserlichen rachedurstend in die Häuser, aus welchen auf sie geschossen worden, stoßen nieder, was ihnen entgegenkommt und verfolgen die Bewohner bis in ihre letzten Verstecke. Am schlimmsten hausen die Kroaten, die zugleich ihre Raubsucht zu befriedigen suchen, indem sie mit unglaublicher Gier zusammenraffen, was nur irgend von Werth erscheint.

Inmitten dieses entsetzlichen Getümmels, wo das Krachen eingeschlagener Thüren und das Feuer der Musketen sich mit dem Geschrei der Weiber, dem Jammern der Kinder, dem Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden vermischt, lodert plötzlich Feuer auf, zuerst neben der Apotheke am alten Ring. Die Luft ist still und ruhig: dennoch greift das Feuer um sich mit schreckenerregender Schnelligkeit. Krachend entzünden sich zahlreiche Minen, die Steine des zersprengten Straßenpflasters in die Höhe schleudernd. Feinde und Freunde werden verbrannt, verwundet, verstümmelt. Bald steigen an fünfzig und sechzig Stellen zugleich Rauch und Feuersäulen auf, auch in denjenigen Stadttheilen, in welche die Kaiserlichen noch gar nicht gedrungen sind, und die Brunst ist umso heftiger, als sie durch verborgenes Schießpulver genährt wird, das in unaufhörlichen Explosionen die Feuerbrände weit hinausschleudert.

In weniger als einer Stunde ist die ganze Stadt nur noch ein einziges großes Flammenmeer.

Tilly hatte, wie es der damalige Kriegsgebrauch verlangte, seinen Soldaten eine dreistündige Plünderung zugestehen müssen; aber er hatte ihnen dabei auf das Strengste jegliches Blutvergießen und jede Gewaltthätigkeit gegen Frauen und Wehrlose untersagt und war selbst in die Stadt geritten, um durch seine Gegenwart diesem Verbote möglichsten Nachdruck zu verleihen. Kaum war er jedoch dort, als sich das furchtbare Geschick der unglücklichen Stadt erfüllte.

Mit Entsetzen sieht der greise Feldherr seine schlimmsten Befürchtungen von den Folgen des Sturmes weit übertroffen. Er sprengt durch die Straßen, um die Soldaten durch Bitten, Versprechungen und Drohungen zu bewegen, vom Plündern abzustehen und sich aus Löschen zu begeben. Pappenheim und andere Offiziere thun das Gleiche; aber das Feuer spottet aller Anstrengungen. An dem alten Ring erblickt Tilly den Vorsteher des Prämonstratenserklosters zu Unserer lieben Frau, den Pater Sylvius, weithin kennbar durch sein weißes Gewand, um welchen sich zahlreiches Volk schutzsuchend schaart. Er reicht ihm die Hand, indem er ihm zu seiner Rettung Glück wünscht, und ruft ihm in französischer Sprache zu: „Mein Vater, rette, befreie, entreiße, so Viele du kannst, dem Verderben!“ Dann steigt er vom Pferde, hebt einen kleinen Knaben, der an der Brust der getödteten Mutter liegt, in die Höhe und ruft, während Thränen über seine bleichen Wangen herabrollen: „Das sei meine Beute!“

Von dem alten Ring eilte Tilly nach der Domkirche; denn er wußte, daß sich viele Menschen in dieselbe geflüchtet, um dem Schwerte wie dem Feuer zu entgehen. Um mit dem altehrwürdigen, prachtvollen Gebäude zugleich die darin Eingeschlossenen zu retten, befehligte er fünfhundert Soldaten zur Abwehr der heranzingelnden Flammen. Nachdem es mit großer Mühe gelungen, die drohende Gefahr zu beseitigen, stellte er vor den Thüren der Domkirche hundert Mann auf, um Wache zu halten für die Sicherheit Derer, die in derselben eine Zuflucht gesucht.

Nicht minder große Sorgfalt widmete Tilly der Erhaltung des Liebfrauenklosters, als gegen Mittag der Brand auch dorthin gedrungen. Da die allgemeine Gluth immer größer wurde, verhieß der Feldherr allen Denjenigen die Freiheit ohne jegliches Lösegeld, welche sich bei der Rettung des Klosters betheiligen würden. So wurde das Kloster vor den Flammen bewahrt und gewährte an diesem Tage mehr als fünfhundert Personen eine sichere Zufluchtsstätte.

Schon um elf Uhr war der Aufenthalt in der Stadt so gefährlich, daß viele Soldaten, vom Plündern abstehend, sich freiwillig

aus derselben zurückzogen; um die Mittagsstunde ertheilte Tilly sämmtlichen Truppen Befehl, die Stadt zu verlassen. Um ihren Auszug zu überwachen, ritt er nach dem Sudenburger Thore, dem einzigen noch sicheren Ausgang aus der brennenden Stadt. Als er sah, daß viele seiner Soldaten gefangene Bürgersfrauen mit fortschleppten, gab er sogleich Befehl, dieselben frei zu lassen, und ließ sie in eines der an das Thor angrenzenden Häuser bringen, wo sie durch die zu ihrem Schutze getroffenen Maßregeln vor jeder Mißhandlung sicher waren.

„Bis zum Nachmittage", erzählt Onno Klopp, „war die Luft heiter und still; nur aus Süden wehte ein leiser Hauch. Dann ward es anders. Ein Sturm brauste empor und jagte die sausenden Flammen der unglücklichen Stadt himmelan. Mit Entsetzen gewahrten die Führer, die Soldaten, wie so wenige Bürger geflüchtet oder gefangen waren. Jeder krachende Einsturz da drinnen in dem unendlichen Feuermeere vernichtete Menschenleben, die hilflos, rettungslos der Macht des Elementes preisgegeben waren. Es war kein Entfliehen, kein Entrinnen mehr möglich. Als der Abend dunkelte, hob sich erst mächtig die flammende Gluth. Der Widerschein am Himmel leuchtete weit hinaus über das deutsche Land, zu verkünden, daß die kommenden Zeiten noch unendlich schlimmer sein würden, als die vergangenen." Bis tief in den Abend hinein dauerte der ungeheure Brand. Erst gegen zehn Uhr sank die Gluth in sich zusammen. Todtenstille lagerte sich über die rauchenden Trümmer.

Daß bei der Erstürmung von Magdeburg Habgier und Mordlust in wilder Zügellosigkeit die empörendsten Gräuel verübt, ist eine offenkundige Thatsache. Dabei darf jedoch nicht übersehen werden, daß es meist schwedische oder schwedisch gesinnte Berichterstatter sind, die dieselben schildern, und daß diese in ihren Schilderungen, bewußt oder unbewußt, darauf ausgehen, jene Gräuel in den schwärzesten Farben auszumalen, um den Religionsfanatismus auf der einen Seite darzustellen, auf der anderen Seite wachzurufen. Die Magdeburger hatten zwar die Katholiken im kaiserlichen Heere auf jede Weise gereizt. Sie hatten sie Götzendiener genannt und von den Wällen herab ihnen höhnend zugerufen, ob ihre Göttin Maria ihnen nicht bald in die Stadt helfen werde? Auch waren die fanatischen Predigten vieler Magdeburger Pastoren unter den Belagerern nicht unbekannt geblieben: — dennoch kann bei den in Magdeburg verübten Grausamkeiten nur sehr ausnahmsweise von einem wirklichen religiösen Fanatismus die Rede sein; denn einerseits bestand das kaiserliche Heer zum großen Theil aus Protestanten — waren diese doch in dem Heere der Liga so zahlreich, daß Tilly für dieselben lutherische Feldprediger angestellt

hatte, — und andererseits werden in den erwähnten Berichten selbst, neben den zügellosen Kroaten, gerade die Söldner aus einer vorherrschend protestantischen Gegend, aus dem Meißner Lande, als besondere Wütheriche bezeichnet.

„Es ist ferner", sagt Onno Klopp, „nicht ohne Interesse zu bemerken, daß diejenigen Geretteten, welche uns Berichte ihrer Erlebnisse mitgetheilt haben, jedesmal besonderer Handlungen der Menschlichkeit gedenken, nicht blos von Offizieren, sondern auch von Soldaten. Ein solches Verhältniß ruft den Schluß hervor: wenn diese zufälligen Einzelberichte sämmtlich solcher Barmherzigkeit gedenken, so ist anzunehmen, daß auch von Denen, die gerettet sind, ohne uns einen Bericht ihrer Rettung hinterlassen zu haben, sehr viele ähnliche Erfahrungen gemacht worden sein mögen."

Die Zahl Derer, die bei der Zerstörung von Magdeburg den Tod gefunden, hat nicht genau ermittelt werden können. Otto von Guericke, der gelehrte Erfinder der Luftpumpe und späterer Bürgermeister von Magdeburg, der sich unter den Geretteten befand, schätzt dieselbe auf zwanzigtausend, und nach der Zahl Derer, die am Leben geblieben sein sollen, und der Stärke der Bevölkerung der Stadt *vor* der Belagerung, dürfte diese Schätzung nicht zu hoch gegriffen sein. Die bei Weitem größere Mehrzahl dieser Unglücklichen ist indessen sicher nicht der Mordlust der Sieger zum Opfer gefallen; denn die Zeit der eigentlichen Plünderung und des kaltblütigen Mordens wehrloser Menschen dauerte etwa nur eine und eine halbe Stunde. In dieser Zeit kann allerdings viel geschehen; allein wenn man erwägt, daß während des dreistündigen Kampfes, nach dem an den Kaiser erstatteten Berichte, auf kaiserlicher Seite in Allem nur hundert Mann gefallen und sieben- bis achthundert verwundet worden, so wird man zu dem Schlusse kommen, daß die Zahl Derer, die innerhalb der Hälfte dieser Zeit von den plündernden Soldaten erschlagen wurden, selbst dann keine ungeheuer große hätte sein können, wenn die Soldaten, was sicher nicht anzunehmen ist, die ihnen gestattete Plünderungszeit mehr zum Morden als zur Befriedigung ihrer Habsucht verwendet hätten. Ohne allen Vergleich größer als die Zahl der Ermordeten war sicher die Zahl Derjenigen, die durch das Feuer hinweggerafft wurden, das bei der ungeheuren Schnelligkeit seiner Ausbreitung für die unglücklichen Bewohner der Stadt um so verhängnißvoller werden mußte, als die Furcht vor den Plünderern viele derselben hinauf in die obersten Räume, unter die Dächer der Häuser, oder hinunter in die Keller getrieben, wo ihnen, dort durch die Flammen, hier durch Rauch und Qualm, der Tod sicher war.

Am folgenden Tage kehrten die kaiserlichen Soldaten zur Erneuerung der Plünderung in die Stadt zurück. Tilly mußte ihnen

dies gestatten, weil die ihnen nach dem Kriegsrecht zustehende dreistündige Plünderungszeit ihnen am vorhergehenden Tage durch das Feuer verkürzt worden, und er mochte ihnen um so weniger ein Hinderniß in den Weg legen, als die Gewinnsucht der Soldaten, die sie antrieb, Keller und Gewölbe blos zu wühlen, für Diejenigen, die sich dort verborgen hatten und noch am Leben waren, ein Mittel zur Rettung werden konnte. Bevor die Plünderung begann, wurde Quartier ausgeblasen, d. h. Sicherung des Lebens und der Freiheit ohne Lösegeld. Keiner der eifrigsten Berichte weiß von Grausamkeiten, die an diesem zweiten Tage verübt worden wären.

Diesen ganzen zweiten Tag über hielt Tilly die Domkirche zur nöthigen Sicherheit der darin Geflüchteten noch verschlossen; erst am Morgen des folgenden Tages, des 22. Mai, ließ er in seiner Gegenwart die Thüren derselben öffnen. Die Eingeschlossenen, deren Zahl auf tausend angegeben wird, traten hervor, an ihrer Spitze der Domprediger Bake. Dieser warf sich dem kaiserlichen Feldherrn zu Füßen und redete ihn mit den Worten an, die Virgil dem Priester Panthus über das gefallene Troja in den Mund legt:

Venit summa dies et ineluctabile fatum
Magdeburgo! Fuimus Troes, fuit Ilium et ingens
Gloria Parthenopes [1])!

Tilly, zu Thränen gerührt, hieß den alten Mann aufstehen und tröstete ihn mit freundlichen Worten. Dann ließ er unter die Hungernden Brod austheilen, das er in Körben hatte herbeibringen lassen. Sie erhielten sämmtlich die Freiheit ohne Lösegeld. Die Domprediger und ihre Familien ließ Tilly nach der Möllen-Vogtei bringen, wo sie mit Speise und Trank erquickt wurden.

Am 24. Mai schlug Tilly selbst sein Quartier in der Stadt auf, von welcher außer der Domkirche und dem Liebfrauenkloster nur einige Domherrenhäuser und ungefähr hundert entlegene Fischerhütten gerettet worden. Nachdem die Straßen vom Schutte befreit und die noch lebenden Einwohner mit der Zusage vollständiger Freiheit aus ihren Verstecken hervorgezogen worden, ließ Tilly unter Trommelschlag jede Kränkung derselben und alle weitere Plünderung bei strenger Strafe verbieten. Am folgenden Tage wurde im Dome, den Tilly dem katholischen Kultus zurückgegeben, in Gegenwart des Feldherrn und seines Heeres ein feierliches Hochamt abgehalten.

Noch von Magdeburg aus erließ Tilly ein Manifest, in welchem er in schlichten, wahrheitsgetreuen Worten berichtete, wie väterlich

1) Es ist gekommen der letzte Tag und das unabweisbare Schicksal Magdeburgs! Wir sind Troer gewesen; Ilium war einst und der gewaltige Ruhm Parthenope's. — Parthenope, bekanntlich der alte Name Neapels, bedeutet Jungfraustadt und ist also hier die einfache Uebersetzung des Namens Magdeburg.

und wohlmeinend er die Stadt vor ihrem Unglücke gewarnt, wie wenig aber solches gefruchtet habe. Er weist hin auf die Rebellion der Magdeburger, wie sie zur Durchführung derselben auf fremde Hilfe vertraut, auf den Schutz der Ausländer, die unter trüglichen Vorwänden von Religion und Freiheit auf deutschem Boden Nichts suchten, als eigenen Nutzen und eigene Herrschaft, und meldet mit Verwundern und Bedauern, wie noch während des Sturmes auf Magdeburg eine solche Feuersbrunst entstanden, daß sie nicht zu löschen gewesen. So sei die Stadt heimgesucht worden zugleich durch Schwert und Feuer von der Hand des allmächtigen Gottes. „Nicht sage er das", fügt er hinzu, „als wenn er an solchem Leid und Jammer irgend welches Gefallen trüge; denn er habe ja die Magdeburger treulich, bittlich, ja mehr als väterlich ermahnt, sondern er sage das, damit Jedermann erkenne, daß die Magdeburger ihr Unheil nur sich selber und dem Vertrauen auf die fremde, verderbliche Hilfe beizumessen hätten. Er sage das endlich zur Warnung, damit alle Deutschen treu beharren möchten bei ihrem Kaiser als der von Gott gesetzten Obrigkeit, welche allein sie schütze gegen alle fremden Feinde." Die Schuld des schauerlichen Brandes ausdrücklich von sich abzuwälzen, konnte ihm nicht einfallen; denn wie hätte er ahnen können, daß es auch nur möglich sei, jemals eine solche Anklage gegen ihn zu erheben?

Dennoch ist dies nicht nur geschehen, sondern die Zerstörung von Magdeburg durch Tilly ist sogar, trotz ihrer augenfälligen Unglaublichkeit, wie Heising treffend sagt, „ein historisches Dogma" geworden. Es wäre dies unbegreiflich, wenn man nicht wüßte, wie sehr das religiöse Vorurtheil den Verstand gefangen zu nehmen vermag und wie gern auch in der Geschichtschreibung die Parteileidenschaft sich die Thatsachen so zurecht legt, wie sie ihren Zwecken und vorgefaßten Meinungen entsprechen. Ganz abgesehen von der notorischen Milde und Menschenfreundlichkeit Tilly's, den unter allen seinen zeitgenössischen Gegnern nur Gustav Adolf einen „Barbaren und Tyrannen" zu nennen gewagt, genügt zur vollständigen Widerlegung der ihm zur Last gelegten Unthat schon die einzige Frage: welchen Grund der kaiserliche Feldherr hätte haben können, das in seine Hände gefallene Magdeburg zerstören zu lassen, da gerade die Erhaltung dieses wichtigen Platzes für ihn von dem höchsten Interesse sein mußte? Daher finden wir auch unter früheren, den Ereignissen näher stehenden protestantischen Geschichtschreibern keinen, der dem Feldherrn selbst die Zerstörung der Stadt zur Last gelegt hätte; in dem Berichte eines Magdeburger Augenzeugen, der die Vorgänge in seiner Vaterstadt mit den schwärzesten Farben ausmalt, findet sich sogar die Bemerkung: „Und wie man sagen will, soll es dem Herrn General Tilly selbst nicht gefallen haben, daß man eine so

uralte, weit berühmte Stadt, welche dem Kaiser und dem ganzen Reiche wichtig, so ganz in Asche gelegt hat."

Aber auch die damals vorzugsweise aufgestellte Behauptung, daß die kaiserlichen Soldaten aus eigenem Antrieb die Stadt angezündet, muß als eine sehr unwahrscheinliche bezeichnet werden; denn abgesehen davon, daß sie doch sicher kein Interesse daran haben konnten, sich selbst die ihnen zur Plünderung zugemessene Zeit durch Brandlegung zu verkürzen, brach ja auch das Feuer in solchen Stadttheilen aus, in welche die Kaiserlichen noch gar nicht eingedrungen waren. Manche haben auch den Grafen Pappenheim für die Zerstörung von Magdeburg verantwortlich machen wollen, weil derselbe beim Beginne des Straßenkampfes in der Nähe der Neustadt, um den Widerstand der Bürger zu brechen, zwei Häuser hatte anzünden lassen; allein bei der vollständigen Windstille hatten dieselben, nach dem Berichte von Augenzeugen, eine Stunde lang still und hell gebrannt und waren dann in sich zusammengestürzt, ohne daß das Feuer irgendwie um sich gegriffen.

Allen diesen grundlosen Behauptungen gegenüber erscheint nur *eine* Erklärung der furchtbaren Katastrophe stichhaltig, die nämlich, daß sie das Werk des schwedischen Kommandanten Falkenberg gewesen. Daß der Brand planmäßig vorbereitet war, unterliegt keinem Zweifel: wie wäre sonst der gleichzeitige Ausbruch desselben in den verschiedensten Stadtvierteln, das Explodiren unzähliger Minen und der Umstand zu erklären, daß kurz vor der Erstürmung der Stadt nahezu alle Pulvervorräthe in derselben verschwunden waren und nach dem Brande in zahlreichen Kellerräumen und an anderen Orten bedeutende Pulvermassen gefunden wurden, in einer Mine am neuen Markt allein fünf Centner? Wer aber anders als Falkenberg hätte die Minen anlegen lassen können? Daß es aber auch im Interesse des seinem Kriegsherrn mit Leib und Seele ergebenen schwedischen Obersten lag, einen so wichtigen Platz wie Magdeburg nicht unversehrt in die Hände des Siegers fallen zu lassen, liegt auf der Hand. Auch hatte Falkenberg selbst dem Rathe von Magdeburg schon früher den Vorschlag gemacht, die Stadt den Flammen preiszugeben, wenn wider Erwarten der Feind zum Sturme schreite, ehe der König zum Entsatze habe herbeikommen können; der Rath hatte jedoch diesen Vorschlag abgelehnt. Ob er für das jedenfalls geplante Zerstörungswerk von Gustav Adolf bestimmte Anweisungen erhalten hatte, muß dahin gestellt bleiben.

Ebensowenig als die Absicht Falkenbergs, die Stadt, sei es während des Sturmes, sei es nach dem Gelingen desselben, der Zerstörung preiszugeben, dürfte die Thatsache in Zweifel zu ziehen sein, daß er nicht nur durch die zum Mindesten vollständig planlose Leitung der Vertheidigung Magdeburgs, durch das unerklär-

liche Preisgeben der wichtigsten Punkte, durch die Zerstörung der Vorstädte und die gänzliche Vernachlässigung der nothwendigsten Vorkehrungen gegen den Sturm, den Fall der Stadt wesentlich beschleunigt, sondern auch durch seine, leider allzu erfolgreichen Bemühungen, den Magistrat und die Bürger von Magdeburg in trügerische Sicherheit einzuwiegen, um sie allen Ermahnungen Tilly's zur Kapitulation unzugänglich zu machen, zum Verräther an der Stadt geworden und deren furchtbares Geschick verschuldet hat.

Die Kunde von dem Untergange Magdeburgs brachte in ganz Deutschland einen ungeheuren Eindruck hervor. Von den protestantischen Ständen verloren viele vollständig den Muth. Ulm und Worms erklärten dem Kaiser, daß sie mit dem Leipziger Bunde Nichts zu thun haben wollten; viele anderen Städte, desgleichen auch die fränkische und schwäbische Ritterschaft, versicherten ihn ihrer Treue; der Herzog von Württemberg entschuldigte sich wegen seiner Rüstungen. Unter den Protestanten sprach sich allgemein die Ansicht aus, daß der König von Schweden dem Verderben der Stadt hätte zuvorkommen müssen.

Um den nur zu wohl begründeten Vorwurf, daß es ihm am guten Willen zur Rettung von Magdeburg gefehlt, zu entkräften, erließ Gustav Adolf ein an alle evangelischen Stände gerichtetes Manifest, worin er mit einem großen Wortschwall, aber äußerst schwachen Gründen darzuthun suchte, daß es ihm wegen der Unentschlossenheit Brandenburgs und Kursachsens, von denen man nicht habe wissen können, ob sie Freunde oder Feinde seien, unmöglich gewesen, nach Magdeburg vorzurücken und der bedrängten Stadt zu Hilfe zu kommen. Dabei versäumte er nicht, den schauerlichen Untergang derselben mit furchtbarer Folgerichtigkeit für seine Zwecke auszubeuten. Noch wagte er nicht, dieserhalb irgend welche bestimmte Anklage gegen Tilly zu erheben; denn noch wäre die Widerlegung derselben zu leicht gewesen: aber er schob die Schuld des furchtbaren Geschickes, dem Magdeburg zum Opfer gefallen, auf den religiösen Fanatismus der „Papisten", der alle Evangelischen in der gleichen Weise bedrohe und gegen den nur ein einmüthiges Zusammengehen aller evangelischen Glaubensbrüder Schutz gewähren könne. „Magdeburg ist gefallen für das Evangelium!" das war fortan die Losung, durch welche er die deutschen Protestanten zur Rache entflammen und seinem Eroberungskrieg das Gepräge des Religionskrieges aufzudrücken suchte.

Unterstützt wurde Gustav Adolf in seinen Bemühungen, den Fall Magdeburgs für seine Eroberungszwecke zu verwerthen, von den protestantischen Predigern. Von allen protestantischen Kanzeln herab ertönten Verwünschungen über den Papst und die katholischen Tyrannen, und Lobpreisungen der „standhaften Märtyrer, die

in Magdeburg für ihren Glauben gestorben." Damit verbanden sich Betrachtungen über das Wirken des Satans, „der sich breit mache in der katholischen Kirche", und Prophezeihungen über deren baldigen Untergang. Indessen wagten auch die protestantischen Prediger nicht, Tilly bei seinen Lebzeiten in direkter Anklage für den Fall von Magdeburg verantwortlich zu machen: erst als das Grab sich geschlossen hatte über dem greisen Feldherrn, erhob die Verläumdung gegen ihn kühn ihr Haupt; immer gefliſſentlicher und erfolgreicher wurde die öffentliche Meinung irre geleitet, bis es endlich als ausgemacht galt, daß Tilly es gewesen, der „das glaubensfreudige Magdeburg verbrannt und die Märtyrer in demselben hingeschlachtet."

Der Erste, welcher zu den gelegentlich der Zerstörung Magdeburgs in Umlauf gesetzten lügenhaften Behauptungen den Grund gelegt, war der protestantische Prediger Friedrich Spanheim, Professor der Theologie zu Genf. In dem von ihm im Jahre 1633 herausgegebenen Büchlein: Le soldat suédois, das die Vorgänge in Magdeburg in sehr wenig glaubwürdiger Weise schildert, befindet sich auch die berüchtigte Anekdote, nach welcher Tilly auf die Bitte einiger ligistischer Offiziere, dem Blutbade Einhalt zu thun, geantwortet haben soll: „Kommt in einer Stunde wieder; ich werde dann sehen, was ich thun werde. Der Soldat muß für seine Gefahr und Arbeit etwas haben." Spanheim hatte zwar dieser Erzählung die ausdrückliche Bemerkung beigefügt: „wenn es wahr ist;" dennoch wurde von Vielen, die ihm nachschrieben, die angebliche Antwort Tilly's als volle Wahrheit dargestellt, obgleich sich dieselbe schon dadurch als durchaus grundlos erweist, daß sich bei der furchtbaren Raschheit, mit welcher sich das Geschick Magdeburgs erfüllte, gar keine Zeit denken läßt, in welcher Tilly die ihm in den Mund gelegten Worte gesprochen haben könnte.

Dieses Märchen, das längst von protestantischen wie von katholischen Historikern in seiner ganzen Albernheit beleuchtet und widerlegt worden, ist bekanntlich in neuerer Zeit durch Schiller, der, wie Bensen meint, in seiner „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" für seine sehr poetische Beschreibung der Zerstörung Magdeburgs noch einen tragischen Effekt brauchte und denselben nahm, wo er ihn fand, in Aller Mund gebracht worden. Welches Vertrauen jedoch der große Dichter als Historiker verdient, das sagt er uns selbst in den Worten: „Ich werde immer eine schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtsforscher sein, der das Unglück hat, sich an mich zu wenden. Die Geschichte ist überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden."

Die Schlacht bei Breitenfeld.

(17. September 1631.)

Nach der Zerstörung von Magdeburg verlangte der Kurfürst von Brandenburg von Gustav Adolf die Zurückgabe von Spandau, indem der Zweck, für welchen er ihm diese Festung eingeräumt, hinfällig geworden. Der König erklärte sich bereit, dieser Forderung nachzukommen, da er einsehe, daß er in Deutschland nicht willkommen sei, und daher beschlossen habe, nach Schweden zurückzukehren. So wenig glaublich dies auch klang, ließ sich doch der schwache Kurfürst durch seine schwedisch gesinnten Umgebungen einreden, daß die Worte seines Schwagers mehr seien, als eine leere Drohung, und da man ihm zugleich zu bedenken gab, daß im Falle der Umkehr des Königs die Kaiserlichen in die Mark einrücken würden und sein Land dann unvermeidlich der Schauplatz des Krieges werden müsse, bestürmte er den Schwedenkönig mit Bitten, seinen Entschluß zu ändern. Gustav Adolf, der sein Spiel gewonnen sah, versprach, denselben nachzukommen, unter der Bedingung, daß der Kurfürst sich ohne alles Zögern der schwedischen Sache anschließe.

Als der unschlüssige Kurfürst zögerte und flehentlich um Neutralität bat, rückte Gustav Adolf, dem neutral und feindlich für gleichbedeutend galt, mit seinem ganzen Heere vor Berlin und ließ, nachdem seine sämmtlichen Kanonen gegen das kurfürstliche Schloß aufgestellt worden, den Kurfürsten durch einen Trompeter auffordern, ihm sofort die Thore der Stadt zu öffnen, widrigenfalls er es zu verantworten habe, wenn die Stadt mit Blutvergießen und Plünderung heimgesucht werde.

Der wehrlose Kurfürst, der durch seine verschwenderische Hofhaltung die Kräfte seines Landes erschöpft hatte, wich der Gewalt und schloß am 21. Juni 1631 mit Gustav Adolf ein Bündniß, durch welches er das brandenburgische Land den Eroberungsplänen desselben so dienstbar machte, als wäre es Eigenthum der schwedischen Krone. Alle Festungen des Landes standen fortan dem Schwedenkönig offen, und zur Unterhaltung des schwedischen Heeres sagte Georg Wilhelm einen monatlichen Beitrag von dreißigtausend Thalern zu. Nur aus Noth, schrieb er an den Kaiser, und wider seinen Willen habe er sich mit Schweden verbunden, und an den Kurfürsten von Sachsen richtete er die dringende Bitte, ihm mit Rath und That beizustehen, wenn ihm aus dem erzwungenen Bündniß Unheil erwachse.

Wenige Tage nach dem Abschluß des Bündnisses zwischen Gustav Adolf und dem Kurfürsten von Brandenburg wurde Greifs-

walde, die letzte Festung in Pommern, die noch von kaiserlichen Truppen besetzt war, von den Schweden zur Kapitulation gezwungen. Somit war die Besitzergreifung von Pommern vollendet, und auf Gustav Adolfs Befehl verherrlichten Dankfeste die „Befreiung des Landes von dem Joche der kaiserlichen Tyrannei." Daß der König das Land als sein Eigenthum betrachtete, beweist sein Ausspruch: „Und sollte ich hundert Jahre lang Krieg führen, so würde ich Pommern nicht herausgeben."

Nachdem die Stellung des Schwedenkönigs auf dem rechten Elbufer durch den erzwungenen Anschluß von Brandenburg eine vollständig gesicherte geworden, zog derselbe seine gesammten Streitkräfte bei Altbrandenburg zusammen und brach gegen die Elbe auf, um auch auf dem linken Ufer derselben festen Fuß zu fassen. Der Uebergang über diesen Fluß fand am 11. Juli bei Tangermünde statt, und am 19. fiel Havelberg in die Hände der Schweden. Auf die Kunde von dem Heranziehen Tilly's bezog der König bei Werben, gegenüber der Havelmündung, ein festes Lager.

Tilly hatte sich nach der Eroberung von Magdeburg nach Hessen-Kassel gewandt, wo er eine beobachtende Stellung einzunehmen beabsichtigte, da die bei der Belagerung von Magdeburg erlittenen Verluste, sowie die gelockerte Disciplin in seinem Heere und die Erschöpfung seiner Geldmittel ihm für den Augenblick ein energisches Vorgehen gegen den Schwedenkönig unmöglich machten. Da ihm der Landgraf, der inzwischen Werbungen angestellt hatte, die geforderten Quartiere und Kontributionen verweigerte und überhaupt eine Haltung beobachtete, die auf feindliche Absichten schließen ließ, verlangte Tilly von ihm eine entschiedene Erklärung darüber, ob er Freund oder Feind sein wolle. Der Landgraf erwiderte: Er sei weder Freund noch Feind; gegen einen Angriff werde er sich zu vertheidigen wissen; Geld und Unterhalt möge sich Tilly in dem großen Vorrathshause zu München holen." Zugleich traf er Maßregeln, um den religiösen Fanatismus des Volkes wach zu rufen. Ein allgemeiner Fast-, Buß- und Bettag wurde ausgeschrieben, um den Schutz des Himmels „wider die Feinde des Landes und des evangelischen Glaubens" zu erflehen.

Schon stand Tilly im Begriff, energisch gegen den Landgrafen vorzugehen, als er die Nachricht von dem Uebergang Gustav Adolfs über die Elbe erhielt. Sofort brach er gegen denselben auf und rückte, nachdem bei Wolmirstädt Pappenheim zu ihm gestoßen, den er mit fünftausend Mann in Magdeburg zurückgelassen, mit einem Heere von dreiundzwanzigtausend Mann gegen Werben vor, das er in der Frühe des 6. August erreichte. Nachdem er zwei Tage lang Alles aufgeboten, um den Schwedenkönig aus seinen starken Verschanzungen heraus zu locken, unternahm er in der Nacht vom

7. auf den 8., im Vertrauen auf die ihm zugesagte Mitwirkung der Bürgerschaft von Werben, auf ein von derselben gegebenes Signal einen Sturm auf das schwedische Lager. Allein die Sache war verrathen worden, und so wurden die Kaiserlichen mit einem vernichtenden Feuer empfangen, das ihre Reihen in Unordnung brachte. Die ihnen zugedachte Niederlage wurde durch die Vorsicht Tilly's abgewendet, der ein Reservekorps aufgestellt hatte, das die schwedische Reiterei aufhielt und den Rückzug der Kaiserlichen deckte.

Am folgenden Morgen griff der schwedische General Baudissin mit einigen Tausend Reitern die kaiserlichen Vorposten aufs Neue an und trieb die Kroaten bis zu den Kanonen Tilly's zurück; er wurde jedoch von den kaiserlichen Kürassieren mit einem Verluste von vierhundert Mann zurückgeworfen.

Da Tilly einsah, daß seine Streitkräfte zu einem wirksamen Sturme auf die gewaltigen Verschanzungen der Schweden nicht ausreichten, und überdies sein von den kaiserlichen Magazinen abgeschnittenes Heer in der vollständig ausgesogenen Gegend den furchtbarsten Mangel litt, führte er dasselbe nach Tangermünde zurück, in der Absicht, dort auf das rechte Elbufer überzusetzen, um den Krieg im Rücken Gustav Adolfs zu entzünden und diesen dadurch zu zwingen, sein verschanztes Lager bei Werben zu verlassen. Allein auch in Tangermünde war keine Möglichkeit vorhanden, der aufs Aeußerste gestiegenen Noth in seinem Heere abzuhelfen, die eine gänzliche Auflösung desselben befürchten ließ. Tilly mußte daher seinen Plan ändern und sich weiter südwärts wenden. Am 22. August traf er wieder in Wolmirstädt ein, wo er einstweilen ein Lager bezog.

Inzwischen war in dem schwedischen Lager bei Werben am 11. August 1631 das längst verabredete Bündniß des Landgrafen von Hessen-Kassel mit dem Schwedenkönig zum Abschluß gekommen. In dem zwischen Beiden vereinbarten Vertrage stellte der Landgraf alle Festungen und Hilfsquellen seines Landes und seine gesammte Kriegsmacht zur Disposition Gustav Adolfs, wofür dieser ihm seinen Schutz, sowie seine Mitwirkung zur Vergrößerung seines Gebietes auf Kosten des Landgrafen von Hessen-Darmstadt zusagte und ihm zugleich den dauerden Besitz alles dessen gewährleistete, was der Landgraf während des Krieges in den Ländern der ligistischen Fürsten erobern werde.

Wie Gustav Adolf den Landgrafen von Hessen-Kassel hauptsächlich durch die Aussicht auf Eroberungen an sich gekettet, so bewog er auch den Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, den er im Lager zu Werben zum Obersten seines Leibregiments ernannt und mit der Anwerbung dreier Regimenter zur Unterstützung des Landgrafen von Hessen-Kassel beauftragt hatte, dadurch zum dau-

ernden Anschluß an die schwedische Sache, daß er ihm die Bisthümer Bamberg und Würzburg mit dem Titel eines Herzogs von Franken zusagte.

Zu der gleichen Zeit führte die durch den schwedischen General Ake Tott ins Werk gesetzte vollständige Vertreibung der Kaiserlichen aus Mecklenburg dem Schwedenkönig neue Bundesgenossen in den beiden mecklenburgischen Herzogen, seinen Neffen, zu, die er im August zu Güstrow mit großem Gepränge wieder in ihre Länder einsetzte.

Inzwischen hatte Tilly in seinem Hauptquartier zu Wolmirstädt am 18. August von dem Kaiser die bestimmte Weisung erhalten, den Kurfürsten von Sachsen, der ein Heer von zwanzigtausend Mann geworben und der wiederholten Aufforderung Ferdinands zur Auflösung desselben stets den Einwand entgegen gehalten, daß er das gleiche Recht beanspruchen dürfe, wie die Fürsten der Liga, zur Abrüstung zu zwingen, wenn sich derselbe nicht gutwillig dazu verstehe. Dieser Befehl versetzte den greisen Feldherrn in eine äußerst schwierige Lage; denn außer dem Kaiser war auch Maximilian von Baiern als das Oberhaupt der Liga sein Kriegsherr, und er wußte, daß derselbe mit einem energischen Vorgehen gegen Kursachsen nicht einverstanden war, weil er davon den Anschluß des Kurfürsten an den Schwedenkönig befürchtete und überdies die Hoffnung noch nicht aufgegeben hatte, den stets schwankenden Johann Georg auf gütlichem Wege wieder zu dem Kaiser herüberziehen zu können.

Um den Wünschen seiner beiden Kriegsherren gerecht zu werden, beschloß Tilly, zunächst den Weg der Güte einzuschlagen und dabei Alles aufzubieten, um den Kurfürsten zur Rückkehr auf den Weg der Pflicht gegen Kaiser und Reich zu bewegen. Zu diesem Ende ließ er demselben durch zwei Abgeordnete auf das Eindringlichste die Gefahren der Aufrechthaltung einer dritten Partei im Reiche in einem Augenblicke, wo mehr als je ein einmüthiges Zusammengehen gegen den in Deutschland eingefallenen fremden König Noth thue, vor Augen führen und ihn zugleich, unter dem Hinweis auf die Verantwortung, die der Kurfürst als Oberhaupt des Leipziger Bundes auf sich lade, wenn er den Mitgliedern desselben das Beispiel fortgesetzter Auflehnung gegen die Ordnung des Reiches gebe, mit allem Nachdruck auffordern, von weiteren Werbungen abzustehen und sein Kriegsvolk zur gemeinsamen Abwehr des Reichsfeindes mit dem kaiserlichen zu vereinigen.

Der Kurfürst von Sachsen war zwar weit entfernt, gleich dem Landgrafen von Hessen-Kassel, in dessen Hause die Verbindung mit dem Reichsfeinde seit einem Jahrhundert zu den Familientraditionen gehörte, feindliche Pläne gegen den Kaiser zu verfolgen; allein er konnte es nicht über sich gewinnen, auf den ehrgeizigen Wunsch zu

verzichten, als Oberhaupt der zu dem Leipziger Bunde vereinigten Fürsten und Stände an der Spitze eines bedeutenden Kriegsheeres eine dritte Macht im Reiche zu bilden und neben dem Kaiser und der Liga eine entscheidende Rolle zu spielen, und so entließ er die Abgeordneten Tilly's mit der Antwort, daß er der Aufforderung des kaiserlichen Feldherrn nicht nachkommen könne, aber nach wie vor in unerschütterlicher Treue gegen Kaiser und Reich verharren werde.

Auf diesen, jede Hoffnung auf eine gütliche Lösung ausschließenden Bescheid rückte Tilly, den ohnehin der trostlose Zustand seines durch Hungersnoth bereits decimirten Heeres zu raschem Handeln zwang, ungesäumt in Sachsen ein. Da ihm der General Egon von Fürstenberg nicht unbedeutende Verstärkungen zugeführt, beliefen sich seine Streitkräfte auf nahezu vierzigtausend Mann. Nachdem er von Halle aus nochmals an den Kurfürsten eine Warnung hatte abgehen lassen, entsandte er Pappenheim mit sechstausend Mann gegen Merseburg, dessen Magistrat die geforderten Lieferungen an Lebensmitteln verweigert hatte. Pappenheim zwang durch die Einäscherung der Vorstädte den sächsischen Kommandanten zur Kapitulation und suchte dann Naumburg, Weißenfels und Jena mit Brandschatzung und Plünderung heim.

Da der Magistrat von Leipzig die Aufnahme einer kaiserlichen Besatzung verweigerte, erschien Tilly selbst am 12. September vor der Stadt und drohte für den Fall fortgesetzter Weigerung mit der Bestürmung derselben. Die Bürgerschaft wünschte zu kapituliren; der sächsische Kommandant, der die Hefe des Volkes auf seine Seite gezogen, trat aber diesem Verlangen entgegen und ließ sofort aus allen seinen Geschützen das Feuer gegen die Kaiserlichen eröffnen. Als jedoch Tilly hierauf seine Batterien aufführen und das Bombardement der Stadt beginnen ließ, ging alsbald der frühere Trotz in derselben in Kleinmuth über. Am 15. September ließen Bürgerschaft und Besatzung dem kaiserlichen Feldherrn die Erklärung zukommen, daß sie zur Kapitulation bereit seien, für welche ihnen billige Bedingungen gestellt wurden. Nach dem Abzug der sächsischen Truppen legte Tilly eine Besatzung von tausend Mann in die Stadt und schlug sodann in der Nähe derselben sein Lager auf.

Unterdessen hatte Gustav Adolf, in der sicheren Voraussicht der Wendung, welche die Dinge nehmen mußten, sein Lager bei Werben verlassen und sich gegen die sächsische Grenze zu in Bewegung gesetzt. In Neubrandenburg erschien der Feldmarschall Arnim, der nach der Entlassung Wallensteins in sächsische Dienste getreten, vor dem König, um ihm im Namen des Kurfürsten Johann Georg ein Bündniß anzutragen. So willkommen dieser Antrag auch dem Schwedenkönig war, zeigte er, um seine Bedingungen so

hoch als möglich hinaufschrauben zu können, eine stolze Zurückhaltung. Er bedauere, so erklärte er, das Schicksal des Kurfürsten; allein dieser trage selbst die Schuld an seiner traurigen Lage, da er früher das schwedische Bündniß zurückgewiesen. Wenn die Gefahr vorüber sei, werde er sich doch von den Schweden wieder lossagen; deshalb könne er ihm kein Vertrauen schenken. Der bestürzte Kurfürst sandte ihm sofort durch Arnim die Erklärung zu, daß er zur Annahme jeglicher Bedingung bereit sei, die der König als Preis seiner Hilfeleistung stellen werde, und als Gustav Adolf hierauf die Auslieferung von Wittenberg, sowie die Zusage eines dreimonatlichen Soldes für das gesammte schwedische Heer und als Bürgschaft für die Aufrichtigkeit des Kurfürsten die Stellung des Kurprinzen als Geisel verlangte, erklärte Johann Georg sich nicht nur ohne Zögern zur Annahme dieser Bedingungen bereit, sondern ließ sogar dem König sagen: nicht allein Wittenberg, auch Torgau und sein ganzes Land wolle er ihm einräumen und seine ganze Familie, ja sich selbst zu Geiseln stellen.

So sah sich der Schwedenkönig an dem Ziele, auf welches längst sein eifrigstes Streben gerichtet gewesen. Nachdem das Haupt der Lutheraner auf seine Seite getreten, durfte er hoffen, auch das Lutherthum seinen Zwecken dienstbar machen und seinen Eroberungskrieg zum entschiedenen Religionskrieg stempeln zu können.

Nach dem Abschluß des schwedisch-sächsischen Bündnisses, das dem König den alleinigen Oberbefehl über die zum Kampfe gegen seine und des Kurfürsten Feinde vereinigten und für die ganze Dauer des Krieges auf sächsischem Boden von dem Kurfürsten allein zu unterhaltenden Heere, sowie alle an der Elbe gelegenen festen Plätze zusicherte, fand am 15. September zu Düben die Vereinigung des schwedischen und des sächsischen Heeres statt.

In dem sofort abgehaltenen Kriegsrathe drang der Kurfürst, der sein Land sobald als möglich von den kaiserlichen Truppen befreit zu sehen wünschte, auf ein unverzügliches Vorgehen gegen Tilly, und in der That schien dies auch im Interesse der Verbündeten zu liegen, da das schwedisch-sächsische Heer dem ligistisch-kaiserlichen überlegen war und Tilly, wie bekannt geworden, Verstärkungen erwartete. Dennoch äußerte Gustav Adolf Bedenken, sei es, weil er sich bei einem immerhin möglichen ungünstigen Ausgang der beabsichtigten Schlacht gegen jede Verantwortung sicher stellen wollte, oder weil ihm die fast unangreifbare Stellung Tilly's Besorgnisse einflößte und er es für gerathen erachtete, abzuwarten, bis der Hunger den kaiserlichen Feldherrn zwingen werde, dieselbe zu verlassen, um den Rückzug anzutreten. „Meine Krone", sagte er, „ist gesichert; denn die deckt ein breiter Graben; aber die beiden Kurhüte (der Kurfürst von Brandenburg hatte sich gleichfalls zu den

Berathungen eingefunden) könnten bei einer etwaigen Niederlage gewaltig zu wackeln, wenn nicht gar zu springen beginnen." Trotz dieser Erwägungen bestand der Kurfürst auf einem sofortigen Angriff gegen den Feind, und da er erklärte: wenn der König keine Schlacht wagen wolle, so werde er allein gegen Tilly marschiren, gab Gustav Adolf nach. Während die nöthigen Vorkehrungen zum Aufbruch getroffen wurden, kehrte der Kurfürst von Brandenburg nach Berlin zurück, wahrscheinlich, wie Gfrörer bemerkt, weil er kein Freund des Pulvers war.

Unterdessen hatte Tilly seine an sich schon äußerst vortheilhafte Stellung zwischen der Stadt Leipzig, die den Rücken des Centrums deckte, und den Flüssen Pleiße und Parthe, an welche sich die beiden Flügel lehnten, durch zahlreiche Verschanzungen und starke Batterien für die Musketiere aufs Beste befestigt. In dieser Stellung gedachte er das Eintreffen des vor Kurzem aus Italien zurückgekehrten Feldmarschalls Altringer zu erwarten, der mit bedeutenden Verstärkungen bereits in der Nähe stand. Diese Absicht wurde durchkreuzt durch den ungestümen Grafen Pappenheim, der den Augenblick des Losschlagens nicht erwarten konnte und sich in dem Kriegsrathe durch seinen Uebermuth zu dem Ausrufe hinreißen ließ: „Die kriegsgeübte und sieggewohnte kaiserliche Armee bedarf keiner Verstärkung, um die ungeübten Truppen Sachsens und die durch lange Kriege ermüdeten Schweden zu schlagen."

Die Lage des Feldherrn war eine schwierige; denn Pappenheim gehörte zu den im Heere Tilly's zahlreich vertretenen ehemaligen friedländischen Generalen und Obersten, die sich nach den Zeiten der Wallensteinischen Ungebundenheit zurücksehnten und Tilly's strenge Disciplin nur mit Widerwillen ertrugen. Wie Pappenheim, der, um die Wiedereinsetzung Wallensteins zu bewirken, nicht ermangelte, in Wien und München den Feldherrn des Kaisers und der Liga als einen durch das Alter geschwächten und erschöpften, keiner kühnen That mehr fähigen Greis hinzustellen, so sah die gesammte friedländische Partei im kaiserlichen Heere in Tilly's Vorsicht nur Feigheit; ja sie ging sogar so weit, sein Zögern für Verrath zu erklären.

Trotz des Beifalls, den Pappenheims Ausruf bei den friedländischen Generalen gefunden, und ihrer ihm wohlbekannten Gesinnungen widerstand Tilly, dem die Pflicht über alle persönlichen Rücksichten ging, der allgemeinen Aufregung und blieb fest entschlossen, jede Schlacht zu vermeiden, bis Altringer eingetroffen sein werde.

Als sich am 17. September gegen neun Uhr Morgens die Kunde verbreitete, daß der Feind heranziehe, verlangte Pappenheim, der seine Ungeduld nicht länger bemeistern konnte, von Tilly die Ermächtigung, mit zweitausend Küraſſieren eine Recognoscirung aus-

zuführen und zu versuchen, einige Gefangene zu machen. Anfangs verweigerte ihm Tilly dieselbe; als aber Pappenheim mit Drängen nicht nachließ, gab der Feldherr zu seinem Unglück nach; doch ertheilte er dem Grafen gemessenen Befehl, jeden ernsten Zusammenstoß mit dem Feinde zu vermeiden, da es sein unabänderlicher Entschluß sei, sich nicht zu schlagen, bevor der erwartete Zuzug eingetroffen. Pappenheim versprach, zu gehorchen, vergaß jedoch bald, was er versprochen. Einen Haufen sächsischer Reiterei, der ihm entgegenkam, griff er mit Ungestüm an und warf ihn zurück. Zugleich ließ er Tilly sagen: die sächsische Armee ziehe allein heran; Tilly möge sich beeilen, sein Heer in Schlachtordnung herauszuführen, um dieselbe zu vernichten. Statt dessen ließ Tilly ihm die bestimmte Weisung zugehen, unverzüglich wieder in das Lager zurückzukehren. Unbekümmert um den Befehl des Feldherrn, zog Pappenheim weiter und wiederholte seine Meldung, daß die Sachsen allein im Felde ständen, mit dem Beifügen: „Wenn Tilly sich nicht zur Schlacht entschließe, so habe er es vor Gott, dem Kaiser und dem Kurfürsten zu verantworten, eine so prächtige Gelegenheit versäumt zu haben."

Indessen sah sich Pappenheim, der in seiner Kampflust immer weiter vorgedrungen, bald dem ganzen feindlichen Heere gegenüber. Rasch fertigte er einen Eilboten an Tilly ab mit der Bitte, ihm noch weitere zweitausend Küraſſiere nachzusenden, da er sonst mit den ersten verloren sei. Händeringend brach der greise Feldherr, der seine Bestürzung nicht verbergen konnte, in die Worte aus: „Dieser Mensch wird mich um Ehre und Reputation und den Kaiser um Land und Leute bringen!" Nichtsdestoweniger zögerte er nicht, um Pappenheim aus seiner Bedrängniß zu retten, ihm auch die geforderten zweitausend Küraſſiere zuzuschicken, jedoch mit dem ausdrücklichen Befehl, bei Todesstrafe sofort den Rückzug anzutreten.

Pappenheim hatte sich indessen bereits zu tief in das Gefecht verwickelt, um dem Befehle Tilly's Folge leisten zu können, und von Minute zu Minute wuchs die Gefahr seiner Lage. Als Tilly auch die nachgesandten zweitausend Küraſſiere weichen und in Unordnung gerathen sah, entschloß er sich, wenn auch mit schwerem, ahnungsvollem Herzen, den Vortheil seiner Stellung aufzugeben, um den schwer bedrängten Küraſſieren, der Elite seiner Reiterei, mit seinem ganzen Heere zu Hilfe zu kommen, und rückte in Schlachtordnung dem schwedisch-sächsischen Heere entgegen. So entbrannte die verhängnißvolle Schlacht von Breitenfeld.

Tilly's Streitkräfte betrugen einundzwanzigtausend Mann Fußvolk und elftausend Reiter. Den rechten Flügel befehligte Fürstenberg, den linken Pappenheim, Tilly selbst das Centrum. Das Heer des Schwedenkönigs zählte zweiundzwanzigtausend Mann, darunter neun-

tausend zu Pferd, das des Kurfürsten elftausend Fußgänger und viertausend Reiter. Gustav Adolf hatte seine Truppen in zwei Treffen aufgestellt; er selbst befehligte den rechten Flügel des ersten Treffens. Das zur Linken der Schweden aufgestellte sächsische Heer bildete nur ein Treffen. Die Reiterei wurde von Arnim und dem Kurfürsten selbst, der seine Stellung auf dem äußersten linken Flügel genommen, das Fußvolk von dem Herzog von Sachsen-Altenburg befehligt.

Vor dem Beginne des Treffens hielt Gustav Adolf eine längere Ansprache an seine Offiziere, um durch verschiedene Motive ihre Kampflust anzuspornen. Nachdem er sie zunächst an ihre Pflicht erinnert, „zu fechten für die allein seligmachende christliche Religion, welche die Römisch-Katholischen ganz und gar unterdrücken, ausrotten und vertilgen wollten", und sie aufgefordert, „eingedenk zu sein der armen verwüsteten Stadt Magdeburg, die in Asche und Steinhaufen Rache verlange an ihren Zerstörern", fuhr er also fort: „Ihr und eure Soldaten habt oft im Scherze gesagt, daß ihr unter meiner Anführung wohl den Himmel, aber nicht die Reichthümer der Erde gewinnen könnet. Ich gestehe, daß ihr bis jetzt Recht haben mochtet. Wir konnten nicht daran denken, uns in den verwüsteten, verödeten und überdies befreundeten Ländern, welche wir bisher durchzogen, zu bereichern. Aber in Zukunft, wenn ihr fortfahrt, euch nach eurer gewohnten Art zu schlagen, werdet ihr nicht allein ewige Güter, sondern auch zeitliche gewinnen; denn vor uns liegt nicht nur ein mit den kostbarsten Schätzen angefülltes Lager, sondern ihr könnt mit einem einzigen glücklichen Schlag euch auch die Pfaffengasse öffnen, wo ihr reichlichen Ersatz für eure Beschwerden und Mühen und für das ausgestandene Elend finden werdet."

Diese Worte, die nicht zu mißdeuten sind, enthüllten den schwedischen Offizieren schon vor dem Treffen den ferneren Plan ihres Königs. Bleibt er in demselben siegreich, so will er seine Schaaren in die Länder der geistlichen Fürsten führen, und um die Begierde seiner Getreuen zu reizen, entbindet er sie zum Voraus von der Achtung vor dem Eigenthum Derer, die unter geistlichem Scepter stehen.

Die Schlacht begann gegen zwei Uhr Nachmittags. Die Losung der Kaiserlichen war: Jesus, Maria! — die der Verbündeten: Gott mit uns! Es war ein heißer Tag, wie überhaupt der Sommer des Jahres 1631 sich durch eine ungewöhnliche Hitze bemerklich machte, und der aus Südwesten wehende Wind trieb den auf dem ausgetrockneten Ackerfeld unter den Hufschlägen von vierundzwanzigtausend Pferden emporwirbelnden Staub den Schweden in ganzen Wolken ins Gesicht. Um diesen Nachtheil von sich abzuwenden, ordnete Gustav Adolf eine Schwenkung seines rechten Flügels an. Diesen

Augenblick wollte Pappenheim benutzen, um die Schweden zu überflügeln und ihre Schlachtreihe zu durchbrechen, was, wenn es ihm gelungen wäre, die Niederlage der Verbündeten zur Folge gehabt haben würde. Ohne die Unterstützung des ihm folgenden Regiments Holstein abzuwarten, warf er mit seinem gewohnten Ungestüm seine Reiterei gegen die schwedischen Linien; allein Baner, der den rechten Flügel des zweiten schwedischen Treffens befehligte, hatte rasch einige Regimenter zur Unterstützung des ersten Treffens abgeschickt, und so wurden Pappenheims Kürassiere von einem ebenso heftigen als unerwarteten Feuer empfangen. Die unter die schwedische Reiterei gemischten Musketierabtheilungen schmetterten ganze Schwadronen nieder. Siebenmal ordnete Pappenheim die gelichteten Reihen seiner in Verwirrung gerathenen Reiterei zum Sturm gegen die feindlichen Kolonnen, und siebenmal wichen sie vor der Feuerbarriere zurück, die sich ihnen entgegenstellte.

In der Hitze des Gefechtes hatte Pappenheim sich so weit nach links gewandt, daß das Fußregiment Holstein von dem kaiserlichen Centrum losgetrennt war und sich plötzlich vollständig isolirt und von allen Seiten von den Schweden umringt sah. Mit der heldenmüthigsten Ausdauer hielten die Tapferen allen Angriffen des zehnfach überlegenen Feindes Stand. Immer mehr schmolz ihre Zahl zusammen, und immer enger schlossen sich die Reihen; aber Keiner wich von seinem Posten. Endlich gelang es einer herbeigesprengten finnländischen Reiterschaar, das kleine, fast nur noch aus Verwundeten bestehende Häuflein zu durchbrechen und an den Trümmern des ruhmbedeckten Regimentes das Werk der Vernichtung zu vollenden. Unter einem Haufen von Leichen lag, noch athmend, doch von tödtlichen Wunden bedeckt, der heldenmüthige Führer, Herzog Adolf von Holstein.

Während auf dem linken Flügel der Kaiserlichen die tapferen Schaaren Pappenheims und mit ihnen das Fußregiment Holstein der schwedischen Uebermacht erlagen, hatte auf dem rechten Flügel derselben Fürstenberg den Kampf gegen die Sachsen begonnen. Obgleich diese zum größten Theile aus ungeübten Neulingen bestanden, leisteten sie anfangs tapferen Widerstand; bald begannen sie jedoch zu weichen, und als Tilly, um die Sache auf dieser Seite zu rascher Entscheidung zu bringen, einige Regimenter zur Unterstützung Fürstenbergs nach dem rechten Flügel entsandte, löste sich die ganze sächsische Reiterei in wilde Flucht auf und riß auch die Infanterie mit sich fort. Der Kurfürst war einer der Ersten, die das Weite suchten. Mit verhängtem Zügel sprengte er davon, gefolgt von Arnim und seiner Leibwache, und kam erst in Eilenburg zur Besinnung. Nur vier Regimenter hielten die Ehre des sächsischen Namens aufrecht, indem sie sich, von ihren Generalen ver-

laſſen, unter die Befehle des Feldmarſchalls Horn ſtellten, der auf dem linken ſchwediſchen Flügel kommandirte.

Da die linke Flanke der Schweden durch die ſchimpfliche Flucht der Sachſen entblößt worden, noch ehe ſich auf ihrem rechten Flügel der Sieg für ſie entſchieden hatte, ſchwebte das ganze Heer Guſtav Adolfs eine Zeitlang in großer Gefahr. Unglücklicherweiſe konnte Tilly aus der mißlichen Lage des Feindes keinen Vortheil ziehen; denn ſeine Truppen hatten ſich in der hitzigen Verfolgung der Sachſen weit über die Schlachtlinie hinaus fortreißen laſſen, und ſo gewann Horn Zeit, die bedrohte Ordnung herzuſtellen.

Während auf dem linken Flügel der Schweden mit ſteigender Erbitterung fortgekämpft wurde und beide Theile in todesmuthiger Tapferkeit wetteiferten, weil Jeder fühlte, daß hier die Entſcheidung fallen müſſe, war es Baner gelungen, den linken Flügel der Kaiſerlichen vollſtändig zu zerſprengen. Durch die Schwenkung, die Tilly nach rechts gemacht, um Fürſtenberg gegen die Sachſen beizuſpringen, und die gleichzeitige Bewegung Pappenheims nach links war nämlich in der kaiſerlichen Schlachtlinie eine Lücke entſtanden, und da Baner raſch einige ſchwediſchen Regimenter in dieſelbe hatte einrücken laſſen, ſah ſich Pappenheim von der kaiſerlichen Hauptmacht gänzlich abgeſchnitten. Haufenweiſe erlag ſeine von drei Seiten angegriffene Reiterei dem leichten Geſchütze der Schweden. Die gelichteten Reihen löſten ſich auf und wandten ſich, von Baner verfolgt, zur Flucht, in welche auch der verwundete Pappenheim fortgeriſſen wurde. Zwar gelang es demſelben, den Reſt ſeiner Schaaren jenſeits Breitenfeld wieder zu ſammeln; aber ehe er ſie auf das Schlachtfeld zurückführen konnte, war das Schickſal des Tages entſchieden.

Inzwiſchen war der Wind, der anfangs den Schweden ungünſtig geweſen, umgeſchlagen und trieb jetzt Rauch und Staub den Kaiſerlichen entgegen. Deſſenungeachtet ſetzten ſie den Kampf mit unermüdlicher Ausdauer fort, und trotz der Ueberlegenheit, welche die leichten Feldgeſchütze den Schweden verliehen, ſchwankte der Sieg, bis endlich die Flucht der Reiterei Fürſtenbergs, die durch das raſche, niederſchmetternde Feuer der Schweden in Verwirrung gerathen war, die Entſcheidung zu Gunſten der Schweden herbeiführte. Raſch ließ Guſtav Adolf ſein ganzes Heer zu einem vernichtenden Angriff auf die Kaiſerlichen vorgehen; dieſe wurden überflügelt, die Truppen, welche die Batterien Tilly's bewachten, geworfen und deſſen Geſchütze gegen die Kaiſerlichen ſelbſt gerichtet.

Obgleich von allen Seiten umringt und von einem kreuzenden Feuer im vollſten Sinne durchfurcht, ſetzt das kaiſerliche Centrum mit bewunderungswürdiger Ausdauer noch eine Zeitlang den Kampf fort, bis ſich endlich von den verſtümmelten Regimentern eins nach dem andern auflöſt, um in verworrener Flucht, von ſchwediſcher

Reiterei verfolgt, durch die Ebene zu verschwinden. Nur fünf wallonische Regimenter, die Veteranen der Liga, die ihren greisen Feldherrn seit dem Tage von Prag auf allen seinen Zügen als treue Gefährten seiner Leiden und seiner Siege begleitet und nie geflohen, halten auch jetzt noch Stand. Zu einem dichten Viereck zusammengezogen, ihren alten General in der Mitte, der, am Arme verwundet und bebend vor Schmerz, mit Ungeduld den Tod herbeiwünscht, brechen sie sich durch die siegreichen Kolonnen der Schweden eine blutige Bahn und erreichen kämpfend ein kleines Gehölz. Hier halten sie Stand und machen Front gegen den Feind, der mit Ungestüm auf sie eindringt. Furchtbar räumt das Feuer der Schweden unter den Tapferen auf, und „Arme und Beine fliegen umher;" aber Keiner weicht. Dem Feldherrn wird das Pferd unter dem Leibe erschossen; er besteigt ein anderes und will sich mitten unter die feindlichen Reihen stürzen; da sprengt ein schwedischer Rittmeister vom rheingräflichen Regimente, wegen seiner ungewöhnlichen Größe der „lange Fritz" genannt, auf ihn ein und fordert ihn auf, sich gefangen zu geben. Als Tilly sich dessen weigert, schlägt er ihm mit dem Kolben seiner Pistole auf Kopf, Nacken und Arme mit solcher Wuth, daß der Feldherr betäubt vom Pferde zu sinken droht. Er wäre verloren gewesen, hätte nicht der heransprengende Herzog Max von Sachsen-Lauenburg dem schwedischen Rittmeister eine Kugel durch den Kopf gejagt.

Dem blutigen Ringen der Kämpfenden setzte endlich die Nacht ein Ziel. Von den fünf wallonischen Regimentern standen nur noch sechshundert Mann aufrecht hinter den Leichen ihrer heldenmüthigen Kameraden. Unbehelligt von den Schweden, welche die Tapferkeit und Hingebung der Getreuen ehrten, verbrachten sie die Nacht in der Nähe der blutigen Wahlstätte. In der Frühe des folgenden Morgens schlugen sie, ihren durch den Blutverlust der Besinnung beraubten „alten Vater" auf Piken mit sich tragend, den Weg nach Halle ein, wo sich im Laufe des Tages auch Pappenheim mit dem Ueberreste seiner Küraſſiere, vierhundert an der Zahl, bei dem tief bekümmerten Feldherrn einfand. Tilly empfing ihn mit Wohlwollen, und nicht der leiseste Vorwurf kam über seine Lippen. Auch sein Bericht an den Kaiser erwähnt mit keiner Silbe des Antheils, den Pappenheims Widerspenstigkeit an dem Unglück des Tages von Breitenfeld gehabt; dagegen ist er voll des Lobes für den Heldenmuth, den derselbe während des Treffens bewiesen.

Nahezu neuntausend Todte bedeckten die Ebene von Breitenfeld. Die bei Weitem größere Mehrzahl derselben gehörte der kaiserlichen Armee an; die Schweden hatten nur siebenhundert, die Sachsen zweitausend Mann verloren. Die Trophäen des Tages waren ungeheuer. Außer der unermeßlichen Beute, welche Offiziere und Sol-

daten in dem kaiserlichen Lager machten, fielen dem Könige die ganze Artillerie Tilly's und mehr als hundert Fahnen und Standarten in die Hände. Die Gefangenen, deren Zahl auf fünftausend angegeben wird, traten fast alle in schwedische Dienste.

„Die Schlacht bei Breitenfeld am 17. September 1631", sagt Onno Klopp, „ist der entscheidende Punkt im Leben Tilly's und Gustav Adolfs. Wäre der fremde König dort unterlegen: so würden die Deutschen insgesammt von ihm geredet und geschrieben haben, wie von einem Räuber, der seine verdiente Züchtigung empfangen; er würde da gestanden haben als der treulose Verwüster und Verräther von Magdeburg, und Tilly würde anerkannt sein als der Held und Retter der deutschen Nation. Allein die Menschen urtheilen nach dem Erfolge. Die Niederlage Tilly's bei Breitenfeld zog durch alle seine Siege den langen Strich der Vernichtung und schleuderte Deutschland zurück auf die Zeit des böhmischen Aufruhrs."

„Der Tag von Breitenfeld ist einer der unheilvollsten Tage für die deutsche Nation. Er stempelte uns den nordischen Barbaren zum Helden des Protestantismus, oder um den beliebteren Ausdruck zu gebrauchen, zum Helden der Gewissensfreiheit. Es ist das Wort, welches man um so höher zu preisen pflegt, je weniger man damit einen klar umgrenzten und in sich bestimmten Begriff verbindet. Der Tag von Breitenfeld ist der Wendepunkt des deutschen Geschickes. Was das Reich bis dahin eingebüßt, ließ sich ersetzen. Was Deutschland bei Breitenfeld verlor, war unersetzlich. Dort erst ward Deutschlands Einheit zertrümmert, der kaiserlichen Macht, in welcher die politische Existenz der Deutschen als Nation beruhte, eine unheilbare Wunde geschlagen. Dort erst ward das deutsche Nationalgefühl, das bis dahin in allen Phasen des unseligen Krieges bei dem Kerne der Nation, bei dem wohlhabenden und gebildeten Theile derselben entschieden jede Verbindung mit dem Fremden zurückgewiesen, zerknickt und fast gebrochen. Fortan mußten die deutschen Städte und der deutsche Adel dem fremden Könige dienen, und in dem unendlichen Jammer der folgenden Tage während des Krieges und nach demselben erwuchs der unselige Wahn: daß sie gern und bereitwillig das gethan, gern und bereitwillig dem fremden Könige und seinen Söldnerbanden gehorcht, gern und bereitwillig die Freiheit, deren sie unter ihrem deutschen Kaiser genossen, ihren Wohlstand und ihre Bildung dem geopfert, was der fremde König und die gleichgesinnten kleinen Eroberer das evangelische Wesen nannten. Dort erst auf den blutgedüngten Aeckern von Breitenfeld gewann der fremde König in Deutschland festen Fuß, nicht eher. Dort erst eröffnete sich die begründete Aussicht auf die Durchführung des Planes, den der fremde Eroberer mehrere Jahre

zuvor am Ufer des Mälarsees in die Worte kleidete: Das höchste und letzte Ziel der ganzen Sache ist ein neues evangelisches Haupt, das vorletzte eine neue Verfassung unter den evangelischen Ständen und solchem Haupte. Das Mittel dazu ist die allgemeine Leitung des Krieges. Wer diese hat, ist Herr."

Gustav Adolf in Franken und am Rhein.

(September bis Dezember 1631.)

Nachdem Tilly in Halle seine Wunden, die von den Aerzten für nicht ganz ungefährlich erklärt worden, nothdürftig hatte verbinden lassen, brach er, trotz seiner körperlichen Schwäche, ungesäumt nach dem nordwestlichen Deutschland auf, in der Hoffnung, daß der Schwedenkönig ihm dahin folgen und auf diese Weise Süddeutschland fürs Erste vom Kriege verschont bleiben werde. Bei Alfeld, wohin er sein Hauptquartier verlegt, sammelte er aus den verstreuten ligistischen Truppen ein Heer von dreizehntausend Mann, mit welchem er am 12. Oktober bei Fritzlar zu dem beiläufig zwölftausend Mann starken Korps von Altringer, Fugger und Merode stieß.

Der Kaiser, der die Nachricht von dem Unglück von Breitenfeld zuerst durch Altringer erhalten und dieselbe mit großer Fassung aufgenommen, versprach seinem Feldherrn, indem er ihm durch Altringer seine herzlichste Theilnahme ausdrücken ließ, ihm nach besten Kräften zu Hilfe zu kommen. Das Gleiche that der Kurfürst Maximilian von Baiern, der ihm besonders seine Freude darüber aussprach, „daß der allmächtige Gott ihn selbst so gnädig beschützt und erhalten habe", und ihn durch den Hinweis auf ähnliche Unfälle, die vielen andern großen Generalen zugestoßen, aufzurichten und mit neuen Hoffnungen auf eine baldige Entschädigung für das erlittene Mißgeschick zu trösten suchte.

Unterdessen war Gustav Adolf nach der Schlacht bei Breitenfeld zunächst nach Halle aufgebrochen und hatte sich dort, obgleich die Stadt zu dem Magdeburger Erzstift gehörte, am 21. September von dem Rath und der Bürgerschaft den Eid der Treue leisten lassen, durch welche sie ihn „als rechtmäßigen, uneingeschränkten Herrn" anerkannten und sich verpflichteten, immerdar die Feinde des Königs auch als die ihrigen anzusehen und nichts zu unterlassen, was der schwedischen Sache nützen könne, überhaupt „der Krone Schweden alle Zeit Treue und Gehorsam zu halten, wie es Unterthanen gebühre." Wie Halle auf diese Weise eine schwedische Stadt geworden, so betrachtete Gustav Adolf sich auch als den

Herrn des gesammten Magdeburger Erzstiftes, indem er den Fürsten Ludwig von Anhalt, der sich ihm angeschlossen, zum Statthalter desselben ernannte, wogegen sich dieser zur Zahlung bestimmter monatlicher Kriegsgelder verpflichten mußte.

Einige Tage nach Gustav Adolf fand sich auch der Kurfürst von Sachsen, der inzwischen die schwachen kaiserlichen Besatzungen aus den verschiedenen Städten seines Landes vertrieben, in Halle ein, um sich mit dem Schwedenkönig über die ferneren Kriegsoperationen zu berathen. Nachdem man überein gekommen, Tilly einstweilen bei Seite zu lassen, wurde der Beschluß gefaßt, den Krieg einerseits in die kaiserlichen Erbländer und anderseits in die Bisthümer am Main und Rhein zu tragen. Der Kurfürst, der sich der alten Anhänglichkeit an das Kaiserhaus noch nicht gänzlich hatte entschlagen können, wünschte, die letztere Aufgabe zu übernehmen und dem Schwedenkönig den Zug gegen Wien zu überlassen, wo dem Kaiser der Friede diktirt werden sollte. Dies paßte jedoch aus verschiedenen Gründen nicht in Gustav Adolfs Pläne. Zunächst war es ihm durchaus nicht um einen raschen Friedensschluß mit Ferdinand II. zu thun; denn zur Erlangung der erstrebten deutschen Kaiserkrone bedurfte es eines längeren Krieges, und dann wollte er auch durch Eroberungen am Main und Rhein sich im Herzen Deutschlands eine Hausmacht schaffen. Lag es aus diesen Gründen in seinem Interesse, nach Westen und nicht nach Osten zu ziehen, so konnte es ihm auch nur zum Vortheil gereichen, wenn der Kurfürst von Sachsen den Krieg in die österreichischen Erbländer trug, indem derselbe dadurch dauernd mit dem Kaiser verfeindet und gezwungen wurde, der Bundesgenosse der Schweden zu bleiben.

Nachdem Gustav Adolf dem Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar, der sich mit verschiedenen andern protestantischen Fürsten zu den Berathungen in Halle eingefunden, ein Bisthum in Franken versprochen, erklärte es dieser für nothwendig, daß der König selbst in die „Pfaffengasse“ eindringe, den Lauf des Maines erobere und sich am Rheinstrom festsetze, und da Gustav Adolf sich den von dem Herzog angeführten Gründen anschloß, mußte der Kurfürst sich fügen.

Am 27. September brach Gustav Adolf mit seinem siebenundzwanzigtausend Mann starken Heere von Halle gegen die vollständig wehrlose kurmainzische Stadt Erfurt auf und zwang dieselbe, trotz der dringenden Bitte des Rathes und der Bürgerschaft, sie neutral bleiben zu lassen, zur Aufnahme einer schwedischen Besatzung von achtzehnhundert Mann. Dafür versprach der König, die Bürgerschaft, sowohl die katholische als die protestantische, in seinen Schutz zu nehmen, „obwohl er genügende Ursache habe, die römisch-katholischen Bürger von demselben auszuschließen und mit ihnen in

gleicher Weise zu verfahren, wie es mit seinen Glaubensverwandten anderswo vielfach geschehen." Für die Güter des Kurfürsten, seiner Diener und der sämmtlichen katholischen Geistlichen machte er jedoch eine Ausnahme, „weil das katholische Kriegsvolk ihm nach Land und Leuten, nach Leib und Leben getrachtet habe." Nachdem er am 2. Oktober seinen Einzug in die Stadt gehalten, mußten der Rath, die Viertelsherren und die Gildemeister sich eidlich verpflichten, dem König von Schweden allezeit „treu, hold und gewärtig zu sein." So war auch Erfurt eine schwedische Stadt geworden.

In Erfurt kam auch ein förmliches Bündniß zwischen dem Schwedenkönig und den vier Herzogen von Weimar, Wilhelm, Albrecht, Ernst und Bernhard, zu Stande, ähnlich dem, welches der Landgraf von Hessen-Kassel mit Gustav Adolf geschlossen. Auch sie wurden ermächtigt, Kriegsvolk anzuwerben und damit in den Gebieten der Liga Eroberungen zu machen. Zugleich setzte Gustav Adolf den Herzog Wilhelm von Weimar zum Statthalter über Erfurt und ganz Thüringen ein und ertheilte ihm den Auftrag, sofort ein Heer zu werben.

Am 6. Oktober brach Gustav Adolf von Erfurt zur Eroberung des Frankenlandes auf. Auf seinem Zuge durch den Thüringer Wald fand er nirgends Widerstand, so sehr hatte der Schrecken seines Namens die Bevölkerung eingeschüchtert. Ein Bauernhaufe, der zum Schutze von Königshofen, dem Schlüssel zum Bisthum Würzburg, herbeigeeilt war und sich vor der Stadt aufgestellt hatte, wurde von der schwedischen Reiterei niedergehauen, der Kommandant der Festung durch die Drohung, daß im Falle eines versuchten Widerstandes die Stadt in Flammen aufgehen werde, zur Kapitulation bewogen, wobei den Schweden, außer großen Vorräthen an Waffen und sonstigem Kriegsmaterial, auch viele Kostbarkeiten, die aus der Umgegend in die Festung geflüchtet worden, in die Hände fielen. Wie Königshofen, so ergab sich auch Schweinfurt auf die erste Aufforderung. Der Weg nach Würzburg stand dem Schwedenkönig offen, und schon am 13. Oktober langte er vor dieser Stadt an.

Auf die Kunde von dem Vorgehen Gustav Adolfs gegen das Frankenland war Tilly sofort zum Schutze des Bischofs von Würzburg mit seinem Heere von Fritzlar aufgebrochen. In Fulda hielt er Kriegsrath zur Entscheidung der Frage, ob man sich direkt nach dem bedrohten Würzburg wenden oder zunächst gegen Aschaffenburg ziehen solle, um sich dort mit dem heranrückenden Herzog Karl IV. von Lothringen zu vereinigen, der, von abenteuerlichem Thatendurst erfüllt, für den Kaiser ein Heer von zwölftausend Mann geworben. Da die Stimmen gleich getheilt waren, entschied sich Tilly, nach langer, reiflicher Ueberlegung, für die Vereinigung mit dem Herzog

von Lothringen, die am 22. Oktober zu Miltenberg stattfand. Von hier brach er in Eilmärschen gegen Würzburg auf. Seine Soldaten waren halbnackt und verschmachtet; tausende blieben unterwegs liegen oder verloren sich: aber unaufhaltsam zog er weiter, um noch zu rechter Zeit vor Würzburg einzutreffen. Dennoch kam er zu spät: noch ehe er die Stadt erreichen konnte, war sie in die Hände der Schweden gefallen.

Nachdem Gustav Adolf am Abend des 13. Oktober mit einem Heere von vierundzwanzigtausend Mann vor Würzburg erschienen, hatte er in der Frühe des folgenden Morgens durch einen Trompeter für sich und sein Heer freien Durchgang durch die Stadt fordern lassen, mit der Drohung, daß er, falls man ihm denselben verweigere, an Würzburg das „grausame Verfahren Tilly's gegen Magdeburg" rächen werde. Da die Stadt bei dem gänzlich vernachlässigten Zustand ihrer Wälle nicht zu halten und der Bischof bei der Annäherung der Schweden geflüchtet war, entwarfen die bischöflichen Räthe, im Vereine mit dem Magistrate, eine Kapitulation und schickten dieselbe an den König mit der Bitte um Genehmigung und Unterschrift. Gustav Adolf erklärte, die Schrift sei zu weitläufig, um alle einzelnen Punkte gehörig erwägen zu können; doch dürfe die Stadt ihm volles Vertrauen schenken. Als die besorgten Beamten ihm ihre Bitte wiederholen ließen, brauste er auf, erklärte ihr Mißtrauen für beleidigend und drohte, Gewalt zu gebrauchen, falls ihm die Thore der Stadt nicht zur bestimmten Stunde geöffnet würden; sobald er in dieselbe eingezogen, werde er die Kapitulation unterzeichnen. Der wehrlosen Stadt blieb Nichts übrig, als sich den Händen des fremden Eroberers zu überliefern.

Der Besitz von Würzburg war jedoch für den Schwedenkönig erst dann gesichert, wenn auch das jenseits des Maines auf einem jähen Felsen gelegene, ungemein stark befestigte und von fünfzehnhundert Mann kriegsgeübter Truppen besetzte Schloß Marienberg, die Citadelle von Würzburg, in seinen Händen war. Auf seinem Zuge gegen Würzburg hatte ihm ein gefangener bischöflicher Hauptmann, um sich von dem angedrohten Tode loszukaufen, das Versprechen gegeben, ihm die Stelle zu verrathen, wo das Schloß am leichtesten anzugreifen war; daher gelang es den stürmenden Schweden schon am vierten Tage, in dasselbe einzudringen, worauf sie in dem Schlosse mit beispielloser Wuth ein schauerliches Blutbad anrichteten. Auf die von verschiedenen Seiten ertönende Bitte um Quartier erscholl die Antwort: „Quartier für Magdeburg!" Alles, was den eindringenden Schweden in den Weg kam, stießen sie erbarmungslos nieder. Niemand wurde geschont, weder Soldat noch Bürger, noch Priester, nicht einmal Frauen und Kinder. Die Zahl der Todesopfer betrug an siebenhundert.

Als Alles niedergemetzelt und das Jammergeschrei verstummt war, das von dem Schlosse herab bis in die Stadt gedrungen und von den Bewohnern derselben mit Grauen und Entsetzen vernommen worden, begann die Plünderung, die der Habgier der Schweden die reichste Befriedigung verschaffte, weil viele Kirchen und Klöster aus der Umgegend, sowie die adeligen Herren und reichen Bürger von Würzburg ihre Schätze auf das feste Schloß geflüchtet hatten. Das Geschütz und die Waffen, wie auch der Marstall und die Weinkeller des Bischofs fielen dem König zu. Aus der fürstlichen Silberkammer wählte er für sich, was ihm an Gold- und Silbergeräthe, an Edelsteinen und Perlen besonders in die Augen fiel; das Uebrige überwies er den Offizieren. Der Antheil der gemeinen Soldaten an der reichen Beute war so groß, daß es unter ihnen kaum einen Mann gab, der nicht bei dieser Gelegenheit eine neue Bekleidung und einen wohlgefüllten Beutel erhielt.

In Würzburg selbst wurde die an kostbaren Handschriften und seltenen Büchern ungewöhnlich reiche bischöfliche Bibliothek, eine der berühmtesten wissenschaftlichen Sammlungen Deutschlands, eingepackt, um nach Schweden gesandt zu werden. Das Gleiche geschah mit den Bibliotheken der Universität und des Jesuitenkollegiums. Auch nach dem reichen Juliusspital mit seinen Stiftungen und seinen Schätzen an Gold und Silber, an Getreide und Wein streckte der habgierige König seine Hand aus; als ihm jedoch der Spitalmeister die Stiftungsurkunde vorlas, in welcher der Bischof Julius die schwersten Flüche gegen Diejenigen schleuderte, die seine fromme Anstalt verderben würden, wandte er sich ab mit den Worten: „Ich will mit diesem Pfaffen in jener Welt Nichts zu schaffen haben; lasset ihm das Seine!“

Von jetzt an öffneten sich für das schöne Frankenland alle Schleußen des Jammers, und die Worte, in welchen der schwedische Eroberer vor der Schlacht bei Breitenfeld seine Schaaren auf die Beute der Pfaffengasse vertröstet, wurden zur entsetzensvollen Wahrheit. Während die schwedischen Soldaten an den Gittern vor der Domkirche unausgesetzt vier offene Spieltische unterhielten, auf welchen ganze Säcke mit Dukaten und Thalern aufgestapelt waren, konnten die Bürger nicht einmal einen Sack mit Getreide oder Mehl zu oder von der Mühle bringen: die Soldaten nahmen ihnen denselben unter dem Thore oder in der Mühle ab und verkauften ihn. Nachdem die Schweden kaum einige Wochen in dem Lande gehaust, das bis dahin reich und gesegnet gewesen, stieg überall drohend das bleiche Gespenst des Hungers empor.

Wie überall, so war Gustav Adolf auch in Würzburg freigebig mit freundlichen und gütigen Worten: „Obgleich er“, so erklärte er, „gerechte Ursache habe, mit Strenge gegen die Länder

der Liga vorzugehen, da sie sich allezeit feindlich gegen ihn bewiesen, so wolle er dies doch Niemanden entgelten, sondern dem Lande, das keinen Herrn mehr habe, da der bisherige ohne Noth entflohen, seinen väterlichen Schutz angedeihen lassen. Zu diesem Ende habe er, bis Gott einen dauernden Frieden schenke, eine neue Regierung geschaffen, für welche er von allen Obrigkeiten und Gemeinden strengen Gehorsam verlange." Nachdem ihm die Bürgerschaft von Würzburg den geforderten Eid der Treue geleistet, ließ er sich als Herzog des Frankenlandes huldigen.

Wie wir oben (S. 524 f.) gesehen, hatte Gustav Adolf das Herzogthum Franken bereits dem Herzog Bernhard von Weimar zugesagt. Als dieser ihn durch einen Gesandten an sein Versprechen erinnern ließ, gab er zur Antwort: „Es gibt der Länder noch genug zu verschenken, wenn Euer Herr nur treu an seinem Bündnisse hält und die allgemeine Sache fleißig fördert." Ganz in der gleichen Weise machte Gustav Adolf es mit andern ähnlichen Versprechungen. Als der Herzog Georg von Lüneburg bei ihm in Würzburg erschien, um gleichfalls ein Bündniß mit ihm abzuschließen, und sich dabei das kurmainzische Eichsfeld ausbat, sagte er ihm dasselbe ohne Weiteres zu, obgleich er auch dieses Gebiet bereits den weimarischen Herzogen versprochen, und als bald darauf der Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel ihn ebenfalls um dasselbe bat, erklärte er ihm einfach, er könne das Eichsfeld für seine Reiterei gar nicht entbehren.

Nachdem Gustav Adolf sich zum Herzog von Franken hatte ausrufen lassen, wandte er sich nach dem Rhein, um seine Befreiungsmission in das Gebiet des Kurfürsten von Mainz zu tragen. Der Weg dahin war ziemlich frei; denn Tilly hatte sich, nachdem er die Kunde von dem Falle Würzburgs erhalten, nach den Taubergegenden gewandt, wo er Werthheim und Rothenburg wieder in seine Gewalt brachte. Obgleich er nach der Stärke seines Heeres in der Lage gewesen wäre, sich mit dem Schwedenkönig zu messen, konnte er dies bei dem trostlosen Zustand seiner Truppen kaum wagen. Sein Heer war seit dem Tage von Breitenfeld, wo seine Veteranen um ihn gefallen, ein anderes geworden. Bei der Unmöglichkeit, mit den geringen Geldmitteln, die ihm zu Gebote standen, in der gewohnten Weise für die Bedürfnisse seiner Soldaten Sorge zu tragen und sie durch regelmäßige Soldzahlungen zu befriedigen, sah er sich zugleich außer Stand, die strenge Disciplin aufrecht zu halten, die bis dahin sein Stolz und sein Ruhm gewesen; denn die in seinem Heere herrschende Noth, der immer größer werdende Mangel an Lebensmitteln und Kleidung, hatte unter den Truppen eine Unzufriedenheit hervorgerufen, die sich nicht selten bis zur Meuterei steigerte und dem Feldherrn oft in den

wichtigsten Augenblicken die Hände band. Während Hungersnoth und Krankheiten sein Heer mehr und mehr schwächten, trennte sich auch der Herzog von Lothringen wieder von ihm, als er die Nachricht erhalten, daß der König von Frankreich an der lothringischen Grenze Truppen zusammengezogen habe.

Nach einem fünftägigen Marsche, der nach dem Ausspruche eines alten schwedischen Obersten mehr das Ansehen einer Lustreise als einer Kriegsunternehmung gehabt, aber dennoch von den schwedischen Soldaten durch die schonungsloseste Plünderung aller katholischen Flecken und Dörfer bezeichnet worden war, erreichte das schwedische Heer Aschaffenburg. Von hier entsandte Gustav Adolf seinen Vortrab gegen Hanau, und dem Führer desselben, dem Oberstlieutenant Haubold, gelang es am 11. November, sich der Stadt durch einen Ueberfall zu bemächtigen, bei welchem nicht nur die Besatzung niedergemacht wurde, sondern auch mehrere Bürger den Tod fanden.

Nach dem Falle von Hanau rückte Gustav Adolf, der inzwischen Aschaffenburg und Seligenstadt besetzt hatte, gegen Frankfurt vor. Nachdem er von Offenbach aus die Stadt hatte auffordern lassen, ihm ihre Thore zu öffnen und eine schwedische Besatzung aufzunehmen, erschien eine Deputation des Rathes, um ihn unter Berufung auf die Pflichten der Stadt gegen den Kaiser, dem sie als dem obersten Schirmer des Reiches den Eid der Treue geleistet, die Bitte um Neutralität vorzutragen. Als die Abgeordneten auch von den Messen und Privilegien der Stadt redeten und die Gefahr betonten, die für dieselben aus einem schwedischen Bündnisse erwachsen würde, erwiderte der König: „Es befremdet mich, daß ihr von euren Messen redet, wo es sich um den Glauben, um die Freiheit und das Wohl des Reiches handelt. Ich habe von der Insel Rügen her bis zum Maine den Schlüssel zu allen Städten gefunden und werde ihn auch hier zu finden wissen.“ Die Bitte der Herren, ihnen zu gestatten, sich, bevor sie einen Entschluß faßten, mit dem Kurfürsten von Mainz zu besprechen, wies Gustav Adolf mit der Erklärung zurück: „Ich selbst bin jetzt der Kurfürst von Mainz; denn ich habe seine Stadt Aschaffenburg in meiner Gewalt. Ich will euch eine ebenso kräftige Absolution ertheilen, wie der Prälat. Ich sehe wohl, ihr wollt mir nur den kleinen Finger reichen; aber ich will die ganze Hand.“

Da der König gleich nach der Entlassung der Frankfurter Deputation sein ganzes Heer vor der Vorstadt Sachsenhausen in Schlachtordnung hatte aufstellen lassen, blieb dem Rathe Nichts übrig, als ihm die Thore zu öffnen. Bei seinem Einzug in die alte freie Reichsstadt, die, so lange es ein heiliges römisches Reich deutscher Nation gab, keinen fremden Eroberer in ihren Mauern

geſehen, jauchzte ihm der große Haufe jubelnden Beifall zu; denn der König verſtand es meiſterhaft, durch freundliche Herablaſſung nicht minder als durch königliche Würde die Gemüther der Menge zu beſtricken. „Grüßend und neigend", ſagen die Berichterſtatter, „brachte er den Hut nicht wieder auf den Kopf." Auch ließ er, um den Frankfurtern eine gute Meinung von ſeiner Kriegszucht beizubringen, zwei Soldaten, die ihre Reihen verlaſſen hatten, um zu plündern, ſofort feſtnehmen und der Bürgerſchaft erklären, daß er dieſelben hängen laſſen werde. Da es im Intereſſe des Königs lag, ſein Heer nicht zu ſchwächen, gewährte er dem Rathe die Bitte, die Stadt mit einer ſchwediſchen Beſatzung zu verſchonen; nur in der Vorſtadt Sachſenhauſen ſollten hundert Mann zurückbleiben.

An dem nämlichen Tage, an welchem Guſtav Adolf in Frankfurt einzog, wurde die kurmainziſche Stadt Höchſt durch eine ſchwediſche Heeresabtheilung zur Kapitulation gezwungen, worauf die dreihundert Mann ſtarke Beſatzung in ſchwediſche Dienſte trat.

Bei Höchſt vereinigte auch der Landgraf Wilhelm von Heſſen-Kaſſel, der inzwiſchen Minden erſtürmt und hierauf das Bisthum Paderborn vollſtändig ausgeplündert, ſeine auf vierzehntauſend Mann angewachſenen Truppen mit dem ſchwediſchen Heere, das dadurch zu einer Stärke von ſechsunddreißigtauſend Mann anwuchs. Schon ſtand Guſtav Adolf im Begriffe, mit demſelben gegen Mainz aufzubrechen, als er die Nachricht erhielt, Tilly habe ſich gegen Nürnberg gewandt, um dieſe Stadt, die durch ſchwediſche Sendlinge zu einem Bündniß mit dem Schwedenkönig bewogen worden, zur Rückkehr unter die Autorität des Kaiſers zu zwingen. Dieſe Nachricht bewog ihn, ſeinen Feldzugsplan zu ändern und zunächſt dem bedrohten Nürnberg zu Hilfe zu eilen.

Tilly hatte ſich zu Anfang November, zur Aufbeſſerung ſeines zerrütteten Heerweſens, aus den gänzlich ausgeſaugten Taubergegenden nach Ansbach und von dort nach Gunzenhauſen gewandt. Von hier wollte er ſüdwärts nach der baieriſchen Grenze ziehen, zu deren Schutz ihn der Kurfürſt Maximilian berufen hatte. Dies gab Pappenheim, der trotz der hochherzigen Behandlung, die Tilly ihm nach der Schlacht bei Breitenfeld hatte zu Theil werden laſſen, nicht aufhörte, die Kriegführung des kaiſerlichen Feldherrn im Intereſſe der Wiederberufung Wallenſteins als eine träge und unentſchiedene zu bezeichnen, Veranlaſſung, ihn der Vernachläſſigung des kaiſerlichen Dienſtes zu Gunſten des Kurfürſten von Baiern zu beſchuldigen, weil er es verſäume, Nürnberg von dem ſchwediſchen Bündniß loszureißen, und da Pappenheim im Heere einen bedeutenden Anhang beſaß, hielt Tilly es für nothwendig, zur Entkräftung der wider ihn erhobenen Anklage zuerſt gegen Nürnberg vorzugehen.

Da der Rath die Aufforderung Tilly's, sich von dem Reichsfeinde loszusagen und unter den Gehorsam des Kaisers zurückzukehren, zurückgewiesen hatte, wurde sofort zur Belagerung der Stadt geschritten, zu deren durch den schwedischen Kommandanten Grafen Solms geleiteter Vertheidigung die gesammte Bürgerschaft unter die Waffen getreten war. Schon hatte Tilly alle Vorbereitungen zum Sturme getroffen, als ganz unerwartet ein schweres Mißgeschick über ihn hineinbrach. Ein wahrscheinlich durch schwedisches Geld gewonnener Konstabler zündete am 3. Dezember die ihm zur Aufsicht übergebenen Pulverwagen an. Die furchtbare Explosion, bei welcher Tilly's ganzer Pulvervorrath zu Grunde ging, die Geschütze auseinander gerissen und eine Menge Soldaten theils getödtet, theils verwundet wurden, rief in dem ganzen Heere eine ungeheuere Verwirrung hervor, die in offene Meuterei überzugehen drohte, zumal den Truppen seit einiger Zeit kein Sold gezahlt worden. Von Gram und Schmerz gebeugt, rief Tilly: „Ich sehe wohl, daß ich vom Glück Nichts mehr zu hoffen habe!" Er hob sofort die Belagerung von Nürnberg auf, sandte die wenigen kaiserlichen Truppen, die ihm noch geblieben, nach Böhmen, um dort an dem Kampfe gegen den Kurfürsten von Sachsen Theil zu nehmen, und bezog mit seinen auf fünftausend Mann zusammengeschmolzenen katholischen Regimentern die Winterquartiere in der Umgegend von Gunzenhausen und Nördlingen.

Auf die Kunde von dem Abzuge Tilly's von Nürnberg hatte der Schwedenkönig, der sich eben erst nach dieser Richtung hin in Bewegung gesetzt, sofort den Rückweg nach Frankfurt eingeschlagen. Von hier brach er, nachdem der Rath sich in einer schriftlichen Urkunde hatte verpflichten müssen, die Stadt für den König, die Krone Schweden und das „gemeine evangelische Wesen" bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, am 11. Dezember in das Darmstädtische Gebiet ein, wo Gernsheim, Weinheim und Heppenheim nach der Vertreibung oder Niedermetzelung der schwachen spanischen Besatzungen in Besitz genommen wurden, und bewerkstelligte am 18. Dezember bei Stockstadt seinen Uebergang auf das linke Rheinufer. Oppenheim wurde im ersten Anlauf genommen, und schon am 19. Dezember stand Gustav Adolf vor den Thoren von Mainz, von wo der Kurfürst mit seinen Kostbarkeiten nach Köln entflohen, nachdem er zur Vertheidigung seiner Hauptstadt zweitausend Spanier, die noch aus den Zeiten Mansfelds in der Pfalz lagen, in seinen Dienst genommen. Da die Besatzung für den Umfang der Festung nicht ausreichend war, kapitulirte der Kommandant derselben, de Silva, am 23. Dezember, unter der Bedingung freien Abzugs für die spanischen Truppen.

Gustav Adolf fand in Mainz achtzig Geschütze und bedeutende

Pulvervorräthe, daneben auch Lebensmittel in Menge und vielen und guten Wein, was ihm Alles sehr willkommen war. Obgleich die Stadt sich ihm ohne Widerstand ergeben, mußte die Plünderung abgekauft werden. Den Bürgern wurden achtzigtausend, den Geistlichen zweimalhunderttausend und den Juden fünfzigtausend Reichsthaler auferlegt. Die Abhaltung des katholischen Gottesdienstes blieb gestattet; doch wurde den katholischen Geistlichen befohlen, auf der Kanzel für das Gelingen der Pläne des Schwedenkönigs zu beten Die Klöster durften fortbestehen, wurden aber durch das Verbot der Aufnahme neuer Novizen auf den Aussterbeetat gesetzt, damit ihr Besitzthum an die Krone Schweden falle. Die Schloßkirche hatte der König gleich nach seinem Einzug für den lutherischen Gottesdienst herrichten lassen, und noch an demselben Tage ertönte in derselben das alte lutherische Lied: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort und steur' des Papsts und Türken Mord!"

In Mainz fand sich bald ein ganzer Schwarm deutscher Fürsten bei dem Schwedenkönig ein, um ihn ihrer Ergebenheit zu versichern und seine Gunst zu erflehen. Unter denselben war auch der Pfalzgraf Friedrich V., dem die Hochmögenden im Haag zu seiner Reise an den Rhein hunderttausend Gulden bewilligt hatten, damit er als König von Böhmen den gebührenden Glanz entfalten könne. Die Zuvorkommenheit, mit welcher Gustav Adolf ihn behandelte, und die Ehrenbezeigungen, die er ihm erwies, wiegten den eitlen Schwächling in die glänzendsten Hoffnungen ein. Er hielt nicht nur seine Restauration in seine Erbländer für gesichert, sondern sah im Geiste auch schon sein Haupt aufs Neue mit der böhmischen Krone geschmückt. Aber Gustav Adolf dachte weder an das Eine noch an das Andere, und als der englische Gesandte im Namen seines Königs bestimmte Forderungen für die Restauration des Pfalzgrafen stellte, fanden dieselben eine so wenig günstige Aufnahme, daß er es für unnöthig hielt, darauf zurückzukommen. Der so oft in seinen Hoffnungen getäuschte Exkönig von Böhmen starb am 29. November 1632, ohne auch durch Gustav Adolf irgend etwas erreicht zu haben.

Ein zweiter Gast des Schwedenkönigs in Mainz war der Landgraf Georg II. von Hessen-Darmstadt, der Sohn und Nachfolger Ludwigs „des Getreuen", (seit 1626). Er war nicht gekommen, um, gleich den Uebrigen, dem fremden Eroberer den Hof zu machen, sondern als Friedensvermittler mit ausdrücklicher Vollmacht des Kaisers. Wie er im Sommer 1631 eifrig bemüht gewesen, das gute Einvernehmen zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Sachsen, seinem Schwiegervater, herzustellen, dabei jedoch in dem Ehrgeiz des Letzteren unüberwindliche Schwierigkeiten gefunden, so hatte er sich auch nach der Schlacht bei Breitenfeld

den streitenden Parteien zum Friedensvermittler angeboten, weßhalb Gustav Adolf ihm spottweise den Namen des „heiligen römischen Reiches Erzfriedensstifters“ gegeben; aber der Schwedenkönig hatte keinen Frieden gewollt, und weniger als je war er jetzt, nach den errungenen glänzenden Erfolgen, zu einem solchen geneigt, so sehr auch sein Mund überfloß von Betheuerungen der friedlichsten Gesinnungen.

Während Gustav Adolf in Mainz weilte, wohin er auch seine Gemahlin hatte kommen lassen, um als wirklicher Souverän des Landes einen glänzenden Hof zu halten, setzten seine Feldherren die schwedischen Eroberungen fort. Bernhard von Weimar nahm Mannheim; Gustav Horn, den der König mit zwölftausend Mann in Würzburg zurückgelassen und zum Statthalter von Franken ernannt, besetzte Mergentheim, den Sitz des Hochmeisters der Deutschritter, zwang Heilbronn zur Kapitulation und nahm dort sein Quartier in dem Schlosse des Komthurs des Deutsch-Ordens. Als der Komthur hiergegen Protest erhob, erwiderte Horn: „Der König ist Herr von Mergentheim, dem Hauptorte des Ordens; folglich gehört ihm der Orden mit allen seinen Besitzungen.“

Auch in Süddeutschland wuchs infolge der schwedischen Siege die Zahl der Bundesgenossen Gustav Adolfs. Wie sich der Herzog Julius Friedrich von Württemberg, der für seinen Neffen Eberhard die Regierung führte, nach der Schlacht bei Breitenfeld der schwedischen Sache angeschlossen und bald darauf der Markgraf Friedrich V. von Baden-Durlach, der Sohn und Nachfolger Georg Friedrichs, dem Beispiele des Württembergers gefolgt war, so traten jetzt auch Worms und Speier in ein Bündniß mit dem Schwedenkönig. Der Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt, dem der König anfangs gedroht hatte, sein Land mit Feuer und Schwert heimzusuchen, falls er sich weigere, sich ihm anzuschließen, erlangte nur aus Rücksicht auf seine Verwandtschaft mit dem Kurfürsten von Sachsen die dringend erbetene Neutralität; doch mußte er dafür dem König für die ganze Dauer des Krieges die Festung Rüsselsheim einräumen.

Indessen drohten die Fortschritte Gustav Adolfs im südlichen und südwestlichen Deutschland, sowie sein ganzes Auftreten in Franken und am Rheine, ein Zerwürfniß zwischen ihm und Frankreich herbeizuführen; denn einerseits hatte der Schwedenkönig gerade diejenigen Territorien mit seinen Verheerungszügen heimgesucht, für welche in dem Vertrage von Bärwalde Neutralität ausbedungen worden, und andrerseits mußte der immer unverhohlener zu Tage tretende Plan Gustav Adolfs, in Deutschland ein schwedisches Kaiserthum zu gründen, der Politik Richelieu's um so mehr widerstreiten, als die Länder, die Gustav Adolf zur Gründung

seiner Hausmacht zu erobern im Zuge war, hart an die Grenze Frankreichs streiften.

Um den aus Gustav Adolfs Plänen der Krone Frankreich erwachsenden Gefahren vorzubeugen, ohne mit dem Schwedenkönig, der noch immer ein nützliches Werkzeug zur Vernichtung der Macht des habsburgischen Hauses bleiben konnte, gänzlich zu brechen, war Richelieu eifrig bemüht, einen Neutralitätsvertrag zwischen Gustav Adolf und der Liga zu Stande zu bringen, der ihm den doppelten Vortheil gewährt hätte, den Kaiser im Kampfe gegen den Schwedenkönig zu isoliren und dem Letzteren die in den Ländern der ligistischen Fürsten gemachten Eroberungen wieder zu entziehen. Zu diesem Ende ließ er durch seinen Gesandten Charnacé dem Kurfürsten von Baiern Neutralitätsvorschläge machen und empfahl demselben, Alles aufzubieten, um Maximilian zur Annahme derselben zu bewegen.

Obgleich die Hilfsmittel der Liga nahezu erschöpft waren und von dem Kaiser kaum irgend welche Hilfe zu erwarten stand, da derselbe die wenigen Truppen, die er noch besaß, zum Schutze seiner Erbländer gegen den in Böhmen eingefallenen Kurfürsten von Sachsen verwenden mußte, konnte Maximilian lange Zeit zu keinem bestimmten Entschlusse kommen, indem sein Pflichtgefühl sich gegen einen Schritt sträubte, durch welchen er sich von dem Zusammengehen mit dem Kaiser lossagen sollte, mit dem er von Jugend auf befreundet gewesen und dem er dreizehn Jahre lang als treuer Bundesgenosse zur Seite gestanden; endlich ließ er sich jedoch durch die Versicherung Charnacé's, daß der Friede in sicherer Aussicht stehe, sobald die ligistischen Fürsten sich vom Kampfe zurückgezogen haben würden, zu der Zusage bewegen, der Neutralität der Liga mit dem Schwedenkönig nicht entgegen sein zu wollen.

Gustav Adolf dachte zwar nicht im Entferntesten daran, auf eine Neutralität einzugehen, die ihn um die meisten der bisher errungenen Vortheile gebracht und die Erreichung seines Hauptzieles unmöglich gemacht haben würde; da er jedoch die Forderungen des Kardinals nicht geradezu abweisen konnte, erklärte er sich zum Abschluß eines Neutralitätsvertrags mit der Liga bereit, falls dieselbe auf seine Bedingungen eingehe. Diese aber faßte er in einer Weise ab, daß die Annahme derselben für die Liga ein Ding der Unmöglichkeit war.

Als Richelieu die Ueberzeugung erlangt hatte, daß ein Neutralitätsvertrag zwischen der Liga und dem Schwedenkönig nicht zu erreichen sei, weil Gustav Adolf weder durch Vorstellungen noch durch Drohungen bewogen werden konnte, den ligistischen Fürsten annehmbare Bedingungen zu stellen, suchte er den Nachtheil, welcher der Krone Frankreich aus den Fortschritten der Schweden im

südlichen Deutschland erwachsen konnte, dadurch auszugleichen, daß auch er seinerseits in jenen Gegenden Eroberungen machte. Gelegenheit dazu bot ihm zunächst der Kurfürst von Trier, Philipp Christoph von Sötern, der schon seit dem Jahre 1627 mit dem Kardinal in geheimer Verbindung gestanden und bei dem Herannahen der Schweden in seiner Rathlosigkeit sich demselben vollständig in die Arme geworfen hatte, indem er ihm als Preis des von ihm erbetenen Schutzes die Auslieferung der Festung Ehrenbreitstein angeboten, die er in der That im Juli 1632 den Franzosen übergab. Berichte, die bei dem kaiserlichen Hofe einliefen, erklärten mit Bestimmtheit, daß zu der gleichen Zeit zwischen Richelieu und Gustav Adolf eine Uebereinkunft zu Stande gekommen, bei welcher der Kardinal dem Schwedenkönig die bestimmte Zusage gegeben, daß er seiner Erhebung auf den deutschen Kaiserthron kein Hinderniß entgegenstellen, somit zu Gunsten Gustav Adolfs ein protestantisches Kaiserthum in Deutschland anerkennen werde, und dieser dagegen sich verpflichtet habe, den Franzosen das linke Rheinufer zu überlassen und sein deutsches Kaiserthum auf das rechte zu beschränken.

Wallensteins Wiedererhebung.

(Dezember 1631.)

Während Gustav Adolf seinen Triumphzug durch das Frankenland und die Rheingegenden hielt, hatte der Kurfürst von Sachsen, den zu Halle getroffenen Vereinbarungen gemäß, seinen Feldmarschall Arnim mit einem Heere von achtzehntausend Mann in Böhmen einrücken lassen, und die vollständige Wehrlosigkeit dieses Landes führte denselben ohne die geringsten Schwierigkeiten bis vor die Thore von Prag. Da selbst die böhmische Hauptstadt nur eine Besatzung von fünfhundert Mann hatte, war an eine Vertheidigung derselben nicht zu denken; der Stadtrath von Prag schloß daher, nachdem der Kommandant Maradas, ein Offizier aus Wallensteins Schule, die schwache Besatzung nach Tabor geführt, um sie vor der Gefangenschaft zu schützen, mit dem sächsischen Feldherrn eine Kapitulation, kraft deren die Stadt am 15. November den Sachsen übergeben wurde. Bald darauf erschien auch der Kurfürst Johann Georg, der seinem Heere nachgezogen, in der böhmischen Hauptstadt. Wie er sich nur ungern der ihm gewordenen Aufgabe unterzogen, so bewies er auch durch sein Auftreten in Prag, wo er nicht in dem königlichen Schlosse, sondern im Palaste des Fürsten Lichtenstein seine Wohnung nahm, daß noch eine gewisse ehrfurchtsvolle Scheu vor der kaiserlichen Autorität in seinem Herzen fortlebte und

daß weder die Zertrümmerung des deutschen Reiches noch die Vernichtung der österreichischen Macht in seiner Absicht lag. Er gestattete keinerlei Plünderung, ließ die kaiserlichen Gemächer im Schlosse versiegeln und die öffentlichen Gebäude durch Wachen schützen und sandte nur die vorgefundenen Kanonen nach Dresden. In Beziehung auf das böhmische Religionswesen verrieth er allerdings seinen lutherischen Eifer durch die Ausweisung der Jesuiten aus allen von den Sachsen besetzten Städten; doch ließ er im Uebrigen die durch Ferdinand nach der Niederwerfung des böhmischen Aufstandes geschaffenen kirchlichen Zustände unverändert. Das Einzige, worauf er bestand, war die Ueberlassung von vier Kirchen an die Protestanten.

Mit dem sächsischen Heere waren auch viele böhmischen Großen, die wegen ihrer Betheiligung an dem Aufstande von 1618—20 geächtet worden und bisher im Auslande gelebt, unter ihnen auch der alte Matthias von Thurn, nach Prag zurückgekehrt und hatten sich mit der Bewilligung des Kurfürsten wieder in den Besitz ihrer eingezogenen Paläste und Güter gesetzt, deren neue Eigenthümer entflohen waren.

Wie der Kurfürst während seines Aufenthaltes in Prag alles vermied, was die Kluft zwischen ihm und dem Kaiser hätte erweitern können, so legte Arnim seinerseits eine große Sorgfalt für die Wahrung der Interessen Wallensteins an den Tag, der gleichfalls bei dem Heranziehen der Sachsen Prag verlassen hatte, um sich nach Pardubitz zu begeben. Seine Güter erfreuten sich des besonderen Schutzes des sächsischen Feldherrn, und in Prag umgab derselbe den friedländischen Palast mit einer doppelten Kette von Schildwachen. Da er mit seinem ehemaligen Vorgesetzten in ununterbrochenem Briefwechsel geblieben, erhielt Wallenstein, der seine Entlassung nur dem Kurfürsten von Baiern, nicht aber dem Kaiser nachtrug und fortwährend Ferdinands volles Vertrauen genoß, von diesem den Auftrag, mit dem sächsischen Feldherrn zu unterhandeln, um den Kurfürsten Johann Georg wieder auf die Seite des Kaisers zu ziehen. Die zwischen Beiden gepflogenen Unterhandlungen führten zwar nicht zum Frieden, weil es der Kurfürst bei den glänzenden Erfolgen der schwedischen Waffen im mittleren und südlichen Deutschland nicht für gerathen erachtete, das Bündniß mit Gustav Adolf zu lösen; doch bewirkten sie, daß der Kurfürst von Sachsen auf das weitere Vordringen in die österreichischen Erbländer verzichtete.

Der Einfall der Sachsen in Böhmen hatte die schon seit längerer Zeit lebhaft erörterte Frage der Wiedereinsetzung Wallensteins in das Oberkommando ihrer Entscheidung näher geführt. Seit dem verhängnißvollen Tage von Breitenfeld war an dem kaiserlichen

Hofe das Vertrauen auf den ruhmgekrönten Bundesfeldherrn tief erschüttert „Das unverschuldete Mißgeschick eines einzigen Tages", sagt Hurter, „reichte hin, um den Glanz einer zwölfjährigen Reihenfolge von Siegen zu verdunkeln." Wie die Unzufriedenen im Heere Tilly's, so waren auch in Wien Kriegsleute und Hofleute weit geneigter, die Niederlage des greisen Feldherrn seinen alternden Kräften, als dem Zusammentreffen von ungeahnten Zufälligkeiten beizumessen, welche für den Ausgang der Schlachten so oft entscheidend sind, und sprachen rückhaltlos die Ansicht aus, daß nur von Wallensteins Wiedereinsetzung eine Wendung der Dinge zum Besseren zu erwarten sei. Ferdinand selbst, der den Herzog von Friedland niemals aufgegeben, war mit dieser Ansicht einverstanden, besonders seitdem an dem Einfalle der Sachsen in Böhmen nicht mehr gezweifelt werden konnte; doch machte der Herzog selbst Schwierigkeiten.

Wechselsweise in Prag und in seinem Herzogthum Friedland inmitten eines königlichen Prunkes lebend und von einem glänzenden Hofstaat umgeben, hatte sich Wallenstein seit seiner Entlassung, scheinbar unbekümmert um den Umschwung, den inzwischen die Dinge im Reiche genommen, ausschließlich mit der Emporbringung seiner weitläufigen Besitzungen durch die Verbesserung der Landeskultur und der Hebung des Handels und Gewerbes, ganz besonders aber mit der Vollendung seines prachtvollen Wohnsitzes in Gitschin und der Ausschmückung seines Fürstenpalastes in Prag beschäftigt, der mit seinen reichen Malereien und seinen großartigen Gartenanlagen noch jetzt eine der hervorragendsten Sehenswürdigkeiten der böhmischen Hauptstadt bildet, und schien allen früheren ehrgeizigen Plänen entsagt zu haben und nicht die geringste Lust zu tragen, sich aufs Neue den Strapazen des Lagerlebens zu unterziehen. Einen ersten Antrag, den ihm der Kaiser durch den Kriegsrath von Questenberg hatte machen lassen, hatte er, unter Berufung auf seine häufigen Podagraanfälle, abgelehnt, was den Kaiser so bestürzt gemacht, daß er ihn in einem eigenhändigen Briefe dringend gebeten, ihn doch bei der steigenden Noth und Gefahr nicht zu verlassen.

Indessen hatte der Kurfürst von Baiern auf das Gerücht von der beabsichtigten Wiedereinsetzung Wallensteins dem Kaiser durch seinen nach Wien gesandten Kanzler die Hoffnung ausdrücken lassen, daß der Herzog von Friedland nicht ohne Zustimmung der Kurfürsten wieder zum Oberfeldherrn werde angenommen werden, und auch in dem Rathe des Kaisers erhoben sich gewichtige Stimmen gegen die Zurückberufung des Herzogs. Insbesondere suchte der spanische Gesandte, indem er die Gefahren betonte, die durch dieselbe für das Reich heraufbeschworen würden, den Kaiser zu veran-

lassen, seinem Sohne, dem jungen König Ferdinand von Ungarn, das Oberkommando zu übertragen und demselben erfahrene Kriegsmänner an die Seite zu stellen. Da dieser Gedanke am kaiserlichen Hofe vielfachen Beifall fand, entschloß sich Ferdinand, dem Herzog von Friedland den Antrag zu stellen, das Kommando unter dem König von Ungarn zu übernehmen. Wallenstein wies diesen Gedanken jedoch mit der Bemerkung zurück: „Nicht einmal neben Gott, geschweige denn neben dem König von Ungarn würde er den Oberbefehl annehmen." Endlich erklärte er sich, „nur aus Freundschaft für den Fürsten von Eggenberg", der im Auftrage des Kaisers zu Znaim mit ihm unterhandelte, zur Uebernahme des Kommando's auf drei Monate, jedoch weder neben noch unter dem König von Ungarn, bereit, einzig um ein neues Heer aufzubringen, nicht aber um dasselbe zu befehligen. Der Kaiser bestätigte diese Vereinbarung und fertigte am 15. Dezember 1631 den Erlaß aus, durch welchen der Herzog von Mecklenburg, Friedland und Sagan neuerdings zum „Generalcapo über die kaiserliche Armada" ernannt wurde.

Sobald Wallenstein das Patent seiner Wiederernennung erhalten hatte, entfaltete er die rührigste Thätigkeit in der Lösung der von ihm übernommenen Aufgabe und bekundete dabei aufs Neue seine gewaltige Schöpferkraft. Die Obersten, die mit ihm den Dienst verlassen, eilten auf seinen Wink herbei, um in seinem Auftrage und reichlich von ihm mit Geldmitteln versehen, an verschiedenen Punkten Werbeplätze zu errichten, und von allen Seiten strömten zu denselben, angelockt durch den hohen Sold, den der Friedländer zahlte, und durch die Aussicht auf Plünderung und reiche Beute, kriegslustige Schaaren; denn die Noth, die der langjährige verheerende Kriegssturm in Dörfern und Städten geschaffen, und die wachsende Verwilderung der Gemüther hatten die Zahl Derer bedeutend erhöht, denen das gewinnreiche Kriegsleben verlockender erschien, als die kümmerlich gewordenen Beschäftigungen des Friedens. Die von den einzelnen Obersten angeworbenen Regimenter wurden nach Znaim, dem Hauptquartiere Wallensteins, geführt, um vor dem obersten Feldhauptmann Parade zu passiren. War Alles nach des Herzogs Wunsch und Willen, so beschenkte er den Obersten wie die Soldaten mit freigebiger Hand und bestimmte den General, zu dessen Korps die einzelnen Regimenter abrücken sollten.

Die ungeheuren Kosten, welche die Anwerbung des neuen Heeres und die Beschaffung des fehlenden Kriegsmaterials verursachte, trug Wallenstein zum großen Theile selbst; auch ermächtigte er die Obersten und Hauptleute, um ihr Interesse an die Fortdauer seines eigenen Oberkommando's zu knüpfen, bei der Werbung Vorschüsse aus eigenen Mitteln zu machen und dieselben später bei

der friedländischen Hauptkasse in Rechnung zu bringen. Da jedoch alles dies nicht ausreichte, wurden in allen kaiserlichen Erblanden außerordentliche Militärsteuern erhoben, von denen der ärmste Tagelöhner so wenig verschont blieb, als der reichste adelige Gutsherr; auch streckten einzelne vom hohen Adel Summen bis zu hunderttausend Thalern und darüber vor.

Noch vor dem Ablauf der festgesetzten Zeit hatte Wallenstein die übernommene Aufgabe gelöst und zum andern Male für den Kaiser ein Heer von vierzigtausend Mann geschaffen, in welchem er, so lange dasselbe in des Kaisers Landen stand, mit eiserner Strenge eine musterhafte Ordnung aufrecht hielt. Daß die ganze Existenz dieses Heeres, das „unter des Friedländers Kriegspanieren zu viktorisiren" gedachte, an Wallensteins Führung geknüpft war, lag außer allem Zweifel; nichtsdestoweniger schien der Herzog nicht gewillt, das auf drei Monate übernommene Kommando über diese Zeit hinaus beizubehalten, und die dringendsten Bitten Eggenbergs, sowie vieler anderer hochgestellter Persönlichkeiten am kaiserlichen Hofe, die darauf zielenden Anträge Ferdinands anzunehmen, erwiesen sich als wirkungslos. Erst als Eggenberg ihn im Namen des Kaisers bat, die Bedingungen selbst zu stellen, unter denen er zur Beibehaltung des Oberbefehls sich verstehen werde, war das Eis gebrochen, und jetzt mußte es auch dem Befangensten klar werden, daß der fortgesetzten Weigerung Wallensteins nichts Anderes zu Grunde gelegen, als die Absicht, den Preis der von ihm erbetenen „Hingebung an den Dienst des Kaisers" so hoch hinaufzuschrauben, als nur immerhin möglich.

Wallensteins Bedingungen waren maßlos, unerhört; aber er wußte, daß er unentbehrlich war, und darum glaubte er Forderungen stellen zu dürfen, die, wie Weiß sagt, den Herrn zum Knecht und den Knecht zum Herrn machten. „Der Herzog von Friedland", so lauteten die von ihm formulirten Bedingungen, „wird Generalissimus des Kaisers, des ganzen Erzhauses und der Krone Spanien. Er erhält den Oberbefehl ohne jegliche Bedingung, in absolutissima forma, und zwar so, daß der König von Ungarn sich weder bei dem Heere einfinden, noch irgend welchen Befehl über dasselbe führen kann. Wird Böhmen wieder erobert, so soll derselbe in Prag residiren und Maradas mit zwölftausend Mann das Königreich schützen. Zur Sicherung der ordentlichen Belohnung wird dem Herzog ein österreichisches Erbland zugesagt und verschrieben; als außerordentliche Belohnung aber erhält er noch die Oberlehensherrschaft über alle Länder, die er künftig erobern wird. Alle Konfiskationen im Reiche werden unbedingt und ohne jedwede Einmischung des Reichshofraths oder des Kammergerichts in seine Hände gelegt. Ebenso hängen alle Begnadigungen von ihm allein ab. Würde eine

ſolche oder freies Geleite vom kaiſerlichen Hofe bewilligt, ſo gewinnen beide Kraft nur durch die Beſtätigung des Herzogs. Im künftigen Frieden muß dem Herzog Mecklenburg wieder zugeſichert werden. Alle Geldmittel zum Kriege werden ihm überwieſen, und im Nothfalle müſſen ihm alle kaiſerlichen Erbländer zum Rückzuge offen ſtehen."

So ausſchweifend dieſe Bedingungen auch waren, vermochten ſie doch nicht, das Vertrauen des Kaiſers in ſeinen Oberfeldherrn im Geringſten zu erſchüttern; daher wurden ſie auch von ihm ohne jedwedes Zögern und ohne allen Vorbehalt genehmigt. „Mein ganzes Vertrauen", ſchrieb er dem Herzog, „iſt nach Gott und ſeiner gebenedeiten Mutter in Eurer Liebden geſtellt."

Wallenſteins erſte Aufgabe war die Vertreibung der Sachſen aus Böhmen. Sie erfolgte, ohne irgend welche Schlacht, innerhalb vierzehn Tagen. Nachdem Wallenſtein am 15. Mai Prag nach kaum nennenswerthem Widerſtand von Seiten der ſächſiſchen Beſatzung im erſten Anlauf genommen und wenige Tage darauf auch das befeſtigte Schloß, der Hradſchin, wohin die Sachſen ſich zurückgezogen, kapitulirt hatte, wandte ſich Arnim, dem es ebenſowenig als ſeinem Kriegsherrn um die Behauptung Böhmens zu thun war, mehr und mehr der ſächſiſchen Grenze zu, und als der ihm nachfolgende Wallenſtein Anſtalten traf, das ſächſiſche Heer einzuſchließen, führte Arnim dasſelbe nach Sachſen zurück, wo er bei Pirna ein feſtes Lager bezog.

Guſtav Adolf in Süddeutſchland.

(März bis September 1632.)

Während Wallenſtein in Mähren mit der Bildung eines neuen kaiſerlichen Heeres beſchäftigt war, hatte Guſtav Adolf ſeinem Feldmarſchall Horn den Auftrag ertheilt, das Bisthum Bamberg zu beſetzen, worauf derſelbe zunächſt zur Belagerung des Städtchens Hochſtädt aufgebrochen war. Von hier entſandte er eine Heeresabtheilung gegen Bamberg, das am 13. Februar mit Sturm genommen wurde. Horn erſchien hierauf ſelbſt in der eroberten Stadt, um ſich von dem Rathe und der Bürgerſchaft den Eid der Treue für die Krone Schweden leiſten zu laſſen.

Auf die Bitte des nach München entflohenen Biſchofs von Bamberg ließ Maximilian an Tilly, der eben bei Nördlingen ſtand, den Befehl ergehen, ohne Verzug in das Bambergiſche Gebiet einzurücken, um die Schweden aus demſelben zu vertreiben. Tilly vereinigte ſich hierauf bei Amberg mit dem Korps des baieriſchen

Generals Cratz und sah sich dadurch wieder an der Spitze von zwanzigtausend Mann, mit welchen er sich gegen Bamberg wandte, das er am 9. März erreichte. Da Horn nicht Zeit gehabt, die vollständig vernachlässigten Festungswerke genügend ausbessern zu lassen, fiel die Stadt schon am folgenden Tage in die Hände der Baiern, nachdem Horn, die Unmöglichkeit einer erfolgreichen Vertheidigung derselben einsehend, unter dem Schutze der nächtlichen Dunkelheit mit seiner Artillerie und dem größten Theile seiner Truppen abgezogen.

Auf die Kunde von der Vertreibung Horns aus Bamberg brach Gustav Adolf selbst von Mainz nach Franken auf, um die von seinen Truppen erlittene Scharte auszuwetzen. Nachdem er sich am 22. März bei Kitzingen mit Horn vereinigt und bald darauf auch der Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar und der Feldmarschall Baner mit neuen Truppen zu ihm gestoßen, zog er mit einem Heere von vierzigtausend Mann Tilly entgegen, der den aus Bamberg abgezogenen Horn bis Schweinfurt verfolgt hatte, jedoch aus Mangel an Lebensmitteln in einem von dem Feinde „ausgefressenen und ausgeplünderten Lande“ zur Umkehr genöthigt worden war.

Da sich der ligistische Feldherr mit seiner kleinen Truppenzahl der bedeutenden Kriegsmacht des Schwedenkönigs nicht gewachsen fühlte, zog er sich über Forchheim nach Erlangen und von da nach Ingolstadt zurück, das er für das Angriffsobjekt des Schwedenkönigs hielt. Gustav Adolf folgte ihm bis nach Fürth, wo er am 30. März seinen Einzug hielt. Hier erschien eine Deputation der Bürgerschaft von Nürnberg, die ihn einlud, ihre Stadt mit einem Besuche zu beehren. Dieser Einladung folgend, ritt der König, von einem zahlreichen Stabe deutscher Fürsten begleitet, nach der alten Reichsstadt, die ihm einen glänzenden Empfang bereitet hatte. Nachdem er die Huldigung des Magistrats und der Bürgerschaft entgegen genommen, ermahnte er die Nürnberger, „festzuhalten an ihrem evangelischen Glauben, zu dessen Ausrottung der Kaiser sich mit den Fürsten der Liga vereinigt habe, und mannhaften Widerstand zu leisten, wenn auch die ganze Welt gegen sie im Kampfe stehe.“ Dann legte er dem Magistrate und der Bürgerschaft eine Urkunde zur Unterzeichnung vor, durch welche die Stadt sich verpflichtete, immerdar auf Seiten des Königs zu stehen und keinem Anderen als ihm Beistand zu leisten. Zur Belohnung dafür schenkte er ihnen das in Nürnberg gelegene Haus des Deutsch-Ordens mit allem, was an Liegenschaften zu demselben gehörte, sowie mehrere innerhalb des Nürnberger Gebietes liegenden Besitzungen des Bisthums Bamberg. Nach einem glänzenden Festbankette, das die Stadt ihm bereitet hatte, kehrte er am Abend zu seinem Heere zurück.

Statt Tilly in der Richtung auf Ingolstadt zu verfolgen,

wandte sich Gustav Adolf gegen Donauwörth, um den Uebergang über die Donau zu erzwingen. Nachdem er den die Stadt beherrschenden Schellenberg, der nicht genügend befestigt war, im ersten Anlauf genommen und sein Geschütz auf demselben aufgepflanzt, das nach der Stadt und der Donaubrücke gerichtet wurde, nöthigten die Bürger von Donauwörth die baierische Besatzung, die trotz ihrer geringen Zahl zum äußersten Widerstand entschlossen war, dem König die Stadt zu übergeben, worauf dieser sofort in derselben die lutherische Religion herstellte und Donauwörth wieder für eine freie Reichsstadt erklärte, selbstverständlich unter schwedischer Oberhoheit.

So stand der schwedische Eroberer jenseits der Donau, und dem Kurfürsten von Baiern blieb zum Schutze seines bedrohten Landes kein anderer natürlicher Wall mehr, als der Lechstrom. Schleunigst wurden alle nur erdenklichen Maßregeln getroffen, um die Zugänge zu demselben zu vertheidigen. Alle Brücken bis Augsburg wurden abgeworfen, die festen Plätze mit baierischem Kriegsvolk besetzt. Selbst Augsburg mußte eine zahlreiche baierische Besatzung aufnehmen, und die der Hinneigung zu dem Schwedenkönig verdächtigen protestantischen Einwohner wurden entwaffnet und unter strenge Aufsicht gestellt.

Vergebens hatte der Kurfürst von Baiern Wallenstein um Hilfe gebeten: er hatte zwar von demselben die bestimmtesten Zusagen erhalten; aber die versprochene Unterstützung war ausgeblieben. Jetzt wandte er sich an den Kaiser selbst, und dieser verfehlte nicht, den Herzog um schleunige Absendung der dem Kurfürsten zugesagten Truppen zu bitten: doch auch dieser Schritt blieb ohne Wirkung; denn daß Wallenstein sich herbeiließ, eine Abtheilung von fünfhundert Reitern nach Baiern zu entsenden, konnte kaum für etwas Anderes gelten, als für eine offene Verhöhnung des kaiserlichen Wunsches.

Unterdessen hatte der Kurfürst von Baiern zur Verstärkung seiner Streitkräfte ein allgemeines Aufgebot erlassen und dadurch eine zwar zahlreiche, aber vollständig ungeübte Landmiliz zusammengebracht, mit welcher er von München zur Vereinigung mit Tilly aufgebrochen war. Dieser schlug hierauf bei Rain am rechten Ufer des Lechs in einer vortheilhaften Stellung ein festes Lager auf, in welchem er den heranziehenden Schwedenkönig erwartete.

Gustav Adolf erschien am 12. April am linken Ufer des Lechs und beschloß sogleich, im Vertrauen auf seine überlegene Kriegsmacht, den Uebergang über denselben im Angesichte des Feindes zu erzwingen. Da gerade an der Stelle, wo das baierische Heer lagerte, der Lech eine Biegung nach Westen macht, gab er Befehl, an dieser Stelle eine Brücke zu schlagen, und ließ, um

diese Arbeit zu decken, am 13. aus zweiundsiebzig Geschützen ein heftiges Feuer gegen das Lager Tilly's eröffnen. Die baierische Artillerie, obgleich bedeutend schwächer als die schwedische, antwortete mit einem nicht minder lebhaften Feuer. Nachdem dieser Geschützeskampf zwei Tage lang ohne große Verluste für beide Theile gedauert, hatten die Schweden unter dem Vortheil des Windes, der den Baiern den Rauch der feindlichen, wie ihrer eigenen Geschütze ins Gesicht trieb, so daß sie über die Bewegungen der Schweden längere Zeit im Unklaren blieben, ihre Brücke so weit hergestellt, daß sie nur noch am rechten Ufer befestigt zu werden brauchte. Schon bereitete sich die baierische Armee auf einen entscheidenden Kampf vor, als ein doppeltes Unglück über sie hereinbrach. Am Morgen des 15. April wurde Altringer, der die baierische Reiterei befehligte, durch einen Schuß am Kopfe schwer verwundet, so daß er besinnungslos vom Pferde stürzte. Während man ihn ins Lager trug, ritt Tilly, dessen Thätigkeit durch Nichts zu ermüden war und der Alles selbst überwachen wollte, trotz der ernsten Bitte Maximilians, sich nicht in den Bereich der feindlichen Geschütze zu begeben, an den Lech hin, um die Brückenarbeit der Schweden in Augenschein zu nehmen. Nach dem jenseitigen Ufer hinüberspähend, wurde er von einer Falkonetkugel getroffen, die ihm das rechte Bein oberhalb des Knies zerschmetterte. Ohnmächtig sank er vom Pferde und wurde von den Leuten seiner Bedeckung in sein Zelt zurückgetragen.

Die Nachricht von Tilly's schwerer Verwundung verbreitete Bestürzung im ganzen Heere, und Maximilian selbst verkannte nicht, daß der Verlust seiner beiden besten Generale, der ihn mit tiefem Schmerz erfüllte, ihm den Kampf mit den Schweden sehr erschweren werde; dennoch glaubte er, im Vertrauen auf seine feste Stellung, denselben aufnehmen zu können. In dem von ihm zusammenberufenen Kriegsrathe erklärten jedoch sämmtliche Generale, daß bei der allgemeinen Entmuthigung der Truppen der Rückzug unumgänglich nothwendig sei, und da auch Tilly, der trotz seiner Schmerzen die Korpsführer an sein Lager kommen ließ, um ihre Gründe zu hören, ihrer Ansicht beitrat, gab der Kurfürst nach. Beim Einbruch der Nacht brach das Heer aus seinem Lager auf, die Richtung nach Ingolstadt einschlagend, das am 18. April erreicht wurde.

Tilly, der in einer Sänfte weiter befördert worden, hatte während des Zuges so furchtbare Schmerzen gelitten, daß er zu wiederholten Malen die Besinnung verloren. In Ingolstadt erklärten die sogleich herbeigeeilten Aerzte seine Wunde für tödtlich; doch war dem greisen Feldherrn noch eine zwölftägige schwere Leidenszeit vorbehalten, die er als ein wahrhaft christlicher Held mit

vollster Ergebung in den göttlichen Willen und mit einer Geduld durchlebte, welche die Wundärzte in Staunen setzte. War auch die körperliche Kraft gebrochen, so bewahrte doch der Heldengeist bis zum letzten Augenblicke seine volle Kraft. Mit bereits dem Tode geweihter Hand unterzeichnete er am 20. April eine letzte Bitte an den Herzog von Friedland um schleunige Entsendung der versprochenen Hilfe, und als der Schwedenkönig, der anfangs dem baierischen Heere nur ein getrenntes Korps nach Ingolstadt nachgesandt, am 25. April persönlich vor dieser Stadt erschien, um die Belagerung derselben zu beginnen, leitete Tilly selbst von seinem Schmerzenslager aus die Vertheidigung durch die trefflichsten Anordnungen und schien noch einmal aufzuleben, um im Geiste wenigstens an dem Kampfe Theil zu nehmen, den seine Getreuen auf den Wällen gegen die stürmenden Schweden zu bestehen hatten. Der Sturm, den Gustav Adolf in der Nacht vom 28. April eröffnet hatte, wurde mit großem Verluste für die Schweden abgeschlagen, und mit der Beruhigung, daß Ingolstadt gerettet war, konnte der greise Held seine irdische Laufbahn beschließen.

Der Hauptgegenstand seiner Sorge war die Gefahr, in welcher er Regensburg schweben sah, und wenn sein Kriegsherr, der Kurfürst Maximilian, zu ihm herantrat, um ihm Trost zuzusprechen, war stets sein letztes Wort: „Regensburg, vor allen Dingen Regensburg!“ So spiegelten die letzten Tage des alten Helden seine ganze Laufbahn im reinsten Lichte wider. „Er konnte zurückblicken in Frieden und Ruhe,“ sagt Onno Klopp; „kein verdienter Fluch, keine Thräne belastete sein Gewissen. Was menschliche Kraft nach Maßgabe der Umstände zur Linderung der unsäglichen Noth der Zeit vermochte, das hatte er geleistet. Die lange Laufbahn seiner Siege war abgebrochen durch das größere Glück des Schwedenkönigs, durch alle die Umstände, welche für diesen förderlich, für Tilly hinderlich waren; allein der Umschwung dieser Dinge hatte den Greis nicht unvorbereitet getroffen. Er war nie übermüthig gewesen nach einem Siege; er hatte das Vertrauen nicht verloren im Unglück.“

Tilly's Todestag war der 30. April 1632. War sein ganzes Leben das eines christlichen Helden gewesen, so war sein Tod der eines Heiligen. Mit den Worten: »In te Domine speravi, non confundar in aeternum — Auf dich, o Herr, habe ich gehofft; ich werde nicht zu Schanden werden ewiglich“ — im Herzen und auf den Lippen, die Blicke voll sehnsüchtiger Liebe mit einem seligen Lächeln auf das Bild des Gekreuzigten geheftet, hauchte er die reine Seele aus. Seine sterbliche Hülle ruht, seiner testamentlichen Bestimmung gemäß, in der Kirche zu Alt-Oetting, wo für dieselbe später die Tilly-Kapelle errichtet wurde.

Tilly war unstreitig der edelste Charakter des dreißigjährigen

Krieges. Sein Hauptcharakterzug, der eigentliche Grundton seines Wesens und die Quelle aller seiner Tugenden war seine tiefe Religiosität, sein lebendiger, warmer, lichtvoller Glaube. Unter dem Harnisch des Kriegers ein Heiliger, wandelte er inmitten der Wirren und Stürme einer gottentfremdeten Zeit ruhig und still die Wege des Herrn, und die rauhen Gewohnheiten des Kriegslebens hatten keine Gewalt über die edle Milde seines Herzens. Das Gebet, dem er in seinem Zelte oblag, wie der Mönch in seiner Zelle, ohne jedoch darüber jemals seine Berufspflichten aus den Augen zu verlieren, war sein mächtiger Schild gegen die Aufwallungen des eigenen Herzens, wie gegen das Mißgeschick und die Beschwerden des Lebens. Für die heilige Jungfrau hegte er jene besondere Verehrung, die reinen Seelen eigen ist. Ihr weihte er seine Fahnen, und ihre Altäre durch reiche Geschenke zu schmücken, war seine Freude. Wie fern ihm jener finstere Fanatismus war, den man ihm angedichtet, beweist sein Auftreten in den von ihm besetzten protestantischen Ländern; auch legen zahlreiche Stimmen protestantischer Zeitgenossen Zeugniß ab von der edlen Duldung, die er während der ganzen Dauer seiner Kriegführung geübt. Eine Frucht seiner wahren Frömmigkeit war auch das tiefe, bis zur vollständigsten Selbstverläugnung gesteigerte Pflichtgefühl, das alle seine Schritte leitete und ihn jeder Rücksicht auf den eigenen Vortheil oder Nachtheil unzugänglich machte. In unerschütterlicher Hingebung an seine Pflicht nur der Sache lebend, der er diente, verachtete er nicht nur die Bequemlichkeiten und materiellen Genüsse des Lebens, sondern war auch fern von aller Herrschsucht und eitler Ruhmbegierde. Im Gegensatze zu den meisten anderen Feldherren seiner Zeit war Tilly jeder Verführung durch Geschenke unzugänglich. „Es ist eine schöne Seite in dem Charakter dieses so verschieden beurtheilten Feldherrn", sagt der protestantische Geschichtschreiber Keller, „daß seine erbittertsten Feinde ihn nie der Habgier und Bestechlichkeit zeihen konnten, in einer Zeit, wo Alles um ihn her käuflich und verderbt war." Von seiner werkthätigen Menschenliebe, seiner liebenswürdigen Bescheidenheit, seinem Edelmuthe und der hohen Würde seines Charakters haben uns die Zeitgenossen zahlreiche Beispiele aufbewahrt. Der bittere Reiz der Rache war ihm ebenso fremd, als Eifersucht und kleinlicher Neid. Beleidigungen, Schmähungen und zugefügtes Unrecht vergalt er durch Wohlthaten. Selbst Wallenstein, dem Tilly's Lorbeeren keine Ruhe ließen, konnte sich, als er die Nachricht von dem Tode des Mannes erhielt, den er im Leben so vielfach gekränkt, von einer unwillkürlichen Rührung ergriffen, des Ausrufs nicht enthalten: „Er hatte nicht seines Gleichen!"

Nachdem Gustav Adolf am 16. April mit seinem ganzen Heere

auf dem rechten Lechufer Aufstellung genommen, wandte er sich zunächst gegen Augsburg. Die dortige baierische Besatzung, die bei der Stimmung der überwiegend protestantischen Bevölkerung keinen Widerstand wagte, erhielt auf die Bitte des Magistrats freien Abzug, worauf der König am 20. April mit großem Gepränge seinen Einzug in die Stadt hielt. Nach einer kirchlichen Feier, wobei der schwedische Hofprediger Fabricius Alles aufbot, um die Nothwendigkeit des Religionskrieges darzuthun, setzte der König den infolge des Restitutionsedikts installirten katholischen Magistrat ab und ernannte an dessen Stelle einen protestantischen Rath, dem das ganze Kirchenwesen überwiesen wurde. Dann empfing er von dem neuen Rathe und der Bürgerschaft den Huldigungseid für sich und die Krone Schweden und verpflichtete die Stadt zur Aufnahme einer schwedischen Besatzung, sowie zur Ausdehnung und Verstärkung ihrer Festungswerke.

Von Augsburg brach Gustav Adolf zur Belagerung von Ingolstadt auf, doch blieben seine Bemühungen zur Erstürmung dieser Stadt erfolglos. Als er erfuhr, daß der Kurfürst von Baiern, eingedenk der ernsten Mahnungen Tilly's, mit dem Kern seines Heeres nach Regensburg gezogen, sandte er seinen Feldmarschall Horn mit einer Truppenabtheilung dorthin, um dem Kurfürsten in der Besetzung dieses wichtigen Platzes zuvorzukommen; Horn fand jedoch die Stadt bereits in den Händen der Baiern.

Nach der Aufhebung der Belagerung von Ingolstadt richtete Gustav Adolf seinen Zug gegen München, dessen Bevölkerung seiner Ankunft mit Furcht und Zittern entgegensah. Als er am 17. Mai mit seinem ganzen Heere vor der baierischen Hauptstadt erschien, aus welcher die Kurfürstin mit dem Hofe nach Salzburg entflohen, überbrachten ihm die Rathsherren die Schlüssel der Stadt, die sich durch die Zahlung von dreimalhunderttausend Thalern von der ihr zugedachten Plünderung loskaufen mußte.

Nachdem der König seinen Einzug in München gehalten, nahm er mit seinem fürstlichen Gefolge, unter welchem sich auch der Pfalzgraf Friedrich V. befand, sein Quartier in dem kurfürstlichen Schlosse. Er konnte die Schönheit und Pracht desselben nicht genug bewundern und fragte den Kastellan, wer der Schöpfer dieses herrlichen Gebäudes sei. „Kein Anderer als der Kurfürst selbst", antwortete jener. „Ich wünschte, diesen Baumeister zu haben", fuhr der König fort; „ich würde ihn nach Stockholm schicken." — „Davor", versetzte der Kastellan, „wird sich der Baumeister wohl zu hüten wissen." Von dem schwedischen Heere wurden drei Fußregimenter und zwei Regimenter Reiterei in die Stadt gelegt; das übrige Fußvolk bezog ein Lager vor derselben, während die Reiterei in den Dörfern der Umgegend kantonirte. Eine Menge von

Kunstschätzen, die sich in der Stadt vorfanden, sowie viele werthvollen Gegenstände aus den verschiedenen Kirchen Münchens schickte Gustav Adolf nach Stockholm

Bei dem Besuche des Zeughauses fiel es dem König auf, daß sich daselbst nur Lafetten vorfanden. Ein Verräther zeigte ihm den Ort, wo die Röhren verborgen waren. Als der Fußboden auf Gustav Adolfs Befehl aufgebrochen worden, kamen hundertvierzig Geschütze, meist vom schwersten Kaliber, zum Vorschein, die der König mit den Worten: „Surgite a mortuis et venite ad judicium!“ (Stehet auf von den Todten und kommt zum Gericht) heraufbringen ließ. Die schwersten derselben wurden zur Bewehrung der Festungswälle nach Augsburg gebracht, die leichteren dagegen der schwedischen Armee zugetheilt.

Am 20. Mai, dem Himmelfahrtstage, hielt der König über sämmtliche bei München lagernden Truppen eine große Parade ab. Auf dem Rückwege besuchte er die Jesuitenkirche, wo er von dem Pater Rektor mit einer lateinischen Anrede empfangen wurde, auf welche er in derselben Sprache antwortete. Nachdem er sich mit dem Rektor in eine längere Diskussion über die Lehre vom Abendmahl eingelassen, wobei er die lutherische Auffassung mit großer Entschiedenheit vertheidigte, fragte er denselben, ob die Jesuiten auch Messen läsen für Tilly, und wo sie wohl glaubten, daß dieser jetzt sei? „Im Himmel, so hoffen wir“, erwiderte der Rektor. Bei dieser Antwort stampfte der König heftig mit dem Fuße auf und rief voll Zorn: „Erat barbarus, erat tyrannus!“ (Er war ein Barbar, er war ein Tyrann!)

Während der Schwedenkönig seinen Siegeszug durch Baiern hielt, waren auch die meisten schwäbischen Städte, theils freiwillig, theils gezwungen, auf seine Seite getreten, und die Zeit schien nahe, wo der Schwedenkönig das inhaltschwere Wort eines schwedischen Kaiserthums in Deutschland zur That machen werde. Außer den österreichischen Erblanden lag das gesammte deutsche Reich ohnmächtig zu seinen Füßen; nirgends schien mehr ein Widerstand möglich. Aber in dem noch unbezwungenen Oesterreich bereitete sich zum Kampfe mit dem schwedischen Eroberer um die Herrschaft im deutschen Reiche ein ebenbürtiger Gegner vor, welchem ganz andere Mittel zu Gebote standen, als seinem Vorgänger, dem ins Grab gesunkenen greisen Feldherrn der Liga, der bisher die ganze Wucht des Krieges allein zu tragen gehabt und dabei seit dem verhängnißvollen Tage von Breitenfeld kaum etwas Anderes mehr in die Wagschale der Entscheidung hatte legen können, als seine unbegrenzte Hingebung an Kaiser und Reich, seine ungeschwächte Thatkraft und die reichen Erfahrungen seines langen Feldherrn- und Heldenlebens.

Nachdem Wallenstein die Sachsen aus Böhmen vertrieben, gedachte er den Krieg nach Sachsen hinüber zu tragen; auf die dringende Bitte des Kaisers entschloß er sich jedoch, von diesem Plane abzustehen und zunächst dem Kurfürsten von Baiern gegen die Schweden zu Hilfe zu kommen. Da er aber immer noch zögerte, sich nach der baierischen Grenze in Bewegung zu setzen, brach der Kurfürst, der in Regensburg Gefahr lief, von der schwedischen Armee umzingelt zu werden, nach der böhmischen Grenze auf, um seine Vereinigung mit dem friedländischen Heere zu bewerkstelligen. Wallenstein, den er von seinem Heranziehen benachrichtigt hatte, stellte als Bedingung dieser Vereinigung die Zuerkennung des unbeschränkten Oberbefehls über die baierischen wie über die kaiserlichen Streitkräfte in allen Fällen, wo diese gemeinsam operiren würden. Nachdem der Kurfürst auf diese Bedingung eingegangen, kamen beide Feldherren am 26. Juni zu einer Besprechung in Eger zusammen. Bei der Stimmung, die bisher zwischen ihnen geherrscht und die für Niemanden ein Geheimniß hatte bleiben können, sah man allgemein dieser Zusammenkunft mit großer Spannung entgegen. Dem Ernst der Lage entsprechend, zeigten Beide Zurückhaltung und Mäßigung; doch wollten Scharfblickende bemerkt haben, daß der Kurfürst besser an sich zu halten gewußt, als der Herzog.

Nach vollzogener Vereinigung rückten beide Heere unter Wallensteins Führung durch die Oberpfalz gegen die Donau vor. Bei Neumarkt hielt der Herzog eine große Musterung der vereinigten Streitkräfte, die in ihrer Gesammtheit über sechzigtausend Mann zählten. Beim Anblick dieser gewaltigen Heeresmacht rief er mit stolzer Siegeszuversicht: „In drei Tagen soll es sich zeigen, wer von uns Beiden, der König von Schweden oder ich, Herr der Welt sein wird.“ Das nächste Ziel seines Marsches war Nürnberg, wo er sicher überzeugt war, mit Gustav Adolf zusammenzutreffen, da es für ihn keinem Zweifel unterlag, daß derselbe sogleich dieser für ihn so wichtigen Stadt zu Hilfe kommen werde.

In der That brach der Schwedenkönig, der sich nach der Wiedereroberung Böhmens durch Wallenstein nach Donauwörth zurückgezogen, bei der Nachricht von dem Heranrücken der vereinigten kaiserlichen und baierischen Streitkräfte sogleich nach Nürnberg auf. Da er sich bei der bedeutenden numerischen Ueberlegenheit Wallensteins auf keine offene Feldschlacht mit demselben einlassen konnte, errichtete er vor den Mauern dieser Stadt, mit Zustimmung und eifriger Unterstützung der Nürnberger, ein verschanztes, von einem breiten und tiefen Graben umgebenes Lager, dessen weit ausgedehnte Linien durch zahlreiche Vorwerke geschützt waren.

Während Gustav Adolf in Nürnberg mit der Errichtung seines verschanzten Lagers beschäftigt war, enthüllte er den dortigen

Patriziern die Pläne, die ihn über das Meer geführt, in einer Weise, die über seine Absicht, in Deutschland ein erbliches und unumschränktes schwedisches Kaiserthum zu gründen, nicht den geringsten Zweifel übrig lassen konnten. „Er könne und werde sich", so erklärte er ihnen, „was seine Belohnung betreffe, nicht wie ein hergelaufener Soldat mit dem Solde von etlichen Monaten abspeisen lassen. Man werde es billig finden, daß er die den Papisten abgenommenen Orte, als Mainz, Würzburg u. s. w., für sich zu behalten gedenke und über die an die Protestanten zurückerstatteten Länder oberlehensherrliche Rechte begehre; Pommern könne er schon wegen der See nicht entbehren. Die alte Reichsverfassung tauge nichts mehr; es müsse ein festes Bündniß der Evangelischen mit einem tüchtigen Haupte aufgerichtet werden, und zu diesem Haupte sei kein deutscher Fürst geeignet." Als hierauf die Nürnberger, des Königs Gedanken erfassend, die Erklärung abgaben: „Sie wüßten kein besseres Haupt, als Ihre Majestät von Schweden," bedeutete ihnen der schwedische Geheimschreiber Sattler: „Gustav Adolf könne sich mit einem so beschränkten Einfluß im Reich, wie der Kaiser bisher gehabt, nicht begnügen. Wenn der König mit der Zeit sich zum Kaiser wolle erwählen lassen, so werde er die im Reiche gewöhnliche Kapitulation nicht beschwören." Die nächste Folge aller dieser Erörterungen war der Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses zwischen dem König und der Stadt Nürnberg zur Abwehr Wallensteins.

Wie der Schwedenkönig durch die Anlegung eines befestigten Lagers für die Vertheidigung der Stadt gegen den heranziehenden Herzog von Friedland Sorge trug, so wurde auch von Seiten der Nürnberger Nichts versäumt, um ihn bei derselben zu unterstützen. Der Magistrat ließ sämmtliche Magazine der Stadt mit Lebensmitteln füllen und Vorräthe aller Art zusammen bringen; auch wurden alle Männer vom achtzehnten bis zum vierzigsten Jahre zu täglichen Waffenübungen angehalten, um die Vertheidigungslinien in der Nähe der Stadt zu besetzen und im Nothfalle selbst an dem Kampfe Theil zu nehmen.

Da sich die deutschen Truppen des Königs in ihren Quartieren Zügellosigkeiten hatten zu Schulden kommen lassen und auch von den Offizieren Erpressungen verübt worden waren, berief der König, dem es darauf ankam, auf dem befreundeten Boden, auf welchem er stand, keine Klagen über seine Kriegszucht aufkommen zu lassen, am Peter- und Paulstag seine deutschen Offiziere zusammen, um ihnen eine Strafpredigt zu halten. Nachdem er ihnen vorgehalten, daß sie es seien, die ihr Vaterland verheerten und zerstörten und ihm den Vorwurf zuzögen, daß er seinen Freunden mehr Schaden

zufüge, als der Feind, fuhr er mit unübertrefflicher Redekühnheit also fort: „Eurer Freiheit, eures zeitlichen und ewigen Heiles wegen habe ich Krone, Leib und Leben eingesetzt, an die vierzig Tonnen Goldes aufgewendet und von eurem deutschen Reiche nicht so viel dafür empfangen, daß ich mir davon ein Paar Hosen könnte machen lassen; ja lieber wäre ich ohne Hosen davon geritten, als daß ich mit dem Eurigen mich bekleidet hätte. Nicht einen Schweinstall habe ich für mich behalten (!!). Ich bin, Gottlob, reich genug, um Nichts von dem Eurigen zu begehren. Solltet ihr von mir abfallen, so mag die Christenheit erfahren, daß ich als christlicher König für eure Sache mein Leben lassen wollte. Solltet ihr gar gegen mich euch empören, dann werde ich mit meinen Finnen und Schweden so gegen euch herumhauen, daß die Stücke davon fliegen sollen." Seine geharnischten Vorwürfe wurden mit devotester Unterwürfigkeit angehört, und die Nürnberger ergossen sich in Lobeserhebungen über des Königs Uneigennützigkeit und sein energisches Auftreten für die Aufrechthaltung der kriegerischen Disciplin.

Wie aber stand es in Wahrheit um die vielgepriesene schwedische Kriegszucht? Sofern darunter der militärische Gehorsam, die Ordnung am Tage der Schlacht verstanden wird, muß zugegeben werden, daß der Schwedenkönig in seinem Heere eine musterhafte Zucht hielt; denn er war ein viel zu vortrefflicher Feldherr, um nicht zu wissen, daß Gehorsam und Ordnung die wesentlichsten Faktoren jedes Erfolgs im Felde sind, und seine früheren Kriege in Dänemark, Rußland und Polen waren in dieser Beziehung für die schwedischen Truppen eine treffliche Schule gewesen. Auch das ist nicht zu bestreiten, daß Gustav Adolf bei seinem Einbruch in Deutschland in seinem damals hauptsächlich noch aus Nationalschweden bestehenden Heere strenge Mannszucht hielt; denn wenn er sich die Sympathien der Protestanten erwerben wollte, durfte er nicht als Bedränger der von ihm besetzten protestantischen Länder auftreten; er mußte vielmehr in seiner Kriegführung ein Gegenstück zu dem aufzustellen suchen, was man bisher von den Friedländern zu sehen gewöhnt gewesen.

Aber bald änderten sich die Verhältnisse im schwedischen Heere: es wurde immer mehr ein bloßes Söldnerheer von Kriegslustigen, Abenteurern und Freibeutern aus allen Nationen und Religionen Europa's, das, mit französischem und holländischem Gelde geworben, auf Kosten der von ihm durchzogenen deutschen Länder lebte. „Wenn wir nur die Mannschaften haben", schrieb der König einmal an Oxenstjerna, „so werden Haupt und Vorsteher jeder Armee hinlänglich Rath finden können, an den Orten, wohin sie beordert werden, selbst Mittel und Auswege zu ihrem Unterhalt zu suchen."

So nahm also auch der Schwedenkönig den grauenvollen Grundsatz an, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse, und er selbst und seine Freunde schildern uns die Folgen seines schrecklichen Verfahrens in Deutschland. „Es kamen dem König", so meldet der officielle schwedische Geschichtschreiber Chemnitz, „je länger, je mehr Klagen vor, daß die Insolenz bei seinen Soldaten, namentlich bei den Reitern, so groß geworden, daß sie das Land mit Rauben, Plündern und allerlei Gewaltthaten ganz erfüllten; daß sie die Salvegarden ohne Scheu verletzten, Kirchen und Schulen öffentlich beraubten und nichts unterließen, was am Feinde als böse war getadelt worden." Und Gustav Adolf selbst gesteht schon im Juli 1631 in einem Schreiben an Oxenstjerna, daß er den Krieg einzig „ex raptu (vom Raube) zum Schaden und Verderben aller seiner Nachbarn" führen müsse, und klagt, daß „seine Reiter blos von unordentlichem und ungebührlichem Plündern leben, wodurch Einer den Andern ruinirt habe, so daß Nichts mehr zu fangen sei, weder für sie noch für die Soldaten in den Städten und auf dem Lande." Und im folgenden Jahre schreibt der protestantische Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig über das Gebahren des schwedischen Kriegsvolks an Gustav Adolf: „Meine Landleute entfliehen in die Städte oder in Einöden und bauen dort das Elend. Sie werden von der undisciplinirten Soldateska gleich wilden Thieren gejagt, gemartert und erschossen. Die Kirchen werden beraubt und überall solche Unthaten verübt, daß sich die Sonne davor entsetzen und verdunkeln möchte. Die Soldaten reiten und gehen durch die Getreidefelder, um nachzusehen, ob sich dort etwa verjagte Menschen verborgen haben, und dann hilft kein Weinen, kein Flehen, kein Klagen. Zwischen Neustadt am Rübenberg, Hameln, Hannover, Braunschweig sind die Dörfer menschenleer."

Bis in unser Jahrhundert hinein hat sich unter dem Volke in einzelnen Gegenden Deutschlands die Erinnerung an die von den Schweden im dreißigjährigen Kriege verübten Gräuel, die nach Gustav Adolfs Tode noch ungleich schauerlicher wurden, forterhalten. Besonders blieb der sogenannte „Schwedentrank" in grauenvollem Andenken. Die schwedischen Soldaten gossen nämlich den unglücklichen Deutschen, die sie zur Herausgabe ihrer letzten Habe zwingen wollten, Mistjauche ein, legten dann Bretter über die von diesen Flüssigkeiten strotzenden Leiber und tanzten so lange auf denselben herum, bis die Unglücklichen unter den Tritten der grausamen Peiniger ihren Geist aufgaben. Daß der Schwedentrank bereits unter Gustav Adolf gebräuchlich war, ist nicht zu bezweifeln; denn schon im Jahre 1632 wurde derselbe in Mainz gefürchtet.

Trotz aller dieser nicht hinweg zu leugnenden Thatsachen finden wir in neueren deutschen Geschichtsbüchern den Ausspruch: „Der

ſchwediſche Soldat bezahlte alles, was er brauchte, und von fremdem Eigenthum wurde auf ſeinem Durchmarſche Nichts berührt!"

„Guſtav Adolf wollte keineswegs", ſagt Jauſſen, „die grauſigen Ausſchreitungen ſeines Heeres, die ſein ‚Befreiungswerk' auf deutſchem Boden in ein eigenthümliches Licht ſtellten: er hat im Gegentheil oft genug Bürger und Bauern ermahnt, gegen die Plünderer einzuſchreiten und ſich zu wehren; er hat wohl gar mit eigener Hand der Plünderung Einhalt zu thun geſucht und hat zahlreiche ‚gute Ordnungen für die Mannszucht' erlaſſen: aber die Dinge waren ſtärker, als er; die grauſigen Ausſchreitungen waren die Folgen des grauſigen Grundſatzes, daß der Krieg den Krieg ernähre."

Nachdem Guſtav Adolf ſein Lager bei Nürnberg vollſtändig hergeſtellt, ſandte er ſeinen Oberſten Taupadel mit zwölfhundert Reitern gegen Neumarkt, um die Operationen Wallenſteins zu überwachen; das kleine Korps wurde jedoch von einer friedländiſchen Heeresabtheilung vollſtändig aufgerieben. Am 6. Juli erſchien Wallenſtein mit ſeiner ganzen Heeresmacht vor Nürnberg und bezog längs der Rednitz in trefflich gewählter Stellung auf einer Reihe ſteiler Anhöhen gleichfalls ein feſtes Lager, von wo er den Einblick in die Stadt und in das ſchwediſche Lager hatte, das durch eine Ebene von dem ſeinigen getrennt war. Vergebens ſuchte der Kurfürſt von Baiern den Herzog zu einem Angriff zu bewegen; Wallenſtein erklärte: er dürfe mit ſeinen großentheils neuen und ungeübten Truppen Nichts riskiren. Werde Guſtav Adolf beſiegt, ſo habe er an Nürnberg einen ſicheren Zufluchtsort; bleibe er aber Sieger, ſo ſtehe ihm der Weg nach Wien offen. Sein Plan war, den Schwedenkönig auszuhungern. Dieſem ſtanden jedoch nicht nur die reichen Vorräthe, welche die Nürnberger aufgehäuft, zu Gebote, ſondern er konnte auch, da er nur im Süden und Weſten durch das friedländiſche Lager blockirt war, während ihm der Weg nach Sachſen und Franken noch offen ſtand, ſeine eigenen Vorräthe durch neue Zufuhren vergrößern, und täglich wurden Dragoner in die Nachbarſchaft ausgeſandt, um Futter und Proviant aus den Dörfern fortzuführen, wobei es oft zwiſchen ihnen und den gleichfalls auf Requiſitionen umherſchweifenden Kroaten zu blutigen Zuſammenſtößen kam.

Durch dieſe beiderſeitigen Streifereien und die damit verbundenen Plünderungen wurde bald das ganze Land ringsum bis auf zehn Stunden in eine Einöde verwandelt, und Wallenſtein, der ſich nicht, wie Guſtav Adolf, durch wohlgefüllte Magazine helfen konnte, mußte, um ſein Heer nicht dem Hungertode preiszugeben, ſeine Zufuhren aus der Ferne verſchreiben. Dieſe wurden jedoch häufig

von schwedischen Streifreitern aufgefangen, und so stellte sich bald in dem friedländischen Lager ein empfindlicher Mangel ein.

Schon hatten die beiden Heere elf Wochen lang einander gegenüber gelegen, ohne daß es zu etwas Anderem, als zu unbedeutenden Scharmützeln gekommen. Den König aber drängte es umsomehr zur Entscheidung, als ihm nicht unbekannt geblieben, daß im Reiche ungünstige Gerüchte über seine Lage umliefen und vielfach behauptet wurde, Wallenstein habe ihn in einer Weise eingeschlossen, daß er der Kapitulation nicht entgehen könne. Von der Nothwendigkeit überzeugt, diesen Gerüchten ein Ende zu machen, ertheilte er seinem in Donauwörth weilenden Kanzler Oxenstjerna Befehl, die im Reiche zerstreut liegenden schwedischen Divisionen so schnell als möglich zusammenzuziehen und ihm zuzuführen. Unter Zurücklassung der nöthigsten Garnisonen in den wichtigsten Plätzen setzten sich Horn, der mit achtzehntausend Mann bei Mainz stand, Bernhard von Weimar, der bereits in Tyrol eingedrungen, sein Bruder Wilhelm, den der König nach Thüringen entsandt, als Wallenstein Miene gemacht, nach Sachsen aufzubrechen, der Pfalzgraf von Birkenfeld und der Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel zur Vereinigung mit Oxenstjerna in Bewegung. Nachdem sie sämmtlich bei Kitzingen zu demselben gestoßen, sah sich der Kanzler in der Lage, dem König eine Verstärkung von fünfzigtausend Mann zuzuführen, mit welcher er am 22. August vor Nürnberg anlangte.

Da Gustav Adolf jetzt über eine Streitmacht von siebzigtausend Mann verfügen konnte, rückte er am 3. September, um den Verdacht der Unthätigkeit nicht länger auf sich ruhen zu lassen, in voller Schlachtordnung gegen die friedländischen Linien vor, in der Hoffnung, dadurch den Herzog aus seinen Verschanzungen herauszulocken und zur offenen Schlacht zu bewegen. Der Herzog blieb jedoch ruhig in seiner natürlichen Feste, die er durch immer neue Verschanzungen und tiefere Gräben zu einem unüberwindlichen Bollwerk umgeschaffen. So sah sich Gustav Adolf genöthigt, seine Truppen in sein Lager zurückzuführen, von wo er ein furchtbares Feuer gegen die friedländischen Verschanzungen eröffnen ließ. Da dasselbe bei der großen Entfernung und dem felsigen Terrain nur eine geringe Wirkung hatte und Gustav Adolf um jeden Preis eine Entscheidung herbeiführen wollte, beschloß er, den Feind in seinem Lager anzugreifen, und führte zu diesem Ende in der Frühe des folgenden Tages sein ganzes Heer gegen die friedländischen Linien.

Der steilen Abhänge wegen konnte der Angriff nur an einer Stelle und auch hier nur Regimenterweise geschehen. Gustav Adolf ließ zu demselben um acht Uhr ein deutsches Regiment vorrücken; doch in kurzer Zeit waren die Anstürmenden durch Wallensteins Geschütze, unter deren Donner der Berg erdröhnte, zum größten

Theile niedergeschmettert. Gustav Adolf ließ hierauf seine Finnländer, die tüchtigsten Soldaten seines Heeres, deren tollkühne Verwegenheit vor keiner Gefahr zurückschreckte, zum Angriffe vorgehen. In wildem Ungestüm stürmten sie gegen den Berg an und warfen mehrere Haufen Wallensteinischer Musketiere zu Boden; aber mit jedem Schritte vorwärts mehrten sich die Schwierigkeiten und verdoppelte sich das Feuer der friedländischen Kanonen und Musketen: der ganze Berg glich einem feuersprühenden Vulkan. Auch die Finnländer mußten mit schwerem Verlust zurückweichen. Obgleich sie dem König berichteten, daß jeder Angriff auf des Friedländers Werke vergeblich sei, beharrte Gustav Adolf bei seinem Vorhaben. Immer neue Regimenter mußten die Anhöhe hinanstürmen; aber wenn es ihnen auch gelang, über die ersten Verhaue hinüberzukommen, so war doch in dem hinter denselben liegenden Walde gegen die Friedländer Nichts auszurichten. Scheltend und ermunternd stand der König mit hochgehobenem Degen in den vordersten Reihen; auch Wallenstein feuerte zu tapferer Gegenwehr an und warf den Verwundeten Geld zu.

Schon hatte der Kampf bis zum späten Nachmittag gedauert, als es Bernhard von Weimar gelang, eine Anhöhe zu gewinnen, von welcher Wallensteins Lager mit Erfolg beschossen werden konnte. In aller Eile ließ er Schanzen aufwerfen; aber der Versuch, Geschütze hinaufzubringen, mißlang, weil ein inzwischen eingetretener Regen die Wege schlüpfrig gemacht. Auch hatte Wallenstein sofort die kräftigsten Gegenmaßregeln getroffen, und der König selbst, der sich an jene Stelle begeben, gewann alsbald die Ueberzeugung, daß von hier aus nichts Erhebliches auszurichten sei, wenn er nicht die ganze Fronte seines Heeres preisgeben wolle. Er mußte den Tag als verloren erkennen und gab Befehl zum Rückzug in die Ebene; nur Bernhard von Weimar sollte die gewonnene Anhöhe besetzt halten.

Wallenstein sandte den Abziehenden mehrere Reiterregimenter nach, die so stürmisch vordrangen, daß Gustav Adolf selbst in Gefahr gerieth, in ihre Hände zu fallen. Ein finnisches Reiterregiment, das sich ihnen entgegenwarf, brach dem König Bahn.

Inzwischen war der Abend herangekommen und hatte auf allen Punkten dem Kampf ein Ende gemacht. Gustav Adolf verbrachte die regnerische Nacht in einer Kutsche, sein Gefolge um die mühsam unterhaltenen Wachtfeuer. Der heiße Kampf, der mit seiner ersten Niederlage auf deutschem Boden geendet, hatte ihm schwere Verluste gebracht: außer dreitausend Todten zählte sein Heer an siebentausend Verwundete. Da er nicht wagte, den Angriff am folgenden Tage zu erneuern, rief er in der Frühe des Morgens Bernhard von Weimar von der Anhöhe zurück.

Digitized by Google

Noch vierzehn Tage blieben beide Heere einander unthätig gegenüber stehen, obgleich in beiden Lagern Hunger und Krankheiten gleich heftig zu wüthen begonnen hatten. Da auch in Nürnberg, wohin sich bei dem Heranziehen Wallensteins das Landvolk der Umgegend in zahlreichen Schaaren geflüchtet, die Noth von Tag zu Tag größer wurde und durch die in großer Menge in die Stadt gebrachten schwedischen Verwundeten Krankheiten in dieselbe eingeschleppt worden, beschloß der König, der einsah, daß er bei längerem Verweilen sein ganzes Heer auf das Spiel setzen würde, sein Lager vor Nürnberg zu verlassen.

Nachdem er seinem Kanzler Oxenstjerna die Wahrung der schwedischen Interessen in der Stadt übertragen, zu deren Schutz er fünftausend Mann zurückließ, brach er am 18. September aus seinem Lager auf und wandte sich, nachdem er noch einmal sein Heer in voller Schlachtordnung vor dem Lager Wallensteins aufgestellt, in der vergeblichen Hoffnung, denselben aus seinen Verschanzungen zur Schlacht hervorzulocken, gegen Neustadt und Windsheim. Hier wartete er noch fünf Tage lang, um zu sehen, ob vielleicht der Herzog sein Lager verlassen und die Stadt Nürnberg angreifen werde, in welchem Falle er zum Kampfe mit ihm zurückzukehren gedachte. Wallenstein blieb jedoch nach wie vor ruhig hinter seinen Verschanzungen.

In dem friedländischen Lager hatte die Noth einen noch weit höheren Grad erreicht, als in dem schwedischen; denn außer dem durch herangezogene Verstärkungen auf siebzigtausend Mann angewachsenen Heere befanden sich in demselben mindestens fünfzehntausend Weiber und fast ebenso viele Fuhrknechte, Troßbuben und Bediente, nebst dreißigtausend Pferden, wovon der größte Theil nur zur Fortschaffung des Gepäcks gebraucht wurde. Für diese ungeheuren Massen die nöthige Nahrung zusammenzubringen, war zur Unmöglichkeit geworden, da das ganze Land viele Meilen weit in der Runde so vollständig ausgeplündert war, daß es in der ganzen Gegend keinen Halm mehr für die Pferde, kein Korn mehr für die Soldaten gab und Alles aus weiter Ferne herbeigeschafft werden mußte. Zu dem täglich wachsenden Mangel kamen bald, als unabwendbare Folge, ansteckende Krankheiten, deren verheerende Wirkungen durch das dichte Zusammenlagern des zahlreichen Kriegsvolks und nicht minder durch die alle Begriffe übersteigende moralische Verwilderung desselben erhöht wurden.

Unter diesen Umständen zögerte Wallenstein nicht, nach dem Abzug Gustav Adolfs gleichfalls sein Lager zu verlassen; denn zu einem Angriff gegen die Stadt fühlte er sich, bei dem erschöpften Zustande seines nur noch zur Hälfte waffenfähigen Heeres und bei der bedenklichen Nähe des Schwedenkönigs, nicht stark genug. Fünf

Tage nach dem Aufbruch Gustav Adolfs, am 23. September, ließ er sein Lager anzünden und zog gegen Forchheim. Da alles, was von Dörfern und Gehöften in der Umgegend noch stehen geblieben, von den Wallensteinern gleichfalls angezündet wurde, bot die ganze Gegend in einem Umfang von mindestens anderthalb Meilen das furchtbar großartige Schauspiel eines einzigen gewaltigen Flammenmeeres dar.

Von Forchheim führte Wallenstein das vereinigte friedländisch-baierische Heer zunächst gegen Bamberg, das, gleich wie Baireuth, alsbald eingenommen wurde. An eine Verfolgung Gustav Adolfs, der inzwischen Bernhard von Weimar mit zehntausend Mann zum Schutze Frankens abgesandt, während er selbst mit dem Reste seines Heeres die Eroberung von Baiern zu vollenden hoffte, dachte er nicht; sein Plan war, gegen Sachsen vorzurücken, um den Kurfürsten zum Aufgeben des schwedischen Bündnisses zu zwingen und dem König die Verbindung mit Pommern und Schweden abzuschneiden. Zu diesem Ende setzte er seinen Zug, den seine verwilderten Schaaren durch die furchtbarsten Verwüstungsgräuel bezeichneten, in nördlicher Richtung fort. Nachdem der Kurfürst Maximilian Alles aufgeboten, um ihn zu bewegen, ihm zur Befreiung Baierns von den Schweden beizustehen, trennte er sich in Koburg von dem kaiserlichen Heere, um mit seinen Truppen allein zum Schutze seines Landes zurückzukehren. Dagegen zog Wallenstein von Koburg über Kronach nach Plauen, nach dessen Einnahme der Zug unter schauerlichen Verwüstungen des Landes bis Altenburg fortgesetzt wurde.

Die Schlacht bei Lützen. — Gustav Adolfs Tod.

(12. November 1632.)

Wir haben oben (S. 560) gesehen, daß Wallenstein nach der Wiedereroberung Böhmens den Krieg nach Sachsen hatte hinüber tragen wollen. Seine Absicht war dabei weniger auf ein ernstliches feindliches Vorgehen gegen den Kurfürsten gerichtet, als auf die Losreißung desselben von seinem schwedischen Bundesgenossen. Nur der allerdings selbst verschuldeten Noth gehorchend, hatte sich der schwache Johann Georg dem Schwedenkönig angeschlossen; als durch den Ausgang der Schlacht bei Breitenfeld die drohende Gefahr beseitigt war, wäre er gern von dem schwedischen Bündniß zurückgetreten, denn wenn sich die von seinem Ehrgeiz erstrebte vollständig unabhängige Stellung nicht ermöglichen ließ, schien ihm immer noch die Autorität des österreichischen Kaiserthums der eines fremden Herrn und Gebieters vorzuziehen. Die glänzenden Erfolge der schwedischen Waffen und Ränke benahmen ihm jedoch den Muth, mit dem gewaltigen Eroberer zu brechen.

Um dem Schwanken des unschlüssigen Kurfürsten ein Ende zu machen, hatte der Kaiser, während Wallenstein vor Nürnberg lag, dem in Schlesien stehenden General Tiefenbach Befehl ertheilt, mit seinem Armeekorps gegen Sachsen vorzugehen; Arnim hatte jedoch, nachdem ihm sowohl schwedische als kurbrandenburgische Truppen zu Hilfe gekommen, nicht nur die Kaiserlichen nach Schlesien zurückgedrängt, sondern auch in kurzer Zeit dieses ganze Land besetzt.

Als Wallenstein hiervon Kunde erhalten, hatte er aus seinem Lager vor Nürnberg den durch seine wilde Grausamkeit berüchtigten General Holk mit sechstausend Mann nach dem Voigtlande und dem Erzgebirge entsandt, um die Verbündeten zu nöthigen, zum Schutze dieser Gegenden ihre Truppen aus Schlesien herauszuziehen. Dieser Zweck wurde erreicht. Nachdem auch der Generallieutenant Gallas mit einer zweiten friedländischen Division nachgerückt war, blieb dem geängstigten Kurfürsten, wollte er nicht ganz Sachsen in die Hände der Kaiserlichen gerathen sehen, Nichts übrig, als seinen Feldmarschall Arnim schleunigst aus Schlesien zum Schutze des eigenen Landes zurückzurufen. Noch ehe derselbe dem Befehl des Kurfürsten hatte nachkommen können, war Wallenstein bereits mit dem Hauptheere aus Baiern in Altenburg eingetroffen. Nachdem er die Divisionen unter Holk und Gallas an sich gezogen, wandte er sich gegen Leipzig und zwang am 28. Oktober die Stadt zur Kapitulation. Auch das feste Schloß, die Pleißenburg, ergab sich am folgenden Tage. Um den Kampf mit dem Kurfürsten zur raschen Entscheidung zu bringen, hatte er auch Pappenheim vom Niederrhein, wo derselbe bisher den Krieg gegen die Schweden auf eigene Faust geführt, zu dem kaiserlichen Heere zurückberufen, und in Eilmärschen rückte derselbe heran.

Gustav Adolf, an welchen der rathlose Kurfürst Boten über Boten entsandte, um rasche Hilfeleistung von ihm zu erflehen, konnte seinen Bundesgenossen nicht im Stiche lassen, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, ihn zu dem Kaiser übergehen zu sehen, was für ihn auch den Verlust der Bundesgenossenschaft des Kurfürsten von Brandenburg zur unausbleiblichen Folge gehabt haben würde. Er brach daher sofort von den Donaugegenden nach dem Norden auf und zog in Eilmärschen über Kitzingen, Schweinfurt und Arnstadt, wo Bernhard von Weimar seine Truppen zu dem königlichen Heere stoßen ließ, nach Erfurt. Hier traf er mit seiner Gemahlin zusammen, von welcher er schon am folgenden Tage (10. November) mit ahnungsvollem Herzen Abschied nahm, um seinem Heere nachzueilen, das unter den Befehlen des Herzogs von Weimar bereits gegen Naumburg vorgerückt war.

Bei dieser Stadt ließ Gustav Adolf eilends ein befestigtes Lager errichten, in welchem er die Rückkehr Arnims aus Schlesien,

sowie die Ankunft des Herzogs Georg von Lüneburg abzuwarten gedachte, der ihm die schwedischen Streitkräfte aus dem Lüneburgischen zuführen sollte. Arnim hatte jedoch, unter dem Vorwande, daß die in Schlesien gemachten Eroberungen nicht aufgegeben werden dürften, nur einen kleinen Theil des sächsischen Heeres nach Dresden zurückgeführt und war sofort nach Schlesien zurückgekehrt. Sowohl er als der Kurfürst mochten es für gerathener erachten, den Kampf durch die Schweden allein ausfechten zu lassen, um im Falle eines Unterliegens des Königs einen leichteren und günstigeren Frieden mit dem Kaiser zu erlangen. Bei einer Niederlage der Kaiserlichen konnte der Kurfürst immerhin die Schuld des Ausbleibens seiner Truppen seinem Feldherrn zur Last legen.

Als Wallenstein die Nachricht erhielt, daß Gustav Adolf sich bei Naumburg verschanze, hielt er den Feldzug des laufenden Jahres für beendet und ließ seine Truppen in den Umgebungen von Leipzig die Winterquartiere beziehen. Zugleich ertheilte er dem inzwischen eingetroffenen Pappenheim, der ohnehin den Gedanken an die in Aussicht stehende Unthätigkeit nicht ertragen konnte, den Auftrag, die schwedische Besatzung aus der Moritzburg bei Halle zu vertreiben. Er selbst nahm sein Hauptquartier in dem Städtchen Lützen.

Kaum hatte Gustav Adolf von dem Abmarsch Pappenheims Kunde erhalten, als er am 15. November früh morgens um vier Uhr von Naumburg aufbrach, um den kaiserlichen Feldherrn bei Lützen anzugreifen.

Wallenstein hatte bei der Dislokation seiner Armee den Grafen Colloredo beordert, das Schloß in Weißenfels mit seinem Regimente besetzt zu halten. Von hier aus erblickte dieser zuerst das Herannahen der Schweden und ließ eiligst dem Feldherrn davon Meldung machen. Wallenstein sandte sofort einen Eilboten an Pappenheim mit dem Befehle zu schleuniger Umkehr, während die friedländischen Obersten ihre in den Dörfern zerstreut liegenden Regimenter zum Aufbruch sammelten. Sowie sie eintrafen, wurden sie unter des Herzogs Augen von dem General Holk zur Schlacht geordnet.

Die Stellung des kaiserlichen Heeres war eine äußerst vortheilhafte. Sein rechter Flügel lehnte sich an das Städtchen Lützen, das Wallenstein bei dem Beginne der Schlacht in Brand stecken ließ, um sich vor Umzingelung zu schützen. Gedeckt war dieser Flügel durch eine große Schanze mit vierzehn Geschützen, die auf dem „Windmühlenberg", dem höchsten Punkte der ganzen Gegend, errichtet worden. Den in das Blachfeld hinausgeschobenen linken Flügel deckte ein Graben, welchen der Feldherr während der Nacht hatte vertiefen und mit eiligst aufgeworfenen Schanzen versehen lassen.

Hier sollte Pappenheim einrücken, bis zu dessen Ankunft der Generallieutenant Piccolomini den Oberbefehl führte. Das Mitteltreffen war längs der Landstraße aufgestellt, welche von Lützen nach Leipzig führt, und bestand aus drei massenhaften Vierecken, an welche sich kleinere anlehnten. Vor dem kaiserlichen Centrum war eine Batterie von sieben schweren Geschützen aufgepflanzt. Die Nachhut bildeten zwanzig Compagnien Fußvolk, untermischt mit dreißig Schwadronen Reitern, nebst zehn Schwadronen Kroaten und Ungarn. Die Hauptmacht war im Centrum vereinigt, in welchem Wallenstein selbst seine Stellung nahm. Die Gesammtheit der friedländischen Truppen betrug, ohne das sehnlich erwartete Pappenheim'sche Korps von achttausend Mann, ungefähr zwanzigtausend Mann.

Gustav Adolf verbrachte die Nacht vor der folgenschweren Schlacht bei Lützen im freien Felde, in einer Kutsche. Bernhard von Weimar und Knyphausen, die bei ihm waren, sollen ihm gerathen haben, die Ankunft des Herzogs Georg von Lüneburg abzuwarten, bevor er zum Angriff schreite; der König habe jedoch, mit Rücksicht auf die Abwesenheit Pappenheims, die Schlacht unwiderruflich auf den folgenden Morgen festgesetzt und demgemäß noch während der Nacht die Aufstellung des Heeres vornehmen lassen. Sein rechter Flügel, dessen Anführung er sich selbst vorbehielt, bildete zwei Treffen, von denen das erste die gesammte schwedische, das zweite die deutsche Reiterei enthielt. Den linken Flügel, der gleichfalls in zwei Treffen formirt war, befehligte Bernhard von Weimar. Wie in der Schlacht bei Breitenfeld, so standen auch hier zwischen den Reiterregimentern Musketierabtheilungen von fünfzig bis hundert Mann. Das Centrum bestand aus acht Brigaden zu Fuß und sechs Reiterregimentern und war gleichfalls in zwei Treffen geordnet. Vor jeder Brigade des ersten Treffens, das von Nils Brahe befehligt war, standen fünf schwere Geschütze; das leichtere Geschütz war den einzelnen Musketierabtheilungen auf den Flügeln zugetheilt. Das zweite Mitteltreffen befehligte Knyphausen. Die Nachhut bestand aus einem Fußregiment unter dem schottischen Obersten Henderson und einem Reiterregiment unter dem pfälzischen Obersten Oehm. Die Stärke des schwedischen Heeres war der des friedländischen nahezu gleich.

Nach der Anordnung Gustav Adolfs sollte der Angriff gleich mit Tagesanbruch beginnen; aber ein dichter Nebel, der die ganze Gegend einhüllte und keinen Ausblick gestattete, zwang ihn, zu warten. Erst gegen zehn Uhr brach die Sonne sich Bahn. Da stieg der König zu Pferd, stimmte den Psalm: „Es wolle Gott uns gnädig sein!“ an und hielt hierauf zuerst an die Schweden, dann an die Deutschen eine kurze, der Wichtigkeit des Augenblicks ange-

meſſene Anſprache. Dann ſchwang er mit dem Ausruf: In Gottes Namen dran!" den Degen über dem Haupte und ſprengte mit dem Kommandowort: Vorwärts! den Seinigen voran. Wallenſtein, der an dieſem Tage beſonders heftig an Podagra litt, ließ ſich in einer Sänfte tragen, beſtieg aber bald darauf ſein Schlachtroß und ritt ſtumm und ernſt an ſeinen Schlachtreihen vorüber; aber ſeine Blicke verkündeten, nach den Worten eines Zeitgenoſſen, dem Krieger Lohn und Strafe, je nach ſeinem Verhalten.

Unter dem Feldgeſchrei der Schweden: „Gott mit uns!" und dem der Kaiſerlichen: „Jeſus, Maria!" entbrannte die Schlacht. Der Angriff der Schweden erfolgte gleichzeitig auf beiden Flügeln und im Centrum, und alsbald entſpann ſich auf der ganzen Linie ein mörderiſcher Kampf. Dem ſchwediſchen Fußvolk, das in der Mitte gegen die Landſtraße vordrang, kam aus der kaiſerlichen Batterie ein fürchterliches Feuer entgegen, das Tod und Verderben in die Reihen der Angreifer ſprühte; aber über die Leichen der Gefallenen drangen die nachfolgenden Reihen vor und gewannen die Landſtraße.

Auf dem rechten ſchwediſchen Flügel ſtand der König, der an dieſem Tage nur ein einfaches ledernes Kolett mit einem Tuchrocke darüber trug, im dichteſten Kugelregen: ſein Pferd wurde erſchoſſen, und er mußte ein anderes beſteigen. An dem Graben angelangt, ſtutzte ſeine Reiterei; aber das Beiſpiel des Königs, der, raſch ſein Pferd ſpornend, hinüberſetzte, riß ſie fort. Jenſeits des Grabens kam es zu einem blutigen Gefechte mit den Küraſſieren Piccolomini's und den Kroaten, bei welchem die Schweden, begeiſtert durch den Feuereifer ihres Königs, immer tiefer in die feindlichen Reihen drangen.

Unterdeſſen hatte das ſchwediſche Fußvolk des Centrums den über die Landſtraße zurückgedrängten Kaiſerlichen ihre große Batterie von ſieben Geſchützen entriſſen, die nun gegen Wallenſteins eigene Infanterie gerichtet wurden und dieſe in Verwirrung brachten. Schon waren die beiden erſten Vierecke durchbrochen und dem dritten drohte die gleiche Gefahr, als Wallenſtein ſelbſt heranſprengte und ſich ſeinem weichenden Fußvolke entgegenwarf. Raſch war die Ordnung in den kaiſerlichen Carrés hergeſtellt, und gegen den Anprall der von allen Seiten auf ſie eindringenden Kaiſerlichen konnten die erſchöpften und decimirten ſchwediſchen Brigaden nicht Stand halten: ſie mußten die erbeuteten Geſchütze aufgeben und wurden mit einem Verluſte von nahezu zwölfhundert Mann über die Landſtraße zurückgeworfen.

Als Guſtav Adolf, der eben auf dem rechten ſchwediſchen Flügel die Kroaten auseinandergeſprengt und die Küraſſiere Piccolomini's zum Weichen gebracht, die Nachricht erhalten, daß ſein

Fußvolk über die Landstraße zurückgeworfen worden, übergab er das Kommando seines rechten Flügels, auf welchem das Schwerste gethan war, dem Feldmarschall Horn und sprengte an der Spitze des Smaländischen Regimentes gegen die feindlichen Carrés vor, um seiner Infanterie gegen die siegestrunkenen Friedländer Luft zu machen. Mit Blitzesschnelle trägt ihn sein Roß über den Graben, und dem allzu rasch Dahinsprengenden können die Smaländer nicht rasch genug folgen. Nur der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg mit seinem Stallmeister, der achtzehnjährige Page August von Leubelfing und zwei Leibdiener sind in seiner Nähe, als er sich plötzlich von einem Haufen friedländischer Kürassiere umringt sieht. Von seinen beiden Dienern wird der eine getödtet, der andere verwundet; dem Pferde des Königs dringt ein Schuß durch den Hals, und ihm selbst wird durch eine Pistolenkugel der linke Arm oberhalb des Gelenkes zerschmettert. Vom Schmerz überwältigt, bittet er den Herzog von Lauenburg, ihn aus dem Getümmel zu bringen; aber in demselben Augenblick trifft ihn ein zweiter Pistolenschuß in den Rücken; er fällt vom Pferde und wird von diesem noch eine Strecke weit in dem Steigbügel fortgeschleift. Mit gezogenem Degen dringt der Stallmeister des Herzogs von Lauenburg auf den kaiserlichen Oberstlieutenant von Falkenberg ein, der die verhängnißvolle Kugel abgefeuert haben soll, während Franz Albrecht selbst, betäubt durch das Getümmel der heransprengenden Reiter, seinem Pferde die Sporen gibt, um sein Leben zu retten. So bleibt nur der Page Leubelfing bei dem am Boden liegenden König. Während er sich vergebens bemüht, ihn fortzubringen, sprengen friedländische Kürassiere herzu, und als auf ihre Frage, wer der Verwundete sei, der König selbst sich zu erkennen gibt, jagt ihm einer derselben eine Pistolenkugel durch den Kopf. Auch der treue Page wurde so schwer verwundet, daß er fünf Tage nach der Schlacht in Naumburg starb.

Während das Kampfgetümmel über des Königs Leiche forttobt, verkündet sein zurückkommendes blutbedecktes Pferd den Schweden, daß ihrem König Schlimmes widerfahren, und bald verbreitet sich die Kunde von seinem Tode durch das ganze Heer. Bernhard von Weimar, der bis dahin auf dem schwedischen linken Flügel mit abwechselndem Glück gegen den friedländischen General Isolani gekämpft und auf das zu ihm gedrungene Gerücht von des Königs Tod herzugesprengt, wies den Rath Knyphausens zum Rückzug mit der Erklärung zurück, hier könne nicht von Weichen, sondern nur von Rache, Sieg oder Tod die Rede sein. Mit dem Ausruf: „Greift unverzagt den Feind an! Und wer beweisen will, daß er den König lieb gehabt, der thue es jetzt!“ stellt er sich an die Spitze der Kämpfenden und sprengt über die Landstraße hinüber

gegen die friedländische Batterie, die zum andern Male genommen wird. Dann wendet er sich gegen den linken Flügel der Kaiserlichen, und auch hier schmettern seine Schaaren, die vor Begierde brennen, den Tod ihres Königs zu rächen, alles nieder, was ihnen entgegenkommt. Die Küraſſiere Piccolomini's gerathen in Verwirrung und weichen zurück: auf diesem Punkte scheint der Sieg errungen.

In diesem Augenblicke trifft Pappenheim ein. Mit dem Rufe: „Wo kommandirt der König?" greift er sogleich in das Treffen ein. Der Wunsch des tapferen Führers, sich persönlich mit dem großen Gegner zu messen, der nicht mehr unter den Lebenden ist, erhöht die Kampflust der Seinen, und sie stürmen mit solcher Wucht gegen die Schweden heran, daß diese den gewaltigen Anprall nicht auszuhalten vermögen und in Verwirrung gerathen. Eines Schusses in den Arm nicht achtend, dringt der siegsberauschte Pappenheim immer tiefer in die feindlichen Reihen ein; doch plötzlich sinkt er, von einer Falkonetkugel in die Brust getroffen, vom Pferde. Während er aus dem Kampfgetümmel fortgetragen wurde, erfuhr er den Tod des Königs. „Meldet dem Herzog von Friedland," so sprach er zu den Umstehenden, „ich sei auf den Tod getroffen, sterbe aber gern, weil mit mir der unversöhnliche Feind meines Glaubens gefallen ist."

Indessen hatte Wallenstein den Umschwung, den Pappenheims Erscheinen in dem Verlauf des Kampfes herbeigeführt, dazu benutzt, seine zersprengten Carrés herzustellen, und während der Generallieutenant Piccolomini, der, aus vier Wunden blutend, bereits das fünfte Pferd bestiegen, und Graf Terzky, Wallensteins Schwager, mit der Kavallerie des Centrums zum Angriff vorgehen, führt der Herzog selbst seine wieder geordneten Carrés im Sturmschritt gegen die gelichteten Reihen der Schweden. Noch einmal werden diese über die Landstraße zurückgeworfen und die kaiserlichen Geschütze zurückerobert.

Die Schlacht wäre für die Schweden verloren gewesen, hätte nicht Knyphausen das zweite schwedische Treffen außerhalb des Gefechts gelassen, um im entscheidenden Augenblicke einzugreifen. Rasch sammelt er die schwachen Reste des zurückgeschlagenen ersten Treffens und rückt mit ihnen und dem zweiten Treffen den Kaiserlichen entgegen, die den Feind bereits gänzlich vernichtet zu haben geglaubt. Nach einem erneuerten furchtbaren Ringen weichen die Friedländischen zurück; stürmisch drängen die Schweden nach, und zum dritten Male werden die Kanonen auf der Landstraße den Kaiserlichen entrissen und gegen Wallensteins eigene Kolonnen gerichtet.

Die Verwirrung in dem kaiserlichen Heere wurde durch den Umstand vermehrt, daß eine Reihe von Munitionswagen, die Wal-

Digitized by Google

lenstein hinter der Fronte hatte halten lassen, durch schwedische Kugeln entzündet, mit furchtbarem Geprassel in die Luft flog. Die bestürzten kaiserlichen Soldaten, die sich auch im Rücken angegriffen glaubten, wandten sich, von einem panischen Schrecken erfaßt, zur Flucht und rissen in dieselbe auch Pappenheims eben eintreffende Infanterie fort.

Wallenstein erkannte, daß der Tag für ihn verloren sei, und ließ zum Rückzug blasen, der in der Richtung auf Leipzig angetreten wurde. Die völlig eingebrochene Nacht und die eigene Erschöpfung gestatteten den Schweden nicht, den abziehenden Feind zu verfolgen. Sie verbrachten die Nacht auf dem Schlachtfelde, auf welchem während des neunstündigen blutigen Kampfes der Tod eine furchtbare Ernte gehalten. Auch mehrere Abtheilungen Kroaten blieben die Nacht über auf der Wahlstätte, um am folgenden Morgen von den Geschützen und dem Gepäck zu retten, was möglich sein werde, und dann gleichfalls den Weg nach Leipzig einzuschlagen.

Ueber die Verluste, welche die beiden Heere in der Schlacht bei Lützen erlitten, weichen die Berichte von einander ab. Die Schweden geben den ihrigen zu viertausend und den der Kaiserlichen zu sechstausend Mann an, die Berichte im Kriegsarchiv zu Wien dagegen diesen zu viertausend und jenen zu achttausend. Was bei den Verlusten der Kaiserlichen besonders schwer in die Wagschale fiel, war die große Zahl der gefallenen Offiziere. Der edelste derselben, Pappenheim, erlag am Tage nach der Schlacht in der Pleißenburg seinen Wunden.

Die Leiche Gustav Adolfs, die von den Schweden nicht ohne Mühe aufgefunden wurde, da sie, nackt ausgezogen und von Blut und Hufschlägen fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt, unter einem Haufen anderer Leichen lag, ließ Bernhard von Weimar nach Weißenfels bringen, wo die Königin Maria Eleonore sie in Empfang nahm, um sie über Wittenberg und Berlin nach Stockholm zu begleiten.

Gustav Adolf war unstreitig ein großer Feldherr und ein Kriegsheld, der mit seinen Soldaten alle Beschwerden des Lagerlebens und alle Strapazen der Märsche theilte und sie im Getümmel der Schlacht durch seine kühne Todesverachtung zu begeisterter Kampflust hinriß. Er war zugleich ein hochbegabter Staatsmann, der die Verhältnisse wie die Menschen mit scharfem Blick durchschaute und diese wie jene seinen Zwecken dienstbar zu machen wußte. Aber seine reiche staatsmännische Begabung war verbunden mit der vollständigsten Mißachtung jedes fremden Rechtes und diente ihm nur als Mittel zur Erreichung selbstsüchtiger Zwecke. „Rechtsachtung", schreibt der Protestant Leo, „Achtung fremden Eigenthums

hatte er gar keine und äußerte sie nur, wo es politisch, d. h. momentan zweckmäßig war, sie zu äußern." Daß Gustav Adolf dem lutherischen Bekenntniß aufrichtig und mit Wärme ergeben war, dürfte nicht in Zweifel zu ziehen sein; daß er jedoch zur Wahrung der Interessen des Protestantismus das Schwert gegen den Kaiser ergriffen, ist eine Anschauung, die nicht nur den unleugbarsten Thatsachen Hohn spricht, sondern auch, wie wir gesehen haben, durch authentische Aktenstücke, die über des Königs wahre Absichten und Ziele nicht den geringsten Zweifel lassen, mehr als zur Genüge widerlegt ist.

Allerdings verfolgte Gustav Adolf bei seinem Kriege in Deutschland neben den politischen auch religiöse Zwecke insofern, als die gemachten Eroberungen für ihn zugleich das Mittel zur Lutheranisirung Deutschlands werden sollten. Nirgends zeigte sich das Lutherthum unduldsamer als in Schweden, besonders zu Gustav Adolfs Zeit. Ein Jesuit, der nach Schweden gekommen, starb auf Befehl Gustav Adolfs durch Henkershand. Einen schwedischen Soldaten, der den katholischen Glauben angenommen, ließ der König erschießen, und nach der Erzählung des schwedischen Kirchengeschichtschreibers Johann Baaz wurden im Jahre 1624 drei angesehene schwedische Bürger: ein königlicher Sekretär, ein Mitglied des gesetzgebenden Rathes und der Rektor einer Gelehrtenschule, die gleichfalls zur katholischen Kirche zurückgekehrt waren, auf ihre standhafte Weigerung, ihren Glauben abzuschwören, als Abtrünnige und Hochverräther enthauptet, wofür der Erzähler den König beloben zu müssen glaubte.

Daß Gustav Adolf diese Unduldsamkeit auch nach Deutschland hinüber getragen, beweisen zahlreiche Thatsachen. Ueberall, wohin der König im Laufe seiner Eroberungszüge kam, wurden nicht nur die katholischen Priester, sondern auch die kalvinischen Prädikanten verfolgt, die katholischen Kirchen den lutherischen Predigern überwiesen, die Abteien, Klöster und Stifter an protestantische Herren verschenkt, die in diesen Gebieten nach dem landesherrlichen Reformationsrecht das protestantische Bekenntniß einführten. Alle diese Thatsachen zeugen sicher nicht für die dem Schwedenkönige so oft nachgerühmte Toleranz und beweisen zur Genüge, daß Nichts ihm ferner lag, als die Idee eines „auf Religionsfreiheit gegründeten Deutschlands," die der Geschichtschreiber Droysen in den Plänen Gustav Adolfs hat entdecken wollen.

Der Kanzler Oxenstjerna und der Bund von Heilbronn.

Nach dem Tode Gustav Adolfs wurde, der von dem König getroffenen Bestimmung gemäß, seine sechsjährige Tochter Christine zur Königin gekrönt und die vormundschaftliche Regierung von dem Reichstag übernommen, der die Leitung des Krieges in Deutschland dem Kanzler Oxenstjerna mit fast unumschränkter Vollmacht übertrug.

Axel Oxenstjerna (geb. zu Fanö in Upland im Jahre 1583, von Gustav Adolf bei seinem Regierungsantritt zum Reichskanzler erhoben) hatte fünf Jahre lang in Rostock und Wittenberg Theologie und Jurisprudenz studiert und während dieser Zeit die deutschen Verhältnisse und insbesondere die religiösen Wirren gründlich kennen gelernt, was ihm jetzt trefflich zu Statten kam. Da er wohl erkannte, daß er die unumschränkte Gewalt, die Gustav Adolf als leitendes Oberhaupt in dem deutschen Kriege besessen, nicht beanspruchen könne, indem ihm dazu das königliche wie das kriegerische Ansehen fehlte, suchte er sich zunächst die Fortdauer der Bundesgenossenschaft Sachsens und Brandenburgs durch Zugeständnisse zu sichern und zugleich die beiden Kurfürsten für den großen „evangelischen Bund" zu gewinnen, den Gustav Adolf auf einem bereits von ihm ausgeschriebenen Konvent zu Ulm zu Stande zu bringen gehofft. Er begab sich zu diesem Ende persönlich nach Dresden und Berlin; aber der Kurfürst von Sachsen zeigte sich unentschieden und wollte insbesondere von einem Bunde Nichts wissen, dessen Oberleitung ihm nicht zuerkannt werde, und Georg Wilhelm von Brandenburg machte Schwierigkeiten, weil er erkannt hatte, daß die Schweden Pommern, dessen nächst berechtigter Erbe er war, zu behalten gedachten. Auch die niedersächsischen Stände weigerten sich entschieden, sich dem schwedischen Kanzler unterzuordnen.

Unter diesen Umständen suchte Oxenstjerna sich wenigstens der oberdeutschen Stände zu versichern, bei denen er um so weniger Widerstand zu befürchten hatte, als ihre Länder fast alle von schwedischen Truppen besetzt waren. Er erließ daher an dieselben eine Einladung zu einer Konferenz, die, weil Ulm wegen der Kriegsunruhen nicht Sicherheit genug gewährte, in Heilbronn abgehalten und am 18. März 1633 eröffnet werden sollte. Außer den Fürsten und übrigen Ständen der vier oberdeutschen Kreise (des fränkischen, des schwäbischen und der beiden rheinischen), fanden sich zu derselben auch Gesandte Frankreichs, Englands und Hollands ein, um den Kanzler in seinen Bemühungen zu unterstützen. Das Resultat der mehrwöchentlichen Verhandlungen, bei denen Oxenstjerna in seiner Haltung wie in seiner Sprache dieselbe Entschiedenheit an den Tag legte, welche die deutschen Fürsten an Gustav Adolf

gewöhnt gewesen, war der Abschluß des „Heilbronner Bundes", in welchem dem Kanzler die oberste Leitung des Krieges zuerkannt wurde, jedoch mit der Beschränkung, daß ihm ein aus zehn Abgeordneten der oberdeutschen Stände bestehendes „Consilium formatum" zur Seite stehen sollte, zu dessen Sitz Frankfurt am Main bestimmt wurde.

Der Abschluß des Bundes von Heilbronn führte eine Spannung zwischen dem Kurfürsten von Sachsen und den Schweden herbei, die durch das Abkommen gesteigert wurde, das der Kanzler mit der Wittwe des kurz nach der Schlacht bei Lützen gestorbenen Pfalzgrafen Friedrich V. traf. Gustav Adolf hatte diesem einen Theil der Unterpfalz als schwedisches Lehen zurückgegeben, aber unter Bedingungen, durch welche derselbe zu der Rolle eines schwedischen Präfekten herabgesunken war. Gegen diese Erniedrigung eines ehemaligen deutschen Kurfürsten erhoben die süddeutschen Stände auf der Versammlung zu Heilbronn Einsprache, und da sie in der Forderung der unbedingten Wiedereinsetzung des pfälzischen Kurhauses in den Besitz der Unterpfalz von den fremden Gesandten unterstützt wurden, mußte sich Oxenstjerna dazu verstehen, wenigstens die lästigsten Bedingungen Gustav Adolfs aufzuheben. Der Kurfürst von Sachsen erklärte die Entscheidung des Kanzlers für eine Anmaßung, da die Wiedereinsetzung des pfälzischen Kurhauses nicht Sache einer fremden Macht, sondern der deutschen Kurfürsten sei.

Um das gestörte gute Einvernehmen zwischen Sachsen und Schweden herzustellen, begab sich der französische Gesandte Feuquières im Auftrage Richelieu's nach Dresden; seine Bemühungen blieben jedoch erfolglos, und er mußte die Ueberzeugung gewinnen, daß der Kurfürst Johann Georg weit geneigter war, mit dem Kaiser Frieden zu schließen, als im Verein mit Schweden den Krieg energisch fortzuführen. Auch in Berlin, wohin er sich von Dresden aus begab, fand er eine für Schweden wenig günstige Stimmung. Es lag am Tage, daß das Verbleiben der beiden Kurfürsten bei dem Bündnisse mit Schweden ausschließlich von den weiteren Erfolgen der schwedischen Waffen in Deutschland abhängen werde.

Nicht die leichteste Aufgabe des Kanzlers war es, diejenigen Bundesgenossen Gustav Adolfs zu befriedigen, denen der König bestimmte Länder der ligistischen Kirchenfürsten zugesagt. Sie mußten sich vorläufig mit der Bestätigung der von Gustav Adolf ihnen gemachten Schenkungen und dem Versprechen begnügen, daß der Kanzler bei dem Friedensschlusse dafür Sorge tragen werde, sie in den Besitz derselben zu setzen.

Nach der Erledigung dieser Angelegenheit wandte Oxenstjerna seine ganze Thätigkeit der Fortsetzung des Krieges zu. Bernhard von Weimar, der nach der Schlacht bei Lützen die Kaiserlichen aus

ganz Kursachsen vertrieben, erhielt den Oberbefehl in Franken, wo er bereits im Februar Bamberg genommen. Mit ihm sollte sich der Feldmarschall Horn vereinigen, der inzwischen im Elsaß nicht unbedeutende Eroberungen gemacht hatte und von dort, unter Zurücklassung eines von dem Rheingrafen befehligten Korps, nach Schwaben zurückgekehrt war. In Baiern hatte der König bei seinem Aufbruch nach Sachsen den General Baner und den Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld zurückgelassen. Am Niederrhein befehligte Baudissin; das Kommando in Schlesien erhielt der alte Graf Thurn. Die Aufgabe, die Kaiserlichen ganz aus Westfalen zu vertreiben, wurde dem General Knyphausen zugetheilt, der sich zu diesem Zwecke mit dem Herzog Georg von Lüneburg vereinigen sollte.

Indessen konnte alle Klugheit und Entschlossenheit des Kanzlers den Mangel des königlichen Ansehens nicht ersetzen; überall zeigte sich unter den deutschen Befehlshabern im schwedischen Heere das Bestreben, sich seinen Befehlen zu entziehen und selbstständig aufzutreten. Ganz besonders bereitete ihm der Herzog Bernhard von Weimar durch seinen Ehrgeiz und seine Ländersucht stets neue Schwierigkeiten. Nachdem sich derselbe mit Horn vereinigt, wandten sich beide Feldherren mit einer Truppenmacht von vierundzwanzigtausend Mann gegen das kaiserliche Korps, das unter Altringer am Bodensee stand; dieser brach jedoch bei ihrem Heranziehen nach den Isargegenden auf und bezog, nachdem er sich mit einem baierischen Korps unter dem tapferen, besonders durch seine kühnen Streifzüge und Ueberfälle berühmten Reitergeneral Johann von Werth vereinigt, eine feste Stellung bei München. Bernhard von Weimar und Horn wandten sich hierauf gegen das schon seit längerer Zeit von dem schwedischen Obersten Torstenson mit geringen Streitkräften belagerte Landsberg, das am 10. April unter furchtbaren Gräueln erstürmt wurde. Schon standen sie im Begriffe, in das Innere Baierns vorzudringen, als die Nachricht von dem Einrücken Wallensteins in die Oberpfalz sie bewog, sich dorthin zu wenden.

Während sie auf diesem Zuge bei Neuburg an der Donau Rast hielten, brach im schwedischen Heere eine offene Empörung aus. Die Soldaten, die seit längerer Zeit keinen Sold erhalten hatten, weil es dem von den Bewilligungen der Kreisstände abhängigen Kanzler an Geld gefehlt, weigerten sich, weiter zu ziehen, bevor sie bezahlt worden. Zugleich erklärten die Offiziere — meist Deutsche, die durch die Zufälle des Kriegshandwerks oder durch die Hoffnung auf größeren Gewinn unter die Fahnen des angeblichen Beschützers der evangelischen Sache geführt worden — daß sie den Degen nicht eher ziehen würden, bis sie wüßten, wem sie dienten, zu wessen Nutzen die Eroberungen gemacht würden und auf welche Weise sie für die pünktliche Zahlung des Soldes und den verheißenen Genuß

der Eroberungen gesichert werden sollten, um nicht, wie bisher, nur von Erpressungen leben zu müssen. Diese Forderungen überreichten sie schriftlich dem Feldmarschall Horn zur Uebermittelung an den Kanzler, mit der Drohung, daß, falls sie in vier Wochen keine genügende Antwort erhielten, die einzelnen Regimentsinhaber ihnen zusagende Gebiete pfandweise besetzen würden.

Oxenstjerna's Lage war zu schwierig, als daß er es hätte wagen können, sich mit den Kriegsobersten zu überwerfen. Er sagte den Offizieren einen Theil der eroberten deutschen Landschaften unter der Form von schwedischen Lehen zu, gegen die von ihnen zu übernehmende Verpflichtung, als Mitglieder des Heilbronner Bundes an den Kriegskosten zu participiren und den gemeinen Soldaten den rückständigen Sold zu zahlen. Zur Leistung der augenblicklich erforderlichen Zahlungen bewilligten die Kreisstände Vorschüsse. Da der Herzog Bernhard die Regelung der ganzen Angelegenheit in die Hand zu nehmen versprach, beruhigten sich Offiziere und Soldaten: aber die Verlegenheit des Kanzlers war damit noch nicht beseitigt; denn Bernhard bestand darauf, daß er selbst erst durch die Verleihung des Herzogthums Franken befriedigt werde. Auch hierin mußte der Kanzler nachgeben, und so wurde Bernhard am 10. Juni 1633 zu Heidelberg von Oxenstjerna mit den Bisthümern Bamberg und Würzburg als Herzog von Franken unter schwedischer Oberhoheit belehnt, wogegen er versprechen mußte, dem Heilbronner Bündniß beizutreten, an dessen Lasten theilzunehmen und sich den Befehlen des Kanzlers zu unterwerfen. Nachdem er zunächst zu Würzburg eine neue Landesverwaltung eingesetzt, kehrte er in das schwedische Lager bei Neuburg zurück, wo den Soldaten die rückständigen Soldgelder ausbezahlt und an die Offiziere Güter im Werthe von nahezu fünf Millionen Thalern vertheilt wurden, und zwar nicht, wie es anfangs des Kanzlers Absicht gewesen, als schwedische Lehen, sondern, auf die Reklamation der Heilbronner Bundesgenossen, als freie unmittelbare Lehen des römischen Reiches.

Nachdem auf diese Weise alle im schwedischen Heere erhobenen Ansprüche befriedigt und dadurch die Ordnung hergestellt worden, wurden die Truppen am 9. August in Schlachtordnung aufgestellt und für die Krone Schweden und den Heilbronner Bund vereidet.

Nach dem Aufbruch aus dem Lager von Neuburg trennten sich die beiden Feldherren. Horn zog mit neuntausend Mann südwärts, um die Vereinigung Altringers mit dem aus Tyrol unter dem Herzog von Feria heranziehenden spanischen Heere zu verhindern, was ihm jedoch nicht gelang, und wandte sich dann, dem spanisch-kaiserlichen Heere nachziehend, nach dem Elsaß, wo er sich mit dem Pfalzgrafen von Birkenfeld vereinigte. Als beim Eintritt des Win-

ters die spanisch-österreichischen Truppen über den Rhein zurückkehrten, um in Württemberg ihre Quartiere aufzuschlagen, rückte Horn nach und drängte sie bis gegen Baiern hin, worauf er selbst seine Winterquartiere an der oberen Donau bis gegen den Bodensee hin nahm.

Unterdessen war der Herzog Bernhard von Weimar mit dem Hauptheere donauabwärts gezogen und hatte sich, den Augenblick benutzend, wo Altringer, um seine Vereinigung mit dem Herzog von Feria zu bewerkstelligen, die baierische Grenze entblößt hatte und Johann von Werth zum Schutze der baierischen Hauptstadt gegen einen Angriff Bernhards aufgebrochen war, nach der Oberpfalz gewandt, um Regensburg zu belagern, dessen Besatzung nur zwölfhundert Mann zählte. Der Kurfürst von Baiern entsandte Eilboten über Eilboten an Wallenstein, um von demselben die Beschleunigung der ihm zugesagten Unterstützung zu erbitten; aber dem Herzog gefiel es nicht, diesen Bitten nachzukommen, und so war der Fall von Regensburg nicht abzuwenden.

Nachdem die Schweden in der Nacht zum 14. November eine Bresche gelegt, erbot sich der baierische Kommandant der Stadt, um von derselben die Schrecken eines Sturmes abzuwenden, am folgenden Morgen zur Kapitulation. Die Besatzung erhielt freien Abzug nach Ingolstadt, doch mußte sie ihre Fahnen und den ganzen Kriegsvorrath zurücklassen. Obgleich der Stadt durch die Kapitulation Verschonung von jeglicher Plünderung zugesagt worden, belegte Bernhard die Geistlichkeit mit unerschwinglichen Brandschatzungen und ließ in den Kirchen nach verborgenen Schätzen suchen, wobei sogar die Grüfte und Gräber nicht verschont blieben. Die gesammte katholische Geistlichkeit mußte, mit Ausnahme des Bischofs und einiger seiner Räthe, die als Geiseln für den noch rückständigen Theil der Ranzion zurückbehalten wurden, unverzüglich die Stadt verlassen.

Obgleich wenige Jahre vorher mit Bewilligung des Kaisers eine neue protestantische Kirche in Regensburg erbaut worden, wurde die prächtige Domkirche am zweiten Adventssonntage dem lutherischen Kultus in feierlicher Weise übergeben. Der Hofprediger des Herzogs verkündete in seiner Festpredigt der Versammlung den Sieg des Evangeliums. „Die gute Sache sitzt zu Gericht über die schlimme", rief er aus, „und wehe dieser, wenn sie sich nicht beugt!"

Eine ähnliche Rolle, wie Bernhard von Weimar im Süden, spielte im nordwestlichen Deutschland der Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg als schwedischer General und Anführer der Verbündeten. Auch er hatte sich nur mit Widerstreben dem schwedischen Kanzler untergeordnet und gedachte das Joch dieser lästigen

Abhängigkeit nur so lange zu tragen, bis er im Kriege gegen den Kaiser seine Besitzungen in der erstrebten Weise vergrößert haben werde. Im Kampfe gegen die in Niedersachsen stehenden kaiserlichen Truppen war er glücklich: er zersprengte das Heer der kaiserlichen Generale von Merode und Gronsfeld und eroberte Hameln und Osnabrück.

Wallensteins Ausgang.

(1633 und 1634.)

Nach der Schlacht bei Lützen hatte sich Wallenstein nach Böhmen zurückgezogen. Da er die erlittene Niederlage der Pflichtvergessenheit mehrerer Offiziere und Truppenabtheilungen zuschrieb, hielt er am 14. Februar 1633 zu Prag ein strenges Kriegsgericht. Elf Offiziere verschiedenen Ranges wurden auf einem mit schwarzem Tuch bedeckten Blutgerüste enthauptet; sieben andern die Degen durch Henkershand zerbrochen, mehrere gemeine Reiter gehängt und die Namen von mehr als fünfzig abwesenden Offizieren an den Galgen geschlagen. Dagegen erhielten alle Diejenigen, die sich in der Schlacht die Zufriedenheit des Feldherrn erworben, glänzende Belohnungen.

Die nächste Sorge des Herzogs war auf die Wiederherstellung des Heeres gerichtet, zu welchem Zwecke in allen deutschen Erbländern des Kaisers zahlreiche Werbestationen errichtet und friedländische Offiziere mit Werbepatenten nach Ungarn, Kroatien und Dalmatien gesandt wurden. Um das verlorene Geschütz zu ersetzen, wurden Kirchenglocken eingeschmolzen, die der Feldherr ohne Weiteres den erstaunten Gemeinden hinwegnehmen ließ.

Schon zu Anfang Mai war das kaiserliche Heer wieder auf die Stärke von fünfundvierzigtausend Mann gebracht, und Nichts lag näher, als die Erwartung, daß der Herzog von Friedland, die inneren Zerwürfnisse der protestantischen Partei benutzend, durch ein planmäßiges, energisches Vorgehen gegen die Feinde des Kaisers den Krieg zu einem raschen Ende führen werde. Diese Erwartung wurde jedoch vollständig getäuscht. Der Kriegführung Wallensteins schien es seit dem Tage von Lützen an jedem Ernst zu fehlen, und sein ganzes Benehmen mußte dem ruhigen Beobachter durchaus unbegreiflich erscheinen. Anstatt die Rebellion im schwedischen Heere zur Vernichtung desselben zu benutzen oder später wenigstens den Herzog Bernhard zu verhindern, an der Donau hinunter zu dringen, zog er im Mai 1633 nach Schlesien, machte jedoch von den Vortheilen, die ihm die Ueberlegenheit seiner Streitkräfte und die Uneinigkeit

unter den Anführern der dort stehenden schwedischen, sächsischen und brandenburgischen Truppen, dem Grafen von Thurn, dem Feldmarschall Arnim und dem nach Gustav Adolfs Tod in sächsische Dienste getretenen Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg, gewährten, keinen Gebrauch zu einem kräftigen Schlage, sondern schloß, nachdem die Heere neun volle Tage kampfgerüstet einander gegenüber gestanden, mit den feindlichen Heerführern einen vierzehntägigen Waffenstillstand, um mit ihnen Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, wobei er erklärte: er wisse Mittel, den Kaiser zum Frieden zu zwingen, falls derselbe auf die von ihm gestellten billigen Bedingungen nicht eingehen wolle.

Wallensteins auffallendes Benehmen erregte am kaiserlichen Hofe, wo man an einer raschen Vernichtung des Feindes durch die friedländische Uebermacht nicht gezweifelt, eine leicht begreifliche Unzufriedenheit. Selbst des Kaisers Vertrauen in seinen obersten Feldherrn begann zu wanken. Er sandte den Präsidenten des Hofkriegsraths, den Grafen Schlick, in das friedländische Lager, mit dem Auftrage, sich einen genauen Einblick in die Lage der Dinge zu verschaffen und zugleich dem Herzog von Friedland zu eröffnen, daß es des Kaisers fester Wille sei, den Kurfürsten von Baiern in seiner Bedrängniß nicht allein zu lassen. Indessen schloß Wallenstein am 22. August mit Arnim einen zweiten Waffenstillstand, um abermals höchst zweideutige Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, die auch diesmal zu keinem Resultate führten. Dies mußte den Unwillen des Kaisers um so mehr erhöhen, als der Bericht Schlicks in keiner Weise zu Gunsten des Oberfeldherrn ausgefallen war.

Nach dem Ablauf des zweiten Waffenstillstandes ließ Wallenstein, wahrscheinlich um die beiden Kurfürsten mit Gewalt zu des Kaisers Bundesgenossen zu machen, ein detachirtes Korps nach Sachsen vorrücken. Da hierauf die sächsischen und brandenburgischen Truppen aufbrachen, um ihre Länder zu decken, gelang es Wallenstein, den mit fünftausend Schweden und zweitausend Sachsen in Schlesien zurückgebliebenen Grafen Thurn bei Steinau einzuschließen und ihn zur Kapitulation zu zwingen. Während die meisten Offiziere und Soldaten in die kaiserlichen Regimenter eingereiht wurden, ließ Wallenstein den Grafen Thurn mit einigen seiner Obersten frei abziehen. Als die kaiserlichen Minister ihm über diese unzeitige Großmuth gegen einen der hartnäckigsten Feinde des Kaisers Vorstellungen machten, schrieb er ihnen mit boshaftem Spott: „Was aber hätte ich denn sonst mit diesem Rasenden machen sollen? Wollte Gott, die Schweden hätten keine besseren Anführer! Thurn wird bei dem Feinde von größerem Nutzen sein, als im Gefängniß.“ Der eigentliche Grund der Entlassung Thurns dürfte jedoch in dem Um-

stande zu suchen sein, daß derselbe von Wallensteins Plänen mehr wußte, als man in Wien erfahren durfte.

Nach der Kapitulation von Steinau rückte Wallenstein, den Grafen Schaffgotsch zum Schutze Schlesiens zurücklassend, gegen die Lausitz vor, und während er mit dem Hauptheere in raschem Siegeslauf die bedeutendsten Städte derselben in seine Hände brachte, drangen mehrere seiner Feldherren mit andern Heeresabtheilungen bis in die Nähe von Berlin vor. Schon stand er selbst im Begriff, gegen Dresden vorzurücken, um den Kurfürsten zu einem Vergleiche mit dem Kaiser zu zwingen, als er von Ferdinand den bestimmten Befehl erhielt, nach Baiern aufzubrechen, um Regensburg gegen den siegreich vordringenden Bernhard von Weimar zu schützen.

Schon längst hatte der Kurfürst von Baiern, der durch den siegreichen Schwedenkönig aller seiner Kriegsvorräthe beraubt worden und mit Anstrengung aller Kräfte seines ausgeplünderten Landes dem heranziehenden Bernhard von Weimar kaum zehn bis zwölftausend Mann meist ungeübter Truppen entgegenstellen konnte, die dringendsten Bitten an Wallenstein gerichtet, ihm mit kaiserlichem Kriegsvolk zu Hilfe zu kommen, und der Kaiser hatte dieselben um so nachdrücklicher unterstützt, als mit den Fortschritten Bernhards von Weimar auch die Gefahr für die kaiserlichen Erbländer immer dringender wurde; dessenungeachtet war von Wallenstein Nichts geschehen, um den vereinten Bitten Maximilians und seines obersten Kriegsherrn gerecht zu werden. Er hatte zwar von Zeit zu Zeit Hilfe zugesagt, aber immer wieder Vorwände gefunden, sein Versprechen unerfüllt zu lassen; denn an dem Kurfürsten von Baiern sich zu rächen, war, nach dem Ausspruch eines neueren Geschichtschreibers, eine „Hauptpassion" des Herzogs von Friedland. Als jedoch die Gefahr für Regensburg immer größer wurde und es keinem Zweifel mehr unterlag, daß Bernhard von Weimar nach dem Falle dieser Stadt den Krieg nach Oesterreich zu tragen beabsichtigte, konnte Wallenstein nicht umhin, dem Befehle des Kaisers zum Aufbruch nach Baiern Folge zu leisten. Am 11. November, wenige Tage vor der Uebergabe von Regensburg, verließ er die Lausitz, in welcher er Gallas zur Beobachtung Arnims zurückließ. Die Langsamkeit seiner Marschdispositionen, in welchen trotz der wiederholten dringenden Aufforderung zur Eile keine Aenderung eintrat, berechtigt zu der Annahme, daß er auch diesmal nicht die Absicht gehabt, den Kurfürsten Maximilian seiner Bedrängniß zu entreißen. In der That war Regensburg längst gefallen, als das friedländische Heer an der baierischen Grenze anlangte.

Anstatt, wie allgemein erwartet wurde, über die Donau zu gehen, um im Vereine mit den Ueberresten des baierischen Heeres

dem Herzog Bernhard Regensburg wieder zu entreißen und denselben aus Baiern zurückzudrängen, schlug Wallenstein den Rückweg nach Böhmen ein und schrieb von Fürth aus an den Kurfürsten: er müsse vor Allem die kaiserlichen Erblande im Auge behalten; denn Arnim habe sich mit Uebermacht wieder gegen Schlesien gewandt, und der schwedische Feldmarschall Knyphausen bedrohe Eger. Ueberdies sei nicht anzunehmen, daß der Feind im Winter noch etwas Bedeutendes unternehmen werde. Den gleichen Inhalt hatte ein Schreiben, das er am nämlichen Tage an den Kaiser richtete. Schon am 4. Dezember stand er wieder in dem böhmischen Grenzstädtchen Neumarkt, und am 14. schlug er sein Hauptquartier in Pilsen auf.

Noch auf seinem Rückzug nach Böhmen hatte Wallenstein ein kaiserliches Schreiben erhalten, in welchem Ferdinand ihm seine Mißbilligung über den angetretenen Rückzug ausdrückte. Gleichzeitig ließ ihm der Kaiser durch den eigens zu diesem Zwecke an ihn entsandten Grafen von Trautmannsdorf erklären: es sei der allerhöchste Wille, daß er mit der Armee entweder persönlich dem Herzog von Weimar entgegenziehe oder dieselbe einem genügsam qualifizirten, dem Werke gewachsenen Capo übergebe. Statt dem kaiserlichen Willen nachzukommen, legte Wallenstein nach seiner Ankunft in Pilsen die Weisungen Ferdinands seinen zu einem Kriegsrathe zusammenberufenen Generalen, Obersten und Regimentskommandanten zur Begutachtung vor, worauf dieselben die Erklärung abgaben, daß ein Winterfeldzug an der Donau zur Wiedereroberung von Regensburg unausführbar sei. Auch die Bemühungen des von Ferdinand nach Pilsen entsandten Hofkriegsraths von Questenburg, den Herzog zur Verlegung der Winterquartiere in ein anderes Land zu bewegen, blieben erfolglos.

Bis zu welchem Grade Wallenstein die bei seiner zweiten Uebernahme des Generalats ihm zugestandene Selbstständigkeit in der Kriegführung selbst dem Kaiser gegenüber aufrecht zu halten entschlossen war und in welch rücksichtsloser und anmaßender Weise er dabei vorging, beweist das ausdrückliche Verbot, das er an den Generalfeldwachtmeister Baron von Suys ergehen ließ, einem demselben von dem Kaiser ertheilten Befehle nachzukommen. Der Kaiser hatte nämlich den Herzog unterm 9. Dezember davon in Kenntniß gesetzt, daß er dem im Lande ob der Ens stehenden Baron von Suys Befehl ertheilt habe, an den Inn vorzurücken, um dem Kurfürsten von Baiern im Falle der Noth zur Hand gehen zu können. Als Antwort darauf theilte Wallenstein unterm 15. Dezember dem Baron Suys die in seinem Kriegsrathe gefällte Entscheidung, daß er sich in dieser Winterzeit auf die Abwehr beschränken solle, da sonst das Kriegsvolk zu Grunde gehen werde, zur Darnachtung

mit der ausdrücklichen Weisung mit: „er habe im Lande ob der Ens zu verbleiben."

Alle diese Vorgänge hatten begreiflicher Weise den Unwillen des kaiserlichen Hofes gegen den Herzog aufs Aeußerste gesteigert, und es konnte kaum einem Zweifel unterliegen, daß ein Bruch unabwendbar sei. Wallenstein selbst schien es darauf anzulegen, einen solchen herbeizuführen; denn er mochte den Augenblick für gekommen erachten, aus der unentschiedenen Mitte zwischen dem Verhältniß des Unterthans und dem des unabhängigen Fürsten herauszutreten, in welche er durch die ausschweifenden Bedingungen gerathen war, unter denen er das Generalat zum zweiten Male übernommen. Sein unersättlicher Ehrgeiz, das Bewußtsein der eigenen Kraft, das Vertrauen auf die unbedingte Ergebenheit seines Heeres und endlich auch sein fester Glaube an den entscheidenden Einfluß der Gestirne auf die Geschicke der Menschen hatten in seinem Geiste Entwürfe zur Reife gebracht, die unzweifelhaft auf eine Losreißung von der kaiserlichen Autorität, auf die Gründung einer unabhängigen, achtunggebietenden Stellung, wahrscheinlich durch den Erwerb der böhmischen Königskrone, gerichtet waren und zu deren Verwirklichung er sich die Hilfe der Feinde des Kaisers zu sichern wünschte. Bis zu welchem Grade sich jedoch in seine Unterhandlungen mit denselben wirklicher Hochverrath gemischt, ist eine Frage, die wohl niemals genügend gelöst werden wird. „Entschieden ungerecht wäre es", sagt Hurter, „behaupten zu wollen, es wäre ihm mit seinen Bemühungen im Jahre 1632, den Kurfürsten von Sachsen wieder für den Kaiser zu gewinnen, nicht voller Ernst gewesen oder er hätte im folgenden Jahre die Verbindung der sächsischen und der brandenburgischen Streitmacht mit der seinigen, um die Schweden von Deutschland wegzutreiben, nicht entschieden beabsichtigt. Ebenso möchte die Wiederaufnahme dieses Bemühens nach dem Vorgange bei Steinau, wenn auch persönliche Absichten immer ausgeprägter sich hineinflochten, kaum von nachtheiligem Standpunkte zu beurtheilen sein. Der Vertrag mit dem Kaiser vom 13. April 1632 hatte dem Herzog von Friedland ansehnliche Vergeltung für die Sicherstellung und Wiedererhöhung des Ansehens des Monarchen kräftig genug verbürgt; erzielte er dieses durch den Kampf auf der Wahlstätte oder durch Unterhandlungen im Arbeitszimmer, der Lohn konnte ihm in keinem Falle versagt werden."

Andere Zwecke scheint der Herzog bei seinen Unterhandlungen mit den Schweden verfolgt zu haben, und bleibt es zweifelhaft, ob dieselben auf einen Verrath an dem Kaiser hinausliefen oder auf die Täuschung der Schweden berechnet waren. Sicher ist, daß er bei Oxenstjerna mit allen seinen Anerbietungen auf das entschiedenste Mißtrauen stieß und daß Bernhard von Weimar in den Er-

öffnungen, die ihm Wallenstein machen ließ, als der Bruch mit dem Kaiser bereits vollzogen war, mehr eine Falle als einen aufrichtig gemeinten Vorschlag erblickte.

Ohne allen Zweifel durchaus hochverrätherischer Natur war die Verbindung, die Wallenstein mit Frankreich angeknüpft. Schon im Mai 1633 waren mit dem französischen Gesandten Feuquières während dessen Aufenthaltes in Dresden (s. S. 578) durch die Vermittlung des mit der Schwester des Grafen Terzky vermählten böhmischen Grafen Kinsky Unterhandlungen gepflogen worden, welche die Erhebung Wallensteins auf den böhmischen Königsthron zum Gegenstande hatten. Kinsky eröffnete dem französischen Gesandten, daß der Herzog von Friedland bereit sei, mit den Feinden Oesterreichs ein Bündniß zu schließen, falls diese ihm dafür die böhmische Krone garantirten. Nachdem Feuquières den Kardinal Richelieu von diesen Eröffnungen in Kenntniß gesetzt, erhielt er den Auftrag, dem Herzog von Friedland im Namen des Königs von Frankreich die böhmische Krone zuzusichern, wobei ihm jedoch anbefohlen wurde, sich bei den zu beginnenden Unterhandlungen gegen Wallensteins bekannte Schlauheit wohl vorzusehen. Kinsky übermittelte hierauf dem französischen Gesandten eine Reihe von Fragen, die sich hauptsächlich auf die von Frankreich gegen Wallenstein einzugehenden Verpflichtungen und die dagegen an denselben zu stellenden Forderungen bezogen und denen die Versicherung beigefügt war: es sei nicht zu bezweifeln, daß es dem Herzog mit seinem Abfall von dem Kaiser Ernst sei.

Während über diese Fragen im französischen Staatsrathe verhandelt wurde, schrieb Ludwig XIII., auf Feuquières' Veranlassung, eigenhändig an seinen „Vetter", den Herzog von Friedland, um ihm die Versicherung zu geben, daß er „seine Sache als die eigene betrachte und in das Gelingen seiner guten Absichten alle Hoffnung setze." Kurz nach diesem königlichen Schreiben lief auch die Antwort des französischen Hofes auf des Herzogs Fragen ein, die ein entschiedenes Entgegenkommen Frankreichs bekundete und dem Herzog die nachdrücklichste Unterstützung Richelieu's zur Erlangung der böhmischen Krone in Aussicht stellte.

„Angenommen, was wir nie zugeben können", sagt Hurter, „dieses Alles wäre aus freiem Antrieb von dem Hofe zu St. Germain ausgegangen, so drängt sich die Frage auf: ob der höchstgestellte Unterthan eines Fürsten, welcher dergleichen Anträge einer feindlichen Macht auch nur anhört, selbst wenn er von jeder Veranlassung dazu freizusprechen wäre, nicht mit vollstem Recht ein Verräther oder ein Rebell dürfte, ja müßte genannt werden?"

Da Wallenstein mit einer endgiltigen Erklärung über die französischen Anerbietungen zögerte und bald darauf aufs Neue Unter-

handlungen mit Arnim und Oxenstjerna anknüpfte, erwachte in dem französischen Botschafter der Verdacht, der Herzog beabsichtige nichts Anderes, als eine Entzweiung der Gegner des Kaisers; er erachtete es daher für gerathen, die Sache einstweilen auf sich beruhen zu lassen und in beobachtender Haltung den Verlauf der Dinge abzuwarten.

Erst zu Anfang des Jahres 1634 wurden die Unterhandlungen mit Frankreich wieder aufgenommen, und zwar durch Wallenstein selbst, in dessen Auftrag Kinsky am Neujahrstage dem französischen Botschafter die Mittheilung machte: er habe die bewußte fürstliche Person — der Name Wallensteins scheint in den gepflogenen Unterhandlungen absichtlich vermieden worden zu sein — zur Annahme der von ihm vorgeschlagenen Artikel bewogen; der Gesandte möge daher die nöthigen Schritte thun und einen Vertrauensmann zum Abschluß in das friedländische Lager senden. Nachdem Feuquières seinen Hof von den Mittheilungen Kinsky's in Kenntniß gesetzt, erhielt er am 1. Februar von Richelieu die Weisung, vor allen Dingen sich darüber Gewißheit zu verschaffen, ob man dem Herzog sicher trauen könne, und, wenn er dieselbe erlangt, ihn zum offenen Bruch mit dem Kaiser anzutreiben, unter Erneuerung aller ihm für diesen Fall früher gemachten Anerbietungen. Als Feuquières die ihm gewordene Weisung dem Unterhändler Kinsky mittheilte, gab ihm dieser die Versicherung, daß der Herzog bereit sei, ohne Verzug gegen den Kaiser aufzubrechen und denselben zu verfolgen, wohin es immer sei, „selbst bis in die Tiefen der Hölle."

Der Grund, welcher Wallenstein bestimmt haben mochte, die unterbrochenen Unterhandlungen mit Frankreich wieder aufzunehmen, lag ohne Zweifel in der durch die Mittheilungen seiner Freunde am kaiserlichen Hofe erlangten Gewißheit, daß der Kaiser die Absicht habe, in der oberen Kriegsleitung eine Aenderung eintreten zu lassen. Diese Gewißheit scheint in ihm den Entschluß hervorgerufen zu haben, den Plänen des Hofes durch raschen Abfall zuvor zu kommen.

Um sich für die Durchführung seiner Entwürfe seines Heeres zu versichern, berief Wallenstein seine sämmtlichen Generale und Obersten auf den 11. Januar 1634 zu einer Berathung nach Pilsen. Den Vorwand dazu gab ihm die von dem Kaiser an ihn gestellte Forderung, sechstausend Mann nach Tyrol zu entsenden, um den zum Nachfolger der kurz vorher verstorbenen Statthalterin der Niederlande ernannten Kardinal-Infanten Don Fernando, Philipps III. von Spanien Sohn, über die Alpen zu geleiten, und mit dem Reste seines Heeres unverzüglich zur Wiedereroberung von Regensburg aufzubrechen. Diese beiden Forderungen legte der Feld-

marschall Illo, Wallensteins vorzüglichster Vertrauter und der eifrigste Dränger zu seinem Abfall vom Kaiser, im Auftrag des Herzogs, den sein Gichtleiden an das Bett fesselte, den versammelten Generalen und Obersten zur Begutachtung vor, und da viele derselben bereits vorher im Sinne des Herzogs bearbeitet worden, erklärten sie: eine Schwächung der Armee sei nicht zulässig und die Wiedereroberung Regensburgs in dieser Jahreszeit eine Unmöglichkeit; den Forderungen des Kaisers könne somit nicht Folge geleistet werden.

Gestützt auf die günstige Stimmung der Generale und Obersten, berief Illo dieselben am Nachmittage des gleichen Tages zu einer zweiten Versammlung, um ihnen die Eröffnung zu machen, daß der Herzog, dem für seine langjährigen treuen Dienste vom kaiserlichen Hofe nur mit Undank gelohnt werde, entschlossen sei, das Kommando niederzulegen. Diese Mittheilung rief besonders unter den Obersten, die wegen ihrer rückständigen Gelder besorgt waren, eine ungeheure Aufregung hervor, und sie erklärten einstimmig, man müsse dem Oberbefehlshaber diesen Entschluß auszureden suchen.

Auf den Vorschlag Illo's wurde sofort zu diesem Zwecke die Entsendung einer Deputation an den Herzog beschlossen. Anfangs weigerte sich derselbe, der Bitte der Abgeordneten zu willfahren; doch ließ er sich endlich zu der Zusage bewegen, um der Obersten willen, die auf seinen Kredit geworben, das Kommando noch eine Zeitlang beizubehalten. Diese Zusage nahm er jedoch am folgenden Tage zurück, indem er den zu ihm berufenen Obersten erklärte, er sehe ein, daß er nicht bleiben könne. Nachdem der Herzog die bestürzten Obersten entlassen, schaarte Illo sie um sich und sprach die Hoffnung aus, den Herzog dennoch zum Bleiben bewegen zu können, wenn sie bereit seien, sich auch ihrerseits schriftlich zu verpflichten, treu zu ihm zu halten und sich nicht von ihm trennen zu lassen. Als Alle sich dazu bereit erklärt, las ihnen Illo den Entwurf eines Reverses vor. „In Anbetracht", hieß es in demselben, „daß durch des Herzogs beabsichtigten Rücktritt von dem Oberbefehle der Dienst des Kaisers, das öffentliche Wohl und das Heer offenbar zu Grunde gehen müßten, auch die Unterzeichneten ihr Leben und Vermögen einzig im Vertrauen auf das fürstliche Wort künftiger Belohnung eingesetzt hätten, aber durch jenen Rücktritt, dessen beraubt, in das äußerste Verderben gestürzt und ihre armen Soldaten in Noth, Elend und Ruin gerathen würden, ließen sie Seine fürstlichen Gnaden flehentlich bitten, Deren Beweggründen zum Rücktritt keine Folge zu geben und ohne ihr Vorwissen und Willen nicht von der Armada abzugehen; wogegen sie an Eides Statt gelobten, treu zu ihrem obersten Feldherrn zu stehen, nicht von ihm zu weichen, alles, was zu seiner und der Armada Konservation dienlich, zu befördern,

Digitized by Google

hierfür selbst den letzten Blutstropfen einzusetzen und Jeden, der dawider handeln wollte, für einen Treulosen und Ehrvergessenen anzusehen, an dessen Hab und Gütern, Leib und Leben Rache zu nehmen, sie für ihre Pflicht erachteten."

Nachdem Illo den versammelten Generalen und Obersten diese Schrift vorgelesen, begaben sich Alle zu einem von Illo veranstalteten Bankett, bei welchem im Taumel der Trunkenheit Reden der wildesten Ausgelassenheit gegen die Feinde des Friedländers laut wurden. Während Illo alle Diejenigen für Schurken erklärte, die nicht für den Feldherrn seien, taumelte Terzky mit gezogenem Säbel durch den Saal und schrie: „Jeden, der gegen Friedland ist, haue ich in Stücke!" Als die Köpfe vom Weine hinreichend erhitzt waren, wurde die Schrift zur Unterzeichnung vorgelegt. Die Meisten kritzelten, ohne sich zu besinnen, ihre Namen auf das Papier; Diejenigen, welche zögerten, wurden von Terzky und Andern durch Drohungen zur Unterzeichnung gezwungen.

Indessen hatten nicht alle Generale der Versammlung in Pilsen beigewohnt, und da sich unter den ausgebliebenen Befehlshabern mehrere befanden, an denen dem Herzog besonders viel gelegen war, wurden denselben Abschriften des Reverses zur Unterzeichnung für sich und ihre Obersten zugesandt. Dadurch erklärt sich, daß diese Schrift in verschiedenen Exemplaren vorkommt, die nicht alle miteinander übereinstimmen, namentlich in Betreff der vielbesprochenen Klausel: „so lange Ihre fürstlichen Gnaden in ihrer Majestät Dienst verbleiben." Diese beschränkenden und jeden pflichtgetreuen Diener des Kaisers sicherstellenden Worte sollen in dem von Illo verlesenen Exemplar gestanden, in dem zur Unterzeichnung vorgelegten dagegen ausgelassen worden sein. Neuere Geschichtschreiber stellen diesen großen, an sich schon höchst unwahrscheinlichen Betrug entschieden in Abrede; dagegen wird erzählt, die betreffende Klausel habe ursprünglich in dem Revers gestanden, sei aber, noch ehe man denselben den Obersten vorgelesen, von Wallenstein aus leicht begreiflichen Gründen gestrichen worden.

Die Berichte, welche von kaiserlich gesinnten Personen im friedländischen Lager über die Vorgänge in Pilsen nach Wien gesandt wurden, mußten endlich dem Kaiser, dessen argloses Gemüth sich bisher, trotz aller sich ihm aufdrängenden Verdachtsgründe, gegen den Gedanken gesträubt, daß ein Mann, den er so hoch erhoben, mit unzähligen Beweisen unbegrenzten Vertrauens und einer außergewöhnlichen Gunst überhäuft, an ihm zum Verräther werden könne, die Augen über die Gefahr öffnen, die ihm von eben diesem Manne drohte. In der Ueberzeugung, daß diese Gefahr nur durch das entschiedenste Vorgehen gegen den Herzog von Friedland abgewendet werden könne, erließ er am 24. Januar, nach vorausgegangener

eingehender Berathung mit seinen vertrautesten Räthen, ein Manifest an die Armee, in welchem er alle Befehlshaber, Offiziere und Soldaten des Gehorsams gegen den bisherigen Feldhauptmann entband und sie unter das Kommando des Generallieutenants Grafen Gallas stellte, allen Denjenigen, „welche bei der am 11. Januar zu Pilsen angestellten Versammlung etwas weit gegangen und mehr, als von rechtswegen gebührt, sich eingelassen," mit Ausnahme des Herzogs von Friedland und seiner nächsten Vertrauten Illo und Terzky, Verzeihung zusagte und für treu geleistete Dienste kaiserliche Dankbarkeit zusicherte.

Da man sich in Wien die Schwierigkeiten nicht verhehlen konnte, auf welche die Durchführung des kaiserlichen Patentes stoßen werde, indem der Herzog nicht allein der Führer, sondern auch der Schöpfer der Armee war und diese mit dem obersten Kriegsherrn, dem Kaiser, nur in äußerst lockerer Verbindung stand, stellte Ferdinand die Anwendung und Ausführung seines Erlasses, ohne die mindeste Beschränkung oder Vorschrift bezüglich der Art und Weise wie der Zeit, ganz der Klugheit des Grafen Gallas anheim.

Man hat es Ferdinand II. zum Vorwurf gemacht, daß er, nachdem er Wallensteins Absetzung dekretirt, den Briefwechsel mit demselben ganz in der früheren Weise fortgesetzt und ihn dadurch in dem Wahne erhalten habe, als sei er noch im Vollbesitze des kaiserlichen Vertrauens. Wenn man jedoch erwägt, daß der Kaiser durch einen verfrühten Bruch mit dem Herzog eine Sache in Gefahr gebracht haben würde, in welcher nicht allein sein Interesse auf dem Spiele stand, so wird man sein Benehmen Wallenstein gegenüber um so weniger tadelnswerth finden können, als er noch immer die Hoffnung nährte, der Feldherr, den er, wie einst zu Regensburg, so auch jetzt nur ungern aufgab, könne dennoch wieder auf den Weg der Pflicht zurückkehren.

Gallas zögerte drei Wochen, bis er von dem kaiserlichen Patent und der ihm ertheilten Vollmacht Gebrauch machte, theils weil er bei der dem kaiserlichen Hofe wenig günstigen Stimmung der meisten Obersten die sofortige Entfernung Wallensteins vom Kommando für allzu gefährlich hielt, theils weil er, selbst eher Freund als Feind des Herzogs, der ihn vielfach bevorzugt hatte, und ohne Ahnung von dessen geheimen Plänen, sich der Hoffnung hingab, das zwischen dem Oberfeldherrn und dem kaiserlichen Hofe entstandene Zerwürfniß durch einen Ausgleich beseitigen zu können. Erst nachdem Wallenstein selbst ihn bei einer zweiten, für den 9. Februar veranstalteten Zusammenkunft der Befehlshaber — der ersten hatte Gallas wegen eines Fußleidens nicht beiwohnen können — in seine Pläne eingeweiht und ihn durch die glänzendsten Versprechungen auf seiner Seite zu halten gesucht, hatte er diese Hoffnung aufgegeben,

Digitized by Google

war aber seitdem, weil er sich nicht hatte ködern lassen, für Wallenstein ein Gegenstand des Mißtrauens geworden.

Ebensowenig als Gallas, waren dessen Schwager Altringer und Piccolomini, die er ins Vertrauen gezogen, weil er ihrer Mitwirkung bedurfte, persönliche Gegner Wallensteins. Der Letztere fühlte sich dem Herzog für zahlreiche Gunstbezeigungen zu Dank verpflichtet, und wenn er auch seit der ersten Versammlung in Pilsen eine Ahnung davon hatte, daß Wallenstein es nicht redlich mit dem Kaiser meine, so widerstrebte es ihm doch, bei dem unbedingten Vertrauen, das Wallenstein, auf astrologische Beobachtungen gestützt, ihm schenkte, denselben des Verrathes an seinem Herrn fähig zu halten; wenigstens wollte er die Hoffnung nicht aufgeben, daß der Herzog zu seiner Pflicht zurückkehren werde. Daher konnte er sich auch längere Zeit hindurch nicht entschließen, sich gänzlich von Wallenstein loszusagen; erst als die Frage, ob er für diesen oder für den Kaiser einstehen wolle? nicht länger mehr unentschieden bleiben konnte, trat er aus seinem Schwanken heraus.

Nachdem Gallas, Piccolomini und Altringer die nötigen Vorkehrungen zur Ausführung des kaiserlichen Patentes getroffen, erließ Ferdinand am 18. Februar eine neue Kundmachung an sämmtliche Offiziere des Heeres, die neben dem Befehl, Friedland, Illo und Terzky nicht ferner zu gehorchen, die Darstellung aller Machinationen des Herzogs und die Nichtigkeitserklärung jeder mit ihm eingegangenen Verbindung enthielt. Zu der gleichen Zeit wurde die Entlassung Wallensteins den Statthaltern in Böhmen, sowie allen in den Erblanden und im Reiche stehenden Kommandanten angezeigt, und bald erlangte man in Wien die Gewißheit, daß das Heer in seiner überwiegenden Mehrheit in der Treue gegen den Kaiser verharren werde. Einzelne Obersten entschuldigten sich wegen ihrer Theilnahme an den Vorgängen in Pilsen durch den Hinweis auf den Zwang, der dabei geübt worden, und die Furcht, die man ihnen eingeflößt. Weitaus die meisten folgten willig den Anordnungen derjenigen Befehlshaber, an welche der Kaiser sie gewiesen.

Unterdessen war auch Wallenstein nicht unthätig geblieben. Sobald er die Gewißheit seiner erfolgten Entlassung erlangt hatte, sandte er den Böhmen Sesima Raschin, den hauptsächlichsten Vermittler seiner Unterhandlungen mit den Schweden, an Oxenstjerna, um demselben die Mittheilung zu machen, daß sein Entschluß, als König von Böhmen aufzutreten, jetzt feststehe. Die gleiche Eröffnung ließ er durch den Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg dem in Regensburg weilenden Herzog Bernhard von Weimar machen, mit der dringenden Aufforderung, unverzüglich zur Vereinigung mit ihm nach der böhmischen Grenze aufzubrechen. Bei Beiden stieß er auf das alte Mißtrauen; doch setzte sich Bernhard

von Weimar in der Richtung auf Eger in Bewegung, um, falls der Friedländer es diesmal aufrichtig meine und nicht, wie er sagte, ein „Schelmenstück" dahinter stecke, im Interesse der schwedischen Sache mit seiner Hilfe zur Hand zu sein.

Auch an den französischen Gesandten Feuquières erging die Aufforderung, schleunigst einen Bevollmächtigten zum definitiven Abschluß der getroffenen Vereinbarungen nach Pilsen zu entsenden. Feuquières kam zwar dieser Aufforderung ohne Zögern nach; ehe jedoch der von ihm entsandte Bevollmächtigte Pilsen erreichen konnte, hatte sich des Friedländers Geschick erfüllt.

Während Wallenstein seine hochverrätherischen Verbindungen mit dem Auslande wieder aufnahm, traf er zugleich Vorkehrungen, um in Böhmen selbst seine Pläne zur Ausführung zu bringen. Nachdem er an seine Obersten die Weisung hatte ergehen lassen, keinem Befehle Folge zu leisten, der nicht von ihm selbst oder von Illo oder Terzky ausgegangen, beauftragte er den Letzteren, sämmtliche in den Erblanden stehenden kaiserlichen Regimenter für den 24. Februar auf dem weißen Berge bei Prag zusammenzuziehen, da er am folgenden Tage in der böhmischen Hauptstadt seine Krönung als König von Böhmen vollziehen lassen wollte.

Wahrscheinlich um den Kaiser zu täuschen, sandte Wallenstein zu der gleichen Zeit den Feldmarschall Mohr vom Walde und den Grafen Breuner kurz nach einander nach Wien, um Ferdinand II. die Erklärung zu überbringen, daß er, wenn dies Seiner Majestät Wille, bereit sei, den Oberbefehl nieder zu legen; Gallas ließ jedoch Beide auf der Reise festnehmen, weil er, unterrichtet von des Herzogs Absicht, sich am 25. Februar in Prag krönen zu lassen, einen geplanten Betrug vermuthete.

Unterdessen hatte Terzky schon auf der Reise nach Prag erfahren, daß das kaiserliche Manifest in der böhmischen Hauptstadt verkündet worden und die dortige Besatzung von Wallenstein abgefallen war. Rasch kehrte er nach Pilsen zurück, um seinem Schwager diese Kunde mitzutheilen. Auch von anderen Seiten wurde dem Herzog gemeldet, daß die Regimenter in des Kaisers Pflicht zurückgetreten. Keine dieser Nachrichten entmuthigte den Oberfeldherrn. Er vertraute auf die Sterne, in denen sein Astrolog Seni gelesen haben wollte, daß ihm eine große Gefahr bevorstehe, daß er sie aber überwinden und zu glänzender Höhe emporsteigen werde. Auch rechnete er auf die unerschütterliche Anhänglichkeit des Grafen Schaffgotsch, der die in Schlesien stehenden kaiserlichen Truppen auf seiner Seite erhalten, und trug sich noch immer mit der Hoffnung, daß auch viele von Denen, die ihm den Rücken gewandt, beim ersten Schimmer seines neu erstehenden Glückes zu ihm zurückkehren würden. Sofort wurde der Aufbruch nach Eger angeordnet, wo

er seine Vereinigung mit dem heranziehenden Herzog von Weimar zu bewirken und zugleich die Verstärkung an sich zu ziehen gedachte, die Arnim ihm zugesagt. Da er den Kommandanten dieser Grenzfestung, den Schotten Gordon, erst vor Kurzem zum Obersten befördert und auch sonst vielfach ausgezeichnet hatte, hielt er sich dort für vollkommen sicher.

Am Morgen des 23. Februar brach Wallenstein mit seinen drei vertrauten Freunden Illo, Terzky und Kinsky und den ihm treu gebliebenen Regimentern nach Pilsen auf. Obwohl die Stadt alle vorhandenen Pferde hatte hergeben müssen, konnte er doch nicht sein ganzes Gefolge mitnehmen. Auch das Geschütz mußte zurückgelassen werden, weil die Stückknechte mit einem großen Theil der Pferde hinweggeritten waren, sobald ihnen das kaiserliche Patent bekannt geworden. Das Heer, das ihn nach Eger begleitete, zählte kaum sechstausend Mann. Auf dem Marsche begegnete ihm der Oberst Buttler — ein Irländer aus dem Geschlechte des Grafen von Ormonia —, der im Begriffe stand, der erhaltenen Weisung gemäß sein Dragonerregiment nach Prag zu führen. Wallenstein forderte ihn auf, ihm nach Eger zu folgen, und machte ihm dabei Andeutungen, die dem Obersten keinen Zweifel über des Herzogs hochverrätherische Pläne lassen konnten. Buttler leistete der Aufforderung Folge, beauftragte aber gleich nach seiner Ankunft in Eger seinen Beichtvater Patrick Taaffe, Gallas oder Piccolomini, welchen von Beiden er zuerst treffen werde, die Versicherung zu überbringen, daß er nur gezwungen sich dem Herzog angeschlossen, und ihnen zu sagen, sie möchten von ihm nichts Anderes denken, als was dem treusten Diener Seiner Majestät gezieme. Vielleicht liege in diesem erzwungenen Anschluß eine besondere Schickung Gottes zu irgend einer heroischen That.

Piccolomini, den der Beichtvater Buttlers zuerst getroffen, schickte denselben mit der Antwort zurück: der Oberst solle Wallenstein „todt oder lebendig“ einliefern. Daß es nicht diese Aufforderung war, die Buttler zur Ermordung Wallensteins bewog, geht zur Genüge aus dem Umstand hervor, daß die That bereits vollbracht war, als Taaffe nach Eger zurückkam. Was aber jene Worte Piccolomini's selbst betrifft, die man auf einen kaiserlichen Befehl hat zurückführen wollen, so sprechen die gewichtigsten Gründe dafür, daß die Idee einer Lösung durch die Ermordung des Herzogs, falls seine Gefangennehmung nicht möglich sein sollte, einzig und allein der unter den Vollstreckern des kaiserlichen Patentes herrschenden Besorgniß und leidenschaftlichen Aufregung entsprungen ist; denn es liegt nicht ein einziges Schriftstück vor, in welchem der Kaiser den Herzog von Friedland für vogelfrei erklärt hätte, und ebensowenig kann ein mündlicher Befehl des Kaisers nachgewiesen werden, nach

welchem Wallenstein todt oder lebendig hätte eingeliefert werden sollen. Auch war Ferdinands durch eine Fülle von Thatsachen bewährter Charakter einer blutigen Gewalthandlung nicht fähig. „Unverrücktes Festhalten an den Geboten und Verpflichtungen des Rechtes und eine oft nur zu weit gehende Milde und Schonung", sagt Hurter, der die Geschichte Ferdinands II. zum Gegenstande der gründlichsten Studien gemacht, „waren dergestalt in sein Wesen verwachsen, daß ein Befehl, der jenem wie diesen widersprochen haben würde, von ihm nicht ausgehen konnte."

Allerdings hatte sich die Sage von einem derartigen kaiserlichen Befehl zu jener Zeit ziemlich allgemein verbreitet; aber man darf sich, wie Hurter richtig bemerkt, nur an Tilly und Magdeburg erinnern, um die Einsicht zu gewinnen, daß weder schnelles Auftauchen, noch weite Verbreitung, noch zweihundertjährige Beipflichtung die Macht besitzen, unbewährten Sagen geschichtliche Glaubwürdigkeit zu verleihen.

Krank und mißmuthig langte Wallenstein am 24. Februar gegen vier Uhr Abends, in einer Sänfte getragen, in Eger an, wo er seine Wohnung auf dem Markte, in dem Hause des Apothekers Pachhälbel nahm. Während er Befehl gab, die Posten von Joachimsthal und den übrigen Grenzorten zurückzuziehen, um den Feinden einen ungehinderten Paß zu ihm zu eröffnen, lud Buttler, der unzweifelhaft schon auf dem Marsche den Plan zu Wallensteins Ermordung entworfen, den Kommandanten Gordon und den Oberstwachtmeister Leslie, gleichfalls einen Schotten, zum Nachtessen ein. Nachdem Beide dem Weine tüchtig zugesprochen, lenkte er das Gespräch auf Wallensteins Pläne, und als er wahrnahm, daß auch seine Gäste an verrätherische Absichten des Oberfeldherrn glaubten, rief er: „Wir sind Ausländer; Treue und Ehre sind unser ganzes Erbgut; wir müssen dasselbe vor Seiner Majestät ungefährdet bewahren!" — „Dem Kaiser habe ich geschworen", entgegnete Gordon; „eher soll mein Blut fließen, als daß ich die Treue verletze." Zugleich rieth er, sich der Betheiligung an des Herzogs Verrath durch die Flucht zu entziehen. Auf Buttlers Bemerkung, daß dies schmachvoll sein und dem Kaiser Nichts nützen werde, brach Leslie in die Worte aus: „So laßt uns den Rebellen tödten!" — „Steht mir dazu bei, Brüder!" rief Buttler, „aber bewahrt das Geheimniß. Ich werde einige meiner treuen Offiziere und Soldaten in die Stadt einführen und die Sache auf mich nehmen. Denjenigen, welche für Gerechtigkeit und Treue sich Schwierigem unterziehen, hat Gottes Beistand nie gefehlt." Gordon sträubte sich anfangs gegen den furchtbaren Beschluß; doch gelang es Buttler, seine Bedenken zu beseitigen.

Am folgenden Morgen ließ Illo die Obersten Buttler, Gordon

und Leslie zu sich kommen, erging sich in längerer Rede über den Undank, den Wallenstein von dem kaiserlichen Hofe erfahren, und über die Gefahr, die ihm von seinen dortigen Feinden drohe, und forderte sie schließlich auf, sich dem Herzog eidlich zu verpflichten, der sie Alle reich machen, sie zu ansehnlichen Stellen befördern und aus eigenen Gütern belohnen werde. Als Gordon ihm bemerkte, daß doch wohl noch eine Verständigung zwischen Seiner Majestät und dem General möglich wäre, erwiderte Illo: „Keineswegs; der Herzog ist entschlossen, keinen Herrn mehr über sich zu dulden." Zugleich theilte er den Verschworenen mit triumphirender Miene mit, daß die Schweden bereits im Anzuge seien, um sich mit dem Herzog zu vereinigen. Diese Mittheilung bestärkte sie in der Ueberzeugung, daß keine Zeit zu verlieren sei; sie beschlossen daher, am Abend des nämlichen Tages zuerst die Vertrauten Wallensteins, deren Gefangennehmung ihnen keine genügende Sicherheit zu bieten schien, bei einem auf der Citadelle zu veranstaltenden Gastmahle aus dem Wege zu räumen und dann den Herzog selbst zu ermorden. Außer dem Oberstwachtmeister Geraldin von Buttlers Regiment wurden drei irische Hauptleute, die während der Nacht die Schloßwache halten sollten, in die Verschwörung eingeweiht.

Ohne Ahnung der ihnen drohenden Gefahr fanden sich Illo, Terzky und Kinsky um sechs Uhr Abends mit dem gleichfalls eingeladenen Rittmeister Neumann auf der Burg ein, worauf Leslie die Schloßbrücke aufziehen ließ und die Schlüssel zum Burgthor zu sich nahm. Die Geladenen waren guten Muths, aßen und tranken und brachten Toaste aus auf den Obergeneral und seine Intentionen, auf den Herzog von Weimar und auf Oxenstjerna. Als gegen acht Uhr der Nachtisch aufgetragen wurde, trat Geraldin mit sechs Buttlerischen Dragonern unter dem Rufe: „Es lebe das Haus Oesterreich!" zu der einen Thüre des Saales herein, während der Rittmeister Deveroux unter dem Rufe: „Wer ist gut kaiserlich?" mit vierundzwanzig Dragonern zu einer andern Thüre hereindrang. Sogleich sprangen Buttler, Gordon und Leslie mit dem Rufe: „Vivat Ferdinandus!" von ihren Stühlen auf, warfen die Tische um und zogen die Degen. Der Erste, der niedergestochen wurde, war Kinsky, der hinter dem Tische gesessen; dann erlag Illo den gegen ihn geführten Streichen. Terzky allein konnte sich zur Wehre setzen, und da er durch einen Koller von Elennshaut geschützt war, fiel er erst, nachdem er zwei Soldaten getödtet und einen dritten verwundet hatte. Dem Rittmeister Neumann gelang es, während des Getümmels in die Speisekammer zu entkommen; da er jedoch das Losungswort nicht kannte, wurde auch er von der Wache niedergestochen. Das gleiche Loos traf die Diener der Ermordeten, als sie, durch das Geschrei aufmerksam gemacht, ihren Herren zu Hilfe

eilen wollten. Nur einem Einzigen gelang es, zu entkommen und den Frauen der Getödteten die Trauerbotſchaft zu überbringen.

Nachdem die Verſchworenen noch einmal darüber Rath gepflogen, ob ſie auch den Herzog ermorden oder nur gefangen nehmen ſollten, und Alle ſich für das Erſtere ausgeſprochen, begab ſich Buttler mit dem Oberſtwachtmeiſter Geraldin, dem Hauptmann Deveroux und einer Anzahl entſchloſſener Dragoner um zehn Uhr Abends nach Wallenſteins Wohnung. Dieſer hatte eben den Aſtrologen Seni, mit welchem er längere Zeit die himmliſchen Zeichen beobachtet, ohne ſich über deren Deutung mit ihm einigen zu können, entlaſſen, um ſich zur Ruhe zu begeben. Unter dem Vorwande, er habe dem Herzog eine wichtige Meldung zu machen, wurde Deveroux von der Wache ohne Schwierigkeiten eingelaſſen, worauf er mit ſechs Hellebardieren die Treppe hinaufſtieg. Ein Page, welcher Lärm machen wollte, wurde niedergeſtochen; ein anderer ſchreckte mit dem Ruf: Rebellen, Rebellen! den Herzog aus dem Schlafe. Während dieſer raſch aus dem Bette ſprang und nach dem Fenſter eilte, wahrſcheinlich um die Wache zu rufen, wurde die Thüre durch die Dragoner geſprengt, und Deveroux drang mit vorgehaltener Partiſane in das Zimmer. „Biſt du der Schelm“, rief er, „der des Kaiſers Volk dem Feinde zuführen und Seiner Majeſtät die Krone vom Haupte reißen will? Dafür mußt du ſterben!“ Einen Augenblick hielt er noch inne, in Erwartung einer Antwort; dann ſtieß er dem Herzog, der ſchweigend, die Arme ausgebreitet und an einen Tiſch gelehnt, daſtand, die Partiſane in die Bruſt, worauf derſelbe leblos zuſammenſank. Die Hellebardiere wollten den Leichnam zum Fenſter hinauswerfen; Deveroux verhinderte dies jedoch. In eine rothe Decke gehüllt, wurde er in Leslie's Wagen gebracht und zu den Leichen der übrigen Ermordeten auf die Burg geführt.

„So endete Wallenſtein“, ſagt Weiß, „an dem gleichen Tage, da er in Prag als König hatte einziehen wollen. Kein Purpurmantel umſchloß jetzt ſeinen Leib, ſondern ein einfach roh gezimmerter Sarg. Er konnte Deutſchland retten, und für einen günſtigen Frieden hätte ihn ewiger Nachruhm belohnt; jetzt iſt ſein Wappenſchild für alle Zukunft mit dem Makel des Verrathes beſudelt. Einer der begabteſten, iſt er der unglücklichſte Heerführer des dreißigjährigen Krieges.“

Noch in die Nacht ſandte Buttler an Gallas einen ſchriftlichen Bericht über das Geſchehene und fragte an, was er mit den Leichen machen ſolle. Am folgenden Morgen reiſte Leslie ſelbſt zu mündlicher Berichterſtattung nach Wien ab, während Buttler und Gordon ſämmtlichen Offizieren in- und außerhalb der Stadt den Eid der Treue für den Kaiſer abnahmen, der ohne Widerſpruch geleiſtet wurde.

Digitized by Google

Kaiser Ferdinand soll bei der Nachricht von dem traurigen Ende seines Generalissimus unter Thränen ausgerufen haben: „Ach, mein Wallenstein!“ Er befahl, für des Herzogs und seiner Gefährten Seelenruhe dreitausend Messen zu lesen. „Ueber diese dreitausend Messen“, sagt Hurter, „hat die Unkenntniß katholischer Lehre ihrer Weise nach geurtheilt. Sie hat daraus ein Geständniß der Reue über die vollzogene That herausklügeln wollen. Richtig nahm der Franziskaner Carve dieselben als Beweis, daß der Kaiser seinen Feinden über das Leben hinaus keinen Groll nachtrage.“

Der Leichnam Wallensteins, den Gallas mit denen der übrigen Ermordeten nach Pilsen und von dort in das Franziskanerkloster zu Mies hatte bringen lassen, wurde auf Befehl des Kaisers den Verwandten des Herzogs ausgeliefert, mit der Ermächtigung, denselben in der Stille beerdigen zu lassen, wo es ihnen beliebe. Die Herzogin von Friedland ließ ihn später in der von ihm selbst in der Nähe von Gitschin erbauten Karthause beisetzen. Bezüglich der Leichen der andern Ermordeten verordnete der Kaiser, daß sie, wenn katholisch, in Eger an geweihter Stätte, wenn nicht katholisch, auf dem Kirchhofe begraben werden sollten. Nur Neumann wurde wegen seiner „ungebundenen Zunge“ unter dem Hochgerichte verscharrt.

Die konfiscirten Güter Wallensteins wurden zum größten Theile unter diejenigen Generale und Obersten vertheilt, die sich bei der Katastrophe durch besondere Treue und Ergebenheit an den Kaiser ausgezeichnet. Die Herrschaft Friedland erhielt Gallas. Der Herzogin von Friedland wies Ferdinand die Herrschaft Neuschloß in Schlesien zum Wittwensitze an. Die hervorragendsten Mitschuldigen Wallensteins wurden vor ein Kriegsgericht gestellt, das die meisten derselben zum Tode verurtheilte. Mit Ausnahme des Grafen Schaffgotsch, der am 23. Juli 1635 zu Regensburg enthauptet wurde, begnadigte der Kaiser alle andern zu zeitweiliger oder lebenslänglicher Gefängnißstrafe.

Die Schlacht bei Nördlingen (7. September 1634) und ihre Folgen.

Nach dem Tode Wallensteins wurde der Oberbefehl über die kaiserliche Armada dem König von Ungarn übertragen und demselben wegen der ihm noch fehlenden Erfahrung der Generallieutenant Gallas zur Seite gestellt. Die nächste Aufgabe beider Feldheeren war die Wiedereroberung von Regensburg.

Auf die Kunde von dem Aufbruch des kaiserlichen Heeres aus Böhmen gegen die Oberpfalz zog Bernhard von Weimar, der sich

nach der Ermordung Wallensteins von der böhmischen Grenze nach Schwaben gewandt, in Eilmärschen donauabwärts, um Regensburg zu schützen; er kam jedoch zu spät, um die Belagerung der Stadt zu verhindern, und mußte sich, da seine geringen Streitkräfte ihm nicht gestatteten, dem König von Ungarn eine Schlacht anzubieten, darauf beschränken, eine Verstärkung von zweitausend Mann in die Stadt zu werfen, die von dem schwedischen Obersten Lars Kagge aufs Tapferste vertheidigt wurde. Da der Besatzung die Munition ausgegangen und es überdies in der Stadt an Lebensmitteln fehlte, mußte sich Lars Kagge am 26. Juli zur Uebergabe der Stadt entschließen, wogegen der Besatzung freier Abzug mit kriegerischen Ehren bewilligt wurde.

Von Regensburg rückte das kaiserliche Heer über Ingolstadt und Donauwörth gegen Franken vor und stand bald vor der freien Reichsstadt Nördlingen, die mit den Schweden eng verbündet war. Ungesäumt schritt der König von Ungarn zur Belagerung der Stadt, bei welcher er durch zwölftausend Mann spanischer Truppen unterstützt wurde, die der neuernannte Statthalter der Niederlande, der Kardinal-Infant Don Fernando, aus dem Mailändischen nach dem niederländischen Kriegsschauplatze führte.

Auf die Nachricht von der schweren Bedrängniß Nördlingens vereinigten Bernhard von Weimar und der Feldmarschall Horn ihre Streitkräfte, die durch Krankheit, Mangel und langes Herumziehen so geschwächt waren, daß sie kaum noch aus fünfzehntausend Mann bestanden, zum Entsatze der Stadt. Obgleich zu Würzburg die württembergische und badische Landwehr in der Stärke von sechstausend Mann zu ihnen gestoßen, waren sie der kaiserlichen Uebermacht nicht gewachsen; denn das Heer des Königs von Ungarn zählte fünfunddreißigtausend Mann. Horn rieth daher entschieden von einer Schlacht ab, bis die unter dem Oberst Cratz und dem Rheingrafen Otto Ludwig heranziehenden Verstärkungen eingetroffen seien; nach der Ankunft des Ersteren konnte jedoch Bernhard von Weimar seine Ungeduld nicht länger zügeln, und nachdem Horn endlich seine Zustimmung zu einem Angriff auf den Feind gegeben, begann am Morgen des 7. September die mörderische Schlacht, deren Ausgang von den weittragendsten Folgen sein sollte.

Den rechten Flügel des schwedischen Heeres, das im Ganzen siebenundzwanzigtausend Mann zählte, führte Bernhard von Weimar, den linken Horn; im Centrum befehligten, außer Cratz, der Markgraf Friedrich von Baden-Durlach und der Herzog Eberhard von Württemberg. Den Angriff eröffnete Horn. Zweimal von den Kaiserlichen zurückgeworfen, war er beim dritten Anlauf siegreich; aber eine auffliegende Mine, die über tausend Schweden niederschmetterte, brachte den Horn'schen Flügel in Verwirrung, und er

wurde aufs Neue aus den erstürmten kaiserlichen Schanzen zurückgeworfen.

Inzwischen hatte auch Bernhard von Weimar den Kampf gegen den linken kaiserlichen Flügel begonnen und war gleichfalls nach mehreren erfolglosen Angriffen siegreich geblieben. Als ihm gemeldet wurde, daß die Horn'schen Völker zurückwichen, entsandte er zwei Regimenter unter dem Grafen von Thurn zur Verstärkung des rechten Flügels. Thurn gerieth jedoch mit einem starken kaiserlichen Heerhaufen ins Gefecht und wurde zurückgeworfen, und als Horn der bedrängten Brigade zu Hilfe kommen wollte, sah er sich bald durch die siegreich vordringenden Kaiserlichen von allen Seiten angegriffen. Nach langem heißen Ringen blieb ihm Nichts übrig, als den Befehl zum Rückzug zu geben und dem Herzog von Weimar melden zu lassen, daß auf dieser Seite die Schlacht verloren sei.

Um Horns Rückzug zu decken, breitete Bernhard seine Truppen über die ganze Linie aus, und mit der heldenmüthigsten Tapferkeit hielten die Schweden dem stürmischen Andringen der Kaiserlichen Stand, bis endlich Johann von Werth mit mehreren zusammengezogenen Reiterregimentern die gelichteten feindlichen Reihen durchbrach und jeden Widerstand niederwarf. Die zersprengten Schaaren wandten sich zur Flucht und rissen auch die Horn'schen Regimenter mit sich fort. Außer Johann von Werth hatte der Herzog Karl von Lothringen, der seit einiger Zeit im Dienste des Kaisers stand, das Meiste zu dem Siege der Kaiserlichen beigetragen.

Die Schlacht von Nördlingen gehört zu den blutigsten des ganzen dreißigjährigen Krieges. Die Zahl der Todten und Verwundeten betrug allein auf schwedischer Seite zwölftausend. Daneben war die ganze schwedische Artillerie mit der Kriegskasse und dreihundert Fahnen und Standarten in die Hände der Kaiserlichen gefallen. Unter den schwedischen Gefangenen, deren Zahl auf sechstausend angegeben wird, befanden sich auch der Feldmarschall Horn und der Oberst Cratz. Nur mit Mühe war der Herzog Bernhard dem gleichen Geschick entgangen. Die Folgen des von den Kaiserlichen errungenen Sieges waren unberechenbar; denn durch die Niederlage bei Nördlingen schien die Sache der Schweden in Deutschland mit einem einzigen Schlage vernichtet. „Cannas pensavimus! Wir haben Breitenfeld vergolten!" rief der König von Ungarn, als er unter dem stürmischen Jubel der kaiserlichen Soldaten über das Schlachtfeld ritt.

Am Tage nach der Schlacht ergab sich Nördlingen unter der Bedingung des freien Abzugs der Besatzung, die jedoch Waffen und Munition zurücklassen mußte. Nach einer zweitägigen Rast trennte sich der Kardinal-Infant von dem kaiserlichen Heere, um seinen Zug nach den Niederlanden fortzusetzen.

Digitized by Google

Die nächste Folge des Ausgangs der Schlacht bei Nördlingen war die Besetzung von ganz Franken und Schwaben durch die Kaiserlichen; die zweite, nicht minder hoch anzuschlagende der Abschluß des Prager Friedens.

Wir haben oben (S. 578 f.) gesehen, wie sehr das gute Einvernehmen zwischen Sachsen und Schweden durch den Abschluß des Heilbronner Bündnisses erschüttert worden. Die seitdem zwischen den beiden Bundesgenossen herrschende Spannung war erhöht worden durch den Anschluß der niedersächsischen Stände an Schweden, den Oxenstjerna trotz der Gegenbemühungen des Kurfürsten von Sachsen im Februar 1634 auf einem Ständetag zu Halberstadt zu bewirken gewußt. In dem gleichen Grade, in welchem die Abneigung des Kurfürsten gegen die Schweden wuchs, steigerte sich seine Geneigtheit, mit dem Kaiser Frieden zu schließen. Ein bedeutender Sieg, den Arnim nach dem Tode Wallensteins bei Liegnitz über die Kaiserlichen unter Colloredo erfocht, weckte zwar aufs Neue seine Kriegslust; dennoch gelang es dem Entgegenkommen des Kaisers, ihn zur Wiederaufnahme der bereits früher angeknüpften Friedensunterhandlungen zu bewegen, zu welchem Ende im Juni 1634 kaiserliche und sächsische Abgeordnete in Leitmeritz zusammen kamen. Kaum hatten jedoch die Unterhandlungen begonnen, als Baner in Böhmen einbrach und durch siegreiches Vordringen bis Leitmeritz die Friedensabgeordneten zur schleunigen Abreise zwang.

Obgleich Arnim, der seit dem Tode Wallensteins entschieden für die Fortsetzung des Krieges war, im Vereine mit Baner in Eilmärschen gegen Prag vorrückte, um durch neue kriegerische Erfolge den Kurfürsten zum Abbruch der Verhandlungen zu bestimmen, wurde die Friedenskonferenz zu Pirna aufs Neue eröffnet; doch drohte das Friedenswerk an den übertriebenen Forderungen des Kurfürsten zu scheitern. Da traf die Nachricht von der Niederlage der Schweden bei Nördlingen ein und rief in dem Kurfürsten die Besorgniß wach, daß der Kaiser ihm nach der gänzlichen Zertrümmerung der schwedischen Macht allzu harte Bedingungen auferlegen werde; er beeilte sich daher, auf Grund der von Ferdinand gemachten Vorschläge mit demselben am 22. November Präliminarien abzuschließen, die am 15. Juni 1635 zu Prag in einen definitiven Frieden verwandelt wurden.

Durch den Prager Friedensvertrag erhielt der Kurfürst von Sachsen die Ober- und Niederlausitz als erbliches Mannslehen und für seinen Sohn August das Erzstift Magdeburg auf Lebenszeit. Ferner willigte der Kaiser ein, daß die mittelbaren Kirchengüter, welche die Protestanten vor dem Passauer Vertrage eingezogen, den Besitzern dauernd verbleiben und für die übrigen die Wirkungen des Restitutionsediktes auf vierzig Jahre, bis zu weiterem Austrag der

Sache, hinausgeschoben werden sollten. Dagegen sagte der Kurfürst von Sachsen seine Mitwirkung zur Wiedereinsetzung der ligistischen Reichsstände in ihre Besitzthümer zu und verpflichtete sich, falls die auswärtigen Mächte den Beitritt zu dem geschlossenen Frieden verweigerten, den Kaiser im Kampfe gegen dieselben zu unterstützen. Denjenigen Ständen, welche sich dem Frieden anschließen würden, wurde von dem Kaiser vollständige Amnestie zugesagt.

Dem Prager Frieden traten bald der Kurfürst von Brandenburg, der Herzog Wilhelm von Weimar, die Herzoge von Mecklenburg, der Herzog Georg von Lüneburg, die Fürsten von Anhalt, die Hansestädte und nach und nach auch die meisten Reichsstädte bei. Die Sache der Schweden in Deutschland schien somit gänzlich darnieder zu liegen und das ersehnte Ende des Krieges gekommen. Da warf Frankreich mit seinem politischen auch sein militärisches Gewicht in die Wagschale, um durch die Fortsetzung des Krieges die Früchte der Siege Gustav Adolfs und mit denselben die Hegemonie im Rathe der europäischen Mächte an sich zu reißen.

Gleich nach der Schlacht bei Nördlingen erschienen in Paris deutsche Gesandte, um den Kardinal Richelieu, der bereits im vorhergehenden Jahre dem schwedischen Reichskanzler gegen die Zusicherung der Uebergabe von Philippsburg eine Unterstützung von sechstausend Mann zugesagt, im Namen Oxenstjerna's und der Fürsten des Heilbronner Bundes um die Erfüllung dieser Zusage zu bitten und zugleich darauf anzutragen, daß der König von Frankreich an Oesterreich und Spanien den Krieg erkläre und die Verpflichtung übernehme, bei dem künftigen Friedensschluß die Heilbronner Verbündeten in ihren Besitzungen und Rechten zu erhalten, wofür den Franzosen Breisach und alle Plätze im deutschen Reiche, welche sie mit oder ohne Hilfe des Bundes erobern würden, bis zum Frieden überlassen bleiben sollten. Außerdem waren die Gesandten in einer von Oxenstjerna allein ausgefertigten Instruktion ermächtigt, dem König Ludwig gegen Zahlung außerordentlicher Hilfsgelder von mehreren Tonnen Goldes das ganze Elsaß, soweit es von den schwedischen Waffen erobert worden, und nöthigenfalls auch das Erzstift Mainz als Pfand bis zum Friedensschluß anzubieten.

Da Richelieu bereits mit dem schwedischen Gesandten in Straßburg ein Abkommen getroffen, kraft dessen derselbe ohne Wissen und Willen des Kanzlers siebzehn elsässische Städte, nebst der Festung Philippsburg den in der Nähe stehenden französischen Truppen unter dem Marschall de la Force übergeben hatte, zeigte er sich wenig geneigt, sich mit einem Pfande zu begnügen, das zum größten Theile bereits in seinen Händen war. Dagegen legte er den deutschen Gesandten den Entwurf eines Vertrages vor, in welchem Frankreich sich verpflichtete, zwölftausend Mann deutscher

Truppen unter der Führung eines deutschen Reichsfürsten für den Krieg gegen den Kaiser in seinen Sold zu nehmen, zur Verstärkung der Bundestruppen ein für allemal fünfmalhunderttausend Livres zu zahlen und ein französisches Heer von sechstausend Mann zur Unterstützung der schwedischen Sache an den Ufern des Rheines bereit zu halten. Als Gegenleistung verlangte er nicht nur den ganzen Elsaß bis zum endgiltigen Frieden und auf dem rechten Rheinufer das Schutzrecht Frankreichs über alle Festungen von Breisach bis Konstanz, sondern auch Sitz und Stimme in dem schwedischen Bundesrathe zu Frankfurt am Main und für den französischen General, nach der Vereinigung der französischen Truppen mit denen der Verbündeten, in allen Kriegsangelegenheiten die gleiche Stimme wie die des Generalissimus der schwedisch-deutschen Armee.

Die bestürzten Gesandten, die nur von dem schleunigen Einschreiten Frankreichs Rettung für ihre bedrohten Fürsten erwarten zu dürfen glaubten, zögerten nicht, auf diese Bedingungen einzugehen; Oxenstjerna verweigerte jedoch, um mit der alleinigen Leitung des Krieges nicht zugleich das schwedische Supremat aufzugeben, die Bestätigung dieses Vertrages und begab sich selbst an den französischen Hof, in der Hoffnung, durch persönliche Unterhandlungen mit dem Kardinal günstigere Bedingungen zu erlangen. Allein Richelieu war zu keiner Aenderung der von ihm gestellten Vertragsbedingungen zu bewegen, und so sah sich Oxenstjerna genöthigt, auf dieselben einzugehen. Der Abschluß des Bündnisses zwischen Frankreich und Schweden erfolgte am 4. April 1635 zu Compiègne.

Nachdem Frankreich auf diese Weise seinen Angriffskrieg gegen das Haus Habsburg in Deutschland organisirt, erfolgte einige Wochen später auch dessen Kriegserklärung an Spanien. Als Vorwand dazu diente dem Kardinal die Gefangennehmung des Kurfürsten Philipp Christoph von Trier durch ein spanisches Korps, das sich im März 1635 durch eine Kriegslist der von den Franzosen besetzten Stadt Trier bemächtigt hatte. Nachdem eine dreimalige Aufforderung Richelieu's an die Spanier zur sofortigen Auslieferung des nach den Niederlanden verbrachten Kurfürsten erfolglos geblieben, ließ er am 19. Mai 1635 die Kriegserklärung an Spanien abgehen.

Der dritten Koalition gegen das habsburgische Haus, zu welcher das französisch-schwedische Bündniß den Grund gelegt, traten bald die Generalstaaten durch ein mit Frankreich geschlossenes Schutz- und Trutzbündniß bei, in welchem beide Mächte sich zunächst zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen die spanischen Niederlande einigten, die sie nach der Vertreibung der Spanier unter sich zu theilen gedachten. Für das Vorgehen gegen die habsburgischen Besitzungen

Digitized by Google

in Italien erschienen Savoyen und Venedig als die natürlichen Bundesgenossen Frankreichs, und auch sie boten willig die Hand zu einem Vertrage mit Richelieu.

Der schwedisch-französische Krieg.

(1635—1648.)

Siebzehn Jahre hatte bereits der unheilvolle Krieg gedauert, den hauptsächlich der Ehrgeiz und die Eroberungssucht fremder Mächte heraufbeschworen, und welches Elend hatte er über die Gauen des deutschen Reiches verbreitet! Die fruchtbarsten Gegenden waren in Einöden verwandelt, und die Städte, welche dem Loose der Zerstörung entgangen, seufzten unter der Geißel zügelloser und räuberischer Besatzungen, die über das Eigenthum des Bürgers nach Willkür schalteten und mit dem grausamsten Muthwillen die Vorrechte ihres Standes geltend machten. Die Vernachlässigung der Felder, die Zerstörung der Saaten und die Vervielfältigung der Heerschaaren, die über die ausgesogenen Länder dahinstürmten, hatten Hungersnoth und Theuerung, und diese wiederum pestartige, durch die massenhafte Anhäufung der Menschen in Lagern und Quartieren geförderte Krankheiten erzeugt, die unter den Bevölkerungen nicht minder große Verheerungen anrichteten, als Schwert und Feuer. Alle Bande der Ordnung waren gelöst, und mit der Furcht vor dem Gesetze schwand nicht nur die Achtung für die Rechte Anderer, sondern auch die Reinheit der Sitten; unter dem Schutze der Anarchie und der Strafloſigkeit schossen alle Laster üppig wuchernd auf, und mit den verwüsteten Ländern verwilderten auch die Menschen. Und dieser trostlose Zustand sollte sich unter stets wachsendem Jammer nur deßhalb noch durch dreizehn volle Jahre hinziehen, damit Schweden sich bereichern und Frankreich zur ersten Macht Europa's emporsteigen könne!

Die Schilderung der Kriegsereignisse dieser letzten dreizehn Jahre ist eine wenig erfreuliche Aufgabe; denn mit dem Verschwinden der großen Heldengestalten, an deren Namen sich bis dahin die wechselnden Geschicke des Krieges geknüpft, von dem blutgetränkten Schauplatz ihres Wirkens wird der Kampf ein vollständig farbloser, und das düstere Bild, in welchem blutige Schlachten, erstürmte Festungen, verbrannte Dörfer, gräuelvolle Mordscenen in wechsellosem Einerlei sich aneinander reihen, ohne daß das Auge einen Ruhepunkt zu finden vermag, um sich einen Ueberblick über Zweck und Tragweite der furchtbaren Menschenschlächterei zu verschaffen, ist nicht mehr im Stande, das Interesse wach zu halten für die

Einzelnheiten des verhängnißvollen Kampfes. Wir werden daher unsern Lesern nur die Hauptereignisse des schwedisch-französischen Krieges in kurzen Umrissen vorführen.

Nach der Schlacht bei Nördlingen hatten sich die Kaiserlichen bis an den Rhein hin ausgedehnt, am 24. Januar die Festung Philippsburg durch einen Ueberfall genommen und am 12. Februar Speier zur Unterwerfung gezwungen. Die letztere Stadt wurde ihnen zwar am 12. März durch Bernhard von Weimar wieder entrissen; doch mußte sich derselbe bald darauf vor der kaiserlichen Uebermacht bis in die Saargegenden zurückziehen, und in kurzer Zeit sahen sich die kaiserlichen Feldherren Gallas, Piccolomini und Mansfeld im Besitze der meisten festen Plätze am Rhein.

Durch diese Erfolge der kaiserlichen Waffen geschreckt und an der schwedischen Sache mehr und mehr verzweifelnd, schloß Bernhard von Weimar am 27. Oktober 1635 zu St. Germain en Laye mit dem König Ludwig XIII. einen Vertrag, in welchem er sich und sein Heer in den Dienst Frankreichs stellte. Dafür wurde ihm eine Jahresrente von anderhalb Millionen Livres, sowie Frankreichs Hilfe und Verwendung für den Fortbesitz seines Herzogthums Franken und bei dem Friedensschluß das Elsaß zugesagt.

Unterdessen war das schwedische Hauptheer unter Baner in der Stärke von zweiundzwanzigtausend Mann im Herzen Deutschlands koncentrirt. Ihm gegenüber stand ein sächsisches Heer unter dem Kurfürsten selbst, das siebenundzwanzigtausend Mann zählte. Vor dieser Uebermacht zog sich Baner, dessen Truppen im höchsten Grade desorganisirt waren, nach Mecklenburg zurück, wo er den ihm nachfolgenden sächsischen General Baudissin bei Dömitz zurückschlug. Hierauf brach er in der Richtung auf Pommern auf, um sich mit Leonhard Torstenson zu vereinigen, der ihm, da inzwischen durch die Vermittlung des Kardinals Richelieu eine Verlängerung des Waffenstillstandes mit Polen auf weitere sechsundzwanzig Jahre zu Stande gekommen, aus Preußen eine Verstärkung von achttausend Mann zuführte.

Nach seiner Vereinigung mit Torstenson beschloß Baner, zur Offensive überzugehen, und rückte zu diesem Ende in die Mark Brandenburg ein. Hier und in Sachsen drängten sich vom Dezember 1635 an Oesterreicher, Sachsen und Schweden mit abwechselndem Glücke auf und nieder, bis es am 24. September 1636 bei Wittstock zu einer entscheidenden Schlacht kam, in welcher Baner durch die Umgehung des zu weit vorgedrungenen rechten Flügels der vereinigten Oesterreicher und Sachsen diesen den bereits halb errungenen Sieg entriß.

Unter Verwüstungsgräueln, die selbst das unmenschliche Gebahren der friedländischen Soldateska weit überboten, durchzog

Baner mit seinen siegreichen Schaaren ganz Sachsen, um an dem Kurfürsten Rache zu nehmen für den Prager Frieden. Auch versäumten die Schweden nicht, den errungenen Sieg, der ihrem gesunkenen militärischen Ansehen einen neuen Aufschwung verlieh, als ein Gottesurtheil und die Niederlage des Kurfürsten als eine wohlverdiente Strafe für seinen „verrätherischen Abfall von der Sache des protestantischen Glaubens" darzustellen. Um die Aufregung zu beschwichtigen, die durch diese gehässigen Insinuationen in Sachsen selbst hervorgerufen worden, sah sich Johann Georg genöthigt, dieselben von den Kanzeln herab widerlegen zu lassen. Trotz der schweren Heimsuchung, die der schwedische Sieg bei Wittstock seinem Lande bereitet hatte, verharrte er in der Treue, die er in dem Frieden zu Prag dem Kaiser gelobt. Auch der Kurfürst von Brandenburg konnte durch die drohende Haltung des schwedischen Heerführers nicht zum Abfall von dem Kaiser bewogen werden.

Dagegen führte das Wiederaufleben des schwedischen Kriegsruhmes den Landgrafen von Hessen-Kassel, der bisher noch zwischen dem Kaiser und der schwedisch-französischen Koalition geschwankt hatte, zu dem Entschluß, sich der letzteren anzuschließen. In einem am 21. Oktober 1636 mit Frankreich geschlossenen Vertrag verpflichtete er sich zur Stellung eines Hilfskorps von zehntausend Mann, zu dessen Anwerbung ihm Frankreich zweimalhunderttausend Reichsthaler zusagte.

Unterdessen war Gallas mit der kaiserlichen Hauptarmee, mit welcher er am Rheine gestanden, im August 1636 in Burgund eingedrungen, um diese französische Provinz zu unterwerfen, worauf Bernhard von Weimar mit seiner deutschen, durch ein französisches Hilfskorps verstärkten Division zum Schutze derselben herbeigeeilt war. Bevor es jedoch zwischen den beiden Heeren zu einem bedeutenden Treffen gekommen, bewog die Nachricht von der Niederlage der Kaiserlichen und Sachsen bei Wittstock den kaiserlichen Feldherrn, unter Zurücklassung einer Heeresabtheilung von sechstausend Mann in der Franche-Comté, über den Rhein zurückzugehen und seine Winterquartiere im Breisgau zu nehmen.

Noch ehe Gallas in Burgund eingefallen, hatte in den Niederlanden der Kampf zwischen den Spaniern und Franzosen begonnen und einen für die Ersteren günstigen Verlauf genommen, nachdem Piccolomini mit seiner Division auf den Befehl des Kaisers dem Kardinal-Infanten zu Hilfe gekommen war. Da die französischen Festungen an der niederländischen Grenze nur schwach besetzt waren, gelang es dem spanisch-deutschen Heere, den Uebergang über die Somme zu erzwingen und den Krieg in das Innere Frankreichs zu tragen, wobei sich besonders der tapfere Johann von Werth durch kühne Streifzüge hervorthat, die ihn bis in die Nähe von

Paris führten. Erst nachdem es der Energie und Umsicht Richelieu's unter der eifrigen Mitwirkung der geängstigten Bürgerschaft von Paris gelungen, ein Heer von fünfzigtausend Mann unter die Waffen zu bringen, sahen sich die Verbündeten in ihrem siegreichen Vordringen gehemmt. Auf die Nachricht von der Niederlage der deutschen Verbündeten bei Wittstock zog der Kardinal-Infant seine Truppen aus Frankreich zurück, um etwaigen feindlichen Bewegungen gegen die Niederlande von Seiten der siegreichen Schweden und ihrer Bundesgenossen begegnen zu können. Auch die kaiserlichen Hilfsvölker kehrten über den Rhein zurück, um dem Vordringen der Schweden im Herzen des Reiches Einhalt zu thun.

Da Kaiser Ferdinand II. bereits an der Schwelle des Greisenalters stand und die Frage der Nachfolge auf dem deutschen Kaiserthron noch unerledigt war, berief er im September 1636 einen Reichstag nach Regensburg, um den versammelten Fürsten seinen Sohn Ferdinand zum römischen König zu empfehlen. Mit Ausnahme des Erzbischofs von Trier, der wegen seiner reichsverrätherischen Verbindungen mit Frankreich in Wien gefangen gehalten wurde, standen alle Kurfürsten auf seiner Seite; er durfte daher hoffen, daß diesmal sein Wunsch nicht unerfüllt bleiben werde. In der That wurde der König von Ungarn am 22. Dezember 1636 mit Stimmeneinhelligkeit zum künftigen Kaiser gewählt.

Die Wahl seines Sohnes war Ferdinands II. letzte Freude. Nur wenige Wochen nach dem Schluß des Regensburger Reichstags, am 15. Februar 1637, starb er nach kurzem Krankenlager, im sechzigsten Lebensjahre.

Die protestantische Geschichtschreibung hat Ferdinand II. als einen religiösen Fanatiker, als ein gefügiges Werkzeug „jesuitischer Ränke" dargestellt; dieses Urtheil entbehrt jedoch jeder Begründung. Allerdings war Ferdinand II. ein Zögling der Jesuiten und bewahrte er den Vätern des Ordens, denen er nicht nur eine treffliche Erziehung, sondern auch eine gediegene wissenschaftliche Bildung verdankte, sein ganzes Leben lang eine tiefe Verehrung; aber was seine Erzieher ihm beigebracht, war nicht blinde Unduldsamkeit, sondern die wohlbegründete Ueberzeugung, daß die neue Lehre für die meisten ihrer fürstlichen Bekenner nur ein Werkzeug zur Verfolgung selbstsüchtiger und reichsfeindlicher Zwecke sei und daher nicht nur die Einheit des Glaubens, sondern auch die Einheit des Reiches gefährde, sowie die richtige Anschauung von den erhabenen Pflichten eines christlichen Fürsten und insbesondere von der hohen Bedeutung der ihm übertragenen Kaiserwürde. Dieser Anschauung entsprachen alle seine Regierungshandlungen, deren Grundlage die Ueberzeugung war, daß „die Wahrung und Erweiterung der Ehre Gottes der erste und höchste Zweck aller Klugheit und Staatskunst

sei.“ Der tiefen Religiosität, die den Kern seines ganzen Wesens bildete, und seiner innigen, unverbrüchlichen Anhänglichkeit an seinen katholischen Glauben entsprangen alle seine Regententugenden, wie alle Eigenschaften, die ihn als Menschen zierten: sein Eifer für die Wahrung der Glaubenseinheit in seinen Erbländern; seine gewissenhafte, kein Ansehen der Person kennende Gerechtigkeitspflege; seine unermüdliche Thätigkeit in der Leitung der Staatsangelegenheiten; seine väterliche Fürsorge für die Armen und Bedrängten, insbesondere für Wittwen und Waisen; seine entschiedene Abneigung gegen alle Ränke der Politik; die Milde und Leutseligkeit, die ihm Aller Herzen gewann; seine ungeheuchelte Demuth; die schlichte Einfachheit seines Wesens und seiner Lebensweise; seine über alles Lob erhabene Sittenreinheit; ganz besonders aber seine so vielfach ohne jedweden Grund angezweifelte Friedensliebe und die unerschütterliche, auf ein felsenfestes Gottvertrauen gegründete Standhaftigkeit, mit welcher er inmitten aller Stürme seines vielbewegten Lebens sich selbst und seinen Grundsätzen treu blieb. „Abgesehen von seiner kirchlichen Ueberzeugungstreue“, sagt Hurter, „von seinem makellosen Wandel, darf Ferdinand mit vollem Recht den edelsten Männern jeder Zeit beigezählt werden. Keine Tugend, die auch von den Weisen und Würdigen des Alterthums als solche wäre geachtet worden, hätte man vergebens bei ihm gesucht.“

Der Thronwechsel im habsburgischen Hause und auf dem deutschen Kaiserthrone übte keinerlei Einfluß auf den Gang der Kriegsereignisse aus; denn Ferdinand III. trat in jeder Beziehung in die Fußstapfen seines Vaters, und der Protest, den Frankreich und Schweden gegen seine Wahl erhoben, weil weder der Kurfürst von Trier noch der Sohn Friedrichs V. von der Pfalz daran Theil genommen, fand in Deutschland nur bei denjenigen Fürsten Zustimmung, die auf der Seite der Reichsfeinde standen.

Am Rhein, wo der Krieg ausschließlich im französischen Interesse geführt wurde, eröffnete Bernhard von Weimar den Feldzug des Jahres 1637 durch einen Einfall in die Franche-Comté. Nachdem er hier einige Vortheile über die Truppen des Herzogs von Lothringen errungen, kehrte er an den Rhein zurück, wo er den Sommer über mit abwechselndem Glücke gegen Johann von Werth kämpfte. Da er von Frankreich aus nur mangelhaft unterstützt wurde, konnte er es zu keinem dauernden Erfolge bringen; er wandte sich daher im Oktober nach dem Bisthum Basel, von wo er im Februar 1638 zur Belagerung von Rheinfelden aufbrach. Ein Sieg, den er am 22. Februar über die erschöpften Truppen des zum Entsatze der Stadt herbeigeeilten Johann von Werth erfocht und bei dem dieser selbst gefangen genommen wurde, hatte die Kapitulation von Rheinfelden zur Folge, wobei er einen Theil der

abziehenden Besatzung verrätherischer Weise niederhauen ließ. Hierauf nahm er das nur schwach besetzte Freiburg und brach dann gegen das wichtige Breisach auf.

Da von dem Besitze dieser Festung, der stärksten im ganzen Westen des deutschen Reiches, die Herrschaft über das Elsaß, die Franche-Comté und Lothringen abhing, erhielt der Feldmarschall Götz, der an der Stelle des gefangenen Johann von Werth das Kommando am Oberrhein führte, Befehl, Alles zur Rettung derselben zu wagen; er wurde jedoch bei dem Dorfe Wittenweier von Bernhard, dem der französische Marschall Guébriant Verstärkungen zugeführt, in einem blutigen Treffen geschlagen. Der Sieger eröffnete sofort die Belagerung von Breisach, das von dem kaiserlichen Generalfeldzeugmeister von Reinach vier Monate lang auf das Heldenmüthigste vertheidigt wurde. Nachdem sowohl der Herzog von Lothringen als auch Götz vergebens versucht, die Aufhebung der Belagerung zu erzwingen, sah sich Reinach durch eine in der Stadt ausgebrochene furchtbare Hungersnoth zur Kapitulation genöthigt (7. December 1638).

Obgleich Bernhard von Weimar die Festung Breisach im Dienste Frankreichs erobert hatte, ließ er sich nach seinem Einzug in die Stadt von der Bürgerschaft persönlich huldigen, erließ Verordnungen und Gesetze in seinem eigenen Namen, nicht in dem des Königs von Frankreich, und bekundete durch sein ganzes Auftreten, daß er sich als den Herrn des Landes betrachtete. Auch in der Franche-Comté, in welche er zu Anfang des Jahres 1639 einrückte, erzwang er die Huldigung für seine Person. Als Richelieu, der sich über des Herzogs Absichten keiner Täuschung hingeben konnte, ihm darüber Vorstellungen machen und ihn an seine gegen den König von Frankreich eingegangenen Verpflichtungen mahnen ließ, wich er jeder bestimmten Antwort aus, trat aber von Tag zu Tag selbstständiger auf.

Den kühnen Herrschaftsplänen des eroberungslustigen Kriegshelden setzte sein plötzlicher Tod ein unerwartetes Ziel. Eben im Begriffe, über den Rhein zu gehen, starb er am 18. Juli 1639 zu Neuburg, im sechsunddreißigsten Lebensjahre, an einer pestartigen Krankheit, welche binnen zwei Tagen vierhundert Menschen in seinem Lager hinweggerafft hatte. Nach seinen testamentarischen Verfügungen sollten die von ihm gemachten Eroberungen bei dem deutschen Reiche verbleiben und demjenigen seiner Brüder zufallen, der die Behauptung und Regierung derselben zu übernehmen bereit sei. Ohne Rücksicht auf diese Bestimmung ließ Richelieu, nachdem es ihm gelungen, durch Bestechung der Generale und Obersten die ganze Armee Bernhards im französischen Dienste zu erhalten, die eroberten Festungen für Frankreich in Besitz nehmen. An die Spitze des

weimar'schen Kriegsvolks, das mit französischem vermischt wurde, trat der Herzog von Longueville, dem später der Marschall Guébriant folgte.

Auf dem nördlichen Kriegsschauplatze war es in den ersten fünf Monaten des Jahres 1637 zwischen dem in Sachsen stehenden Baner und den kaiserlichen Feldherren Hatzfeld und Götz nur zu unbedeutenden Scharmützeln gekommen. Als Gallas im Juni mit bedeutenden Streitkräften aus Süddeutschland heranrückte, zog sich Baner über die Oder zurück, um sich nach Pommern zu wenden. Hier war am 10. März 1637 der greise Herzog Bogislaw XIV. gestorben, und der Kurfürst von Brandenburg hatte, als der nächstberechtigte Erbe, die Landstände auffordern lassen, ihm die Huldigung zu leisten; der schwedische Gesandte in Stettin hatte jedoch hiergegen Einspruch erhoben und den Landständen jeden Verkehr mit dem Kurfürsten untersagt, da das Land, wie er erklärte, kraft des zwischen Gustav Adolf und dem letzten Fürsten geschlossenen Vertrags der Krone Schweden gehöre. Die Folge davon war der Abschluß eines Vertrags zwischen dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Kaiser, in welchem sich der Erstere verpflichtete, neuntausend Mann zu dem kaiserlichen Heere stoßen zu lassen. Nachdem dies geschehen, drängte Gallas, der inzwischen gleichfalls in Pommern eingerückt, die Schweden bis an die Grenze zurück und besetzte das ganze Herzogthum.

Inzwischen hatte Baner von Richelieu namhafte Hilfsgelder erhalten, die ihn in den Stand gesetzt, durch neue Werbungen seine Streitkräfte bedeutend zu verstärken, und da auch aus Schweden frische Truppen anlangten, sah er sich im Frühjahr 1638 wieder an der Spitze eines Heeres von zwanzigtausend Mann. Da Gallas denselben nur fünfzehntausend Mann entgegen zu stellen hatte, gelang es Baner, ihn aus Pommern zu vertreiben und nach Schlesien und Böhmen zurückzudrängen, in welch letzterem Lande er siegreich bis in die Nähe von Prag vorrückte. Nachdem er hierauf wieder nach Sachsen zurückgekehrt, um die von ihm eroberten und von den Kaiserlichen bedrohten Festungen zu schützen, wobei er das unglückliche Land zum andern Male mit schauerlichen Verwüstungsgräueln heimsuchte, bezog er mit seinem Heere die Winterquartiere in Böhmen. Um sich in dem ruhigen Genusse derselben zu sichern, ließ er die Umgebungen des schwedischen Lagers in einem Umkreis von fünfzehn bis zwanzig Stunden in eine Einöde verwandeln. Bis nach Budweis, Pilsen und an die mährische Grenze schweiften die schwedischen Brandstifter. Oft standen in einer einzigen Nacht an hundert Dörfer und Schlösser in Flammen. Wie vordem in Sachsen, so trat auch hier die Barbarei der friedländischen Schaaren vor den schwedischen Gräueln in den Schatten.

Im folgenden Jahre wurde Baner durch des Kaisers Bruder Leopold Wilhelm, der an Gallas' Stelle getreten, und Piccolomini aus Böhmen vertrieben, worauf er sich, von den Kaiserlichen verfolgt, nach Sachsen und von dort nach Thüringen wandte. Nachdem hier hessische Truppen und ein Theil der französisch-weimarischen Division unter dem Herzog von Longueville zu ihm gestoßen, sah er sich wieder an der Spitze eines Heeres von vierzigtausend Mann; dennoch wagte er nicht, den bei Saalfeld verschanzten Piccolomini anzugreifen, sondern zog sich nach den Wesergegenden zurück, um im Lüneburgischen seine Winterquartiere zu nehmen. Piccolomini, der ihm nachgerückt, brachte durch die Eroberung von Hameln den größten Theil von Niedersachsen wieder unter die Botmäßigkeit des Kaisers und nahm dann seine Winterquartiere im Münster'schen.

Bei der Planlosigkeit, mit welcher der Krieg geführt wurde, waren bedeutende Resultate unmöglich, und so schien der heißersehnte Friede, über welchen schon seit vier Jahren auf das dringende Verwenden Papst Urbans VIII. mit Frankreich und Schweden unterhandelt worden, ohne daß man sich auch nur über die Vorbedingungen hatte einigen können, in immer weitere Ferne gerückt. Ferdinand III. berief daher die Stände des Reiches auf den September 1640 nach Regensburg, um sich mit ihnen über die Mittel zur Herbeiführung eines dauernden, der Würde des Reichs entsprechenden und die Interessen der einzelnen Stände sichernden Friedens zu berathen. Vergebens wies er in eingehender Rede darauf hin, daß ein solcher nur dann zu hoffen sei, wenn der Krieg von Seiten des Reiches mit allem Nachdruck und verstärkter Heeresmacht fortgeführt werde und die Reichsstände dazu die nöthigen Geldmittel bewilligten; — man erklärte ihm, die ausgesogenen Länder könnten keine größeren Lasten tragen, und es werde wohl auch an der vorhandenen Kriegsmacht genug sein. Trotz dieses geringen Entgegenkommens von Seiten der Reichsstände für seine eignen Vorschläge bekundete der Kaiser seinerseits die Aufrichtigkeit seiner Friedensbemühungen dadurch, daß er, dem Drängen der Stände nachgebend, in die von Richelieu geforderte Zulassung der protestantischen Bundesgenossen Frankreichs in Deutschland zu den Friedensunterhandlungen willigte.

Unterdessen hatte Baner den kühnen Entschluß gefaßt, Regensburg zu überfallen und den Kaiser mit allen Reichsständen aufzuheben, und war zu diesem Zwecke im Vereine mit dem Marschall Guébriant, dem neuen Führer der französisch-weimarischen Division, in Eilmärschen durch Thüringen nach der Donau aufgebrochen. Ehe noch dem Reichstag irgend welche Warnung von der ihm drohenden Gefahr hatte zukommen können, stand Baner in der Nähe von Regensburg. Die bestürzten Reichsstände schickten sich zu schleuniger

Abreise an; aber die ruhige Besonnenheit des Kaisers, der entschlossen war, die Stadt nicht zu verlassen, und mit großer Umsicht rasch die nöthigen Vorkehrungen zur Vertheidigung derselben traf, bewog sie zum Bleiben.

Die Gefahr ging indessen schneller vorüber, als man zu hoffen gewagt. Plötzlich eingetretenes Thauwetter löste die Eisdecke der Donau, so daß sie weder trockenen Fußes, noch wegen des starken Eisgangs zu Schiffe passirt werden konnte. Nachdem Baner fünfhundert Kanonenkugeln in die Stadt hatte abschießen lassen, die wenig Schaden angerichtet, zog er sich am 27. Januar 1641 vor den von verschiedenen Seiten heranrückenden Kaiserlichen nach der Oberpfalz zurück, wo Guébriant sich von ihm trennte, um am Rheine die Interessen seines Hofes zu wahren.

Baner selbst setzte, von Piccolomini und dem baierischen General Geleen verfolgt, seinen Rückzug über den Böhmerwald bis nach Sachsen fort, von wo er sich unter steten Kämpfen mit den Kaiserlichen nach Halberstadt wandte. Hier fand er, am 20. Mai 1641, im noch nicht vollendeten fünfundvierzigsten Lebensjahre das Ziel seiner stürmischen Laufbahn. Das Gerücht ging, er sei vergiftet worden, aber Oxenstjerna schrieb an den schwedischen Reichsrath Salvius: „Ich glaube nicht an Gift; aber Excesse im Essen und Trinken sind Gift genug," und Salvius bemerkte mit Bezug auf Baners Kriegführung: „Ich fürchte, Gott hat uns zu strafen beschlossen wegen der ungeheueren Verbrechen, wegen der mehr als barbarischen Schandthaten, die in diesem Kriege ungestraft begangen werden."

Baners Nachfolger war Leonhard Torstenson, einer der tüchtigsten Feldherrn aus Gustav Adolfs Schule, welcher im Oktober 1641 mit Geld und frischen Truppen aus Schweden in Stralsund landete und der nach Baners Tod in dem schwedischen Heere eingerissenen Anarchie ein rasches Ende machte. Obwohl von schwächlichem Körperbau und in so hohem Grade gichtleidend, daß er sich meistens in einer Sänfte tragen lassen mußte, setzte er seine Gegner durch seine Unermüdlichkeit und die Schnelligkeit seiner kriegerischen Bewegungen in Staunen, durch welche er noch einmal das Kriegsglück an die schwedischen Waffen zu fesseln wußte. Sehr zu Statten kam ihm dabei der Umstand, daß der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der Sohn und Nachfolger des am 20. November 1640 zu Königsberg verstorbenen Kurfürsten Georg Wilhelm, am 14. Juli 1641 mit den Schweden einen Waffenstillstand geschlossen hatte, der denselben so große Vergünstigungen einräumte, daß er einem Bruche mit Kaiser und Reich gleich kam.

Nachdem Torstenson für den Winter seine Truppen in das Braunschweigische eingelagert, brach er im März 1642 nach den kaiserlichen Erblanden auf. Da Sachsen durch den Vandalismus

Bauers in eine Einöde verwandelt worden, nahm Torstenson seinen Weg nach Schlesien durch die Marken, eroberte, nachdem er am 24. März bei Werben über die Elbe gegangen und über Luckau in Schlesien eingedrungen, innerhalb vier Wochen Glogau, Jauer, Strigau und Schweidnitz, vor dessen Mauern der zum Entsatze der Stadt herbeigeeilte Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg in einem blutigen Treffen tödtlich verwundet wurde, drängte die Kaiserlichen nach Mähren zurück und eroberte am 4. Juni Olmütz, von wo er Streifpatrouillen bis in die Nähe von Wien entsandte.

Da ihn der geschwächte Zustand seines durch Hunger und Krankheiten heimgesuchten Heeres an weiterem Vordringen hinderte, zog er sich, von dem Erzherzog Leopold Wilhelm und Piccolomini verfolgt, durch Schlesien und die Oberlausitz nach Sachsen zurück, wo er, durch eine schwedische Division unter Königsmark verstärkt, in der Ebene von Leipzig Stellung nahm, um das heranziehende kaiserliche Heer zu erwarten. Hier kam es am 2. November 1642 zu einer zweiten Schlacht von Breitenfeld. Nach einem mehrstündigen heißen Ringen, in welchem der Erzherzog Leopold Wilhelm die glänzendsten Proben todesmuthiger Tapferkeit ablegte, entschied die Pflichtvergessenheit der Ungarn und Kroaten, die sich zur Flucht wandten, den Sieg der Schweden. Mit einem Verluste von zehntausend Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen und unter Zurücklassung von vierzig Geschützen und hundertfünfzig Fahnen und Standarten mußten die Kaiserlichen den Rückzug nach Böhmen antreten. Hier legte der Erzherzog, nachdem er über die feigen Ausreißer ein strenges Kriegsgericht gehalten, den Oberbefehl nieder, der hierauf wieder an Gallas überging.

Nachdem Torstenson am 8. Dezember 1642 die Uebergabe von Leipzig erzwungen und hierauf Sachsen mit schweren Brandschatzungen heimgesucht, brach er zur Belagerung von Freiberg auf, die am 28. Dezember eröffnet wurde, aber zu keinem Ziele führte. Als Piccolomini im Februar 1643 zum Entsatze dieser wichtigen Festung herbeieilte, mußte sich Torstenson mit einem Verluste von sechstausend Mann zurückziehen, worauf er seine Truppen in den Elbgegenden die Winterquartiere nehmen ließ.

Den Feldzug des Jahres 1643 eröffnete Torstenson mit einem Einfalle in Böhmen und Mähren, und während er in dem letzteren Lande bei Dobitschau ein so vortheilhaftes Lager bezog, daß ihm alle Hilfsquellen des Landes zu Gebote standen und er seine Reiterei zum anderen Male bis in die Nähe von Wien streifen lassen konnte, sandte er den General Königsmark nach Franken, das von demselben mit schweren Brandschatzungen heimgesucht wurde.

Inzwischen hatte die schwedische Regierung die Gewißheit erlangt, daß der König Christian IV. von Dänemark, der sich längst

eifrig bemüht hatte, den Frieden zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln, um die Festsetzung der Schweden in Deutschland zu verhindern, Anstalten treffe, diesen Zweck mit bewaffneter Hand zu verfolgen. Oxenstjerna beschloß daher, den Plänen des Dänenkönigs durch einen Einfall in dessen Land zuvorzukommen, und berief zu diesem Ende im September 1643 Torstenson aus Mähren zurück. Dieser brach sogleich nach dem Norden auf und rückte, den Generallieutenant Gallas, der an der Oder neue Streitkräfte gesammelt, durch unaufhörliche Kreuz- und Querzüge täuschend, durch Schlesien und Brandenburg gegen Holstein vor, über welches sich alsbald seine Schaaren wie ein reißender Strom ergossen. Nachdem sämmtliche Festungen des nur schwach besetzten Landes in seine Hände gefallen, drang er durch Schleswig in Jütland ein, und innerhalb weniger Wochen war das ganze dänische Festland in seinem Besitze. Während sich seine Schaaren in guten Winterquartieren von ihren Anstrengungen vollständig erholten, rückte eine zweite schwedische Armee unter dem Feldmarschall Horn in Schonen ein, um die Dänen von der Herrschaft über den Sund auszuschließen, und besetzte im Februar 1644 Helsingborg und Landskrona.

Da die Hauptmacht der Dänen in ihrer zahlreichen und wohlgeübten Flotte lag, bot Oxenstjerna Alles auf, um die schwedische Seemacht zu verstärken, und nachdem ihm dies gelungen, begann im Mai 1644 der Krieg auch zur See. Am 1. Juli kam es bei der Insel Femern zu einem zehnstündigen hitzigen Treffen. Während der siebzigjährige Christian IV., am Hauptmaste des Admiralsschiffes stehend, die Schlacht leitete, fuhren ihm die Splitter eines zerschossenen Brettes ins Gesicht und beraubten ihn des rechten Auges; dennoch blieb er auf seinem Platze, bis er die Schweden zum Rückzug in den Kieler Meerbusen gezwungen.

Die Fortschritte der Schweden im Kampfe gegen Dänemark bewogen den Kaiser, Christian IV. den Grafen Gallas mit zwölftausend Mann zu Hilfe zu schicken. Nachdem derselbe in Holstein eingedrungen war und Kiel besetzt hatte, hoffte er, im Vereine mit dem dänischen Heere die Schweden in Jütland einschließen zu können; allein Torstenson, der bereits alle Anstalten zu einem Angriff auf die dänischen Inseln getroffen, entkam durch einen unbesetzten Paß, drängte den an Kriegstüchtigkeit ihm nicht gewachsenen Gallas aus einer Stellung in die andere zurück, schlug bei Jüterbock die kaiserliche Reiterei, die nach Schlesien zu entkommen suchte, und zersprengte hierauf auch das kaiserliche Fußvolk. Nur mit einigen tausend Mann kehrte Gallas nach Böhmen zurück.

Der schwedisch-dänische Krieg wurde am 13. August 1645 durch den Frieden von Brömsebro beendigt, in welchem Schweden unbedingte Zollfreiheit im Sunde und in den Belten, sowie die

norwegischen Provinzen Jämteland und Herjedalen und die Inseln Gothland und Oesel erhielt.

Unterdessen hatten die kaiserlichen Generale Hatzfeld und Götz ein neues Heer von sechzehntausend Mann zusammengebracht, mit welchem sie in Verbindung mit dem baierischen Heere unter Johann von Werth, der im Jahre 1642 gegen den schwedischen Feldmarschall Horn ausgewechselt worden, in Böhmen einrückten. Hier stießen sie am 5. März 1645 bei Jankau auf das schwedische Heer von achtzehntausend Mann, mit welchem Torstenson nach Mähren durchzudringen gedachte. Es entspann sich ein blutiges Gefecht, in welchem die Schweden nach achtstündigem heißen Ringen trotz der heldenmüthigen Ausdauer der Kaiserlichen Sieger blieben. Viertausend Oesterreicher, unter ihnen der General Götz, lagen todt auf der Wahlstätte, und Hatzfeld selbst mußte sich mit dreitausend Mann gefangen geben. Daneben fielen sämmtliche Geschütze nebst siebenundsiebzig Fahnen und Standarten der Kaiserlichen in die Hände der Schweden.

Der Sieg bei Jankau eröffnete dem schwedischen Feldherrn alle österreichischen Reichslande. Nachdem er in raschem Siegeslaufe Mähren durchzogen, stand er am 19. März in der Nähe der österreichischen Hauptstadt, aus welcher der Kaiser mit dem ganzen Hofe und vielen der ersten Familien Wiens nach Gratz entflohen war. Die Kaiserstadt schien verloren; denn auch der Fürst Georg Ragoczy von Siebenbürgen, Bethlen Gabors Nachfolger, der, durch Frankreich zu einem feindlichen Vorgehen gegen den Kaiser gewonnen, bereits im Sommer 1644 mit gewaltiger Heeresmacht Ungarn überschwemmt und zum großen Theil erobert hatte, rückte zur Verstärkung Torstensons heran. Seine verzögerte Ankunft rettete die Kaiserstadt. Da es dem schwedischen Feldherrn an den nöthigen Fahrzeugen zum Uebersetzen über die Donau fehlte, zog er vor, nach Mähren zurückzukehren, um dort einstweilen Brünn zu belagern, und erst nach seiner Vereinigung mit Ragoczy zur Belagerung von Wien zu schreiten. Vor seinem Abzug ließ er die ganze Gegend verwüsten und alle Dörfer, durch welche der Rückzug führte, in Flammen aufgehen.

Indessen zog sich die Belagerung von Brünn in die Länge, und da die Schaaren Ragoczy's, statt die Schweden in ihrem Unternehmen zu unterstützen, raubend und plündernd das Land durchzogen und dadurch den im schwedischen Lager herrschenden Mangel erhöhten, überdies auch pestartige Krankheiten, von den Siebenbürgern eingeschleppt, die schwedischen Truppen decimirten, entschloß sich Torstenson, auf die Nachricht, daß Ragoczy mit dem Kaiser Frieden geschlossen, die Belagerung von Brünn aufzuheben und mit seinem auf zehntausend Mann zusammengeschmolzenen Heere

nach Böhmen zurückzukehren. Hier legte er, nachdem er im Dezember Leitmeritz erobert, von Krankheit erschöpft und voll Unmuth über den Friedenschluß Ragoczy's, den Feldherrnstab nieder. Sein Nachfolger wurde der von ihm empfohlene Gustav Wrangel.

Unterdessen hatte sich der Kurfürst von Sachsen, mit Rücksicht auf die wachsende Noth seines Landes, das seit dem Prager Frieden fast unausgesetzt der Schauplatz schauerlicher Verwüstungsgräuel gewesen, sowie auf die gänzliche Erschöpfung des Kaisers, nach langem Zögern und mit großem Widerstreben entschlossen, den ihm von den Schweden angebotenen oder vielmehr von ihnen gebieterisch verlangten Waffenstillstand anzunehmen. Derselbe kam am 27. August zu Ketzschenbroda auf sechs Monate zum Abschluß, wurde jedoch später auf die ganze Dauer des Krieges ausgedehnt.

Am Rheine hatten inzwischen die Franzosen nach dem Tode Bernhards von Weimar den Krieg auf eigene Hand fortgesetzt; doch war es zwischen dem französischen Oberbefehlshaber Guébriant und den Kaiserlichen in den Jahren 1640—1642 nur zu unbedeutenden Gefechten gekommen, die keinerlei dauernde Folgen gehabt. — Am 4. Dezember 1642 starb Richelieu; sein Tod führte jedoch weder in der Politik Frankreichs noch in Beziehung auf dessen Eifer für die Kriegführung in Deutschland irgend welche Aenderung herbei; denn sein Nachfolger, der von ihm empfohlene und in seiner Schule ausgebildete Kardinal Mazarin, trat ganz in die Fußstapfen seines Vorgängers. Auch der Tod des schwachen Ludwig XIII., der am 14. Mai 1643 ins Grab sank, äußerte keinerlei Einfluß auf den Gang der europäischen Angelegenheiten, da die verwittwete Königin Anna, die älteste Tochter des Königs Philipp III. von Spanien — von den Franzosen Anne d'Autriche genannt — die für ihren fünfjährigen Sohn Ludwig XIV. die Regentschaft führte, sich mit der Würde ihrer Stellung begnügte und die Leitung der Staatsgeschäfte ganz dem thatkräftigen Mazarin überließ.

Nachdem Guébriant im Sommer 1643 die längst erbetene Verstärkung erhalten, brach er zur Belagerung von Rothweil auf, das am 18. November genommen wurde. Nur wenige Tage später, am 23. November starb Guébriant in seinem Lager bei Tuttlingen an den Folgen einer bei der Belagerung von Rothweil erhaltenen Schußwunde. Am nächsten Tage wurde das französische Heer ebendaselbst von den Baiern unter Johann von Werth und dem kriegstüchtigen Franz von Mercy, einem Lothringer, überfallen und vollständig aufgerieben. Dreitausend Franzosen bedeckten todt oder verwundet die Wahlstätte; siebentausend, unter ihnen fünf Feldmarschälle und hundertachtzig andere Offiziere, waren mit dem gesammten französischen Geschütz den Siegern in die Hände gefallen.

Um die Scharte auszuwetzen, welche die französischen Waffen bei Tuttlingen erlitten hatten, sandte Mazarin den Marschall Turenne und den jungen Herzog Ludwig von Enghien, den Sohn des Prinzen Heinrich II. von Condé — den nachmaligen „großen Condé" — mit neuen Truppen über den Rhein. Der nächste Schauplatz ihrer kriegerischen Operationen waren die Pässe des Schwarzwaldes, die von den Baiern unter Mercy besetzt waren. Dieser hatte, nachdem er am 7. Juli 1644 das im Besitze der Franzosen befindliche Freiburg zur Kapitulation gezwungen, vor den Mauern dieser Stadt ein verschanztes Lager bezogen, das auf der einen Seite durch einen hohen Gebirgszug, auf der andern durch Wald und Sumpf gedeckt und in der Fronte, in welcher es allein angegriffen werden konnte, mit wohlbewehrten Verschanzungen und zahlreichen Verhauen versehen war.

Um Freiburg wieder zu erobern, unternahmen Turenne und Enghien am 4. August einen Angriff auf das baierische Lager, und die Franzosen verrichteten, angefeuert durch das heldenmüthige Beispiel ihrer Führer, Wunder der Tapferkeit; dennoch war Nichts entschieden, als die einbrechende Nacht dem mörderischen Kampfe ein Ende machte. Am 7. August wurde der Kampf erneuert; doch erst am 9. gelang es dem ungestümen Vordringen der Franzosen, die Baiern zum Weichen zu bringen. In voller Ordnung und unter beständigen Ausfällen gegen den nachsetzenden Feind traten sie den Rückzug an; doch mußten sie den größten Theil ihrer Geschütze in ihren Verschanzungen zurücklassen.

Mit dem Tage von Freiburg war die Siegesbahn der Franzosen am Rheine eröffnet. Ohne sich mit der Wiedereroberung Freiburgs aufzuhalten, dessen Besitz nicht entscheidend in die Wagschale fiel, zogen Turenne und Enghien rheinabwärts, und während der Letztere Mannheim, Speier und Philippsburg eroberte, besetzte der Erstere Worms, Oppenheim, Mainz und Landau. Mercy und Werth suchten ihnen zwar die errungenen Vortheile streitig zu machen, und Alles schien sich für sie am Rheine zu einer glücklichen Herbstcampagne anzulassen, als die Nachricht von dem verhängnißvollen Rückzug der Kaiserlichen unter Gallas aus Holstein sie nöthigte, von der weiteren Bekämpfung der Franzosen abzustehen, um sich nicht im Rücken gegen die vordringende schwedische Hauptmacht unter Torstenson blos zu stellen. Während sie ihre Winterquartiere in Schwaben und Franken nahmen, schlugen die Franzosen die ihrigen im Elsaß auf.

Im folgenden Jahre suchte Turenne tiefer in Deutschland einzudringen, um Torstenson die Hand zu reichen, und es gelang ihm in der That, Stuttgart, Rottenburg und Mergentheim einzunehmen; in der Nähe der letzteren Stadt wurde er jedoch am 5. Mai

Digitized by Google

1645 von den Baiern überfallen und erlitt, hauptsächlich durch die raschen Flankenbewegungen Johanns von Werth, eine Niederlage, bei welcher zweitausendfünfhundert Franzosen verwundet oder getödtet und zweitausend gefangen genommen wurden und alles französische Geschütz und Gepäck den Siegern in die Hände fiel.

Von Mercy verfolgt, zog sich Turenne nach Hessen-Kassel zurück, von wo er, nachdem zuerst hessische und schwedische Truppen, dann auch Enghien mit seinem Korps zu ihm gestoßen, den einer solchen Uebermacht nicht mehr gewachsenen baierischen Feldherrn bis in die Nähe von Nördlingen zurückdrängte. Hier kam es am 3. August 1645 bei dem Dorfe Allersheim zu einer der blutigsten Schlachten des ganzen Krieges. Obgleich das französische Heer zweitausend Mann mehr zählte, als das inzwischen durch das Korps Johanns von Werth verstärkte baierische, zögerte Turenne, mit Rücksicht auf die treffliche Stellung, in welcher Mercy sich verschanzt hatte, zum Angriff zu schreiten; Enghien bestand jedoch darauf, daß dem Feind eine Schlacht geliefert werden müsse, für welche er sich das allgemeine Kommando vorbehielt. Lange schwankte der Kampf, in welchem beide Theile in bewunderungswürdiger Todesverachtung wetteiferten, unentschieden hin und her, bis es endlich, nachdem der baierische Heerführer gefallen, der ungestümen Tapferkeit Enghiens, der rücksichtslos ein Regiment nach dem anderen dem sicheren Tode entgegenführte, gelang, den Sieg zu seinen Fahnen herüber zu ziehen. Johann von Werth, der vergeblich Alles aufgeboten, um der Retter des Tages zu werden, sicherte dem geschlagenen baierischen Heere einen geordneten Rückzug nach Donauwörth. Den französischen Feldherren, die über sechstausend Todte auf dem Schlachtfelde zurückließen, gestattete der geschwächte Zustand ihres Heeres nicht, ihn zu verfolgen. Nachdem sie Nördlingen durch eine Kriegslist genommen, führten sie ihre Truppen in die elsässischen Winterquartiere.

Nach den mit Schweden getroffenen Vereinbarungen sollte sich das französische Heer im Mai 1646 in den unteren Rheingegenden mit dem schwedischen unter Wrangel vereinigen, um gemeinsam gegen Baiern vorzugehen; in Folge des verspäteten Eintreffens Turenne's fand jedoch die Vereinigung beider Heere erst Mitte Juli und zwar bei Gießen statt. Unverzüglich überschritten sie den Main bei Aschaffenburg und rückten durch Schwaben gegen Baiern vor. Nach einer mehrwöchentlichen vergeblichen Belagerung von Augsburg, die bei dem Herauziehen des unermüdlichen Johann von Werth rasch aufgehoben wurde, drangen sie in das Innere Baierns ein und verwüsteten das Land auf eine schreckenerregende Weise. Zwischen dem Lech und der Isar entgingen nur wenige Städte der Zer-

störung; alle Dörfer, in denen die verwilderten Schaaren Rast gehalten, wurden bei ihrem Abzug eingeäschert.

Auf die Kunde von dem Heranziehen eines kaiserlichen Heeres unter dem Erzherzog Leopold Wilhelm wollte Wrangel gegen den Inn vorrücken, um die Geißel der Verwüstung auch über die östlichen Gegenden Baierns zu schwingen und dann den Krieg in die österreichischen Erblande zu tragen; allein Mazarin, der seit längerer Zeit eifrig bemüht gewesen, den Kurfürsten Maximilian zu einem Neutralitätsvertrag zu bewegen, glaubte diesem Ziele nahe zu sein und hatte daher Turenne den Befehl ertheilt, über den Lech zurückzugehen, um die in Aussicht stehende Verständigung mit Maximilian nicht wieder zweifelhaft zu machen, und da Wrangel sich nicht stark genug fühlte, den beabsichtigten Zug allein auszuführen, mußte er sich dem Rückzug seines Waffengefährten anschließen.

In der That kam am 14. März 1647, nachdem es Mazarin gelungen, dem Kurfürsten von Baiern die Ueberzeugung beizubringen, daß Ferdinand III. dem Frieden entgegen sei, weil Spanien denselben nicht wolle, und daß Maximilians Rücktritt von dem Bündniß mit dem Kaiser nicht nur das einzige Mittel, sein Land vor dem Verderben zu bewahren, sondern auch der sicherste Weg zum Frieden sei, zu Ulm ein Waffenstillstand Baierns mit Frankreich und Schweden zu Stande, in welchen auch Maximilians Bruder, der Kurfürst Ferdinand von Köln, eingeschlossen wurde. Bald mußte jedoch Maximilian die Erfahrung machen, daß die eingetretene Waffenruhe nur den Feinden des Reiches zu Gute kam, das Friedenswerk aber durch dieselbe in keiner Weise gefördert wurde, indem Frankreich und Schweden, auf den Abfall Baierns von dem Kaiser gestützt, bei den im Jahre 1643 in Münster und Osnabrück eröffneten Friedensunterhandlungen Bedingungen vorschrieben, die auf die vollständige Vernichtung des Reichsbestandes zielten. Er kündigte daher am 14. September den geschlossenen Waffenstillstand und ließ sofort dreizehn Regimenter unter dem General Grousfeld zur Vereinigung mit dem kaiserlichen Heere, das seit dem am 25. April 1647 erfolgten Tode des Grafen Gallas unter dem Oberbefehle des früheren Hessen-Kassel'schen Obersten Melander von Holzapfel stand, nach Böhmen abgehen, wohin Wrangel nach der Abberufung Turenne's aus Baiern den Krieg getragen.

Unterdessen hatte Wrangel, auf die Kunde von der Rückkehr Baierns zu dem Bündniß mit dem Kaiser, Böhmen verlassen und sich über Meißen nach der Saale gewandt. Von hier rückte er, von Melander verfolgt, nach Niedersachsen vor, um sich im folgenden Frühjahr wieder mit Turenne zu einem zweiten Einfall in Baiern zu vereinigen.

Nachdem diese Vereinigung am 23. März 1648 bei Gemün-

den in Unterfranken zu Stande gekommen, brachen beide Feldherren aufs Neue gegen die Donau auf. Um ihnen den Weg in das baierische Gebiet zu versperren, hatten Melander und Gronsfeld bei Zusmarshausen eine feste Stellung genommen, und hier kam es am 27. Mai zu einer letzten blutigen Schlacht, in welcher der kriegstüchtige Melander, der mit Rücksicht auf die Ueberlegenheit des Feindes einem Treffen auszuweichen gesucht, den Tod fand und der Sieg den Franzosen und Schweden verblieb.

Noch einmal suchte Gronsfeld, der das geschlagene baierische Heer nach Augsburg geführt, in der Nähe von Rain dem Feinde den Uebergang über den Lech zu wehren; er mußte sich jedoch vor der Uebermacht desselben zurückziehen, und zum andern Male ergossen sich, während der Kurfürst Maximilian von München nach Salzburg floh, die französisch-schwedischen Schaaren über das wehrlose Baiern, um durch Verwüstungsgräuel, die alles übertreffen zu sollen schienen, was der furchtbare Krieg bis dahin Schaudererregendes in seinem Gefolge gehabt, an dem Kurfürsten den Bruch des Waffenstillstandes zu rächen. Schon waren sie bis zum Inn vorgedrungen, und zum anderen Male schwebten die österreichischen Erbländer in der äußersten Gefahr; aber alle Bemühungen Wrangels, den durch anhaltende Regengüsse angeschwemmten Strom zu überbrücken, scheiterten an der Heftigkeit der wilden Wasserfluth. Noch einmal sah sich das unglückliche Baiern durch die zur Umkehr genöthigten Franzosen und Schweden von einer schreckenvollen Verheerung heimgesucht, bis endlich Piccolomini, den Ferdinand III. aus den Niederlanden zurückgerufen, mit einem Heere von achtzehntausend Mann in Baiern eintraf und im Vereine mit Johann von Werth die französischen und schwedischen Raubschaaren bis zum Lech zurücktrieb.

Im Begriff, sie über diesen Fluß hinaus zu verfolgen, erhielt Piccolomini die Nachricht, daß der schwedische General Königsmark, der nach der Schlacht bei Zusmarshausen einen Streifzug nach Böhmen unternommen, sich mit Hilfe eines böhmischen Ueberläufers, des früheren kaiserlichen Oberstlieutenants Odowalski, der kleinen Seite von Prag bemächtigt habe. Diese Nachricht bewog ihn, sofort nach der Oberpfalz aufzubrechen, um der böhmischen Hauptstadt zu Hilfe zu eilen; doch noch ehe er die böhmische Grenze erreicht, hatte die Kunde von der erfolgten Unterzeichnung des Friedens der Belagerung der Prager Altstadt durch die Schweden ein Ende gemacht. So fand der verhängnißvolle Krieg, der ein ganzes Menschenalter hindurch in den deutschen Gauen gewüthet, sein lang ersehntes Ende an der nämlichen Stelle, an welcher er begonnen.

Der westfälische Friede.

(24. Oktober 1648.)

Nach den am 25. Dezember 1641 zu Hamburg von den Vertretern des Kaisers, des Königs von Frankreich und der Königin von Schweden vereinbarten Präliminarien sollten die eigentlichen Friedensunterhandlungen zu Münster und Osnabrück, an dem ersteren Orte mit Frankreich, an dem letzteren mit Schweden, geführt werden und am 25. März 1642 beginnen; aber die Ratifikation der Präliminarien stieß auf so viele Schwierigkeiten, die meist in kleinlichen Etikettenfragen ihren Grund hatten, daß die Eröffnung der Friedenskonferenz auf den 11. Juli 1643 verschoben werden mußte.

Die kaiserlichen Gesandten, für Münster der Graf Ludwig von Nassau und der Reichshofrath Crane, für Osnabrück der Graf von Auersperg und der Kammerpräsident Dr. Isaak Volmar, fanden sich rechtzeitig an ihren Bestimmungsorten ein, und bald darauf erschien auch der päpstliche Nuntius; dagegen ließen die spanischen Abgeordneten und der venetianische Botschafter bis zum Oktober und November, die schwedischen Gesandten, Johann Oxenstjerna, der Sohn des Reichskanzlers, und der Reichsrath Adler Salvius, bis zum Dezember und die französischen, der Graf d'Avaux und Servien, sogar bis zum April des folgenden Jahres auf sich warten. Die Letzteren, die mit außerordentlichem Pompe erschienen, gaben sogleich durch ihr Bestreben, bei allen öffentlichen Gelegenheiten, Einzügen, Auffahrten u. dgl., nach den kaiserlichen Gesandten die erste Rolle zu spielen, Anlaß zu den ärgerlichsten Rangstreitigkeiten, vor welchen der eigentliche Zweck der Konferenz in den Hintergrund treten mußte. Auch die weitläufigen Verhandlungen über Ceremoniel, Titel, Sitz und andere Nebendinge, auf welche an den damaligen Höfen ein bis ins Lächerliche gesteigertes Gewicht gelegt wurde, zogen sich durch viele Monate hin und gaben Veranlassung zu mannigfaltigen Konflikten. Niemand freute sich darüber mehr, als die französischen Gesandten, weil durch diesen ceremoniellen Hader nicht nur der Beginn der eigentlichen Unterhandlungen und damit zugleich der Abschluß des definitiven Friedens in immer weitere Ferne gerückt, sondern ihnen auch Gelegenheit geboten wurde, durch die Bearbeitung der deutschen Reichsstände im Sinne der französischen Politik ihren Zusammenhang mit dem Kaiser mehr und mehr zu lockern und dadurch die ohnehin schwer geschädigte Einheit des deutschen Reiches vollständig zu untergraben.

Um die Friedensunterhandlungen in die Länge zu ziehen und zugleich dem Kaiser größere Schwierigkeiten zu bereiten, verlangten

die französischen und schwedischen Gesandten, daß alle deutschen Reichsstände zur Wahrung ihrer Interessen durch Abgeordnete bei den Unterhandlungen vertreten seien. Vergebens stellten ihnen die kaiserlichen Botschafter vor, daß dadurch ein abermaliger Zeitverlust verursacht und das ganze Friedenswerk nur noch mehr gehemmt werden würde. Da es gerade das war, was sie wünschten, beharrten sie auf ihrer Forderung, und der Kaiser mußte, wollte er nicht das ganze Friedenswerk in Frage gestellt sehen, seine Zustimmung zu derselben geben. Die deutschen Reichsstände sandten hierauf ihre Bevollmächtigten theils nach Münster, theils nach Osnabrück, je nachdem sie sich größere Vortheile von der französischen oder von der schwedischen Befürwortung ihrer Interessen versprachen.

Obgleich die beiden fremden Mächte stets behauptet hatten, daß sie den Krieg nur im Interesse „unterdrückter deutscher Reichsstände“ und zur „Rettung der deutschen Freiheit“ führten, drangen sie, indem sie am 11. Januar 1645 den kaiserlichen Gesandten einen allgemeinen Friedensentwurf überreichten, der besonders auf die Schwächung des Reiches und der kaiserlichen Autorität durch eine erhöhte Selbstständigkeit der Reichsstände zielte, vor Allem auf die Zuerkennung der von ihnen in Anspruch genommenen Entschädigungen. Frankreich verlangte, außer der völligen Hoheit über die schon seit dem Jahre 1552 in seinem Besitze befindlichen lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun, die Abtretung des Elsasses, soweit dasselbe durch Bernhard von Weimar in französischen Besitz gekommen, des Sundgaues und Breisgaues und der vier schwäbischen Waldstädte Rheinfelden, Säckingen, Laufingen und Waldshut, sowie der wichtigen Festung Breisach, und das Besatzungsrecht in der bischöflich speierischen Stadt Philippsburg; Schweden forderte ganz Pommern und Schlesien, die Stadt Wismar mit ihrem Gebiete und die Bisthümer Bremen und Verden als weltliche Herzogthümer.

Da sich die Stellvertreter des Kaisers den Schwierigkeiten der Lage und besonders den Ränken der französischen Gesandten nicht gewachsen zeigten, übertrug der kaiserliche Hof im November 1645 die obere Leitung der Unterhandlungen dem Grafen v. Trautmannsdorf, einem ebenso gewandten Diplomaten als klugen, einsichtsvollen und gemäßigten Staatsmanne. Dieser suchte anfangs die Schweden durch die weitgehendsten Zugeständnisse von Frankreich zu trennen; da sie jedoch auf allen ihren Forderungen bestanden, näherte er sich Frankreich und zeigte sich geneigt, auf dessen Entschädigungsforderungen, soweit sie österreichische Gebiete betrafen, einzugehen, wenn der französische Hof dagegen von einer Unterstützung der schwedischen Forderungen abstehe. Da Mazarin dazu bereit war, kam es zu einem Abkommen mit Frankreich, nach wel-

chem demselben alle seine Gebietsforderungen mit Ausnahme des Breisgaues und der schwäbischen Waldstädte zugestanden wurden, gegen die Verpflichtung, an den Erzherzog Ferdinand Karl, den bisherigen Besitzer des Elsasses, eine Entschädigungssumme von drei Millionen Livres zu zahlen und die elsässischen Reichsstädte, insbesondere das wichtige Straßburg, in ihrer bisherigen Freiheit und in ihrem Verhältniß zum deutschen Reiche zu belassen.

Die von ihren französischen Bundesgenossen im Stiche gelassenen Schweden sahen sich genöthigt, nicht nur auf Schlesien, sondern selbst auf den größten Theil von Hinterpommern Verzicht zu leisten und sich mit Vorpommern, der hinterpommerischen Stadt Stettin, den Inseln Usedom, Wollin und Rügen, der Stadt Wismar, den Bisthümern Bremen und Verden und einer Entschädigungssumme von fünf Millionen Thalern zu begnügen. Während die an Frankreich abgetretenen Gebiete von dem Reiche losgetrennt wurden, erkannte die Königin von Schweden die Lehenshoheit des Reichs über die ihr überlassenen Gebiete an und trat für dieselben in das Verhältniß eines deutschen Reichsfürsten.

Da der Kurfürst von Brandenburg, der nächstberechtigte Erbe des pommerischen Herzogshauses, durch die Abtretung von Vorpommern an Schweden in seinen Erbansprüchen verkürzt worden, wurde die Nothwendigkeit einer Entschädigung für denselben anerkannt, und in Ermangelung eines anderen Auskunftsmittels entschädigte man ihn durch die Zuweisung geistlicher Güter, welche in weltliche Fürstenthümer umgewandelt, oder, wie man sich damals zum ersten Male ausdrückte, säkularisirt wurden. So erhielt Brandenburg, als Ersatz für Vorpommern, das Erzbisthum Magdeburg, sowie die Bisthümer Halberstadt, Minden und Camin als weltliche Erbfürstenthümer; doch sollte die Besitznahme von Magdeburg und Halberstadt erst nach dem Ableben ihrer derzeitigen Inhaber, des sächsischen Prinzen August und des Erzherzogs Leopold Wilhelm stattfinden. In der gleichen Weise wurde Mecklenburg für das abgetretene Wismar durch die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg entschädigt. Sogar Hessen-Kassel, das gar Nichts abgetreten hatte und daher auch zu keinerlei Entschädigungsansprüchen berechtigt war, erhielt, auf das Verwenden der französischen Gesandten, die der für ihren minderjährigen Sohn regierenden Landgräfin Amalie, einer französisch gebildeten Dame, ihre besondere Gunst zugewandt, die reiche Abtei Hersfeld nebst vier schaumburgischen Aemtern, sowie für die aufgewandten Kriegskosten eine Entschädigung von sechsmalhunderttausend Thalern, welche Köln, Münster, Paderborn und Fulda aufzubringen hatten. Da das Haus Braunschweig-Lüneburg auf mehrere der säkularisirten Stifter Ansprüche zu haben glaubte, wurde die seltsame Bestimmung getroffen, daß dasselbe in

der Besetzung des Bisthums Osnabrück mit dem Domkapitel alterniren und folglich in demselben immer ein katholischer Bischof mit einem braunschweigischen Prinzen abwechseln solle.

Bezüglich der von Frankreich und Schweden verlangten Restauration derjenigen Stände, die wegen ihrer Betheiligung an dem Kriege gegen den Kaiser in ihren Rechten und Besitzungen geschmälert worden, willigte Ferdinand III., unter Ertheilung einer allgemeinen Amnestie, in eine Wiederherstellung in den Stand vom Jahre 1618. Nur für das kurpfälzische Haus wurde insofern eine Ausnahme gemacht, als die an Baiern übergegangene Oberpfalz bei diesem Hause verbleiben und der Pfalzgraf Karl Ludwig, der Sohn des geächteten Friedrich V., nur die Rheinpfalz zurückerhalten sollte. Da auch die pfälzische Kurwürde bei Baiern verblieb, wurde für das pfälzische Haus eine achte Kurwürde errichtet, an welche man später, um sie den übrigen gleichzustellen, das Erzschatzmeisteramt knüpfte.

Die von den protestantischen Ständen erhobene Forderung, daß die zugestandene Zurückführung der Reichsverhältnisse auf den Stand von 1618 auch auf die österreichischen Erblande ausgedehnt werde und der Kaiser den Majestätsbrief, sowie die Privilegien des Adels in Böhmen, Schlesien und Oesterreich, vor Allem das Jus reformandi der Großen, wiederherstelle, wurde von dem Grafen Trautmannsdorf mit der Erklärung zurückgewiesen: sein Herr werde sich eher Krone und Scepter, Land und Leute, ja das Leben selbst nehmen lassen, als in solche unerhörte Forderungen willigen, und da die Schweden sich durch eine Summe von sechsmalhunderttausend Thalern die Unterstützung dieser Forderung abkaufen ließen, mußte sie von den protestantischen Ständen aufgegeben werden. Dagegen bewilligte der Kaiser den vertriebenen österreichischen Großen straffreie Rückkehr in ihre Heimath, unter der Bedingung der Unterwerfung unter die bestehenden Gesetze.

Die größte Schwierigkeit bot die Ordnung der Religionsangelegenheiten dar; denn während die katholischen Stände mit aller Entschiedenheit an den Bürgschaften ihres im Laufe der Zeit schon genugsam geschmälerten Besitzstandes festhielten, begnügten sich die Protestanten nicht damit, dem Restitutionsedikte jede Anerkennung zu verweigern, sondern waren eifrig bemüht, Alles zu beseitigen, was für die Zukunft der Verbreitung der neuen Lehre hinderlich sein könne. Endlich einigte man sich auf den Vorschlag des kursächsischen Gesandten dahin, daß ebensowohl für den Besitz geistlicher Güter, als auch für den Religionszustand das Jahr 1624 als Normaljahr gelten solle. Wer am 1. Januar 1624 im Besitze eines Stiftes oder eines andern kirchlichen Gutes gewesen, gleichviel, ob mit Recht oder mit Unrecht, sollte dasselbe auch für

die Zukunft behalten. Dagegen sollte künftighin der Uebertritt des Inhabers eines kirchlichen Beneficiums zu einer andern Religionsgenossenschaft den Verlust desselben nach sich ziehen und somit der Besitzstand beider Kirchen ein- für allemal derselbe bleiben. Das Reformationsrecht der Fürsten wurde aufrecht erhalten, jedoch mit der Beschränkung, daß auch hier das Jahr 1624 als Normaljahr gelten und demgemäß denjenigen katholischen oder protestantischen Unterthanen einer Obrigkeit von anderer Religion, welche in dem genannten Jahre öffentlichen oder Privat-Gottesdienst gehabt hätten, die Berechtigung zu demselben verbleiben solle. Bezüglich der übrigen andersgläubigen Unterthanen blieb es dem Landesherrn anheim gegeben, ob er sie dulden wolle oder nicht. In dem ersteren Falle durften sie in ihrer Hausandacht nicht gestört werden; in dem letzteren sollte ihnen das Recht der Auswanderung zustehen, zu welcher sie auch von dem Landesherrn gezwungen werden konnten.

Die Forderung der kalvinischen Stände, daß die Bestimmungen des Augsburger Religionsfriedens, kraft deren sie von allen den Lutheranern gemachten Zugeständnissen ausgeschlossen worden, aufgehoben werde, stieß bei den Letzteren auf heftigen Widerstand; da jedoch sowohl der Kaiser als auch die katholischen Reichsstände sich für die Aufnahme der Kalvinisten in den Augsburger Religionsfrieden aussprachen, wurde ihnen schließlich die Gleichberechtigung mit den übrigen Religionsgenossenschaften zugestanden.

Auf den Antrag der protestantischen Stände wurde die Bestimmung getroffen, daß bei dem Reichskammergerichte, so oft in Rechtssachen, ebensowohl in weltlichen als in kirchlichen, zwischen Parteien von verschiedenen Religionen zu erkennen sei, Beisitzer in gleicher Zahl von beiden Religionen zugelassen werden sollten. Ferner wurde festgesetzt, daß über Streitfragen zwischen Katholiken und Protestanten im Reichstage nicht mehr nach Stimmenmehrheit, sondern durch einen gütlichen Vergleich zwischen den protestantischen Reichsständen, dem Corpus evangelicorum, und dem katholischen, dem Corpus catholicorum, entschieden werden sollte.

Am verhängnißvollsten für den deutschen Reichsbestand waren die Bestimmungen, die in dem westfälischen Friedensschlusse über die Rechte der einzelnen Stände und ihr Verhältniß zu dem Kaiser, sowie über die Reichsverfassung selbst getroffen wurden. In diesen Bestimmungen ganz besonders feierte die französische Politik ihren entscheidendsten Sieg. Sollte die französische Hegemonie dauernd begründet werden, so mußte der Einfluß Oesterreichs in Deutschland durch die äußerste Beschränkung der Kaisergewalt auf ein bedeutungsloses Minimum reducirt werden. Dieses Ziel wurde erreicht durch eine Reihe von Bestimmungen, durch welche die alte Reichsverfassung vollständig umgestürzt und die Einheit des Reiches für

immer untergraben wurde. Kraft der den deutschen Reichsfürsten als ausdrückliches Regierungsrecht zugestandenen „Territorialsouveränität“ oder Landeshoheit, wurden sie innerhalb ihrer Gebiete in allen geistlichen und weltlichen Angelegenheiten völlig selbstständig, und der Kaiser sah sich dadurch thatsächlich von der Nation abgesondert. Ihm blieb nur noch die Leitung der auf den Reichstagen über die allgemeinen Angelegenheiten des Reiches zu pflegenden Berathungen und die durch das Reichskammergericht und den Reichshofrath zu übende Rechtspflege. Die fremden Mächte, die zu Münster und Osnabrück über die Geschicke Deutschlands entschieden, setzten es durch, daß dem Kaiser das Recht entzogen wurde, ohne die Einwilligung des Reichstags, auf welchem künftig die Städte gleiches Stimmrecht mit den Fürsten haben sollten, irgend ein Gesetz zu geben, über Krieg und Frieden zu entscheiden, Werbungen anzustellen, Bündnisse zu schließen oder Achtserklärungen zu erlassen. Den Reichsständen dagegen wurde, als Ausfluß ihrer Territorialsouveränität, das Recht zuerkannt, sowohl unter sich, als auch mit auswärtigen Mächten Bündnisse zu schließen, allerdings mit der Beschränkung, daß dieselben weder gegen Kaiser und Reich, noch gegen den Landfrieden gerichtet sein durften. Mit dieser Befugniß waren den Sonderbestrebungen gesetzlich Thor und Thüre geöffnet; fortan mußte das allgemeine Interesse des Reichs vor dem besonderen der einzelnen Stände in den Hintergrund treten. Damit war der erste entscheidende Schritt zur Auflösung des deutschen Reiches in eine Anzahl von einander unabhängiger Staaten geschehen — von dem deutschen Kaiserthum bestand thatsächlich nur noch der Name fort.

Während bei den Friedensunterhandlungen zu Münster die Lostrennung der an Frankreich abgetretenen Theile des Elsasses von dem Reiche nur unter großem Widerspruch von Seiten der Stände erfolgt war, erhob sich, als der König von Spanien am 30. Januar 1648 zu Münster mit den vereinigten Niederlanden einen Frieden schloß, in welchem er die vollständige Unabhängigkeit derselben anerkannte, keine einzige Stimme gegen die Losreißung dieser wichtigen Provinzen von dem deutschen Reichsverbande; nicht einmal für die Wahrung der Interessen Deutschlands in Betreff der so wichtigen Rheinschifffahrt wurde durch irgend welchen Vorbehalt Sorge getragen. Die Unabhängigkeit der Schweiz, die bereits seit zwei Jahrhunderten sich mehr und mehr von dem Reichsverbande losgerissen und den kaiserlichen Verordnungen längst schon keine Rechnung mehr getragen, war auf das Verlangen Frankreichs schon am 4. Mai 1647 von dem Kaiser ohne Schwierigkeit anerkannt worden.

Die Unterzeichnung des Friedens erfolgte am 24. Oktober 1648

zu Münster, wohin sich zu diesem Zwecke auch die Gesandten von Osnabrück begeben hatten; es vergingen jedoch nahezu zwei Jahre, bis alle Bestimmungen desselben zur Durchführung gebracht werden konnten. Die größte Schwierigkeit lag in der Beschaffung der an Schweden zu zahlenden Geldabfindung von fünf Millionen Thalern, die in den verwüsteten, von Freund und Feind ausgeplünderten deutschen Landen kaum aufgetrieben werden konnten. Dazu kam die Weigerung der Schweden, die von ihnen besetzten Länder und Städte zu räumen, bevor die ausgeschriebenen Kriegssteuern sämmtlich bezahlt seien, woraus dem Reiche neue Kosten erwuchsen. Auch die territorialen Streitfragen, die sich besonders auf die Theilung Pommerns bezogen, nahmen viele Zeit in Anspruch. Erst am 26. Juni 1650 kam zu Nürnberg, wo eine Kommission von Generalen und Diplomaten unter dem schwedischen Obergeneral, dem Pfalzgrafen Karl Gustav, und dem kaiserlichen Generallieutenant Octavio Piccolomini zur Friedensexekution zusammengetreten war, der „Friedenshauptschluß" zu Stande, in welchem festgesetzt wurde, daß die schwedischen Truppen entlassen, die renitenten Fürsten durch Reichsexekution zur Anerkennung und Ausführung der Friedensstipulationen gezwungen und die Zahlungen an Schweden in bestimmten Terminen geleistet werden sollten. Nichtsdestoweniger brandschatzten einige schwedischen Regimenter, die im Münsterschen eingelagert waren, noch vier Jahre lang die umliegenden Gegenden, und fast ebenso lang dauerte es, bis die brandenburgischen Staaten vollständig von den schwedischen Truppen befreit waren. Auch am Rhein dauerte der Kriegszustand noch über drei Jahre fort, da der Herzog Karl IV. von Lothringen, dessen Ausschluß von dem Frieden von Frankreich durchgesetzt worden, als Verbündeter Philipps IV. den Kampf für die Wiedereroberung seines Landes fortführte und die von ihm besetzten Rheinfestungen ihrem rechtmäßigen Eigenthümer nur gegen eine Entschädigungssumme von dreimalhunderttausend Thalern zurückstellen wollte. Erst nachdem die rheinischen Fürsten sich auf des Kaisers dringendes Ermahnen zum Rückkauf ihrer Festungen entschlossen hatten, kehrte auch hier der Friede ein.

Da die kontrahirenden Mächte vorausgesehen, daß der Papst den geschlossenen Frieden nicht anerkennen werde, weil er den an der Kirche durch die Ueberlassung so vieler katholischer Bisthümer und Güter an die protestantischen Stände verübten Raub nicht sanktioniren konnte, hatten sie in die Friedensurkunde einen Paragraphen aufgenommen, durch welchen jeder etwaige Protest gegen den geschlossenen Vertrag zum Voraus für ungiltig erklärt wurde. Dessenungeachtet reichte der päpstliche Nuntius, Bischof Fabius Chigi, am 26. Oktober 1648 eine schriftliche Verwahrung gegen alle diejenigen Artikel des Friedensschlusses ein, die den Rechten der Kirche

zuwiderliefen, und Papst Innocenz X. bekräftigte diesen Protest durch eine am 26. November 1648 erlassene Bulle, in welcher er die betreffenden Bestimmungen für null und nichtig, für ungerecht und wirkungslos und zugleich den oben erwähnten Paragraphen für ungiltig erklärte. „Im Ernste", sagt der Protestant Karl Adolf Menzel, „mochte der Papst selbst nicht daran denken, durch die Protestation den Frieden rückgängig zu machen; er wollte nur seiner Stellung genügen und als Vorstand der Kirche thun, was in ähnlichen Fällen kein Vorstand einer andern Kirche unterlassen dürfte, ohne sich dem Vorwurf der Pflichtversäumniß auszusetzen." Vom rechtlichen Standpunkte aus war der westfälische Friede entschieden zu verdammen; vom politischen Standpunkte aus war er nur deßhalb zu rechtfertigen, weil es kein anderes Mittel gab, weiterem Blutvergießen Einhalt zu thun und der gänzlichen Zertrümmerung Deutschlands und Oesterreichs vorzubeugen.

Der westfälische Friede hatte dem unheilvollen Kriege ein Ende gemacht, der dreißig Jahre lang die deutschen Gauen durchtobt; aber die Spuren, die derselbe zurückließ, blieben lange Zeit unvertilgbar. Tausende von Städten, Flecken und Dörfern waren eingeäschert, ganze Gegenden verödet, zwei Drittheile der Gesammtbevölkerung Deutschlands durch Feuer und Schwert, Hunger und Seuchen hinweg gerafft; Ackerbau und Gewerbe, Kunstfleiß und Handel, die sich im sechzehnten Jahrhundert zu hoher Blüthe empor geschwungen, lagen gänzlich darnieder; Noth und Elend hatten eine schreckenerregende Höhe erreicht.

Weit schlimmer jedoch noch, als die Verheerungen, die der furchtbare Krieg auf dem Gebiete des nationalen Wohlstandes angerichtet, waren seine Folgen auf moralischem und geistigem Gebiete: die allgemeine Verwilderung und Erschlaffung der Sitten und das vollständige Darniederliegen jedes selbstständigen geistigen Lebens. Wie das zur Mumie erstarrte deutsche Reich fortan wehrlos den Ränken und der Uebermacht seines zur Oberherrschaft über Europa gelangten westlichen Nachbars gegenüberstand, so gab sich die deutsche Nation auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, wie in Sprache, Sitten und Mode widerstandslos dem Einflusse Frankreichs hin. Nicht nur an den deutschen Fürstenhöfen und in den Kreisen des Adels gelangten mit der französischen Sprache französischer Ton und französisches Wesen zur unbestrittenen Herrschaft: auch in die deutschen Bürgerfamilien drangen französische Moden und französischer Luxus ein und untergruben den schlichten, gediegenen Sinn, der in den vorhergegangenen Jahrhunderten die Größe und Herrlichkeit des deutschen Städtewesens geschaffen hatte.

XXII.

Frankreich unter Ludwig XIII.

(1610—1643.)

Da Heinrichs IV. älteſter Sohn, Ludwig XIII., bei dem Tode ſeines Vaters noch nicht ganz neun Jahre alt war, mußte eine Regentſchaft eintreten, und das Parlament von Paris, das außer der oberſten Rechtsverwaltung auch die Befugniß zur Entſcheidung wichtiger Staatsfragen in Anſpruch nahm, übertrug dieſelbe, mit der Zuſtimmung der zu den Krönungsfeierlichkeiten nach der Hauptſtadt gekommenen Großen, der Königin-Mutter Maria von Medici.

Der Uebergang der Regierung aus den Händen eines Mannes, der mit Umſicht und Thatkraft die widerſtrebenden Elemente niederzuhalten gewußt, in die einer Frau, der es zwar nicht an gutem Willen, wohl aber an Einſicht und Charakterfeſtigkeit fehlte, ſtürzte den kaum beruhigten Staat in neue Wirren. Um die Großen auf ihre Seite zu ziehen, ohne ſie an der Regierung theilnehmen zu laſſen, die ſie, gleich ihrer Verwandten und Vorgängerin Katharina von Medici, ganz nach eigenem Gutdünken zu führen entſchloſſen war, ſtreute die Königin unter dieſelben Geld mit vollen Händen aus, ſo lange der von Heinrich IV. angeſammelte Staatsſchatz dazu ausreichte.

Sully, der ſich mit dieſem Verſchleuderungsſyſtem nicht befreunden konnte und ſich überdies von den übrigen Miniſtern der Königin vielfach angefeindet ſah, nahm ſchon im Januar 1611 ſeine Entlaſſung, und mit ſeinem Rücktritt von den Geſchäften gerieth der Staatshaushalt in Folge der immer mehr überhand nehmenden Verſchwendung des Hofes in die größte Verwirrung. Die von der Regierung ausgeſchloſſenen Großen zeigten ſich ſchwierig, als der Königin die Mittel zu fehlen begannen, durch Geſchenke ihre Habſucht zu befriedigen und ihren Ehrgeiz in Schranken zu halten. Ihre Unzufriedenheit wurde erhöht durch die Gunſtbezeigungen, mit welchen die Königin einen Ausländer, den florentiniſchen Edelmann Concini, überhäufte, der mit ihr nach Frankreich gekommen und zuerſt zum Marquis von Ancre und zum Gouverneur von Amiens, dann zum Großſtallmeiſter und im Jahre 1614 ſogar zum Marſchall von Frankreich ernannt wurde.

Wie die Bevorzugung Concini's den Günſtling der Königin zum Gegenſtand des Haſſes der Großen gemacht, die in ihm nur den übermüthigen Emporkömmling ſahen, ſo erregte bald der Mißbrauch, den er mit ſeinem auf alle Regierungsangelegenheiten ausgedehnten Einfluß trieb, den Unwillen der ganzen Nation. Immer

lauter wurden die Klagen über die Verschleuderung der Staatsgelder und die willkürlichen Hemmungen des Rechtsganges. Um die allgemeine Unzufriedenheit zu beschwichtigen, sagte die Königin die Zusammenberufung der Reichsstände zu. Diese Zusage erfüllte sie, nachdem am 2. Oktober der junge König, der inzwischen sein vierzehntes Jahr erreicht hatte, in einer feierlichen Sitzung des Parlamentes für mündig erklärt worden und hierauf selbst seine Mutter in eingelernten Worten gebeten, die Regierung auch fernerhin fortzuführen.

Die Versammlung der Stände des Reiches wurde am 27. Oktober 1614 zu Paris eröffnet. Dieselben bestanden aus hundertundvierzig Geistlichen, hundertzweiunddreißig Adligen und hundertzweiundneunzig Abgeordneten des dritten Standes. Die Berathungen fanden, nach den drei Ständen getrennt, in drei Sälen des Augustinerklosters statt. Jeder Stand zerfiel, nach den zwölf Provinzen, in welche Heinrich IV. das Reich getheilt, in zwölf Abtheilungen mit ebenso vielen Stimmen, deren Mehrheit für jeden einzelnen Stand entscheidend war, während in den Abtheilungen selbst die Mehrheit der einzelnen Stimmen entschied.

Einen Hauptgegenstand der Berathungen bildete die Frage, ob die Verkäuflichkeit der Beamtenstellen und die durch die Vaulette (s. S. 256) eingeführte Erblichkeit derselben beizubehalten oder abzuschaffen sei. Adel und Geistlichkeit drangen übereinstimmend auf die Abschaffung; allein die Abgeordneten des dritten Standes — meist Finanz- und Justizbeamten, die ihre Stellen gekauft oder geerbt hatten — knüpften ihre Zustimmung an die Bedingung, daß auch die hohen, von dem Hofe bezahlten Jahrgelder, die allein dem Adel zu Gute kamen, abgeschafft würden, und da man von keiner Seite Opfer zu bringen gewillt war, blieben die beiderseitigen Forderungen unerfüllt. Auch der von der Geistlichkeit gestellte und von dem Adel unterstützte Antrag auf die Einführung der Beschlüsse des Tridentinischen Concils scheiterte an dem Widerspruch des dritten Standes. Für die Königin-Mutter war die unter den Ständen zu Tage getretene Uneinigkeit ein willkommener Vorwand zur Auflösung der Versammlung, die am 24. März 1615 auseinander ging, ohne durch irgend einen die Willkür der Regierung beschränkenden Beschluß den Wünschen des Volkes Rechnung getragen zu haben. Es war der letzte Reichstag, der in Frankreich vor demjenigen gehalten wurde, welcher im Jahre 1798 die große französische Revolution einleitete.

Was durch die Versammlung der Stände nicht erreicht worden, suchte das Parlament von Paris durchzusetzen, indem es am 22. Mai 1615 der Königin eine hauptsächlich gegen die Mißbräuche in der Finanzverwaltung gerichtete Vorstellung übergab. Maria von

Medici wies dieselbe jedoch mit dem Ausdruck ihres entschiedensten Unwillens über den Tadel zurück, den man über ihre Regentschaft auszusprechen gewagt, und ließ dem Parlamente die Erklärung zukommen: wenn es sich jemals wieder Aehnliches herausnehme, werde der König die Schuldigen zu strafen wissen.

Unterdessen war schon im Jahre 1611 durch einen mit Spanien geschlossenen Vertrag die Vermählung Ludwigs XIII. mit der Infantin Anna, der ältesten Tochter Philipps III., vereinbart und damit zugleich die dem habsburgischen Hause feindliche Politik Heinrichs IV. aufgegeben worden. Diese Vermählung, die am 25. November 1615 geschlossen wurde, versetzte die Hugenotten in große Aufregung, weil sie von dem Einfluß des spanischen Hofes eine Beschränkung der durch das Edikt von Nantes erlangten Zugeständnisse befürchteten, und da sich die unzufriedenen Großen, an deren Spitze der junge Heinrich Condé, der Enkel Ludwig Condé's, stand, auf ihre Seite schlugen, kam es zu einer offenen Erhebung derselben; es gelang jedoch dem Hofe, den Prinzen durch bedeutende Geldbewilligungen und die Uebertragung des Vorsitzes im königlichen Rathe zu gewinnen und dadurch den Hugenotten ihre Hauptstütze zu entziehen. Ihre Auflehnung dauerte zwar fort, doch blieb sie fürs Erste auf engere Grenzen beschränkt.

Inzwischen zog sich von einer Seite, von welcher Niemand es erwartet hatte, ein schweres Ungewitter über dem Haupte der Königin-Mutter und ihres Günstlings zusammen. Concini hatte dem jungen König einen ehemaligen Pagen Heinrichs IV., Albert de Luynes, zum Gesellschafter gegeben, und dieser war bald dessen entschiedener Liebling und Vertrauter geworden. Von dem ehrgeizigen Wunsche getrieben, für sich selbst die Machtstellung zu erlangen, zu welcher Concini emporgestiegen, hatte Luynes die Vernachlässigung, die Ludwig von seiner Mutter erfuhr, und den Uebermuth, mit welchem derselbe von Concini behandelt wurde, dazu benutzt, seinem Herrn den Glauben beizubringen, der Marschall gehe, im Einvernehmen mit der Königin-Mutter, mit dem Plane um, ihn, den König, vom Throne zu stoßen, um seinen jüngeren Bruder, Gaston von Anjou, auf denselben zu erheben. Der geängstigte König gab sogleich Befehl, Concini zu verhaften, mit der Ermächtigung, ihn zu tödten, falls er sich zur Wehre setze. Als der Marschall am 24. April 1617 in den Hof des Louvre trat, erklärte ihn der Befehlshaber der königlichen Leibwache im Namen des Königs für seinen Gefangenen, und noch ehe der Marschall sein Erstaunen hatte ausdrücken können, streckten ihn drei gegen ihn abgefeuerte Pistolenschüsse zu Boden. Der Leichnam des Ermordeten wurde in aller Stille in der Kirche St. Germain beigesetzt, von dem Pöbel jedoch aus der Gruft gerissen, durch die Straßen geschleift und an einen

Galgen gehängt. Seiner Mutter ließ Ludwig mit der Erklärung, daß er entschlossen sei, von nun an selbst zu regieren, die Weisung zugehen, in ihren Zimmern zu bleiben, wo sie aufs Strengste bewacht wurde. Da sie wiederholt dringend um eine Unterredung mit ihrem Sohne bat, drang Luynes, für die Fortdauer seines Einflusses besorgt, auf ihre gänzliche Entfernung vom Hofe, worauf Ludwig sie auffordern ließ, sich auf ihre Besitzungen zu begeben. Der Nothwendigkeit weichend, entschloß sie sich zur Abreise nach Blois (3. Mai 1617). Ihre Hoffnung, beim Abschiede den König durch die Rechtfertigung ihres Verhaltens umstimmen zu können, erwies sich als eine trügerische: Ludwig schnitt alle Erörterungen durch einige kalten Worte ab und wich sogar ihrer Umarmung durch eine rasche Verbeugung aus.

Eine von dem König erlassene Bekanntmachung verkündete dem Volke, daß er, um der allgemeinen Unzufriedenheit ein Ende zu machen, selbst die Regierung angetreten habe. Der Marschall d'Ancre, hieß es in derselben, würde im Wege Rechtens zur Untersuchung gezogen worden sein, wenn er nicht durch Widersetzlichkeit seinen Tod herbeigeführt hätte. Concini's Gattin, Eleonore Galigai, die Milchschwester und besondere Vertraute der Königin-Mutter, wurde auf die Anklage, die Letztere durch Zauberkünste bestrickt zu haben, von dem Parlamente zum Tode verurtheilt und starb auf dem Blutgerüste (8. Juli 1617).

Durch den Tod Concini's und die Entfernung der Königin von den Regierungsgeschäften wurde die traurige Lage Frankreichs nicht gebessert; denn der geistig ebenso träge als schwache, zur Selbstregierung vollständig unfähige König überließ die Leitung der Staatsangelegenheiten gänzlich seinem Günstling Luynes, der in jeder Beziehung in die Fußstapfen seines Vorgängers trat. Da die Großen sich auch unter ihm von jedem Einfluß auf die Regierung ausgeschlossen sahen, verfolgten sie ihn bald mit dem gleichen Hasse, wie seinen Vorgänger. Dies erweckte in der Königin-Mutter die Hoffnung, mit Hilfe der unzufriedenen Partei Luynes stürzen und dadurch ihren früheren Einfluß auf den König wieder erlangen zu können. Nachdem sie sich zu diesem Zwecke heimlich mit mehreren unzufriedenen Großen in Verbindung gesetzt, entfloh sie in der Nacht vom 21.—22. Februar 1619 aus dem Schlosse von Blois und begab sich nach Angoulême unter den Schutz des Gouverneurs von Angoumais und Saintonge, des mächtigen Herzogs von Epernon. Von hier richtete sie eine Beschwerdeschrift an den König, suchte die Statthalter der übrigen Provinzen und die unzufriedenen Edelleute, sowie den König von Spanien auf ihre Seite zu ziehen und ließ durch den Herzog von Epernon Werbungen anstellen, um ihre Pläne nöthigenfalls durch Waffengewalt durch-

Digitized by Google

zusetzen. Nachdem sich Luynes vergebens bemüht hatte, den Herzog von Epernon von der Königin-Mutter zu trennen, beschloß er, dem drohenden Bürgerkriege durch Unterhandlungen mit Maria von Medici zuvorzukommen, und bediente sich zu diesem Zwecke der Vermittlung des Bischofs von Luçon, Armand du Plessis aus der in der Provinz Poitou ansässigen Familie Richelieu.

Geboren zu Paris am 5. September 1585, war Richelieu anfangs zum Militärdienst bestimmt; als jedoch sein zum Bischof von Luçon ernannter Bruder Alfons sich in ein Kloster zurückgezogen hatte und Heinrich IV. dem jungen Armand die Aussicht auf dessen Bisthum eröffnete, verlegte er sich mit dem glühendsten Eifer auf das Studium der Theologie und erlangte im Jahre 1607 den Doktorgrad. Als er hierauf nach Rom reiste, um die päpstliche Bestätigung für seine Bischofswürde zu erlangen, trug er, um rascher zum Ziele zu kommen, kein Bedenken, den Papst Paul V. über sein Alter zu täuschen, so daß er schon mit zweiundzwanzig Jahren die Bischofsweihe erhielt. Allein sein Bisthum Luçon war für seinen glühenden Ehrgeiz zu enge; sein Streben war auf eine einflußreiche Stellung am Hofe gerichtet, und die Ständeversammlung vom Jahre 1614, in welcher er als Sprecher des Klerus durch die Schärfe und Kraft seiner Rede Aufsehen erregte, bahnte ihm hierzu den Weg. Er wurde von Concini zum Staatsrath und im Jahre 1616 zum Staatssekretär ernannt. Nach der Ermordung des Marschalls aus seiner Stelle entlassen, begleitete er die Königin Maria in ihre Verbannung nach Blois.

Da das von Luynes ihm übertragene Geschäft seinen Einfluß nur steigern konnte, unterzog sich Richelieu demselben auf das bereitwilligste, und in der That kam durch seine Vermittlung am 30. April 1619 zwischen dem König und seiner Mutter ein Vergleich zu Stande, bei welchem die Letztere das Gouvernement von Anjou nebst der Stadt Angers als Sitz ihres Hofes und volle Verzeihung für alle ihre Anhänger erhielt. Dies genügte indessen der Königin nicht, und die fortdauernde Unzufriedenheit des Adels mit den Verwaltungsmaßregeln Luynes' ermuthigte sie zu weitergehenden Bestrebungen. Die Herzöge von Epernon und Mayenne sammelten Truppen gegen Luynes und den König, und bald standen die meisten nördlichen und westlichen Provinzen für die Königin-Mutter in Waffen.

Solcher Machtentfaltung gegenüber mußte Luynes, dem Ludwig inzwischen den Herzogstitel verliehen, die Hoffnung aufgeben, durch Unterhandlungen zum Ziele zu gelangen, wenn er denselben nicht durch Waffenerfolge größeren Nachdruck verlieh. Er brach daher in Begleitung des Königs mit einem Heere gegen die Normandie auf und errang sowohl hier als in der Bretagne nicht unbedeutende

Vortheile. Richelieu, der wohl einsah, daß auf den aufgestandenen Adel, welchen kein anderes Band zusammenhielt, als die Unzufriedenheit mit der Regierung, keine großen Hoffnungen zu bauen seien, ertheilte der Königin den dringenden Rath, sich mit ihrem Sohne auszusöhnen, und da Luynes seinerseits befürchtete, daß die Gegenpartei, wenn er sie aufs Aeußerste treibe, sich an die Hugenotten anschließen werde, ließ er sich gerne zu neuen Unterhandlungen bereit finden.

So kam, abermals durch Richelieu's Vermittlung, am 10. August 1620 ein zweiter Vertrag zu Stande, in welchem der Königin-Mutter gegen das Versprechen, sich von den Mißvergnügten loszusagen, die Rückkehr an den Hof gestattet wurde und der König ihr die Zusage gab, für den Bischof von Luçon in Rom die Kardinalswürde zu erbitten. Zur dauernden Versöhnung beider Parteien ward die Vermählung einer Nichte Richelieu's mit einem Neffen des Herzogs von Luynes vereinbart. Allen Unzufriedenen, die binnen acht Tagen die Waffen niederlegen würden, wurde Verzeihung zugesagt.

Schon vor der Aussöhnung der Königin-Mutter mit Ludwig XIII. hatten die Hugenotten aufs Neue eine drohendere Haltung angenommen. Die friedlichen Eroberungen, welche die katholische Religion durch die erhöhte Thätigkeit ihrer Diener und besonders durch den Eifer der neuen kirchlichen Genossenschaften unter ihnen gemacht, hatten sie erbittert, und während sie sich beharrlich weigerten, die den Katholiken günstigen Bestimmungen des Edikts von Nantes zu erfüllen, verlangten sie für sich selbst stets neue Zugeständnisse und nahmen gegen die Regierung, die ihnen dieselben verweigerte, eine immer feindlichere Haltung an. Als Luynes nach der Rückkehr der Königin-Mutter an den Hof ein Edikt erließ, das ihnen die in dem Edikt von Nantes ausbedungene Rückerstattung der in Bearn der katholischen Kirche entfremdeten Güter befahl, bereiteten sie sich zu offenem Widerstande vor. Zu diesem Ende wurde auf einer im Oktober 1620 zu La Rochelle von Abgeordneten der verschiedenen reformirten Landschaften und Kirchspielen gehaltenen Versammlung das gesammte Gebiet der Hugenotten in sieben militärisch organisirte Kreise getheilt, von welchen jeder einen Heerführer erhielt.

So sah sich Luynes, um seinem Befehle Geltung zu verschaffen, zum Kampfe gegen die Hugenotten gezwungen. Nachdem er sich mit der Würde eines Connétable hatte bekleiden lassen, zog er mit Heeresmacht gegen sie zu Felde. Im Norden, wo ihre Zahl eine verhältnißmäßig geringe war, wurden sie mit leichter Mühe unterworfen; dagegen leisteten sie im Süden erfolgreichen Widerstand. Nachdem Luynes vergebens alle seine Kräfte angestrengt,

um ihnen Montaban, ihr Hauptbollwerk im südlichen Frankreich, zu entreißen, wurde er am 15. Dezember 1621 bei der Belagerung von Monheur im Alter von dreiundvierzig Jahren von einem hitzigen Fieber hinweggerafft — vielleicht zu seinem Glücke, da der König schon seit längerer Zeit seiner überdrüssig geworden und die Zahl seiner Todfeinde von Jahr zu Jahr gewachsen war. Der Krieg gegen die Hugenotten wurde am 15. Oktober 1622 durch den Frieden von Montpellier beendigt, dessen wesentlichster Inhalt die Bestätigung des Edikts von Nantes war. Den Hugenotten verblieben Montauban und La Rochelle als Sicherheitsplätze; dagegen mußten sie die Zerstörung aller von ihnen neuangelegten Befestigungen zusagen und durften ohne besondere Erlaubniß des Königs keine allgemeine Versammlungen zur Berathung über politische Angelegenheiten mehr abhalten.

Nach dem Tode Luynes' erlangte die Königin-Mutter bald ihren früheren Einfluß auf den schwachen Ludwig XIII. wieder, und dem Rathe Richelieu's folgend, der alle ihre Schritte leitete, benutzte sie denselben mit größerer Mäßigung als früher. Um ihre Stellung dauernd zu befestigen, suchte sie ihren vertrauten Rathgeber, welchem Papst Gregor XV. im Jahr 1622 den Purpur verliehen, in den Staatsrath zu bringen; es gelang ihr jedoch erst nach zweijährigen vergeblichen Bemühungen, die Furcht des Königs vor dem überlegenen Geiste Richelieu's so weit zu entkräften, daß er ihren Wünschen nachgab. Der Kardinal mußte zwar bei seiner Aufnahme in den Staatsrath (29. August 1624) das Versprechen geben, nur auf Befragen seinen Rath zu ertheilen und sich jeder weiteren Einmischung in die Geschäfte zu enthalten; aber schon nach vier Monaten war es seiner Klugheit gelungen, diese Schranke zu beseitigen. Am 12. August 1624 nahm der Nachfolger Luynes', der Finanzminister Vieuville, dem Riesengeiste des Kardinals weichend, seinen Abschied, und von diesem Augenblicke an war Richelieu bis zu seinem Tode der allmächtige Lenker der Geschicke Frankreichs.

„Als ich die Geschäfte übernahm", schreibt Richelieu in seinen Memoiren, „benahmen sich die Großen, als wären sie keine Unterthanen, und die Befehlshaber in den Landschaften, als wären sie unabhängige Herren. Jeder maß seine Verdienste nach seiner Kühnheit. Niemand begnügte sich mit dem, was ihm zukam. Auswärtige Verhältnisse und Bündnisse wurden vernachlässigt; das öffentliche Wohl war überall dem persönlichen Vortheil nachgesetzt und die königliche Gewalt verachtet." Diesem das Reich mit innerer Auflösung bedrohenden und zugleich Frankreichs Ansehen im Auslande schwer schädigenden Zustand ein Ende zu machen; im Innern Frankreichs die unumschränkte Königsgewalt herzustellen und dem

Reiche nach Außen die Machtstellung zu erringen, die Heinrichs IV. Traum gewesen — das war das Ziel, das der Kardinal sich gesteckt und zu dessen Erreichung sein gewaltiger, zum Regieren und Herrschen geschaffener Geist die rechten Mittel zu finden wußte.

Von dem Augenblicke an, wo Ludwig XIII. dem Kardinal gänzlich die Zügel der Regierung überließ, war derselben ein neuer Geist eingehaucht. An die Stelle des vieljährigen Schwankens trat in der französischen Staatsverwaltung ein in allen Punkten genau bestimmtes, scharf begrenztes und mit eiserner Konsequenz durchgeführtes politisches System, durch welches einerseits die Schranken, die bis dahin der Machtvollkommenheit der Krone im Wege gestanden, hinweggeräumt und andererseits die Hegemonie Frankreichs in Europa begründet werden sollte. Um das erstere Ziel zu erreichen, mußten die Großen vollständig der Autorität der Krone unterworfen, die Parlamente auf ihre ursprüngliche Bestimmung, dem Volke Recht zu sprechen, beschränkt und von jeder Betheiligung an der Politik ausgeschlossen werden und endlich die Hugenotten aufhören, einen Staat im Staate zu bilden. Das zweite Ziel Richelieu's, die Begründung der Hegemonie Frankreichs, erheischte eine Rückkehr zu der Politik Heinrichs IV.; denn nur wenn die Macht des habsburgischen Hauses gebrochen war, konnte Frankreich zu der ersten Stelle unter den Staaten Europa's emporsteigen. Auch die Idee der Vergrößerung Frankreichs durch die Herstellung seiner „natürlichen Grenze", d. h. durch den Erwerb des linken Rheinufers, gewann unter Richelieu zuerst eine bestimmte Gestalt.

Wir haben in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges gesehen, in welcher Weise Richelieu die Pläne Heinrichs IV. wieder aufnahm. Durch die mit den Generalstaaten und mit England geschlossenen Verträge (s. S. 459 f.) spann er Fäden der ersten großen Koalition gegen das Haus Habsburg. Ohne sich fürs Erste noch selbst in die Wirren des deutschen Krieges zu mischen, unterstützte er den Dänenkönig Christian IV. durch Subsidien, und nachdem derselbe im Kampfe gegen den Kaiser unterlegen, benutzte er die Verwicklungen der mantuanischen Erbfolge, um die Waffen Oesterreichs in Italien zu beschäftigen. Kaum war der Kampf um das mantuanische Erbe beendigt, als Richelieu durch seinen Anschluß an den Schwedenkönig Gustav Adolf in dem Vertrag von Bärwalde dem Kaiser aufs Neue den Fehdehandschuh hinwarf. Der Tod Gustav Adolfs, den er für „eine weise Fügung Gottes" erklärte, setzte den Sorgen ein Ziel, die ihm die glänzenden Erfolge der schwedischen Waffen seit dem Tage von Breitenfeld und Gustav Adolfs Plan eines schwedisch-deutschen Kaiserthums bereitet, und als die Niederlage der Schweden bei Nördlingen ihm die Aussicht eröffnet hatte, die Früchte der Siege Gustav Adolfs für Frankreich

einheimsen zu können, erklärte er Ludwig XIII.: „Sire, nun ist es Zeit, daß Frankreich auf den Kampfplatz tritt!“

Von dieser Zeit an war Frankreich das leitende Haupt in dem Kampfe gegen den Kaiser und das deutsche Reich, und den Ränken des Kardinals gelang es, alle Friedensbestrebungen zu Schanden zu machen, weil er entschlossen war, selbst gegen den Wunsch des kranken und lebensmüden Ludwig XIII., der sich nach Ruhe sehnte, den Krieg fortzusetzen, bis das vernichtete habsburgische Haus, demüthig um Frieden bittend, zu seinen Füßen liege und er Bedingungen vorschreiben könne, die Frankreichs Hegemonie zur vollendeten Thatsache machen würden.

Weit größere Schwierigkeiten, als bei der Durchführung des Programmes seiner äußeren Politik, fand Richelieu bei der Bekämpfung derjenigen Elemente, die sich im Innern des Reiches der Herstellung einer unbeschränkten Königsgewalt entgegenstellten. Mit den in ihrer bisherigen Machtstellung bedrohten Großen machten die Prinzen des königlichen Hauses gegen den Kardinal gemeinsame Sache, und selbst die Königin-Mutter schloß sich ihnen an, als sie sich durch ihn mehr und mehr verdunkelt und schließlich aller Macht beraubt sah. Eine Verschwörung nach der andern wurde zu seinem Sturze eingeleitet; aber alle scheiterten an der Umsicht und Entschlossenheit des Kardinals, der, nachdem es ihm gelungen, sie entweder im Keime zu ersticken oder ihre Ausführung zu durchkreuzen, ihre Urheber der rücksichtslosesten Bestrafung überlieferte.

Der Erste, der auf den Sturz des Kardinals sann, war Ludwigs XIII. Bruder, der achtzehnjährige Gaston von Anjou. Da die Ehe des Königs bis dahin kinderlos geblieben, betrachtete er sich als den dereinstigen Thronerben und glaubte, als solcher, trotz seiner Jugend und notorischen Unfähigkeit, einen größeren Einfluß auf die Regierungsangelegenheiten beanspruchen zu können, als ihm der Kardinal gestattete. In dem von der Königin-Mutter getheilten Wunsche des Letzteren, daß er sich mit der Prinzessin von Montpensier aus dem Hause Guise vermählen möge, sah er nichts Anderes, als die Absicht, ihn des Ansehens zu berauben, das seine Vermählung mit einer auswärtigen Fürstin ihm verleihen werde. Von seinen ehrgeizigen Umgebungen, die sich seiner zum Sturze des ihnen verhaßten Kardinals zu bedienen wünschten, in seinem Argwohn bestärkt, gab er einem von dem jungen Grafen von Chalais entworfenen Plane seine Zustimmung, nach welchem der Kardinal auf seinem Landgute Fleury von den Verschworenen entweder gefangen genommen und nach der Bretagne, deren Gouverneur, der Herzog von Vendome, mit im Komplot war, gebracht oder auf der Stelle getödtet werden sollte.

Der Kommandeur von Valençay, den der Graf von Chalais

ins Geheimniß gezogen, entdeckte dem Kardinal den ganzen Plan. Sofort wurden die Häupter der Verschwörung, der Marquis von Ornano, Gastons Hofmeister und Vertrauter, der Graf von Chalais, der Herzog von Vendome und sein Bruder, der Großprior von Bourbon, Beide natürliche Söhne Heinrichs IV. und der schönen Gabriele d'Estrées, auf Befehl des Königs verhaftet. Ornano starb im Gefängniß; der Graf von Chalais wurde, mit Verletzung aller Rechtsformen, von einem außerordentlichen Gerichtshofe zum Tode verurtheilt und am 19. August 1626 zu Nantes enthauptet. Da seine Freunde, in der Hoffnung, durch einen Aufschub der Hinrichtung seine Rettung bewerkstelligen zu können, den Scharfrichter durch Bestechung zur heimlichen Entfernung aus der Stadt bewogen hatten, wurde das Henkeramt zweien Verbrechern übertragen, denen man dafür Begnadigung versprach. Dadurch erlitt der unglückliche Graf einen besonders qualvollen Tod; denn sein Haupt fiel erst nach dem zwanzigsten Streich. Der Herzog von Vendome und der Großprior von Bourbon blieben, mit Rücksicht auf ihre nahe Verwandtschaft mit dem königlichen Hause, von der Todesstrafe verschont; doch wurden sie in strenger Haft gehalten. Selbst die Gemahlin Ludwigs XIII., Anna von Oesterreich, die im Verdachte stand, um die Verschwörung gewußt zu haben, erhielt Befehl, ihre Gemächer im Louvre nicht zu verlassen und Niemanden zu empfangen. Der charakterlose Gaston von Anjou war gleich nach der Verhaftung seiner Genossen zu dem Kardinal geeilt, um sich durch die Enthüllung des ganzen Komplottes und die Angabe aller dabei Betheiligten Verzeihung zu erkaufen. Zum Lohne für seinen Verrath und für seine Bereitwilligkeit, sich mit der Prinzessin von Montpensier zu vermählen, erhielt er die Herzogthümer Orleans und Chartres, sowie die Grafschaft Blois und sechsmalhundertsechzigtausend Livres jährlicher Einkünfte. Seitdem führte er den Titel Herzog von Orleans. Seine Vermählung mit der Prinzessin von Montpensier wurde am 5. August 1626 vollzogen.

Die mißlungene Verschwörung hatte das Ansehen des Kardinals nur noch mehr befestigt. Im Vollbesitze der königlichen Gunst und bei der augenblicklichen Entmuthigung seiner Gegner von keiner weiteren Gefahr von ihrer Seite bedroht, beschloß er den zweiten Theil des Programmes seiner inneren Politik, die gänzliche Entwaffnung der Hugenotten und ihre vollständige Unterordnung unter die königliche Autorität, ins Werk zu setzen.

Schon im Jahre 1625 hatten dieselben, angeblich wegen mehrfacher Verletzung des Friedens von Montpellier von Seiten der Regierung, aufs Neue die Waffen ergriffen und dadurch die Pläne des Kardinals gegen Oesterreich und Spanien durchkreuzt (s. S. 470); sie waren jedoch nach kurzem Kampfe im April 1626 zur Einstellung

ihrer Feindseligkeiten gezwungen worden. Um ähnlichen Beeinträchtigungen seiner auswärtigen Politik von ihrer Seite vorzubeugen, setzte Richelieu jetzt alle Kräfte gegen sie in Bewegung und schloß sogar mit dem König von Spanien ein Bündniß gegen England, um diese Macht, mit welcher die kriegsgeübten Häupter der Hugenotten, der Herzog von Rohan und Benjamin von Soubise, in Verbindung getreten, zu verhindern, den Hugenotten die ihnen zugesagte Hilfe zu leisten. Nachdem der Krieg bereits im Frühjahr 1627 in Languedoc durch den Prinzen Heinrich von Condé eröffnet worden, brach Richelieu im Sommer mit dem König gegen La Rochelle auf, um die Belagerung dieses Hauptbollwerkes der Hugenotten persönlich zu leiten.

Inzwischen war eine englische Flotte unter dem Herzog von Buckingham, der neben dem König Karl I. von England eine ähnliche Stelle einnahm, wie Richelieu neben Ludwig XIII., auf der Insel Rhé in der Nähe von La Rochelle gelandet und hatte dieselbe bis auf das Fort St. Martin erobert. Richelieu traf sofort energische Anstalten, um diesen wichtigen Punkt zu retten, und die von ihm getroffenen Anordnungen hatten den gewünschten Erfolg. Nachdem vierzehn französische Schiffe die Hafensperre durchbrochen und das von den Engländern belagerte Fort verproviantirt hatten, gelang es dem Marschall von Schomberg, sich mit einem zahlreichen Korps auf der Insel festzusetzen, wodurch Buckingham zur Aufhebung der Belagerung und zum Rückzug auf seine Schiffe genöthigt wurde. Bei demselben erlitt er so bedeutende Verluste, daß er mit der Flotte nach England zurückkehren mußte.

Indessen erkannte der Kardinal, daß das durch seine Lage und umfassenden Festungswerke uneinnehmbare La Rochelle nur durch Hunger bezwungen werden könne; er ließ daher die Stadt von der Landseite durch ungeheure Verschanzungen vollständig einschließen und zugleich, um ihr auch von der Seeseite her die Zufuhr zu versperren, quer durch den siebenhundert Toisen breiten Kanal, der die Stadt mit dem Hafen in Verbindung setzte, einen festen Damm ziehen, der als ein Meisterwerk der Wasserbaukunst bewundert wurde. Die einzige Hoffnung der Belagerten beruhte auf der von England erwarteten Hilfe, und in der That erschien im Mai 1628 eine zweite englische Flotte vor dem Hafen von La Rochelle; aber der Führer derselben, Lord Denbigh, Buckinghams Schwager, hielt die Lage der Stadt für aussichtslos und ging daher schon nach wenigen Tagen wieder unter Segel.

Obgleich die Noth in der eingeschlossenen Stadt schon im März einen so hohen Grad erreicht hatte, daß die Belagerten kaum noch ihr Leben fristen konnten, gelang es dem Maire derselben, Jean Guiton, der bei seiner Wahl einen Dolch auf den Tisch des Rath-

Digitized by Google

haussaales gelegt hatte, mit der Drohung, mit demselben Jeden zu durchbohren, der von Uebergabe zu sprechen wage, noch volle sieben Monate den Widerstand der Bevölkerung aufrecht zu halten. Als jedoch eine dritte englische Flotte, die im September 1628 anlangte, nach einem kurzen Gefecht mit der französischen gleichfalls wieder absegelte, entsank auch den Entschlossensten der Muth; denn schon waren fünf Sechstel der Bevölkerung den Qualen des Hungers erlegen, und die Besatzung der Stadt zählte nur noch hundertfünfundvierzig Mann. Am 28. Oktober 1628 ergab sich La Rochelle, der Forderung des Kardinals entsprechend, der von keinen Unterhandlungen hören wollte, auf Gnade und Ungnade. Richelieu sagte der Bürgerschaft Sicherheit des Lebens und des Eigenthums, sowie freie Religionsübung zu und bewilligte dem kleinen Ueberreste der Besatzung freien Abzug. Dagegen wurden die Festungswerke der Stadt geschleift und alle ihre Freiheiten und Privilegien aufgehoben.

Mit dem Falle von La Rochelle war die Kraft der Hugenotten gebrochen. Auch im Süden gaben sie bald den aussichtslosen Kampf auf und unterwarfen sich dem König. Sie mußten auf ihre Sicherheitsplätze verzichten und in ihren Gebieten den Katholiken ungestörte Religionsübung, sowie sicheren Besitz ihrer Güter, Ehren und Würden gewährleisten. Richelieu hatte sein Ziel erreicht: die Hugenotten hatten aufgehört, eine staatsgefährliche Partei zu bilden. Daß er nicht mehr wollte, bewies er durch die Milde und Schonung, mit welcher er die Unterworfenen behandelte; ihre Anführer erhielten sogar ihre Güter und Würden zurück, und das am 28. Juni 1629 erlassene Gnadenedikt von Nimes sicherte allen Reformirten, unter Bestätigung der wesentlichsten Punkte des Edikts von Nantes, vollständige Religionsfreiheit und politische Gleichstellung mit den Katholiken zu.

Je mehr sich Richelieu's Ansehen durch den glücklichen Erfolg seiner Unternehmungen befestigte, desto mehr wandte sich die Gunst seiner vormaligen Beschützerin, der Königin-Mutter, von ihm ab; denn mehr als einmal schon hatte sie bei den Berathungen über die Angelegenheiten des Staates Ansichten verfochten, die mit denen des Kardinals im Widerspruch standen, und stets hatte sie sich seiner überlegenen Einsicht unterordnen müssen. Nachdem es bereits verschiedene Male zwischen ihnen zu Reibungen gekommen, benutzte Maria von Medici eine Krankheit, die den König im Jahre 1630 zu Lyon befiel und während deren sie nicht von seiner Seite wich, zu einem Versuche, den Kardinal zu stürzen, indem sie sich in bitteren Klagen über seine Herrschsucht erging, und in der That erlangte sie von dem König das Versprechen, den Kardinal von den Geschäften zu entfernen, sobald die italienischen Angelegenheiten — es handelte sich um den mantuanischen Erbfolgestreit — erledigt

sein würden, bei welchen man seines Rathes nicht entbehren könne. Nach dem Ablauf dieser Frist erinnerte sie den König an sein Versprechen und suchte endlich seinem Zögern dadurch ein Ende zu machen, daß sie ihm erklärte, er müsse sich entweder von dem Kardinal oder von ihr trennen. Obgleich sie keine bestimmte Antwort von ihm erhielt, glaubte sie doch aus seiner Haltung schließen zu können, daß sie ihr Spiel gewonnen habe, und beeilte sich, ihre Freunde und Parteigenossen von dem errungenen Siege zu benachrichtigen, worauf diese sogleich zu ihrer Beglückwünschung herbeieilten.

Inzwischen hatte sich der König, um dem weiteren Drängen seiner Mutter auszuweichen, voll Unmuth über ihr Zerwürfniß mit dem Kardinal, bei welchem sie ihm als der schuldigere Theil erschien, nach seinem Jagdschlosse Versailles begeben und auf dem Wege dahin dem ihn begleitenden Herzog von Saint-Simon, der dem Kardinal ganz ergeben war, darüber geklagt, daß seine Mutter die Entfernung eines treuen, überaus fähigen Ministers verlange, um Leute anzustellen, die von den Geschäften gar nichts verstünden. Hierdurch ermuthigt, hatte sich Saint-Simon in Lobeserhebungen über den Kardinal ergangen und dadurch dem Schwanken des Königs zu Gunsten Richelieu's ein Ende gemacht. Kaum in Versailles angekommen, berief Ludwig den Kardinal insgeheim zu sich und entließ ihn, nach einer zweistündigen Unterredung, mit den Worten: „Fahren Sie fort, mir zu dienen wie bisher, und ich werde Sie gegen Ränke Ihrer Feinde aufrecht erhalten."

Die Nachricht von dieser unerwarteten Wendung der Dinge, wegen deren die Franzosen den wechselvollen Tag (11. November 1630) „den Tag der Getäuschten" — la journée des dupes — genannt haben, versetzte die Königin-Mutter in die äußerste Bestürzung, und bald ließ ihr die Entfernung mehrerer Mitglieder ihrer Partei von ihren Ehrenstellen, sowie die gefängliche Einziehung anderer keinen Zweifel darüber, daß der Kardinal, trotz der Ehrerbietung, mit welcher er sie zu behandeln fortfuhr, darauf ausgehe, ihr allen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten zu entziehen. Ihre Bemühungen, diese Absicht des Kardinals zu durchkreuzen, veranlaßten den König, der sich eben mit ihr in Compiègne aufhielt, sie auf eine Zeitlang von dem Hofe zu verbannen. Nachdem er selbst am 23. Februar 1631 in der Frühe des Morgens nach Paris zurückgekehrt war, ließ er ihr ein Schreiben zustellen, in welchem er sie ersuchte, sich bis auf Weiteres auf das Schloß zu Moulins zu begeben. Aufs Höchste erzürnt, erklärte die Königin, sie werde Compiègne nicht verlassen und ziehe vor, dort als Gefangene behandelt zu werden.

Die Entfernung Maria's vom Hofe und ihre Gefangenhaltung

in Compiègne gaben dem Herzog von Orleans, dessen eifersüchtiger Groll gegen den Kardinal durch die ihm zu Theil gewordenen Gunstbezeigungen nicht beschwichtigt worden, Veranlassung, aufs Neue feindlich gegen denselben aufzutreten. Er zog sich gleichfalls vom Hofe zurück und begab sich nach Orleans, wo er, um den Kardinal einzuschüchtern, Truppenbewerbungen anstellte. Als der König hierauf, dem Rathe Richelieu's folgend, mit einigen Regimentern gegen ihn vorrückte, entfloh er zu dem Herzog Karl IV. von Lothringen. Der Kardinal ließ hierauf im Namen des Königs alle Anhänger Gastons für Beleidiger der Majestät erklären. Als das Parlament von Paris gegen die Einregistrirung dieser Erklärung Bedenken erhob, weil die Gründe des Verfahrens nicht triftig genug seien, wurden die Mitglieder desselben vor den König beschieden und erhielten von demselben einen strengen Verweis darüber, „daß sie sich unterstanden hätten, Staatssachen ohne königliche Erlaubniß zu untersuchen, da sie doch nur dazu bestellt seien, Recht zu sprechen."

Bald darauf — am 18. Juli 1631 — entfloh Maria von Medici aus Compiègne nach Brüssel, um bei ihrer Tante, der Infantin Isabella, der damaligen Regentin der spanischen Niederlande, Schutz zu suchen. Hier fand sich auch der Herzog von Orleans ein, der sich, schon seit längerer Zeit verwittwet, heimlich mit der lothringischen Prinzessin Margaretha, der Tochter Karls IV., vermählt hatte. Beide erließen eine heftige Beschwerdeschrift gegen Richelieu und suchten mit Hilfe Spaniens ein Heer zum offenen Kriege gegen ihn und Frankreich aufzubringen.

Um sich für den bevorstehenden Kampf im Innern sicher zu stellen und die Unzufriedenen einzuschüchtern, ließ Richelieu, auf Grund eines richterlichen Spruches, die Güter aller Anhänger des Herzogs von Orleans mit Beschlag belegen und zugleich gegen den Marschall von Marillac, der schon früher als einer der einflußreichsten Anhänger der Königin-Mutter gefänglich eingezogen worden war, wegen angeblicher Erpressungen und Unterschleife durch eine eigens dazu ernannte Kommission einen Prozeß einleiten, in Folge dessen der Marschall zum Tode verurtheilt wurde. Da nach der Ansicht des Kardinals der Zustand des Reiches ein großes, abschreckendes Beispiel erheischte, wurde, gemäß des von ihm aufgestellten Grundsatzes, „daß im gewöhnlichen Laufe der Gerechtigkeit zwar der Strafe der vollständige Beweis der Schuld vorangehen, bei Verbrechen gegen den Staat jedoch eingeschritten werden müsse, wenn man nur die innere Ueberzeugung von der Schuld habe," das gegen den Marschall erlassene Urtheil, ungeachtet der Fürbitten seiner Verwandten und vieler anderer Adeligen, am 10. Mai 1632 zu Paris vollzogen.

Unterdessen hatte der Herzog von Orleans zweitausend Mann unter die Waffen gebracht, mit welchen er in Burgund einrückte. Obgleich er in einem pomphaften Manifest der Nation erklärte, er sei gekommen, „die von dem Kardinal Richelieu gestifteten Mißbräuche abzuschaffen und das Land von dem Feinde des Königs und des Volkes zu befreien," schloß sich Niemand ihm an, und keine Stadt bewilligte ihm den geforderten Durchzug. Nur der Statthalter von Languedoc, der siebenunddreißigjährige Heinrich von Montmorency, ein Mann, der wegen seines ehrenwerthen Charakters, seiner glänzenden Geistesgaben und seines ritterlichen Sinnes allgemein in hohem Ansehen stand, erklärte sich für ihn.

Die Unzufriedenheit mit Richelieu's auswärtiger Politik; seine getäuschte Hoffnung, zum Connetable von Frankreich ernannt zu werden, welche Stelle der Kardinal als eine zu einflußreiche nicht wieder herstellen wollte, ganz besonders aber die dringenden Bitten seiner Gemahlin Felicia Orsini, einer Verwandten der Königin-Mutter, sein Vaterland und die königliche Familie von der Tyrannei des Kardinals zu befreien, hatten Montmorency bewogen, gegen die dringenden Warnungen des Erzbischofs von Narbonne dem Herzog von Orleans seine Unterstützung zuzusagen, wobei er sich der Hoffnung hingab, daß es ihm gelingen werde, einen gütlichen Vergleich zwischen Gaston und dem König zu vermitteln. Kaum war jedoch Gaston in Languedoc eingerückt, als Montmorency erkannte, daß das von demselben mit der äußersten Unbesonnenheit und gänzlich ungenügender Kriegsmacht begonnene Unternehmen keinerlei Aussicht auf Erfolg habe. Nichtsdestoweniger zog er, da er sich durch sein gegebenes Wort für gebunden erachtete, im Vereine mit Gaston dem königlichen Heere entgegen, das in Eilmärschen gegen Languedoc aufgebrochen war. Am 1. September 1632 fiel er in einem Treffen bei Castelnaudary, nach ritterlichem Kampfe, schwer verwundet den Königlichen in die Hände. Der Herzog von Orleans, dem aller Muth entsunken, erkaufte sich auch diesmal Begnadigung durch das Preisgeben seines Verbündeten. In einem am 29. September 1632 mit dem König abgeschlossenen Vertrag, in welchem er sein Vergehen eingestand und für dasselbe um Verzeihung bat, versprach er, allen Verbindungen mit dem Auslande zu entsagen, seinen Aufenthalt nach der Bestimmung des Königs zu nehmen und diesem die Bestrafung anheimzugeben, und erhielt dagegen die Zusage der erflehten Begnadigung.

Da der Herzog von Montmorency, der von Castelnaudary nach Toulouse gebracht worden war, um von dem dortigen Parlamente gerichtet zu werden, mit den Waffen in der Hand gefangen genommen worden, konnte der Spruch der Richter nur auf den Tod lauten; doch zweifelte Niemand daran, daß der König den

letzten Sprößling eines der ältesten, berühmtesten und angesehensten Geschlechter Frankreichs, das sich um das Wohl des Reiches so vielfach verdient gemacht, nicht auf dem Blutgerüste enden lassen werde. Allein der Kardinal, der ein Beispiel aufstellen wollte, das die Großen für alle Zukunft von dem Gedanken abschrecke, ihr Schicksal an das des Herzogs von Orleans zu knüpfen, redete dem König ein, daß die Ruhe des Reiches die Hinrichtung Montmorency's dringend erheische, und so verschloß Ludwig allen Fürbitten, die von den höchstgestellten und einflußreichsten Persönlichkeiten für den Verurtheilten an ihn gerichtet wurden, sein Ohr, obgleich er erfahren, daß die Richter selbst dem Herzog sein Todesurtheil unter Thränen verkündet hatten und in ganz Languedoc die tiefste Trauer über das Schicksal des hochverehrten Statthalters herrsche. Die Hinrichtung Montmorency's, der mit dem Ausdruck tiefster Reue über seinen unbesonnenen Schritt den König um Verzeihung gebeten und in den Tröstungen der Religion volle Ergebung in sein Schicksal gefunden, erfolgte am 30. Oktober 1632 im Hofe des Rathhauses von Toulouse. Mit ihm erlosch die Hauptlinie des alten, hochberühmten Hauses der Montmorency. Seine trostlose Gattin, die er in einem rührenden Abschiedsbriefe gebeten, „ihren Schmerz zu mäßigen und den schweren Schlag von der Hand des Erlösers anzunehmen, dessen Güte ihm so viele Gnaden spende, daß sie alle Ursache des Trostes habe", zog sich in ein Kloster zu Moulins zurück, in welchem sie im Jahre 1666 starb, nachdem sie im Jahre 1652 endlich die Erlaubniß erhalten, ihrem tiefbetrauerten Gatten zu Toulouse ein öffentliches Denkmal zu errichten.

Auf die Nachricht von der Hinrichtung Montmorency's verließ der Herzog von Orleans, der wohl fühlte, daß er durch das feige Preisgeben seines Verbündeten sich die allgemeine Verachtung zugezogen, unter Zurücklassung eines Schreibens, worin er den König mit Vorwürfen über die verweigerte Begnadigung Montmorency's überhäufte, zum dritten Male Frankreich, um nach Brüssel zurückzukehren.

Der Unwille des Königs über diesen Schritt wurde erhöht durch die erst jetzt bekannt gewordene Vermählung Gastons mit der Prinzessin von Lothringen, deren Vater sich schon seit längerer Zeit den Feinden Frankreichs genähert und dem Kaiser Hilfstruppen gegen die Schweden zugeführt. Richelieu forderte den Herzog von Lothringen auf, seine Werbungen einzustellen und seine Truppen zu entlassen, und als Karl IV. dies verweigerte, veranlaßte er den König, selbst mit einem Heere in Lothringen einzurücken. Die Fortschritte der Franzosen nöthigten den Herzog, sich den Forderungen des Kardinals zu fügen und zugleich dem König von Frankreich bis zum Ende des deutschen Krieges seine Hauptstadt Nancy zu

überlassen (Sept. 1633); nachdem jedoch die französischen Truppen aus Lothringen abgezogen, legte er, um ohne weiteren Nachtheil für sein Land seine Kampflust durch die fortgesetzte Betheiligung an dem deutschen Kriege befriedigen zu können, am 19. Januar 1634 die Regierung zu Gunsten seines Bruders Franz nieder und trat selbst mit zweitausendfünfhundert Kriegern und vielen lothringischen Edelleuten in die Dienste des Kaisers. Richelieu erklärte dies für einen Vertragsbruch und des Herzogs Entsagung für nichtig und ließ aufs Neue französische Truppen in Lothringen einrücken. Der Herzog Franz wurde in Luneville aufgehoben und gefangen nach Nancy gebracht; es gelang ihm jedoch, mit seiner Gemahlin nach Besançon zu entfliehen, von wo sich Beide nach Florenz begaben, um später ihren Aufenthalt in Wien zu nehmen. Volle sechsundzwanzig Jahre blieb Lothringen von den Franzosen besetzt; erst im Jahre 1659 erhielt Karl IV. durch die Vermittlung Spaniens sein Land zurück.

Inzwischen hatte der Herzog von Orleans, der trotz der ehrenvollen Aufnahme, die er am Hofe der Infantin zu Brüssel gefunden, das Drückende seiner Abhängigkeit von fremden Mächten fühlte, mit Richelieu Unterhandlungen angeknüpft, und da es für den Kardinal bei der ungünstigen Wendung, welche die Dinge eben für ihn in Deutschland genommen, von Wichtigkeit war, den muthmaßlichen Thronerben nicht länger unter dem Einflusse der Feinde Frankreichs zu lassen, ließ er sich leicht zu einer Aussöhnung bereit finden. Nachdem des Herzogs Ehe mit der lothringischen Prinzessin anerkannt und er selbst in alle seine Rechte, Ehren und Würden wieder eingesetzt worden, kehrte er im Oktober 1634 an den französischen Hof zurück. Im folgenden Jahre vertraute ihm der König sogar die Mitanführung des für den Krieg in den Niederlanden bestimmten Heeres an, und im Jahre 1636 erhielt er mit dem Grafen von Soissons, dem dritten Sohne des ersten Ludwig Condé, und den Marschällen de la Force und Chatillon das Kommando über die Heeresabtheilung, welche gegen das in die Picardie eingedrungene spanisch-deutsche Heer entsandt wurde.

Gastons Aussöhnung mit dem Kardinal war trotz alledem auch diesmal nicht von Dauer. Während der von ihm geleiteten Belagerung der Festung Corbie, die sich dem Feinde hatte ergeben müssen, zettelte er in Gemeinschaft mit dem Grafen von Soissons eine Verschwörung zur Ermordung Richelieu's an. Die von den Verschwornen geplante Frevelthat sollte zu Amiens zur Ausführung gebracht werden, wohin sich der Kardinal mit dem König begeben, um die Belagerungsarbeiten vor Corbie in rascheren Gang zu bringen; im entscheidenden Momente entsank ihm jedoch der Muth, und statt das verabredete Zeichen zu geben, auf welches der

ahnungslos im Kreise der Verschworenen weilende Kardinal überfallen und getödtet werden sollte, verließ er eiligst den Saal in sichtlicher Verwirrung. Dies raubte auch dem Grafen von Soissons den Muth, und so unterblieb das beabsichtigte Verbrechen.

Der Kardinal erfuhr zwar später, in welcher Gefahr er geschwebt; doch schien es ihm diesmal angezeigt, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Dies hielt jedoch den Grafen von Soissons nicht ab, im Jahre 1641, im Vereine mit Heinrich II. von Guise, dem Enkel jenes Heinrich von Guise, der in Blois ermordet worden, und dem Herzog von Bouillon, dem Besitzer von Sedan, einen Aufstand zum Sturze des Kardinals zu erregen, der bedenkliche Folgen hätte haben können, wäre nicht der Graf von Soissons nach einem Treffen bei Sedan, in welchem das königliche Heer eine Niederlage erlitten hatte, von unbekannter Hand durch einen Pistolenschuß getödtet worden. Der entmuthigte Herzog von Bouillon unterwarf sich und erhielt Verzeihung, während der Herzog von Guise nach Brüssel entfloh.

Unterdessen war dem König am 5. September 1638, nach zweiundzwanzigjähriger kinderloser Ehe, ein Sohn, der nachmalige Ludwig XIV., geboren worden, und seitdem war, statt des Herzogs von Orleans, der mit seiner Aussicht auf die Thronfolge auch den größten Theil seines Ansehens verloren hatte, die Königin Anna, die durch Richelieu wegen ihrer entschieden spanischen Gesinnung von jeder Betheiligung an der Regierung fern gehalten wurde, der Mittelpunkt der dem Kardinal feindlichen Partei.

Nachdem alle Bemühungen der Großen zum Sturze des Kardinals vergeblich geblieben, drohte diesem eine neue Gefahr von Seiten des Königs selbst. Ludwig XIII., dem Richelieu die ganze Last der Regierung abgenommen, bedurfte eines Gesellschafters, mit welchem er über andere Dinge als Staatsangelegenheiten sich unterhalten konnte, und zu dieser Rolle hatte Richelieu den jungen Heinrich von Cinqmars, den Sohn des Marschalls d'Effiat, gewählt, den er wegen seines leichten Sinnes für vollständig ungefährlich hielt. Der König ernannte Cinqmars, der bald durch sein einnehmendes Aeußere, seinen angenehmen Umgang und seine Unterhaltungsgabe sein entschiedener Liebling geworden, zu seinem Oberstallmeister — grand écuyer, wonach Cinqmars gewöhnlich Monsieur Legrand genannt wurde — und überhäufte ihn mit Gunstbezeigungen. Dies machte den jungen Mann übermüthig; er verlangte, daß man ihn zum Herzog und Pair erhebe, seine Heirath mit der Prinzessin Maria von Mantua befördere, ihm den Oberbefehl über ein Heer anvertraue und Sitz und Stimme im Staatsrathe bewillige. Als Richelieu ihn in seine Schranken zurückwies, beschloß er, ihn zu stürzen, in der Hoffnung, alsdann den schwachen

Ludwig vollständig beherrschen und durch ihn alle seine ehrgeizigen Ziele erreichen zu können.

Da der König den bitteren Auslassungen seines Günstlings über die Herrschsucht des Kardinals und über das große Elend, in welches dessen fortdauernde Kriege Frankreich stürzten, nicht nur ein williges Ohr lieh, sondern auch in Augenblicken übler Laune selbst in diese Klagen einstimmte, zweifelte Cinqmars nicht daran, daß derselbe unschwer dahin zu bringen sein werde, den Kardinal fallen zu lassen. Er stellte dem König vor, daß es seiner unwürdig sei, die schmachvolle Abhängigkeit länger zu ertragen, in welcher Richelieu ihn halte, und versicherte ihn, daß das ganze Land Nichts sehnlicher wünsche, als die Entlassung des Tyrannen. Schließlich ging er sogar so weit, dem König den Rath zu ertheilen, den Kardinal tödten zu lassen, und da Ludwig hierauf nur die Befürchtung aussprach, daß dies den Bann der Kirche nach sich ziehen werde, weil Richelieu Priester und Kardinal sei, hielt er sein Spiel für gewonnen und glaubte, Alles wagen zu können.

Nachdem es Cinqmars gelungen, die Herzöge von Orleans und Bouillon für seinen Plan zu gewinnen, in welchen er auch seinen Freund, den wegen seiner hervorragenden Geistesgaben und seines ehrenvollen Charakters allgemein geachteten, von Richelieu aber als Anhänger der Königin Anna zurückgesetzten Parlamentsrath de Thou eingeweiht, schlossen die Verbündeten am 13. März 1642 einen Vertrag mit dem Hofe von Madrid, in welchem ihnen dieser, gegen die Zusicherung der Rückerstattung aller von Frankreich in dem bisherigen Kriege gemachten Eroberungen und des Rücktritts von dem schwedischen Bündnisse, siebzehntausend Mann Hilfstruppen und bedeutende Subsidien zusagte.

Da zu jener Zeit der spanisch-französische Krieg auch in Roussillon geführt wurde, war der König, um dem Kriegsschauplatze näher zu sein, mit dem Hofe nach Lyon übergesiedelt. Als er sich von hier in Begleitung des Kardinals in das Lager von Perpignan begab, erkrankte Richelieu in Narbonne, und die Aerzte riethen ihm den Gebrauch des Brunnens von Tarascon. Auf der Reise dorthin erhielt er durch die Fürsorge seiner Spione in dem Kabinet von Madrid eine Abschrift des Vertrags, den die Verschworenen mit Spanien geschlossen. Er übersandte dieselbe sogleich an den König und lieferte ihm dadurch den Beweis, daß sein Sturz durch die Erniedrigung Frankreichs erkauft werden sollte. Nach einigem Schwanken erließ Ludwig einen Verhaftsbefehl gegen Cinqmars, de Thou und Bouillon. Der charakterlose Herzog von Orleans, der sich beeilte, dem Kardinal in einem demüthigen Briefe die ganze Verschwörung zu enthüllen, um sich auch diesmal um den Preis des Verrathes seiner Bundesgenossen Verzeihung zu er-

kaufen, blieb unbehelligt. Der Herzog von Bouillon ging gleichfalls, nachdem auch er ein umfassendes Geständniß abgelegt, auf das Verwenden des Statthalters der Niederlande, des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, seines Verwandten, straffrei aus. Dagegen wurde Cinqmars und de Thou, nachdem zwischen dem König und dem Kardinal eine vollständige Aussöhnung stattgefunden, von einer Kommission von vierzehn Mitgliedern, die in Lyon zu ihrer Aburtheilung zusammengetreten, zum Tode verurtheilt, Cinqmars als Hochverräther und de Thou, einem von Ludwig XI. gegebenen Gesetze gemäß, wegen nicht erfolgter Anzeige des geplanten Hochverraths. Beide erlitten am 12. September 1642 zu Lyon den Tod mit standhafter Ergebung. Ludwig XIII. soll zu der Stunde der Hinrichtung seines Günstlings, am Spieltische sitzend, nachdem er die Uhr gezogen, mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt die Bemerkung gemacht haben: „En ce moment Monsieur Legrand passe un mauvais quart d'heure — in diesem Augenblick verbringt Monsieur Legrand eine schlimme Viertelstunde."

Mit der Vereitelung der Verschwörung des Cinqmars durfte Richelieu seinen Sieg über alle seine Gegner für gesichert halten. Auch seine unversöhnlichste Feindin, Maria von Medici, die sich von Brüssel nach London und von dort nach Köln begeben, war am 3. Juli 1642 an dem letzteren Orte, dreiundsechzig Jahre alt, in Verhältnissen gestorben, die an Dürftigkeit streiften. Mit verdoppelter Thätigkeit wandte sich der Kardinal aufs Neue den Staatsgeschäften zu; aber die Aufregungen und Anstrengungen der letzten Zeit hatten seine ohnehin schwachen Körperkräfte vollständig aufgerieben. Seine Krankheit ging in ein hitziges Fieber über, und ein hinzugetretener Blutsturz, auf welchen große Athmungsnoth folgte, ließ den Aerzten keinen Zweifel mehr über das Herannahen seines Todes. Er starb am 4. Dezember 1642, im achtundfünfzigsten Lebensjahre, nachdem er auf seinem Todesbette dem zu ihm geeilten König seinen geheimen Agenten, den auf seine Veranlassung in französische Dienste getretenen Italiener Julius Mazarini, von den Franzosen Mazarin genannt, welchem er im vorhergehenden Jahre die Kardinalswürde erwirkt hatte, zu seinem Nachfolger empfohlen.

Richelieu durfte sich auf seinem Sterbebette rühmen, daß er das Ziel erreicht habe, das er sich bei der Uebernahme der Geschäfte gesteckt und achtundzwanzig Jahre lang mit unermüdlicher Thätigkeit und eiserner Ausdauer unter steten Kämpfen mit widerstrebenden Elementen verfolgt hatte. Die Herrschaftsgelüste der Großen waren unterdrückt, die an der Spitze der Beamtenwelt stehenden Parlamente ihrer politischen Bedeutsamkeit beraubt und zur vollständigen Unterordnung unter den königlichen Willen gezwungen; die Hugenotten hatten aufgehört, einen Staat im Staate zu bil-

den; auch zur vollständigen Unterdrückung der schon lange in Verfall gerathenen Freiheiten und Privilegien der Kommunen hatten die verschiedenen Aufstände eine erwünschte Veranlassung geboten: — Frankreich war zur unumschränkten Monarchie geworden. Daneben hatte auch Richelieu's äußere Politik die glänzendsten Erfolge errungen. Während die Macht des habsburgischen Hauses in Spanien gebrochen war und sein Einfluß in Deutschland für immer untergraben schien, eilte Frankreich, im Innern erstarkt durch die einheitliche Leitung seiner Geschicke, durch die Erhöhung seiner Seemacht, die Erweiterung seines Handels, die Hebung seiner Kolonien und die gesteigerte Pflege der Kunst und Wissenschaft, der erstrebten Hegemonie in Europa entgegen.

So unbestreitbare Verdienste sich indessen Richelieu auch um Frankreichs Ruhm und Größe erworben, so fallen doch auf seine Wirksamkeit bedeutende Schatten, die bei der Beurtheilung des großen Staatsmannes nicht unberücksichtigt bleiben dürfen. „Unbedauert von seinem Herrn, der ihn nie geliebt hatte", sagt Barthold in seiner Geschichte des großen deutschen Krieges, „gefürchtet und gehaßt von einem großen Theile Frankreichs, hinterließ er dem Staate den sicheren Aufschwung zu einer verhängnißvollen Größe, dem Königthume die verderbliche Erbschaft der Unumschränktheit. Sind wir gleich entfernt, Richelieu's Pläne und Thaten als Mittel zu betrachten, um, dem schwachen Gebieter unentbehrlich, seinen eigenen maßlosen Ehrgeiz zu befriedigen, ohne auf Frankreichs Größe napoleonisch zu blicken; wird gleich seine politische Einsicht und Kraft, sein schöpferischer Geist, dem in seinen Gliedern zusammengeschnürten Staate Leben und Beweglichkeit und eine würdige Stelle unter den Nationen zu verschaffen, mit Recht bewundert, und möchte er auch Auswege gefunden haben, die Gefahr, welche durch Bernhard von Weimar drohte, irgendwie zu beseitigen; kann ihm ferner der Ruhm des vollendeten Staatsmannes nach dem Ideale des Jahrhunderts nicht entzogen werden, so erkannte doch schon die Mitwelt, daß seine Politik des versöhnenden, großartigen Charakters entbehre, und erfuhren die Nachkommen auf dem Throne und im Volke, daß die Willkür der königlichen Gewalt, durch ihn blutig befördert, daß die Uebermacht Frankreichs in Europa, durch ihn begründet, allein zum Unsegen gereicht habe. Richelieu's Grundsatz der Politik, in allen Staaten Europa's Zwietracht und Aufruhr zu stiften, um Frankreich zu erheben, verschuldete die beklagenswerthen Bewegungen, welche den Welttheil nachhaltig zerrütteten. Sein Werk war Waldsteins Empörung; er schürte das Feuer in Katalonien an, bereitete den Abfall Portugals vor, trieb die Schotten zum Aufstande gegen Karl I., woran der Sturz der

Stuarts ſich reihte. Die Erniedrigung des Hauſes Oeſterreich im Auge, welches Heinrich IV. nimmer ſo mörderiſch verfolgt hätte, war *er es allein*, welcher, Guſtav Adolf zum Kampfe rufend und ausrüſtend, die Glieder des Reiches zur Auflehnung gegen das Oberhaupt verlockend, den entſetzlichen Krieg zwölf Jahre hindurch nährte und auch über ſeinen Tod hinaus vererbte. Unſäglich viel Blut floß bei *ſeinem Leben*; ſein Geiſt, in gelehrigen Nachfolgern fortwaltend, vergoß deſſen noch mehr nach *ſeinem Tode*. Ueberſchauen wir ferner den Zuſammenhang der Dinge im Großen, ſo mögen wir nicht zweifeln, daß Ludwigs XIV. Despotismus über Europa *ohne Richelieu's Vorarbeit* nicht denkbar war, und daß endlich der frevelhafte Mißbrauch unumſchränkten Königthums die franzöſiſche Revolution, das Haupt des Urenkel treffend, als ungeheuere Reaktion hervorrief!"

Ludwig XIII. überlebte den Tod des Mannes, der ſtatt ſeiner König geweſen, nur um wenige Monate: er ſtarb am 14. Mai 1643, dem Jahrestage des Todes ſeines Vaters, im Alter von zweiundvierzig Jahren.

XXIII.

Spanien unter Philipp IV.

(1621—1665.)

Philipp IV. war ſechzehn Jahre alt, als der Tod ſeines Vaters, Philipps III., ihn auf den ſpaniſchen Thron führte. Er war ein kunſtſinniger, wohlwollender Fürſt, aber der ſchweren Aufgabe, dem inneren Verfalle ſeines Reiches durch heilſame Reformen in der Staatsverwaltung Einhalt zu thun und zugleich in den Verwicklungen mit dem Auslande, insbeſondere in dem neu beginnenden Kriege mit den Niederlanden, Spaniens Machtſtellung zu behaupten, in keiner Weiſe gewachſen. Er überließ daher, gleich ſeinem Vorgänger, die Leitung der Staatsangelegenheiten ſeinen Günſtlingen und zwar zunächſt dem Grafen von *Olivarez*, der an die Stelle des gleich nach dem Tode Philipps III. vom Hof entfernten Herzogs von Uzeda trat und dreiundzwanzig Jahre lang Spanien unumſchränkt regierte.

Olivarez, dem Philipp IV. ſchon im Jahre 1622 den Herzogstitel verliehen, war zwar ein äußerſt thätiger und nicht unbegabter Staatsmann von unbeſcholtenem Lebenswandel und gutem Willen; aber ſein unerſättlicher Ehrgeiz, der ihn zur Nachahmung Richelieu's antrieb, und ſein Hang zur Willkür führten ihn häufig auf Ab-

wege, und überdies reichte auch seine Einsicht und Kraft nicht aus, um Spanien von den Uebeln zu heilen, an denen es krankte. Die von ihm zur Abhilfe der Finanznoth und zur Hebung des nationalen Wohlstandes getroffenen Maßregeln waren theils unausführbar, theils unzulänglich und griffen das Uebel nicht bei der Wurzel an; einzelne derselben, in denen er dem bereits früher in Spanien eingeschlagenen verderblichen Weg der Handels- und Verkehrssperren folgte, dienten nur dazu, die Entvölkerung und Verödung des Landes zu fördern. So dauerte der Verfall des Reiches auch unter Philipp IV. fort und wurde beschleunigt durch die ungeheuren Kosten der auswärtigen Kriege, in welche Spanien verwickelt blieb, wie durch verhängnißvolle innere Wirren.

Der Plan des Herzogs von Olivarez, alle Länder der spanischen Krone durch die Aufhebung der lokalen und territorialen Rechte und Eigenthümlichkeiten in ein nach gleichen Gesetzen und Grundsätzen zu verwaltendes Staatsganzes umzuschaffen, hatte insbesondere bei den Kataloniern, die mit großer Eifersucht über die Vorrechte ihrer Provinz wachten, eine tiefe Unzufriedenheit hervorgerufen. Als nun Olivarez während des Krieges mit Frankreich bei dem Vordringen der Franzosen in Roussillon Truppen in Katalonien einlagern ließ und zugleich neue Abgaben forderte, zu deren Entrichtung die Katalonier nach den Privilegien ihrer Provinz nicht verpflichtet waren, wurde entschiedener Widerspruch laut, und als dieser von dem Herzog nicht beachtet wurde, kam es im Jahre 1640 zum offenen Aufstande. Die von Olivarez zur Unterdrückung desselben getroffenen Maßregeln steigerten die Erbitterung der Katalonier so sehr, daß sie sämmtliche Behörden absetzten und die Regierung einem Rathe von sechsunddreißig Personen übertrugen, welcher ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich schloß. Da sie trotz der von Richelieu ihnen gesandten Unterstützung gegen die königlichen Truppen im Nachtheil blieben, warfen sie sich ganz dem französischen Machthaber in die Arme, indem sie im Januar 1641 den König Ludwig XIII. zum Grafen von Barcelona wählten, worauf ihnen derselbe eine Verstärkung von achttausend Mann und Offiziere für ihre eigenen Truppen sandte. Erst nach einem zehnjährigen, wechselvollen Kampfe gelang es den Spaniern, denen schließlich die wachsende Unzufriedenheit der Katalonier mit der französischen Herrschaft zu Hilfe kam, die Stadt Barcelona wieder zu erobern; die vollständige Unterwerfung der Katalonier unter das Scepter ihres rechtmäßigen Königs erfolgte jedoch erst nach dem Abschluß des pyrenäischen Friedens, der im Jahre 1659 dem französisch-spanischen Kriege ein Ende machte.

Einen andern Ausgang, als die Bewegungen in Katalonien, nahm ein zu der gleichen Zeit in Portugal ausgebrochener Auf-

ſtand, der die Losreißung von Spanien zum Zwecke hatte. Die ſchwere Schädigung, welche Portugal, abgeſehen von dem Verluſte ſeiner nationalen Selbſtſtändigkeit, durch die Vereinigung mit Spanien in ſeinen materiellen Intereſſen erlitten, ſowie der auf dem Lande laſtende Steuerdruck und die Willkür der ſpaniſchen Beamten hatten im ganzen Lande eine dumpfe Unzufriedenheit hervorgerufen, die zu einer Verſchwörung des portugieſiſchen Adels gegen die ſpaniſche Regierung Veranlaſſung gab. Am Morgen des 1. Dezember 1640 überfielen einige Hundert Mann die ſpaniſchen Wachen in Liſſabon, entwaffneten dieſelben mit leichter Mühe und riſſen die ſpaniſchen Zeichen ab, worauf der Herzog Johann von Braganza, ein Enkel jener Herzogin Katharina, die Philipps II. Mitbewerberin um den portugieſiſchen Thron geweſen (ſ. S. 299), als Johann IV. zum König von Portugal ausgerufen wurde. Bei dem ganzen Aufſtande hatten nur drei Perſonen den Tod gefunden. Da die Erhebung der Katalonier, ſowie der Krieg mit Frankreich und den Niederlanden alle Streitkräfte Spaniens in Anſpruch nahmen, behauptete ſich der neue Herrſcher, der ſofort von dem ganzen Lande wie von den Kolonien anerkannt wurde und in Richelieu einen eifrigen Bundesgenoſſen fand, mit leichter Mühe auf dem Throne bis zu ſeinem am 16. November 1656 erfolgten Tode.

Da die Aufſtände in Katalonien und Portugal das Vertrauen Philipps IV. in die Verwaltung ſeines Günſtlings erſchüttert hatten, gelang es den Gegnern des Herzogs, den König zu einem Miniſterwechſel zu beſtimmen. An die Stelle des Grafen Olivarez trat im Februar 1643 der mildere und anſpruchsloſere Don Luis de Haro, der jedoch ebenſowenig als ſein Vorgänger dem unaufhaltſam fortſchreitenden Verfall der Monarchie Einhalt zu thun vermochte.

Wie Katalonien und Portugal, ſo verſuchte auch Neapel, in welchem der bis zur Unerträglichkeit geſteigerte Steuerdruck ſeit längerer Zeit eine dumpfe Gährung hervorgerufen, ſich von Spanien loszureißen. Ein Edikt, durch welches der Vicekönig Don Rodrigo Ponce de Leon, Herzog von Arcos, im Januar 1647 auch die auf dem Markte feilgebotenen Früchte und Gemüſe mit einer Steuer belegt hatte, gab Veranlaſſung zu einem allgemeinen Aufſtande.

Am 7. Juli 1647 entſtand nämlich auf dem Markte von Neapel Streit darüber, ob die neue Steuer von dem Käufer oder von dem Verkäufer zu entrichten ſei, und als der herbeigerufene Marktbeamte den Streit zu Gunſten des Käufers entſchied, leerte ein Mann aus Pozzuoli, der Feigen auf den Markt gebracht, aus Verdruß darüber, daß ihm nach Abzug der Koſten kaum etwas übrig bleiben ſolle, mit den Worten: „Gott gibt Ueberfluß; aber die Beamten machen Theuerung; da ich doch Nichts davon habe,

mögen Alle eſſen," ſeinen Korb auf den Boden aus. Sogleich ſammelte ſich ein Schwarm barfüßiger Jungen um die Früchte, und ein Verwandter jenes Verkäufers, Tomaſo Aniello, von dem Volke Maſaniello genannt, rief ihnen zu: „Eßt, Kinder, eßt, dann wollen wir gehen und die Steuern abſchaffen!" Sofort wurden alle Körbe umgeworfen, und der Volkshaufe, der raſch zu mehreren Tauſenden angewachſen, drängte ſich unter dem Rufe: „Es lebe der König; nieder mit der ſchlechten Regierung!" nach dem Palaſte des Vicekönigs, um die Aufhebung des verhaßten neuen Steuer-edikts zu verlangen.

Der bedrängte Herzog, dem kaum hundert Soldaten zu Gebote ſtanden, verſprach Alles; als er jedoch gleich darauf in das am Hafen gelegene feſte Caſtel nuovo zu entkommen ſuchte, wurde er von dem Volke aus dem Wagen geriſſen und in die nahe Kirche des heiligen Franz von Paula gezerrt, um dort ſeine Verſprechungen eidlich zu bekräftigen. Der herbeigeeilte Erzbiſchof Philamarini beruhigte die Tobenden, indem er ihnen von dem Vicekönig eine Urkunde über die Abſchaffung ſämmtlicher Steuern zu verſchaffen verſprach. Der befreite Vicekönig benutzte die Nacht, um ſich in das Caſtel zu flüchten, von wo aus er Truppen zuſammenzog.

Inzwiſchen übte Maſaniello in Neapel eine unbeſchränkte Herrſchaft, beſonders nachdem es ihm gelungen, an der Spitze des Pöbels die von verſchiedenen Seiten zur Unterſtützung des Statthalters herangezogenen Truppen zurückzuſchlagen. Auf offenem Markte zu Gericht ſitzend, verhängte er über Verdächtige, wie über wirkliche Verbrecher die ſtrengſten Strafen, und ein Haufe Bewaffneter vollzog auf der Stelle die von ihm ausgeſprochenen Todesurtheile. Nirgends ſtießen ſeine Anordnungen auf den geringſten Widerſpruch. Wie einſt ein Fiſcher (der heilige Petrus) Rom vom Satan errettet, hieß es, ſo rette jetzt ein zweiter Fiſcher Neapel vom Untergange. Hauptſächlich zur Abwehr der Banditen, die haufenweiſe in die Stadt kamen, in der Hoffnung, die vermeintliche Anarchie zur Ausführung ihrer Räubereien benutzen zu können, und oft erſt nach heftigen Gefechten aus den Thoren getrieben werden konnten, erließ Maſaniello am 10. Juli eine Verfügung, in welcher er „im Namen des allergetreuſten Volkes und der allergetreuſten Stadt Neapel" Jedem, weß Standes und Gewerbes er auch ſei, bei Todesſtrafe verbot, Verkäufern von Lebensmitteln oder anderen Handelsleuten weder bei Tage noch bei Nacht irgend welches Leid zuzufügen oder die Häuſer der Einwohner irgendwie zu beſchädigen, und den Hauptleuten der Stadtviertel, gleichfalls bei Todesſtrafe, befahl, ihre Mannſchaft zur Ausführung jedes Auftrags bereit zu halten und ſie nirgends herumſtreifen zu laſſen.

Nachdem der Erzbiſchof Philamarini am 11. Juli, ſeinem Ver-

ſprechen gemäß, dem Maſaniello die verlangte Urkunde überreicht und mit ihm wegen einer förmlichen Kapitulation zwiſchen dem Volke von Neapel und dem Vicekönig unterhandelt hatte, wobei ein verfehlter Mordverſuch auf Maſaniello gemacht worden, den das wuthentbrannte Volk ſofort in dem Blute der Meuchelmörder gerächt, begab ſich Maſaniello am 12. Juli, auf einem reich geſchmückten Zelter reitend, mit einem Gewand von Silberſtoff bekleidet, das Haupt mit einem weißen Barett bedeckt, in den Palaſt des Herzogs von Arcos, um von demſelben die Beſtätigung des mit dem Erzbiſchof vereinbarten Vertrags zu verlangen. Als er den Vicekönig erblickte, warf er ſich vor ihm nieder, worauf der Herzog ihn aufrichtete und ihn umarmte. Da ſich die Verhandlungen in die Länge zogen, erhob die vor dem Palaſte verſammelte Volksmenge, die das Leben ihres Führers bedroht glaubte, ein wildes Geſchrei; als jedoch Maſaniello auf den Balkon trat und, den Finger auf den Mund legend, Schweigen gebot, war ſofort die Ruhe hergeſtellt. Der Nothwendigkeit weichend, beſtätigte der Vicekönig den geſchloſſenen Vertrag, kraft deſſen fortan nicht mehr Abgaben, als zur Zeit Karls V., erhoben und bei der Einführung neuer Steuern Abgeordnete des Volkes gehört werden ſollten. Bis zum Eintreffen der königlichen Beſtätigung ſollte es dem Volke unverwehrt ſein, unter den Waffen zu bleiben.

Von dieſem Augenblicke an war Maſaniello ein Anderer. Sei es, daß der Schwindel der erlangten Macht ihm die Beſinnung geraubt, oder die ungewohnten geiſtigen Anſtrengungen und Aufregungen, verbunden mit dem übermäßigen Genuſſe geiſtiger Getränke, ſeinen Blick getrübt — ſein argwöhniſches und grauſames Benehmen zeigte Spuren von Wahnſinn. Sofort wandte ſich das Volk von dem „von Gott Gezeichneten“ ab und ließ allen ſeinen Gegnern freies Spiel.

Neun Tage nach ſeiner Erhebung wurde Maſaniello in dem Karmeliterkloſter, wohin er ſich geflüchtet, erſchoſſen und ſeine Leiche in den Stadtgraben geworfen. In der Nacht traten jedoch ſeine Anhänger zuſammen und beſchloſſen, den Tod des Befreiers von Neapel zu rächen. Beim erſten Tagesgrauen drangen ſie in die Häuſer Derer, die ſich in der letzten Zeit dem Ermordeten feindlich gezeigt, und plünderten dieſelben; dann holten ſie Maſaniello's Leiche zur feierlichen Beſtattung herbei. Mit Blumen bedeckt und mit einem Lorbeerkranze auf dem Haupte, von zahlreichen Bewaffneten und einer unabſehbaren Volksmenge begleitet, wurde dieſelbe nach der Kirche del Carmine getragen und in derſelben beigeſetzt.

Von Neuem durchtobte der Aufruhr die Stadt und verbreitete ſich bald über das ganze neapolitaniſche Gebiet. Dem in dem Caſtel nuovo belagerten Vicekönig wurde eine neue Kapitulation

abgerungen, kraft deren alle Spanier das Land verlassen und alle öffentlichen Aemter nur Eingeborenen übertragen werden sollten. Als jedoch bald darauf eine spanische Flotte unter Don Juan de Austria, einem natürlichen Sohne Philipps IV., im Hafen von Neapel erschien und das Volk der Aufforderung, die Waffen niederzulegen, keine Folge leistete, wurde die Stadt beschossen. Verzweiflung erhöhte den Muth der Neapolitaner, und unter der Anführung eines Waffenschmiedes, Gennaro Annese, schlugen sie in einem zweitägigen blutigen Kampfe die Spanier zurück.

Die Empörer wandten sich hierauf an Ludwig XIV. von Frankreich mit der Bitte um Schutz und Hilfe, und da der französische Hof mit seiner Antwort zögerte, beschlossen sie, den in Rom weilenden Herzog Heinrich von Guise, als Abkömmling ihrer früheren Könige aus dem Hause Anjou, auf den Thron eines neuen selbstständigen Reiches Neapel zu erheben. Ihrer Einladung folgend, erschien Guise am 15. November 1647 in Neapel, wo er mit Jubel empfangen wurde. Er errang an der Spitze des Volksheeres über die Spanier einige Vortheile, und das Erscheinen einer französischen Flotte im Hafen von Neapel erhöhte die Hoffnungen der Neapolitaner. Allein Mazarin, der die Spanier in Italien nur beschäftigen, keineswegs aber den Plan der Erhebung des Herzogs von Guise fördern wollte, hatte den Befehlshaber der Flotte angewiesen, es zu keinem entscheidenden Treffen kommen zu lassen, und so kehrte dieselbe nach mehreren kleineren, für die Spanier nachtheiligen Gefechten nach Toulon zurück.

Nach der Abberufung des Herzogs von Arcos gelang es Don Juan, insgeheim mit mehreren angesehenen Häuptern der Aufrührer Unterhandlungen anzuknüpfen, die durch das Fehlschlagen eines Angriffs des Herzogs von Guise auf die von den Spaniern besetzten Kastelle und Posten, sowie durch eine in der Stadt ausgebrochene Hungersnoth wesentlich gefördert wurden. Während Guise einen neuen Zug gegen die Spanier unternahm, wagte Don Juan in der Nacht zum 5. April 1648 einen Sturm auf die Stadt, welcher in Folge des zwischen ihm und den hervorragendsten Volksführern bestehenden Einverständnisses rasch gelang, und als Guise zurückkehrte, fand er die Thore der Stadt verschlossen. Er wollte nach Rom entfliehen, wurde jedoch ergriffen und gefangen nach Gaeta gebracht, von wo er später durch die Vermittlung des französischen Hofes entlassen wurde. Durch die Abschaffung der drückendsten Abgaben befriedigt, kehrte das Volk von Neapel unter die spanische Herrschaft zurück. Mit Ausnahme Gennaro Annese's, der mit einigen seiner Gefährten den Tod auf dem Blutgerüste erlitt, wurden alle andern Anstifter des Aufstandes begnadigt.

Während durch alle diese Unruhen Spanien im Innern mehr

und mehr geschwächt wurde, dauerte der Krieg mit den Generalstaaten und Frankreich in den Niederlanden und in Oberitalien ununterbrochen fort. Der erstere, in welchem die Spanier am 19. Mai 1643 bei Rocroy gegen den Herzog von Enghien eine folgenschwere Niederlage erlitten, wurde, wie wir oben gesehen, im Jahre 1648 durch den Frieden von Münster beendigt; dagegen mußte der Krieg gegen Frankreich, in welchem der mit dem französischen Hofe zerfallene „große Condé" auf der Seite Spaniens gegen Turenne kämpfte, noch bis zum Jahre 1659 fortgeführt werden, wo er durch den pyrenäischen Frieden beendigt wurde. In diesem Friedensschluß wurde auch die Vermählung Ludwigs XIV. von Frankreich mit Philipps IV. älterer Tochter Maria Theresia vereinbart. Philipps IV. jüngere Tochter Margaretha Theresia wurde später die Gemahlin Kaiser Leopolds I.

Zwei Jahre nach dem Abschluß des pyrenäischen Friedens starb Don Luis de Haro, nachdem er achtzehn Jahre lang die Geschicke Spaniens geleitet, dessen fortschreitenden Verfall er, trotz seiner Bemühungen für die Hebung des Nationalwohlstandes durch Förderung des Ackerbaues und des Handels, bei den unaufhörlichen Kriegsstürmen nicht aufzuhalten im Stande gewesen.

Nach der Beendigung des Krieges mit Frankreich suchte Philipp IV. Portugal, wo Johanns IV. Wittwe seit dem Jahre 1656 für ihren minderjährigen Sohn Alfons VI. die Regierung führte, aufs Neue zu unterwerfen. Don Juan de Austria drang im Jahre 1663, trotz des beharrlichen Widerstandes der Portugiesen, siegreich in Portugal ein und eroberte Evora; aber Mazarin, der in der Wiederherstellung der spanischen Herrschaft in Portugal eine Gefährdung der Interessen Frankreichs erblickte, unterstützte die Portugiesen insgeheim in jeder Weise, obgleich er sich in dem pyrenäischen Frieden zum Gegentheile verpflichtet hatte, und verschaffte ihnen in dem Marschall Friedrich von Schomberg einen tüchtigen Feldherrn. Nachdem dieser die Spanier am 8. Juni 1663 bei Almexial zurückgeschlagen, vernichtete ein zweiter Sieg, den er am 17. Juni 1665 bei Villa-Viciosa über sie erfocht, alle Hoffnung des spanischen Hofes auf den Wiedergewinn Portugals. Dessenungeachtet dauerte der Krieg noch zwei Jahre fort; erst im Jahre 1668 kam der Friede von Lissabon zu Stande, in welchem die Unabhängigkeit Portugals von Spanien anerkannt wurde.

Philipp IV. erlebte diesen Frieden nicht mehr; er starb am 17. September 1665 im Alter von einundsechzig Jahren.

Auch unter Philipp IV. dauerte die Blüthe der spanischen Dichtkunst fort. Die höchste Stufe der Vollendung erreichte das spanische Drama, für welches nicht nur am Hofe, sondern in der ganzen Nation Liebe und Verständniß herrschte und das von einer

großen Zahl begabter Dichter mit entschiedenem Erfolge gepflegt wurde, in den Schöpfungen des Pedro Calderon de la Barca, des „Königs der spanischen Bühne", der mit Recht ein Liebling von ganz Europa geworden. Geboren am 1. Januar 1601 zu Madrid aus einer edlen Familie, erhielt Calderon seinen ersten Unterricht in dem Jesuitenkollegium seiner Vaterstadt und bezog dann die Universität Salamanka, wo er mit großem Fleiß dem Studium der Philosophie, der Theologie und des Rechtes oblag, zu gleicher Zeit aber auch sein ungewöhnliches poetisches Talent so glücklich ausbildete, daß er bereits im Alter von neunzehn Jahren sich einen Namen als dramatischer Dichter erworben hatte. Nachdem er längere Zeit mit Auszeichnung in dem spanischen Heere gedient und an den Kämpfen in Oberitalien und in den Niederlanden Theil genommen hatte, berief ihn Philipp IV. an seinen Hof und übertrug ihm die Komposition und die Leitung der Festspiele, bei deren Aufführung die größte Pracht entfaltet wurde. Der kunstsinnige König, in dessen Gunst der gefeierte Dichter von Tag zu Tag höher stieg, belohnte seine Dienste durch die Verleihung des Ritterkreuzes von San Jago.

Im Jahre 1651 trat Calderon in den geistlichen Stand, ohne jedoch deßhalb seiner Beschäftigung als dramatischer Dichter zu entsagen. Um ihn stets in seiner unmittelbaren Nähe zu haben, verlieh ihm der König eine Stelle an seiner Hofkapelle, deren Einkünfte er durch eine Pfründe in Sicilien erhöhte. Auch nach dem Tode Philipps IV. blieb Calderon am spanischen Hofe mit der Abfassung und Leitung der Festspiele betraut, die bei feierlichen Gelegenheiten zur Aufführung gebracht wurden. Seit dem Jahre 1663 gehörte er dem Priesterverein von San Pedro an, den er auch in seinem Testamente zum Universalerben seines bedeutenden Vermögens einsetzte. Er starb an Pfingstfeste (25. Mai) des Jahres 1681, tief betrauert von der ganzen spanischen Nation, die in ihm nicht nur ihren hervorragendsten Dichter, sondern auch den edlen, liebenswürdigen Menschen, den Freund und Wohlthäter aller Bedrängten verehrte.

Bis in sein höchstes Alter geistig frisch und dichterisch thätig, hinterließ Calderon, der mit seltener Schöpferkraft die stärkste Kunstberechnung und die höchste Vollendung dramatischer Komposition verband, fünfhundertzweiundzwanzig dramatische Dichtungen, in welchen sein Genius zu der innern Harmonie durch die Eleganz der Sprache und des Versbaus auch die äußere gefügt. Das Höchste leistete er in seinen für die Feier des Frohnleichnamsfestes verfaßten religiösen Schauspielen, den Autos sacramentales, in welchen die Größe und Herrlichkeit der katholischen Kirche in der glänzendsten Gestalt erscheint. „Die vollendetsten seiner religiösen Dichtungen", sagt Schack, „athmen eine heilige Begeisterung, wie sie

nur aus dem tiefsten und lebendigsten Gefühle für das Ewige emporblühen konnte. In ihnen sehen wir einen gottgeweihten Geist, der, vom Sonnenglanze einer höheren Weisheit umstrahlt, sich mit heiligem Triebe über die Grenzen der Zeitlichkeit hinausschwingt in die Welt der wandellosen Schönheit, wo Religion und Poesie, wie Memnonssäulen, jener Morgenröthe entgegentönen, die den anbrechenden Tag der Ewigkeit verkündigt. Und der Dichter, mit hohem, glaubensvollem Herzen und weltumfassender Liebe, reißt den Vorhang ab, der das Reich Gottes dem sterblichen Auge verbirgt; der Himmel voll wallender Lichtgewölke und strahlender Engelsgesichter thut sich auf und eine heilige Verklärung fällt zurück auf das Menschensein bis tief in den düstersten Abgrund des Endlichen, so daß aller Jammer der Erde vor dem Glanze der göttlichen Sonne vergeht."

Unter Calderons weltlichen Schauspielen nehmen das „Leben ein Traum" und „der standhafte Prinz" (s. Bd. IV. S. 684) die erste Stelle ein. Von dem letzteren sagt Immermann: „Welch' eine Dichtung! Man wird nicht müde, sie zu betrachten und zu bewundern! In diesem einzigen Werke hat sich der große katholische Dichter in eine Sphäre geschwungen, wohin der Britte (Shakespeare) mit seinen unermeßlichen Kräften doch nicht reicht. Denn nicht um das Geschick einer großen Natur durch Schuld und Leidenschaft handelt es sich darin, sondern um das Höchste, was es überhaupt gibt: um die Läuterung eines reinen Menschen in das Reinste, die Seligkeit. Diese Aufgabe ist nur einmal gelungen, und weder vor noch nach Calderon hat sich auch nur von ferne eine Produktion dieser Tragödie annähern können."

Die Kunst, die Knoten gewandt und fein zu schlingen, die Zuschauer durch stets neu hinzutretende Verwicklungen in Spannung zu erhalten und durch eine glückliche Lösung zu befriedigen, tritt besonders in Calderons Lustspielen hervor, die das Leben und gesellige Treiben in dem damaligen Spanien schildern und, nach dem Urtheile Schacks, *in ihrer Art* das Vollendetste sind, was die spanische Bühne besitzt, obgleich die Anlage dieser Gattung an einer gewissen Einförmigkeit leidet.

Mit dem Tode Calderons endet die eigentliche Blüthezeit des spanischen Dramas; der vollständige Verfall desselben wurde herbeigeführt durch den Uebergang des spanischen Thrones an den Enkel Ludwigs XIV., mit welchem die verkehrten und prosaischen Kunstansichten der Boileau'schen Schule nach Spanien kamen.

Unter Philipp IV. trieb in Spanien auch die Malerei, für welche alle Herrscher aus dem habsburgischen Hause regen Sinn hatten, ihre reichsten Blüthen, besonders in den Meisterwerken des Velasquez und seines großen Schülers Murillo.

Don Diego Velasquez de Silva entstammte einem edlen andalusischen Geschlechte und war im Jahre 1599 zu Sevilla geboren. Nachdem ein von ihm gefertigtes Porträt Philipps IV. seinen Ruf begründet, ging er im Jahre 1629 nach Rom und Venedig, von wo er, durch gründliche Studien in seiner Kunst gereift, nach der Heimath zurückkehrte. Von da an stieg er immer höher in der Gunst des Königs, der täglich seine Werkstätte besuchte und ihn zum Generalquartiermeister des Hofes ernannte, mit welchem Amte ein hohes Ansehen und ein bedeutendes Einkommen verbunden war. Trotz alledem blieb Velasquez fern von aller Ueberhebung, sittenstreng und arbeitsam. Er starb am 7. August 1660, tief betrauert von Philipp IV., dessen Liebling und Vertrauter er bis zu seinem Ende geblieben. In seinen Gemälden — meist Porträts und historische Bilder, von denen nur wenige ins Ausland gekommen, da sie alle von Philipp IV. angekauft wurden — vereinigt er den allen spanischen Malern eigenen kräftigen Ausdruck mit der richtigen Zeichnung der römischen und dem zarten und ansprechenden Kolorit der venetianischen Schule.

Bartholomeo Esteban Murillo, geboren 1618 zu Sevilla als der Sohn unbemittelter Eltern, nach deren frühem Tode er, von einem unwiderstehlichen Kunsttriebe beseelt, Bilder für den Trödelmarkt malte, um sein Leben zu fristen, wurde, nachdem er im Jahre 1642 nach Madrid gekommen, der hervorragendste Schüler des Velasquez, der sich hochherzig seiner annahm und ihm nicht nur Arbeit verschaffte, sondern ihm auch die Erlaubniß erwirkte, die in der Hauptstadt und im Eskurial befindlichen Meisterwerke von Titian, Rubens und van Dyk zu kopiren, wodurch sein ungewöhnliches Talent zur glücklichsten Entwicklung gelangte. Nach dreijährigem Aufenthalt in Madrid kehrte er nach Sevilla zurück, wo er rasch zur höchsten Meisterschaft und zu unsterblichem Ruhme emporstieg. Hier starb er am 3. April 1682 an der Folge einer Verletzung, die er sich kurz vorher zu Cadix bei der Ausführung eines großen Altarbildes durch einen Sturz vom Gerüste zugezogen.

Murillo gilt mit Recht als der größte Maler der spanischen Schule. In seinen historischen Gemälden, die fast ausschließlich religiöse Stoffe behandeln und sein bevorzugtes Gebiet bilden, vereint er die höchste Grazie, die größte Kraft und Erhabenheit mit der herrlichsten Farbengebung. „Niemand hat", sagt Weiß, „Madonnen mit mehr Weichheit und Wärme der Empfindung, mit mehr bezaubernder Holdseligkeit darzustellen verstanden. In seinen Extasen und Mysterien waltet ein wahrhaft übernatürlicher Charakter, eine göttliche Majestät, ein wunderbares Licht von oben." Murillo's Genrebilder — meist Gruppen von Bettelbuben, die er zu seiner Erholung malte — sind von der sprechendsten Wahrheit.

XXIV.

Italien in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.

Die Päpste von 1605—1655.

Nach dem Tode Clemens' VIII. (s. S. 374) bestieg der Kardinal Alexander Octavian Medici, ein Verwandter der Königin Maria von Frankreich, als Leo XI. den päpstlichen Stuhl; er starb jedoch schon am 27. April 1605, sechsundzwanzig Tage nach seiner Erhebung. Zu seinem Nachfolger wurde der ebensowohl durch Geschäftsgewandtheit und Rechtsgelehrsamkeit als durch Frömmigkeit ausgezeichnete Camillo Borghese aus Rom gewählt, der früher Advokat und zuletzt päpstlicher Legat in Spanien gewesen. Das Auftreten des neuen Papstes, der den Namen Paul V. annahm, war ein äußerst würdevolles und majestätisches: er sprach wenig, handelte aber desto mehr und war besonders voll Eifer für die Hebung des Klerus. Unter ihm wurde die herrliche Peterskirche vollendet, die vatikanische Bibliothek bereichert, die Stadt Rom, besonders in vielen ihren Kirchen, verschönert und die ewige Anbetung des heiligsten Altarsakraments eingeführt.

Einen bedeutenden Kampf hatte Paul V. mit der Republik Venedig zu bestehen, die durch verschiedene Eingriffe in die Rechte der Kirche die Interessen derselben schwer geschädigt hatte. Nachdem der Papst vergeblich sowohl durch den venetianischen Gesandten in Rom, als auch durch seinen Nuntius in Venedig die Zurücknahme zweier neuen, von der Signoria erlassenen kirchenfeindlichen Gesetze und die Auslieferung zweier widerrechtlich eingekerkerter Geistlichen hatte verlangen lassen, erließ er am 17. April 1606 ein Monitorium, das den Dogen und den Senat mit der Exkommunikation und das Land mit dem Interdikte bedrohte. Der Doge erklärte dieses Monitorium für einen ungerechten Angriff auf die weltliche Autorität und die Freiheit der Republik, verbot dessen Bekanntmachung und die Beobachtung des Interdikts bei Todesstrafe und suchte die Fortsetzung des Gottesdienstes zu erzwingen. Während der größte Theil des Weltklerus sich dem Willen des Dogen fügte, leisteten die Jesuiten, sowie die meisten andern neueren Orden mannhaften Widerstand und wurden dafür aus dem venetianischen Gebiete verwiesen. Die Protestanten ermangelten nicht, den Zwiespalt der Republik mit dem päpstlichen Stuhle zur Verbreitung ihrer Bibel in Venedig zu benutzen und den Groll der Venetianer gegen Rom in jeder Weise zu schüren. Dagegen bot der spanische Hof dem Papste Truppen aus dem Mailändischen gegen

die übermüthige Republik an. Nachdem der Streit nahezu ein Jahr gedauert, kam am 22. März 1607 durch die Vermittlung Heinrichs IV. von Frankreich ein Ausgleich zu Stande, in Folge dessen die Venetianer die gefangenen Geistlichen dem Kardinal von Joyeuse übergaben, die Erlasse gegen das Interdikt zurücknahmen und die beiden kirchenfeindlichen Gesetze suspendirten, wogegen der Papst die Censuren aufhob.

Da die Venetianer bezüglich der Wiederaufnahme der Jesuiten wegen ihres strengen Gehorsams gegen den Papst Schwierigkeiten erhoben, bat der General derselben, Pater Aquaviva, den Frieden nicht von der Wiederherstellung seines Ordens in Venedig abhängig zu machen, und so blieben die Jesuiten bis zum Jahre 1657 von dem venetianischen Gebiete ausgeschlossen, während die übrigen verbannten Religiosen sofort dahin hatten zurückkehren können.

Paul V. starb am 19. Januar 1621 in Folge eines Schlaganfalles, der ihn während einer von ihm zur Feier des Sieges auf dem weißen Berge veranstalteten Prozession getroffen. Zu seinem Nachfolger wurde am 9. Februar der Kardinal Alexander Ludovisi von Bologna, Erzbischof von Mailand, erwählt, der sich Gregor XV. nannte. Trotz seines hohen Alters und seiner schwächlichen Gesundheit zeigte er großen Eifer für die Wahrung der kirchlichen Interessen, und was ihm selbst an Thatkraft abging, ersetzte sein Neffe Ludovico, der in der Leitung der ihm übertragenen Geschäfte Geist und Kühnheit an den Tag legte. Gregor XV. erließ eingehende Verordnungen über die Papstwahl und errichtete die große Kongregation für die Ausbreitung des Glaubens, die „Propaganda", die als oberste Missionsanstalt für die Bekehrung der Ungläubigen und für die Wiedervereinigung der Getrennten wirken sollte, und für die sowohl der Papst selbst als auch sein Neffe bedeutende Summen aufwandten.

Als Zeichen der Dankbarkeit für die Unterstützung, die Gregor XV. dem Kaiser Ferdinand II. in dem pfälzischen Kriege zu Theil werden ließ, übersandte ihm der Kurfürst Maximilian von Baiern, nach der Einnahme von Heidelberg durch Tilly im Jahre 1622, einen Theil der dortigen kurfürstlichen Bibliothek, welche der vatikanischen einverleibt wurde. Dem Jesuitenorden, dem er seine Bildung verdankte, bewies Gregor XV. eine hohe Verehrung; er war es, der den Stifter desselben, sowie den Apostel Indiens, Franz Xavier, unter die Zahl der Heiligen aufnahm. Paris erhob er im Jahre 1622 zur Metropole Frankreichs.

Der Nachfolger Gregors XV. war der Kardinal Maffeo Barberini, ein sehr gelehrter Florentiner, der im Jahre 1623 als Urban VIII. den päpstlichen Stuhl bestieg. Er war ein ebenso

gewandter Staatsmann als eifriger Beförderer der Wissenschaften und zugleich ein Dichter, von dessen hoher Begabung eine Sammlung trefflicher lateinischer Hymnen, Oden und anderer Gedichte, die er in seinen Mußestunden verfaßte, Zeugniß ablegen. Unter ihm wurde das römische Brevier, das er selbst durch verschiedene Hymnen bereicherte, verbessert und in der ganzen Kirche eingeführt. Auch erließ er Verordnungen über den Heiligsprechungsprozeß und gründete ein großes Seminar, das „Collegium Urbanum", mit einer eigenen Druckerei für die Missionäre. Den Kardinälen verlieh er den Titel „Eminenz", den auch die geistlichen Kurfürsten und der Großmeister der Johanniter führten.

Als im Jahre 1631 das Haus Rovere ausgestorben war, das seit dem Jahre 1508 im Besitze des Herzogthums Urbino gewesen, vereinigte Urban VIII. dieses päpstliche Lehen wieder mit dem Kirchenstaate. Aus Furcht vor dem österreichisch-spanischen Uebergewicht neigte sich der Papst mehr der französischen Politik zu und verweigerte Kaiser Ferdinand II. die verlangten Unterstützungen im Kampfe gegen die Schweden. Erst nachdem die Erfolge Gustav Adolfs ihm einen tieferen Einblick in die bedrohte Lage der Kirche in Deutschland verschafft, zahlte er dem Kaiser Subsidien.

In das Pontifikat Urbans VIII. fällt auch der vielfach irrig dargestellte und gehässig ausgebeutete Prozeß der Inquisition gegen den berühmten Galileo Galilei über das Kopernikanische Weltsystem.

Galileo Galilei (geb. zu Pisa 1564), erst Professor in Pisa, dann in Padua, wandte seine ungewöhnlichen Geistesgaben mit unermüdlicher Ausdauer zum Ausbau der mathematischen und physikalischen Wissenschaften an und erwarb sich um dieselben besonders durch die Entdeckung der Gesetze des Falls, sowie durch die Verbesserung des kurz vorher in Holland erfundenen Fernrohres und die Benutzung desselben zu astronomischen Beobachtungen die größten Verdienste. Im Jahre 1610 von dem Großherzog Cosmo II. von Toskana nach Florenz berufen und mit einem Jahrgehalt von tausend Scudi zum ersten großherzoglichen Philosophen und Mathematiker ernannt, setzte er seine Studien und schriftstellerischen Arbeiten mit verdoppeltem Eifer fort und wandte sich immer mehr den Ansichten des Frauenburger Domherrn Nikolaus Kopernikus (geb. 1473, gest. 1543) über die Bewegung der Himmelskörper zu.

Daß der heilige Stuhl den astronomischen Studien und den Ergebnissen derselben nicht feindlich gegenüberstand, vielmehr dieselben, wie überhaupt alle wissenschaftlichen Bestrebungen, entschieden zu fördern suchte, beweist schon die hohe Gunst, in welcher nicht nur der berühmte Nikolaus von Cusa (s. Bd. IV. S. 601), der zuerst den Satz von der Bewegung der Erde um die Sonne

annahm, sondern auch der fromme und der Kirche treu ergebene Kopernikus selbst am päpstlichen Hofe stand, der ihn zur Mitwirkung an den Arbeiten zur Verbesserung des Kalenders einlud, wie auch Papst Paul III. die Dedikation seines epochemachenden Werkes angenommen hatte. Allein wenn auch die Kirche den Satz, daß die Sonne den unbeweglichen Mittelpunkt unseres Planetensystems bilde und die Erde sich um dieselbe drehe, als Hypothese nicht verwarf, so konnte sie denselben doch wegen seines Widerspruchs mit dem Wortlaute der Bibel so lange nicht als absolute Wahrheit gelten lassen, als nicht unwiderlegliche Beweise für seine Richtigkeit erbracht waren, und zu diesen war die damalige Wissenschaft noch nicht vorgeschritten.

Uebrigens ging die Opposition gegen das Kopernikanische Weltsystem nicht zuerst von der Kirche, sondern von Melanchthon und andern protestantischen Theologen aus, die dasselbe mit Rücksicht auf die entgegenstehenden Bibelstellen entschieden verwarfen, wie auch die Protestanten gegen den Astronomen Kepler wegen seines Anschlusses an die Ansichten des Kopernikus mit ungleich größerer Schärfe auftraten, als die katholischen Theologen (s. S. 404).

Galilei, der bei seinem ersten Aufenthalt in Rom im Jahre 1611 am päpstlichen Hofe die vollste Anerkennung seiner wissenschaftlichen Bestrebungen und Erfolge gefunden und mit großer Auszeichnung behandelt worden, wurde, nachdem er in seinem Werke „Geschichte und Erklärung der Sonnenflecken" entschieden für das Kopernikanische System Partei genommen, ohne jedoch überzeugende Beweisgründe für dasselbe beibringen zu können, im Jahre 1616 bei seinem zweiten Aufenthalte in Rom hauptsächlich durch die ebenso freundlichen als dringenden Ermahnungen des Kardinals Bellarmin bewogen, der Forderung der Inquisition gemäß das feierliche Versprechen abzulegen, die Ansichten des Kopernikus über die Bewegungen der Himmelskörper fernerhin weder zu vertheidigen noch festzuhalten.

Dieses Versprechen hielt jedoch Galilei nicht, sondern stellte in einem „Dialog über das Ptolemäische und das Kopernikanische Weltsystem", den er, um ihn der Masse der Gebildeten zugänglich zu machen, statt in der gewohnten lateinischen Gelehrtensprache, italienisch abfaßte, das letztere als das absolut richtige dar, indem er zugleich die Anhänger des ersteren mit dem verletzendsten Spott überschüttete. Nach der Veröffentlichung dieses Werkes wurde Galilei vor das Tribunal der Inquisition zur Verantwortung geladen und von demselben, nachdem er sich vergebens wegen des Bruchs seines Versprechens durch Winkelzüge zu rechtfertigen gesucht und seine Bereitwilligkeit, sich dem Ausspruch der Kirche zu unterwerfen, erklärt, dabei jedoch durch sein ganzes Benehmen den

Verdacht der Unaufrichtigkeit erweckt hatte, am 22. Juni 1633 zu einer „formellen" Gefängnißstrafe für eine von dem heiligen Officium zu bestimmende Zeit und zur Abschwörung verurtheilt. Er verstand sich ohne Weigerung zu der geforderten Abschwörung in der ihm vorgelegten Form; daß er jedoch hiernach auf den Boden gestampft und ausgerufen habe: „E pur si muove — Und dennoch bewegt sie sich!" — ist eine erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entstandene Fabel.

Ebenso grundlos ist die Behauptung der Gegner der Kirche, daß die zur Aburtheilung Galilei's eingesetzte Kommission des heiligen Officiums aus seinen entschiedensten Feinden bestanden und man ihn der Folter unterworfen habe, um Geständnisse von ihm zu erzwingen. Die Behandlung Galilei's war während des ganzen Processes, schon aus Rücksicht auf sein hohes Alter, eine äußerst milde. Mit Ausschluß der letzten zweiundzwanzig Tage, während deren ihm mit seinem Diener drei schöne Zimmer im Palast des heiligen Officiums selbst angewiesen wurden, durfte er in der fürstlichen Wohnung des toskanischen Gesandten bleiben, in welcher er sein Absteigequartier genommen, und ungehindert mit dessen Familie verkehren.

Zur Verbüßung seiner nominellen Haft wurde Galilei zunächst in den römischen Palast des Großherzogs von Toskana relegirt, jedoch schon am 2. Juli der Gastfreundschaft des Erzbischofs Piccolomini von Siena überlassen und erhielt später die Erlaubniß, sich auf sein Landgut in Arcetri zurückzuziehen, wo er unbehelligt seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen obliegen konnte. Er starb am 8. Januar 1642 im Frieden der Kirche und mit dem Segen Urbans VIII.

Wenn von den Gegnern der katholischen Kirche die Frage aufgeworfen worden, wie die Verurtheilung des Kopernikanischen Weltsystems mit der Unfehlbarkeit der Kirche in Einklang zu bringen sei, so ist darauf einfach zu erwidern, daß jene mit dieser nicht das Geringste zu schaffen hat, indem nur das allgemeine Concil und der ex cathedra lehrende Stellvertreter Jesu Christi Träger des unfehlbaren Lehramts der Kirche sind, das in dem Prozesse Galilei's gefällte Urtheil der Kongregationen der Inquisition und des Index aber grade dieses wesentlichen Merkmals entbehrt, wie Grisar (Galileistudien S. 138 ff.) überzeugend nachwies. Sobald der evidente Beweis für die Bewegung der Erde erbracht worden, wurde das Verbot der Schriften des Kopernikus und Galilei's aufgehoben.

Urbans VIII. Nachfolger, der Kardinal Johann Pamfili aus Rom, der im Jahre 1644 im Alter von zweiundsiebzig Jahren als Innocenz X. auf den päpstlichen Stuhl erhoben wurde, war trotz der Last der Jahre rastlos thätig für die Wahrung der Rechte

der Kirche und der Reinheit des Glaubens, wie für die Herstellung der unter seinem Vorgänger vielfach gestörten Ruhe und Ordnung in Rom und den Schutz der Schwachen gegen die Vergewaltigungen der Mächtigen; doch erregte der allzugroße Einfluß, den er seinen Verwandten auf die Regierungsangelegenheiten einräumte, vielfache Unzufriedenheit. Gegen den Herzog von Parma, der zahlreiche Wittwen und Waisen um das Ihrige gebracht und den Bischof von Castro hatte ermorden lassen, schritt er mit Kraft und Entschiedenheit ein. Die Stadt Castro wurde genommen und geschleift, der Bischofssitz nach Aquapendente verlegt und der Herzog zur Schadloshaltung der durch ihn Beeinträchtigten gezwungen. Innocenz X. starb am 5. Januar 1655, im Alter von dreiundachtzig Jahren.

Toskana und die norditalienischen Staaten.

Toskana erfreute sich unter der umsichtigen Regierung Cosmo's II. (1608—1621) und Ferdinands II. (1621—1670) einer ungestörten Ruhe; doch wurde unter dem Letzteren der gewinnreiche Handel von Florenz durch die gesteigerte Thätigkeit der Holländer und Engländer beeinträchtigt. Wie an dem Hofe der frühere Glanz und Luxus fortdauerte, durch welche die Mediceer in ganz Europa berühmt geworden, so blieb Florenz auch unter Cosmo II. und Ferdinand II. durch die Munificenz seiner Herrscher eine bevorzugte Pflegestätte der Kunst und Wissenschaft.

Minder friedlich, als in den Landschaften des Kirchenstaates und Toskana's, gestalteten sich die Verhältnisse in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts für die Staaten des nördlichen Italiens.

In Savoyen war die nahezu fünfzigjährige Regierung Karl Emmanuels I. des Großen (s. S. 376) eine vorherrschend kriegerische. Er vergrößerte Savoyen durch die Erwerbung der Markgrafschaft Saluzzo, deren Herrscherhaus schon früher ausgestorben, und fand sich mit Frankreich, das gleichfalls Ansprüche auf dieses Besitzthum erhob, durch die Abtretung einiger anderen, ihm weniger wohlgelegenen Landstriche an der Rhone ab. Ein im Jahr 1602 unternommener Versuch, sich der Stadt Genf durch einen nächtlichen Ueberfall zu bemächtigen, um die verlorenen Hoheitsrechte über dieselbe herzustellen, schlug fehl. Ebenso wenig gelang es dem Herzog, die Ansprüche Savoyens auf Montferrat gegen Mantua durchzusetzen, das durch Karl V. in den Besitz dieses Landes gekommen. Nach fünfjährigen Kämpfen (1612—1617) sah er sich genöthigt, Frieden zu schließen, ohne einen Fuß breit Landes gewonnen zu

haben. Da ihm der mantuanische Erbfolgekrieg Gelegenheit zu bieten schien, seine Ansprüche auf Montferrat mit Aussicht auf Erfolg zu erneuern, mischte er sich als Bundesgenosse Spaniens gegen Frankreich in denselben ein; doch starb er während des Krieges, am 26. Juli 1630, im Alter von siebenundsechzig Jahren. Sein Sohn und Nachfolger Viktor Amadeus I. (1630—1638), erhielt im Frieden von Chierasco, durch welchen im Jahre 1631 der mantuanische Erbfolgekrieg beendigt wurde, einen Theil von Montferrat.

Unter Emmanuel II., dem Sohn und Nachfolger Viktor Amadeus' I. (1637—1675), war Savoyen während des spanisch-französischen Krieges, in welchem er auf der Seite Frankreichs stand, fast unausgesetzt der Schauplatz verheerender Kämpfe, denen erst der pyrenäische Friede im Jahre 1659 ein Ziel setzte.

In Mantua war im Jahre 1627 mit dem Herzog Vincenz II. die gerade Linie des Hauses Gonzaga ausgestorben, und da zwei Prätendenten, die Herzoge Ferdinand von Guastalla und Karl von Nevers, die Beide dem Hause Gonzaga entstammten, einander das Land streitig machten, entstand der mantuanische Erbfolgekrieg.

Des Beistandes Frankreichs sicher, nahm der Herzog von Nevers sogleich von dem erledigten Herzogthum Besitz, wogegen der Kaiser Ferdinand II. als oberster Lehensherr Einsprache erhob, indem er sich selbst die Entscheidung über die Erbfolge vorbehielt. Auf der Seite des Herzogs von Nevers standen, aus Furcht vor der spanisch-österreichischen Uebermacht in Italien, die meisten kleineren italienischen Fürsten; auch Papst Urban VIII. unterstützte aus dem gleichen Grunde die Ansprüche des Herzogs, während Savoyen, wie wir oben gesehen, sich an die spanische Partei anschloß.

Nachdem der Statthalter von Mailand, Don Gonzalez de Cordova, im Vereine mit dem Herzog von Savoyen den Kampf durch die Belagerung mehrerer mantuanischen Städte begonnen, führte Ludwig XIII. im Frühjahr 1629, in Begleitung Richelieu's, ein Heer von fünfundzwanzigtausend Mann über die Alpen, das bei Susa über das savoyische Heer einen Sieg erfocht und die Spanier zur Aufhebung der Belagerung der wichtigen Festung Casale nöthigte, worauf der König und der Kardinal mit einem Theile der Truppen nach Frankreich zurückkehrten.

Inzwischen hatte Wallenstein ein Heer von dreißigtausend Mann unter Collalto, Gallas und Altringer durch die Pässe von Graubünden, das damals mit Frankreich besonders befreundet war, nach Italien entsandt. Nachdem die Kaiserlichen das Gebiet von Mantua besetzt, schritten sie zur Belagerung der Hauptstadt. Um dieselbe zu entsetzen, erschien Richelieu an der Spitze eines neuen

Heeres, zu Pferde, das Schwert an der Seite und die Pistolen im Sattel, zu Anfang des Jahres 1630 zum anderen Male in Italien und besetzte ganz Savoyen; doch gelang es ihm nicht, die Aufhebung der Belagerung von Mantua zu erzwingen, das am 18. Juli von den Kaiserlichen erstürmt und drei Tage lang geplündert wurde.

Der mantuanische Erbfolgekrieg wurde, nachdem bereits, wie wir oben (S. 492) gesehen, auf dem Reichstage zu Regensburg eine Einigung zwischen dem Kaiser und Frankreich zu Stande gekommen, durch den am 6. April 1631 geschlossenen Frieden von Chierasco zu Gunsten des Herzogs von Nevers beendigt.

Venedig, von dessen Streit mit Paul V. wir oben (S. 660) geredet, gerieth im Jahre 1616 mit dem Erzherzog Ferdinand von Steiermark, dem nachmaligen Kaiser Ferdinand II., in einen Krieg, welchem dieser von Spanien durch mailändische und neapolitanische Truppen unterstützt wurde. Veranlassung zu demselben gaben die Uskoken, Flüchtlinge und Ausgewanderte aus Dalmatien, Bosnien und andern slavischen Provinzen, die sich, vor den Türken zurückweichend, an der Küste des adriatischen Meeres in Friaul und Istrien niedergelassen und von dort einen Freibeuterkrieg gegen die Türken zu führen begonnen hatten. Da sie dabei mitunter auch venetianische Schiffe angriffen, verlangte die Signoria, daß Ferdinand sie aus seinem Gebiete entferne. Dieser nahm sie jedoch in seinen Schutz, weil sie den österreichischen Heeren in den Türkenkriegen gute Dienste leisteten. Die Venetianer ließen hierauf im Februar 1616 die von den Uskoken bewohnte Küste durch ihre Galeeren blockiren, während zu gleicher Zeit Landtruppen in Friaul einbrachen, mehrere Orte eroberten und Gradiska belagerten (s. S. 465). Im folgenden Jahre wurde in dem Madrider Frieden, der dem Kriege zwischen Spanien und Savoyen ein Ende machte, auch zwischen dem Erzherzog und Venedig ein Abkommen getroffen, bei welchem Ferdinand sich verpflichtete, die Uskoken in das Innere seines Landes zu versetzen und ihre Schiffe verbrennen zu lassen, wogegen die Venetianer ihm die von ihnen gemachten Eroberungen zurückgaben. — In dem mantuanischen Erbfolgekrieg schloß sich Venedig an Frankreich an und unterstützte den Herzog von Nevers durch Truppen und Geld.

Schon seit langer Zeit besaßen die Venetianer von dem, was ihnen bei der Zertrümmerung des byzantinischen Reiches zugefallen, nur noch die Inseln Korfu, Kephalonia, Zante, Kandia und einige der Kykladen, und auch diese Besitzungen gedachte der Sultan Ibrahim (1640—1648) ihnen zu entreißen. Ohne vorausgegangene Kriegserklärung erschien der Kapudanpascha Jusuf, ein geborener Dalmatiner, im Juni 1645 mit einer zahlreichen Flotte vor der Insel Kandia, und begann sofort nach erfolgter Landung seines

fünfundsiebzigtausend Mann starken Heeres die Belagerung von Kanea, der Hauptstadt des westlichen Distriktes der Insel; doch gelangte er erst nach einer Reihe blutiger Stürme, bei welchen er einen Verlust von zwanzigtausend Mann erlitt, in den Besitz derselben.

Unterdessen hatte die auf den Krieg nicht vorbereitete Signoria eifrig für die Behauptung von Kandia gerüstet, und in dem zwischen der Republik Venedig und der Pforte sich entspinnenden Kriege lebte der alte Heldenmuth und kriegerische Thatendurst des venetianischen Adels, der seit einem halben Jahrhundert fast nur in üppigem Genusse gelebt, in voller Kraft wieder auf. Nachdem die Venetianer zehn Jahre lang, von päpstlichen Schiffen, sowie von dem deutschen Orden und den Maltesern unterstützt, alle Anstrengungen der Türken zur vollständigen Unterwerfung von Kandia zu Schanden gemacht, erfochten sie am 21. Juni 1655 unter ihrem trefflichen Admiral Franz Morosini im Hellespont über die zum Auslaufen bereite türkische Flotte einen glänzenden Sieg, und im folgenden Jahre brachten sie unter dem Generalkapitän Marcello, gleichfalls im Hellespont einer andern türkischen Flotte von achtzig Segeln eine so furchtbare Niederlage bei, daß der türkische Admiral nur mit vierzehn Schiffen in das Marmarameer entkam, während die Sieger die Inseln Tenedos, Samothrake und Lemnos eroberten.

Schwieriger wurden die Kämpfe für die Venetianer, nachdem der umsichtige und thatkräftige Mohammed Köprili als Großvezir an die Spitze der Regierungsangelegenheiten getreten (1656); dennoch hielten sie der türkischen Uebermacht unentwegt Stand, bis es dem Sohne und Amtsnachfolger Mohammed Köprili's, Achmet Köprili, der seinen Vater an staatsmännischer und kriegerischer Tüchtigkeit noch übertraf, im Jahre 1669 gelang, die Hauptstadt Kandia nach einer zweijährigen Belagerung, bei welcher dreißigtausend Christen und hundertzwanzigtausend Moslemin den Tod gefunden, zur Ergebung zu zwingen. Morosini, der im Vereine mit den edelsten Venetianern und zahlreichen Maltesern, sowie deutschen und französischen Freiwilligen die Stadt mit der heldenmüthigsten Ausdauer vertheidigt hatte, bis sie fast in einen einzigen Trümmerhaufen verwandelt und die Besatzung so zusammengeschmolzen war, daß die Wälle nicht mehr genügend besetzt werden konnten, schloß mit dem Großvezir einen von der Signoria wie von dem Sultan Mohammed IV., Ibrahims Sohn und Nachfolger, bestätigten Frieden, in welchem die Insel Kandia, mit Ausnahme dreier Hafenplätze, an die Türken abgetreten wurde.

XXV.

Schweden unter der Königin Christine.

(1632–1654.)

Unter der Regierung Gustav Adolfs hatte das schwedische Reich einen bedeutenden Gebietszuwachs erhalten: die ganze Ostküste des baltischen Meeres war unterworfen; Finnland, Karelien, Ingermanland und Esthland erkannten die schwedische Herrschaft an, und der im Jahre 1629 mit Polen abgeschlossene Waffenstillstand, der im Jahre 1635 erneuert wurde, hatte die Schweden auch im Besitz von Livland gelassen.

Im Innern war die Herrschergewalt durch den Reichsrath beschränkt, den der König aus den angesehensten Adeligen ernannte. Die Zahl der Mitglieder dieser Behörde war durch eine von Gustav Adolf unter Mitwirkung Oxenstjerna's entworfene Verfassungsurkunde, die jedoch erst nach seinem Tode den Ständen vorgelegt und von diesen am 29. Juli 1634 angenommen worden, auf fünfundzwanzig festgesetzt. Bei dem Reichstage hatte die Krone allein das Recht des Vorschlags; auch hatte Gustav Adolf den Gebrauch eingeführt, nur einen beliebig von ihm gewählten Ausschuß der Stände, eine Versammlung der Notabeln, statt des allgemeinen Reichstags, und diesen selbst nur bei wichtigen Gelegenheiten zusammen zu berufen — eine Neuerung, die von den Ständen bei der Annahme der neuen Verfassungsurkunde sanktionirt wurde.

Der schwedische Adel war im Besitze großer Vorrechte: ihm allein waren alle hohen Aemter und Ehrenstellen ausschließlich zugesichert; er hatte das Recht, mit den Produkten seines Bodens ohne Zoll und Abgaben im In- und Auslande Handel zu treiben, und war, selbst wenn er seinen Wohnsitz in den Städten nahm, von Abgaben frei. Von den übrigen Ständen hatte er sich so streng geschieden, daß die Vermählung eines Edelmanns mit einer Bürgerlichen den Verlust des Adels nach sich zog. Die gutshörigen Bauern wurden mit den härtesten Frohnden gedrückt und mit roher Gewaltthätigkeit behandelt. Der Einfluß der Geistlichkeit war ein beschränkter, obgleich die höheren Kirchenbeamten es meist mit dem Adel hielten; die niederen waren arm und schwach besoldet, da die Krone zwei Drittheile von dem Zehnten erhielt, auf den sie hauptsächlich angewiesen waren.

Obgleich unter Gustav Adolf die Steuern, die bis dahin nur auf gewisse Zeiträume bewilligt worden, in feststehende Abgaben verwandelt worden waren, reichten die Einkünfte des Staates bei

Weitem nicht aus, so daß fortwährend zur Verpfändung von Krongütern geschritten werden mußte, die meist an den Adel kamen, weil er der einzige Stand war, der sich im Besitz von baarem Geld befand. Das Gerichtswesen war durch Gustav Adolf wesentlich verbessert worden. Das ganze Land war in vierzehn Gerichtskreise eingetheilt mit Untergerichten, welche die zweite Instanz für die Entscheidungen der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit bildeten. Von diesen Untergerichten, deren Stelle in den Städten die Stadtgerichte einnahmen, ging die Appellation in dritter Instanz an die vier Ober- und Hofgerichte des Landes, welchen der Adel des Landes allein unterworfen war. Die Armee wurde zum größten Theile durch Aushebungen zusammen gebracht, indem eine gewisse Anzahl bäuerlicher Haushaltungen je einen Mann stellen mußte.

Nach dem Tode Gustav Adolfs wurde seine Tochter Christine, die, am 8. Dezember 1626 geboren, noch nicht volle sechs Jahre zählte, als ihr die Schlacht bei Lützen den Vater raubte, „als erkorene Königin und Erbfürstin von Schweden" anerkannt und gekrönt. Die vormundschaftliche Regierung legte der versammelte Reichstag, den Bestimmungen Gustav Adolfs entsprechend, in die Hände eines aus den fünf höchsten Reichsbeamten bestehenden Regentschaftsrathes nieder. An der Spitze desselben stand der Kanzler Oxenstjerna, dem die Leitung des deutschen Krieges überlassen blieb.

Da Gustav Adolf in seiner Tochter dem Lande nicht eine „weibliche Fürstin", sondern einen „männlichen König" geben wollte, hatte er die Anordnung getroffen, daß ihr eine durchaus männliche Erziehung gegeben und sie in alles eingeweiht werden solle, was ein Fürst wissen müsse, um das Staatsruder mit Kraft und Geschick zu leiten, und ausdrücklich verboten, ihr die Empfindungen ihres Geschlechtes einzuflößen, „mit einziger Ausnahme der Züchtigkeit und Bescheidenheit." In dieser seltsamen Erziehung, die durch Christinens eigene Neigungen und Charakteranlage in hohem Grade begünstigt wurde, liegt die Erklärung von Vielem, was in ihrem späteren Lebensgange als auffallend und räthselhaft erscheint.

Die Leitung des religiösen und wissenschaftlichen Unterrichts der jungen Königin, die geistig wie leiblich ganz das Ebenbild ihres Vaters war, übertrug der Regentschaftsrath dem Hofprediger Gustav Adolfs, Dr. Matthiä, einem friedliebenden, zum Kalvinismus neigenden Manne, der bald ihr ganzes Vertrauen gewann. Bei ihren hervorragenden Talenten und ihrer unersättlichen Wißbegierde machte sie in allen Zweigen des menschlichen Wissens staunenswerthe Fortschritte. Mit einer seltenen Fassungsgabe verband sie ein ungemein treues Gedächtniß und einen durchdringenden Verstand. Sie sprach und schrieb, zum Theil schon als Kind, außer ihrer schwedischen

Muttersprache, deutsch, französisch, holländisch und lateinisch. Auch das Griechische blieb ihr nicht fremd, und die überwiegend klassische Richtung, die allmählich ihre Studien annahmen, übte nicht nur auf ihre Geistesbildung, sondern auch auf ihre Charaktereutwicklung einen entscheidenden Einfluß aus und trug nicht wenig dazu bei, das Männliche in ihren Anlagen auf Kosten der Weiblichkeit übermächtig zu entwickeln.

Nach ihrem eigenen Geständniß hatte Christine einen unbesiegbaren Widerwillen gegen alles, was in den gewöhnlichen Kreis weiblicher Thätigkeit gehört, und eine unüberwindliche Ungeschicklichkeit für alle weibliche Arbeiten; dagegen ritt und jagte sie wie eine Amazone, verachtete Entbehrungen und Beschwerden und zitterte vor keiner Gefahr. Ihre Unterhaltung war äußerst lebhaft und geistreich, und eine gewisse natürliche Gutherzigkeit und Freundlichkeit machten den Verkehr mit ihr höchst angenehm. Indessen fehlte es ihrem Charakter auch nicht an Schattenseiten. Es mangelte ihr an ruhiger Besonnenheit; ihre Selbstständigkeit artete nicht selten in Eigensinn und ihre Reizbarkeit in Aufwallungen des Jähzorns aus.

Schon in ihrem vierzehnten Jahre begann Christine sich mit den Regierungsangelegenheiten zu beschäftigen. Zwei Jahre später führte sie Oxenstjerna in die Sitzungen des Reichsrathes ein, und von dieser Zeit an wurde Nichts mehr entschieden, ohne daß man ihre Meinung gehört hätte. Am 7. Dezember 1644, nach ihrem vollendeten achtzehnten Lebensjahre, ersuchte sie der Reichskanzler in Gegenwart eines Ausschusses der Stände in feierlicher Rede, die Zügel der Regierung selbst zu ergreifen, worauf sie der Regentschaft für die Treue und Weisheit, mit welcher dieselbe bisher die Angelegenheiten des Staates verwaltet habe, ihren Dank aussprach und den Eid als König von Schweden leistete.

Dem thatendurstigen, ruhmbegierigen Geiste Christinens war nun ein weites Feld der Thätigkeit eröffnet, auf welchem sie die jugendlichen Träume ihres hochschlagenden Herzens verwirklichen konnte, und bald setzte sie durch ihren unermüdlichen Eifer in der Leitung der Staatsgeschäfte und ihren politischen Scharfblick ihre Räthe sowie die fremden Gesandten in Erstaunen. Den Sitzungen des Reichsrathes wohnte sie regelmäßig bei und trug dabei Sorge, sich stets vorher mit den Gegenständen, die zum Vortrag kommen sollten, eingehend vertraut zu machen, so daß sie mit voller Sachkenntniß den Berathungen folgen konnte. Obgleich sie den Durst ihres Vaters nach kriegerischen Erfolgen theilte, erschien es ihr als ein größerer Ruhm, ihr mit dem Lorbeer blutiger Siege geschmücktes Volk durch einen neubelebten Wohlstand, durch Gesittung und höhere Bildung dauernd zu beglücken. Daher zeigte sie sich eifrig

bemüht, die Friedensunterhandlungen zu Osnabrück, gegen den Wunſch Oxenſtjerna's, der gleich ſeinem Sohne den Frieden nur um den höchſten Preis verkaufen wollte, zu einem raſcheren Abſchluß zu bringen, wie ſie auch in dem neu ausgebrochenen Kriege mit Dänemark (ſ. S. 613) dem hartherzigen Kanzler gegenüber der Stimme der Mäßigung und Menſchlichkeit Geltung zu verſchaffen wußte und dadurch den Frieden von Brömſebro möglich machte.

Um die Macht des Adels zu ſchwächen, beförderte Chriſtine auch Männer aus geringerem Stande zu Staatsämtern, erhob an fünfhundert Bürgerliche in den Adelsſtand und ſchützte die Bauern gegen die Gewaltthätigkeiten ihrer Gutsherren. Den Beſitzungen der Geiſtlichkeit ertheilte ſie alle Vorrechte adeliger Territorien und vermehrte die Zahl der Mitglieder des Reichsraths auf vierzig, wobei ſie die neugeſchaffenen Stellen Männern übertrug, die ihr ergeben und durch ſie emporgekommen waren.

Ungeachtet ihrer Hingebung an die Angelegenheiten des Reiches vernachläſſigte Chriſtine ihre Lieblingsbeſchäftigung, die Pflege der Wiſſenſchaften, nicht. Sie trat mit den hervorragendſten Gelehrten des Auslandes in einen regen Briefwechſel, zog viele derſelben an ihren Hof und unterſtützte ſie mit königlicher Freigebigkeit. Da dies den Schweden als eine unnütze Belaſtung ihres ohnehin nicht reichen Landes erſchien, kamen ihr vielfache Klagen darüber zu Ohren, die ſie tief verletzten und ihr die mit ſo vielen Schwierigkeiten verbundene Regierung mehr und mehr verleideten. Dazu kam das beſtändige Drängen des Reichsrathes, daß ſie ſich vermählen möge, während ſie feſt entſchloſſen war, unvermählt zu bleiben. Auch erſchien ihr ein von dem Ceremoniell und den Ränken des Hoflebens befreites, ganz der Pflege der Wiſſenſchaft und Kunſt und den damit verbundenen Genüſſen gewidmetes Leben ungleich verlockender, als das ermüdende Einerlei der Staatsgeſchäfte, und ſo ſtieg in ihr der Gedanke auf, die Krone niederzulegen. Zum feſten Entſchluß wurde dieſer Gedanke jedoch erſt, nachdem zu den erwähnten Gründen ein ungleich höheres Motiv getreten war.

Schon längſt hatte Chriſtine in dem lutheriſchen Glauben keine Befriedigung mehr gefunden, und die ermüdenden Predigten ihrer lutheriſchen Geiſtlichen, die ihr Herz kalt ließen und ihrem lebhaften Geiſt nur eine ungenügende Nahrung gaben, trugen nicht wenig dazu bei, ſie demſelben mehr und mehr zu entfremden. Aber ihr tiefes Gemüth bedurfte eines Erſatzes, und die göttliche Vorſehung führte ihr denſelben zu, indem ſie ihr Gelegenheit verſchaffte, den katholiſchen Glauben kennen und lieben zu lernen. Die hervorragendſten Werkzeuge ihrer Bekehrung waren der franzöſiſche Arzt Bourdelot, der die Königin aus einer ſchweren Krankheit errettet hatte und ihr zuerſt, nach Beſeitigung ihrer anerzogenen Vor-

eingenommenheiten, die katholische Kirche in ihrem wahren Lichte zeigte, der Jesuit Antonio von Macedo, der Kaplan des portugiesischen Gesandten zu Stockholm, und zwei andere Jesuiten, die im Gewande italienischer Edelleute an den schwedischen Hof gekommen.

Am 16. Juni 1654 legte Christine zu Upsala in feierlicher Versammlung der Reichsstände, die sich vergebens bemüht hatten, sie von ihrem Entschlusse abzubringen, die Krone zu Gunsten ihres Vetters, des Prinzen Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken, eines Schwestersohnes Gustav Adolfs, nieder und behielt sich nur eine jährliche Rente von zweimalhunderttausend Thalern und die Gerichtsbarkeit über ihre Hausdienerschaft vor. Noch an demselben Tage wurde der Pfalzgraf als Karl X. gekrönt, und fünf Tage später verließ Christine Stockholm, um sich durch Dänemark nach Hamburg zu begeben. Das Ziel ihrer Reise war Italien, wo sie ihren dauernden Wohnsitz zu nehmen gedachte.

Schon in Brüssel legte Christine heimlich am 24. Dezember 1654, in Gegenwart des Erzherzogs Albrecht und einiger vornehmen Spanier, das katholische Glaubensbekenntniß in die Hände eines Dominikaners ab; ihr öffentlicher und feierlicher Uebertritt zur katholischen Kirche erfolgte am 3. November 1655 zu Innsbruck, wohin Papst Alexander VII., der Nachfolger Innocenz' X., zur Entgegennahme ihres Glaubensbekenntnisses den berühmten Konvertiten Lukas Holstenius mit den nöthigen Vollmachten entsandt hatte. Nach beendeter Feierlichkeit setzte Christine ihren Vetter und Nachfolger in einem eigenhändigen Briefe von ihrer Rückkehr zur katholischen Kirche in Kenntniß.

Die Nachricht von der Bekehrung der Königin rief in Schweden eine ungeheuere Aufregung hervor, und ihr früherer Lehrer Matthiä, den man beschuldigte, durch seine milden Gesinnungen und Grundsätze ihren Uebertritt vorbereitet zu haben, mußte dafür mit dem Verluste seines Bisthums Strengnäs büßen. Auch von den Protestanten anderer Länder überhäuften viele, die den Gedanken nicht ertragen konnten, daß die Tochter des großen Gustav Adolf, „der sein Leben für den protestantischen Glauben hingegeben," aus Ueberzeugung katholisch geworden, die „abtrünnige" Königin in dem gleichen Grade mit Schmähungen, Verläumdungen und Witzeleien, als sie sich früher in Lobeserhebungen über sie ergossen hatten.

In Italien fand Christine in allen Städten, durch welche ihr Weg sie führte, die begeistertste Aufnahme. In Rom, wo sie am 21. Dezember 1655 anlangte, hatte ihr Alexander VII. einen glänzenden Empfang bereitet. Nachdem er ihr seinen Segen ertheilt, bezog sie den Farnesischen Palast, in welchem sie bald einen Hof von Gelehrten und Künstlern um sich versammelte.

Im Sommer 1656 machte Christine eine Reise nach Paris, wo der Kardinal Mazarin für einen großartigen Einzug und eine ehrenvolle Aufnahme Sorge trug. Während sie den an die strengste Etikette gewöhnten Damen des Hofes durch den geringen Zwang, den sie sich anthat, Veranlassung zu Spöttereien gab, bezauberte sie die Männer von Geist und Bildung durch den ungewöhnlichen Umfang ihres Wissens und durch die ungezwungene, lebendige und eingehende Art, mit welcher sie über Alles zu sprechen wußte. Nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte in Paris kehrte sie nach Italien zurück; doch folgte sie im Oktober 1657 einer Einladung Mazarins zu einem zweiten Besuche am französischen Hofe, der jedoch diesmal für sie kein angenehmer sein sollte.

Kurz nach ihrer Ankunft in Fontainebleau war ihr hinterbracht worden, daß ihr Stallmeister, der Marchese Monaldeschi, wichtige, ihm anvertraute Geheimnisse verrathen habe. In der Meinung, daß die Gerichtsbarkeit, die sie sich über ihre Hausdienerschaft vorbehalten, ihr das Recht über Leben und Tod derselben gebe, sprach sie das Todesurtheil über den Marchese aus und ließ dasselbe ohne Verzug in einem Zimmer des Schlosses vollstrecken. Dieser Akt grausamer Willkür, zu welchem der Jähzorn sie hingerissen, erregte am französischen Hofe und in der Hauptstadt einen so allgemeinen Unwillen, daß sie sich zu rascher Abreise entschloß.

Von Frankreich kehrte Christine zum andern Male nach Rom zurück, wo ihr das Ausbleiben ihrer Gelder aus Schweden große Verlegenheiten bereitete. Alexander VII. entriß sie denselben, indem er ihr einen ansehnlichen Jahrgehalt aussetzte. Die Nachricht von dem im Februar 1660 erfolgten Tode ihres Vetters Karl X. bewog sie, nach Schweden zurückzukehren, theils um ihre finanziellen Angelegenheiten zu ordnen, theils auch, um bei der Hand zu sein, falls bei der Minderjährigkeit des Thronfolgers ihre Anwesenheit dem Reiche von Vortheil sein könnte. Sie fand jedoch dort nicht die gehoffte Aufnahme und verließ daher alsbald Stockholm wieder, um sich nach Hamburg zu begeben, von wo sie im Jahre 1662 zum dritten Male nach Rom zurückkehrte.

Die fortdauernden Unregelmäßigkeiten in dem Eintreffen ihrer Gelder veranlaßten die Königin im Jahre 1666 zu einer nochmaligen Reise nach Schweden; da ihr jedoch bei ihrer Landung die Mittheilung gemacht wurde, daß der Reichsrath ihr die Ausübung ihrer Religion nicht gestatten werde, schiffte sie sich sofort wieder nach Hamburg ein, von wo aus sie ihre Geldangelegenheiten in Ordnung brachte.

Im Oktober 1668 wieder nach Rom zurückgekehrt, lebte Christine dort noch einundzwanzig Jahre, ihre Zeit in regem Verkehr

mit den hervorragendsten Gelehrten und Künstlern hauptsächlich der Pflege der Wissenschaft und Kunst widmend. Sie starb am 19. April 1689 in ihrem dreiundsechzigsten Lebensjahre, und die Tochter Gustav Adolfs fand ihre Ruhestätte im Dome von St. Peter, neben der toskanischen Mathilde.

Außer zwei Abhandlungen über Alexander und Cäsar, ihre Lieblingshelden, hat die Königin Christine eine Selbstbiographie und Memoiren über ihre Regierung hinterlassen, die ebensowohl von einem hohen Adel der Gesinnung und einer rückhaltlosen Aufrichtigkeit gegen sich selbst, als von dem freien und weiten Gesichtskreis ihres Geistes Zeugniß ablegen.

XXVI.

England unter den beiden ersten Stuarts.

Jakob I.

(1603—1625.)

Unmittelbar nach dem Tode der Königin Elisabeth (24. März 1603) wurde der von ihr zum Thronerben ernannte Jakob VI. von Schottland, der Sohn der unglücklichen Maria Stuart, als Jakob I. zum König von England ausgerufen, und das englische Volk bekundete durch Beifallsgeschrei, Feuerwerk und Glockengeläute, daß es mit Vertrauen und frohen Hoffnungen der neuen Regierung entgegensehe.

Jakob I., der damals siebenunddreißig Jahre alt war, vernahm die Kunde von seiner Ernennung zum König von England mit Entzücken; denn er war längst eines Thrones müde, der ihm die Mittel nicht gewährte, seinen Neigungen gemäß zu leben, und ihm ebensowohl durch die seinen hohen Begriffen von der königlichen Würde so wenig entsprechenden Gleichheitsideen der presbyterianischen Geistlichkeit, als durch den zur Meuterei geneigten Geist des Adels verleidet worden. Ungesäumt trat er die Reise nach England an, das ihm im Gegensatz zu Schottland wie das gelobte Land erschien, wo Macht, Reichthum und Vergnügen seiner harrten. Der Jubel, mit welchem er auf seiner Reise von Edinburg nach London von dem herzugeströmten Volke begrüßt wurde, und die glanzvollen Feste, die ihm der englische Adel gab, erhöhten die frohen Erwartungen, mit welchen er seinen neuen Thron bestieg.

Aber bald erkaltete die Begeisterung der Engländer für ihren neuen Monarchen; denn sein ganzes Wesen war ihnen im höchsten

Grade unsympathisch. Schon seine äußere Erscheinung war durchaus unköniglich. Seine Haltung entbehrte jeder Würde und Anmuth; sein Gang war schwerfällig, seine Sprache pedantisch, und seine Züge hatten etwas Abstoßendes. Dabei fehlte ihm jeder Adel des Geistes und der Gesinnung; sein Charakter war schwankend, und sein Wort bot nicht die geringste Sicherheit. Er war zwar gelehrt und selbst Schriftsteller; besonders interessirten ihn theologische Streitfragen, denen er weit mehr Zeit widmete, als den Regierungsangelegenheiten: aber seine Bücherweisheit blieb eine durchaus unfruchtbare, da ihm das Talent fehlte, sie praktisch zu verwerthen. Auch zogen ihm sein literarischer Stolz und seine Gewohnheit, Andere auszufragen, um das Maß ihrer Gelehrsamkeit zu ergründen, sowie das prahlerische Auskramen seiner eigenen Kenntnisse die Verachtung und den Spott wirklicher Gelehrten zu. Die Schmeichler, die ihn umgaben, nannten ihn zwar den „britischen Salomon"; dagegen fanden minder parteiische Beobachter seines Thuns und Treibens, daß er weit eher den von Sully ihm gegebenen Namen des „gescheidesten aller Narren Europa's" verdiene.

Jakobs I. verhängnißvollste Eigenschaft und die Hauptquelle der Mißerfolge seiner Regierung waren sein Hang zur Bequemlichkeit und seine Verschwendungssucht. Wie er jenem alle seine Regentenpflichten zum Opfer brachte, indem er in seinen jüngeren Jahren durch jedes Auskunftsmittel der Last der Staatsgeschäfte zu entfliehen suchte und sie später auf die Schultern seiner Günstlinge wälzte, so führte seine beständige Geldnoth nicht nur zu steten Konflikten mit dem Parlament, dem das Recht der Steuerbewilligung zustand, sondern verleitete ihn auch zum Verkauf von Würden und Aemtern und zu andern verhaßten Maßregeln. Sein Hauptvergnügen schien darin zu bestehen, im Getümmel der Jagd seine Sorgen zu vergessen, bei Tische tüchtig zu zechen und über die oft höchst anstößigen Späße seiner Umgebung zu lachen.

Es ließ sich erwarten, daß die Thronbesteigung des schottischen Monarchen, der gegen seine Vorgängerin den entschiedensten Widerwillen an den Tag legte, eine bedeutende Veränderung in Englands politischen Verhältnissen herbeiführen werde; denn Jakob I. theilte den Haß Elisabeths gegen Spanien nicht, und es widerstrebte seinen hohen Begriffen von der königlichen Würde, die Holländer im Kampfe gegen ihren rechtmäßigen Herrn zu unterstützen. In der That ließ er die holländischen Gesandten, die ihn zu seiner Thronbesteigung beglückwünschen sollten, gar nicht zur Audienz zu und schloß schon im ersten Jahre seiner Regierung Frieden mit Spanien. In der inneren Politik Englands schien anfangs keine Aenderung eintreten zu sollen; denn der Staatssekretär Robert Cecil wurde in seiner Würde bestätigt und zum Grafen von Salisbury erhoben.

Zugleich nahm jedoch der König sechs seiner mitgebrachten schottischen Höflinge in den Staatsrath auf und erregte sowohl dadurch als durch die Bevorzugung, die er bei jeder Gelegenheit seinen Landsleuten zu Theil werden ließ, die Befürchtung einer despotischen und unpopulären Regierung.

Als der wichtigste Punkt in der Politik des neuen Königs, der am 25. Juli, seinem Namenstage, zu Westminster aus den Händen des Erzbischofs von Canterbury die englische Krone empfangen, erschien die Stellung, die er den religiösen Parteien seines Landes gegenüber einnehmen werde. Die Katholiken hofften zuversichtlich auf das Ende ihrer Leidenszeit, nicht nur, weil sie um seiner Mutter willen so vielfache Verfolgungen zu erdulden gehabt, sondern auch, weil Jakob I. in Schottland sich duldsam gegen die alte Kirche bewiesen. Auch die Puritaner zweifelten nicht daran, daß der König, der in ihrer Religion erzogen worden und zu wiederholten Malen Gott für das Glück gedankt, „der reinsten Kirche der Welt anzugehören", die Schranken beseitigen werde, in welche Elisabeth ihre Religionsübung eingeengt hatte. Dagegen zählten die Episkopalen auf die größere Sympathie, die ihr System dem König bei dessen streng monarchischer Gesinnung einflößen werde, und sie allein sahen sich in ihren Erwartungen nicht getäuscht.

Die Petitionen der Puritaner, die anfangs in unterwürfiger, bald aber in kühnerer Sprache eine gänzliche Reform des Klerus und der Liturgie verlangten, nahm Jakob I. höchst ungnädig auf; nichtsdestoweniger hielt er es bei der Aengstlichkeit, die einen Grundzug seines Charakters bildete, für angezeigt, sie nicht allzusehr zu erbittern, und lud daher vier der angesehensten puritanischen Geistlichen auf den 14. Januar 1604 zu einer Konferenz nach Hamptoncourt ein. Ehe er sie empfing, erklärte er den zu einer geheimen Berathung um ihn versammelten Bischöfen und Lords des Staatsrathes: er gehöre mit aufrichtigem Herzen zur englischen Kirche und danke Gott, „der ihn in das gelobte Land gebracht habe, wo man die Religion rein bekenne und er unter ernsten, ehrenwerthen Männern sitze, nicht, wie ehedem anderswo, ein König ohne Staat und Ehre und Ordnung, dem unbärtige Knaben im Priestergewande in's Angesicht trotzten;" da er jedoch wisse, daß nichts Irdisches vollkommen sei, und an den Stufen des Thrones viele Beschwerden niedergelegt worden, so habe er sie berufen, um vorher zu bestimmen, inwiefern es klug sein dürfte, in die Forderungen ihrer Gegner zu willigen.

Da es nicht im Interesse der Bischöfe lag, durch einen unzeitigen Widerstand sich das Mißfallen des Königs zuzuziehen, gaben sie ihre Zustimmung zu der von ihm vorgeschlagenen Milderung verschiedener unter Elisabeth gegen die Puritaner erlassener

Strafgesetze und versprachen ihre Mitwirkung zur Herbeiführung mehrerer von den puritanischen Geistlichen geforderten Reformen, worauf die puritanischen Geistlichen zu der Konferenz zugelassen wurden. Jakob erklärte ihnen, daß wenn ihre Forderungen auf ein schottisches Presbyterium hinzielten, dieselben als unvereinbar mit der Monarchie zurückweisen müsse; doch versprach er ihnen die mit den Bischöfen vereinbarte Berücksichtigung ihrer Wünsche. Die Prälaten beeilten sich jedoch nicht, ihre Zusage zu erfüllen, und so dauerte die Unzufriedenheit der Puritaner fort. Sie beschuldigten den König, nicht als Richter, sondern als Partei gegen sie aufgetreten zu sein und Alles allein von seinem eigenen Ermessen abhängig gemacht zu haben. Jakob dagegen, der in jener Konferenz eine erwünschte Gelegenheit gefunden hatte, vor ihnen und den Bischöfen und königlichen Räthen seine Kenntnisse in der Bibel und den Kirchenvätern glänzen zu lassen, fühlte sich gehoben durch die Bewunderung, welche die Prälaten seiner Gelehrsamkeit gezollt, und insbesondere durch den Ausruf des Primas: „Das Herz im Busen schmelze ihm, einen König zu hören, wie seit Christo keiner gewesen!“

Gegen die Katholiken legte der König anfangs ein gewisses Wohlwollen an den Tag und schien nicht abgeneigt, ihre Lage in Etwas zu erleichtern, besonders da er erfahren hatte, daß Papst Clemens VIII. die Katholiken Englands zum Gehorsam gegen den König und zu Gebeten für ihn hatte auffordern lassen. Er versprach, sie unbehelligt zu lassen, insofern sie sich friedfertig zeigen würden, und schritt nicht ein, als im nördlichen England öffentlich Messe gelesen wurde. Die große Zahl von Engländern, die sich hierauf wieder als Katholiken zeigten, und die vielen Uebertritte zur katholischen Kirche erregten jedoch die Besorgniß der Akatholiken und fachten ihren alten Haß gegen die katholische Kirche zu erhöhter Gluth an.

In dem ersten Parlamente, das der König am 19. Mai 1604 eröffnet hatte, vereinigten sich die Episkopalen mit den Puritanern in der Forderung der Erneuerung aller von Elisabeth gegen die „Papisten“ erlassenen Verordnungen, und der schwache König hatte umsoweniger den Muth, seine den Katholiken gemachten Zusagen aufrecht zu halten, als er durch verschiedene Eingriffe in die Privilegien des Parlaments, die nach seiner Ansicht allein von der königlichen Gnade abhingen, große Unzufriedenheit erweckt hatte und bei der Vertheidigung seiner vermeintlichen Kronrechte auf entschiedenen Widerstand von Seiten der Gemeinen gestoßen war. Der drückende, mit Blut geschriebene Kodex aus Elisabeths Regierung wurde in seiner vollen Ausdehnung erneuert und sogar durch weitere Härten vervollständigt. Jeder, der in einem überseeischen Kollegium oder

Seminar studiert oder sich auch nur dort aufgehalten hatte, wurde für unfähig erklärt, bewegliches oder unbewegliches Gut zu erben, zu kaufen oder zu genießen, und der Unterricht des Volks und der Jugend Allen untersagt, die nicht eine besondere Erlaubniß des Diöcesanbischofs aufzuweisen hätten.

Unterdessen hatte der versammelte Episkopalklerus neue Disciplinarverordnungen erlassen, die besonders gegen die Puritaner gerichtet waren. Die meisten puritanischen Geistlichen weigerten sich, dieselben anzuerkennen, und wandten sich mit Beschwerdeschriften und Vorstellungen an den König. Dieser zeigte sich jedoch unerbittlich, und viele der Bittsteller wurden mit Absetzung, einige sogar mit Einkerkerung bestraft. Da die Puritaner hierauf in ihrer Unzufriedenheit den König des Papismus beschuldigten, ordnete Jakob, um diesen Vorwurf von sich abzuwälzen, eine neue Verfolgung der Katholiken an. Eine königliche Proklamation verhängte über alle katholischen Missionäre die Strafe der Verbannung, und die Obrigkeiten erhielten Befehl, die Strafgesetze unverweilt mit aller Strenge in Vollzug zu setzen. Der König hielt es sogar für angezeigt, in der Sternkammer [1]) seinen Abscheu gegen den „Papismus" auszusprechen, mit dem Ausdruck des Wunsches, daß seine eigenen Kinder ihm nicht auf den Thron folgen möchten, wenn sie von der anglikanischen Kirche abwichen.

Die an Verzweiflung grenzende Aufregung, welche unter den Katholiken durch das Fehlschlagen aller ihrer auf des Königs feste Zusagen gegründeten Hoffnungen hervorgerufen worden, erweckte in Robert Catesby, einem Edelmanne aus einer reichen und angesehenen Familie, der in seiner Jugend seinen katholischen Glauben abgeschworen und durch Thorheiten und Verschwendung seine Vermögensumstände zerrüttet hatte, im Jahre 1589 jedoch zu dem Bekenntniß seiner ersten Lebensjahre zurückgekehrt und seitdem eifrig bemüht gewesen, sich und seine Glaubensbrüder von dem eisernen Joche zu befreien, unter welchem sie seufzten, den furchtbaren Entschluß, das Parlamentsgebäude durch Pulver in die Luft zu sprengen und dadurch dem König, den Lords und den Gemeinen, als den Urhebern der gegen die Katholiken erlassenen Strafgesetze, einen gemeinsamen Untergang zu bereiten.

Catesby theilte seinen Plan seinem vertrauten Freunde Thomas Winter mit, der mehrere Male als Agent der spanischen Partei in Madrid gewesen. Als dieser das Vorhaben voll Entsetzen als ein schändliches und unmenschliches zurückwies, erklärte ihm Catesby:

1) Die Sternkammer — Camera stellata —, so genannt von den an der Decke des Sitzungszimmers angebrachten Verzierungen, war ein aus dem Lordkanzler und den königlichen Räthen bestehender Gerichtshof, der über Staatsverbrechen angesehener Personen abzuurtheilen hatte.

er strebe weder nach Privatrache, noch suche er persönlichen Vortheil; seine Absicht gehe lediglich dahin, einer höchst ungerechten, barbarischen Verfolgung durch das einzige Mittel, das gelingen könne, ein Ende zu machen. Das Recht, Gewalt durch Gewalt zu vertreiben, habe Gott Jedem verliehen. Wenn sein Freund der Grausamkeiten gedenke, die so viele Jahre hindurch gegen die Katholiken verübt worden, dann werde er seinen Plan anders beurtheilen.

Nachdem Thomas Winter für das Unternehmen gewonnen war, wurden noch drei Andere, Thomas Percy, ein entfernter Anverwandter des Grafen von Northumberland und dessen Intendant, Johann Wright und Guy Fawkes, in das Geheimniß gezogen. Alle fünf schwuren einander Treue und Verschwiegenheit und empfingen auf diesen Schwur das Sakrament aus den Händen des Jesuitenmissionärs Pater Gerard, dem sie jedoch von ihrem Vorhaben keine Kenntniß gaben.

Zur Ausführung ihres furchtbaren Planes mietheten die Verschworenen ein an das Parlamentsgebäude, den alten Westminsterpalast, stoßendes leerstehendes Haus, um von hier aus eine Mine zu eröffnen. Während sie an derselben arbeiteten, erfuhren sie, daß in dem Parlamentsgebäude selbst ein Keller zu vermiethen sei. Sogleich nahmen sie denselben in Beschlag und brachten allmählich im Dunkel der Nacht eine große Anzahl Fässer mit Pulver dorthin, die sie, um jeden Verdacht zu verhüten, mit Reisholz und mancherlei Hausgeräth bedeckten.

Unterdessen war die Katholikenverfolgung eine immer größere und härtere geworden. Die Kerker waren angefüllt mit Opfern derselben, und mehrere Missionäre und Laien starben wegen religiöser Vergehen auf dem Blutgerüste. Die üblichen Geldstrafen wurden mit beispielloser Härte eingetrieben und viele Tausende von Katholiken an den Bettelstab gebracht. Auch verbreitete sich das Gerücht, daß im nächsten Parlament Maßregeln getroffen werden sollten, um die gänzliche Ausrottung des alten Glaubens herbeizuführen, und die Haltung des Königs, sowie die feindselige Sprache des Bischofs von London schienen dieses Gerücht zu bestätigen.

Dies Alles bestärkte die Verschworenen, die in der Zwischenzeit vier andere Genossen gewonnen hatten, in ihrem Vorhaben. Zur Ausführung des furchtbaren Frevels wurde der 5. November 1605 bestimmt, auf welchen die Wiedereröffnung des Parlaments festgesetzt war. Nach dem Gelingen des Vorhabens sollte eine Proklamation an alle Katholiken erlassen, der junge Prinz von Wales zum König ausgerufen und bis zu seiner Volljährigkeit die Regierung einem Protektor übertragen werden.

Inzwischen war einer der Mitverschworenen, Franz Tresham, wankend geworden. Um das Komplott zu hintertreiben, ohne seine

Genossen zu verrathen, richtete er, kurz vor dem 5. November, an seinen Schwager, den Lord Mounteagle, einen mit verstellter Hand geschriebenen Brief ohne Namensunterschrift, worin er ihn bat, wenn er sein Leben liebe, an dem Eröffnungstage des Parlaments nicht in demselben zu erscheinen, „da dasselbe an diesem Tage einen furchtbaren Schlag erhalten werde, ohne zu sehen, woher er komme." Der Lord theilte diesen Brief sogleich dem Staatssekretär mit, der ihn dem König überbrachte. Die versammelten Minister vermutheten alsbald eine Pulvermine.

Am Abend des 4. November begab sich der Lord-Oberkämmerer, dem es oblag, nachzusehen, ob die nöthigen Anstalten zur Eröffnung der Sitzung getroffen seien, in das Parlamentshaus und stieg in Begleitung des Lord Mounteagle in den Keller hinab. Hier fanden sie Fawkes, der die gefährliche Aufgabe übernommen hatte, das Pulver anzuzünden, worauf er sogleich mit einem auf der Themse bereit liegenden Schiffe nach Frankreich übersetzen sollte. Mit scheinbarer Gleichgiltigkeit umherblickend, richtete der Oberkämmerer an Fawkes, der sich für den Diener des Miethers ausgab, die Frage, wer dieser sei, und bemerkte einfach, sein Herr habe sehr viel Brennholz aufgehäuft.

Als die beiden Lords sich entfernt hatten, beeilte sich Fawkes, seine Gefährten von dem Vorfall in Kenntniß zu setzen, mit der Erklärung, daß er auf seinen Posten zurückkehren und bei dem ersten Zeichen von Gefahr sich mit seinen Feinden in die Luft sprengen werde. Als er gegen zwei Uhr Morgens zufällig die Thüre des Kellers öffnete, drang eine Abtheilung Soldaten in denselben ein, die ihn ergriffen und das Gewölbe untersuchten, wobei sie alsbald unter dem weggeräumten Holz die Pulvertonnen entdeckten.

Vor den König und den Staatsrath gebracht, zeigte Fawkes nicht die mindeste Bestürzung. Seine Antworten waren ehrerbietig, aber fest. Er leugnete sein Vorhaben nicht, konnte aber, trotz wiederholter Verhöre, nicht dazu bewogen werden, seine Mitverschworenen zu nennen; selbst die schrecklichsten Folterqualen überstand er in beharrlichem Schweigen.

Unterdessen hatten die übrigen Verschworenen, sobald die Kunde von Fawkes Verhaftung zu ihnen gedrungen, in aller Eile London verlassen und sich nach Dunchurch begeben, wohin Sir Eberhard Digby, ein junger Mann, der, früh verwaist, unter der Vormundschaft der Krone im Protestantismus erzogen worden, aber zu dem Glauben seiner Väter zurückgekehrt war und nur mit Mühe zur Theilnahme an der Verschwörung zu bewegen gewesen, unter dem Vorwande einer Jagdpartie eine große Zahl angesehener Katholiken eingeladen hatte, um nach dem Gelingen des Komplotts ihre Mitwirkung für die weiteren Schritte in Anspruch zu nehmen.

Kaum hatten die Geladenen von dem Vorgefallenen Kunde erhalten, als sich die meisten schleunigst entfernten; nur drei blieben zurück, um das Schicksal der Verschworenen zu theilen. Diese flohen hierauf mit ihrer Dienerschaft, im Ganzen ungefähr achtzig Mann, von dem Sheriff mit der bewaffneten Macht verfolgt, nach Holbeach-House in Staffordshire, dem Wohnsitz eines ihrer Genossen. Hier beschlossen sie, trotz ihrer geringen Zahl ihren Verfolgern die Stirne zu bieten. Allein während sie sich zum Kampfe vorbereiteten, fiel zufällig ein Funke in ihren Pulvervorrath; Catesby und einige Andern wurden stark verbrannt, und die Mehrzahl ihrer Leute benutzten die entstandene Verwirrung zur Flucht. Dennoch leisteten die Uebrigen der Aufforderung des Sheriffs, sich zu ergeben, keine Folge, sondern setzten den Kampf gegen die bewaffnete Macht fort, bis Catesby, Percy und Wright gefallen waren. Die Ueberlebenden wurden gefangen genommen und nach London gebracht, wo sie am 30. Januar 1606 mit Fawkes hingerichtet wurden. Alle starben mit der Ueberzeugung, daß das Unternehmen, für welches sie den Tod erlitten, kein verwerfliches gewesen, weil es kein anderes Mittel gegeben habe, sich und ihre Glaubensbrüder von der Grausamkeit ihrer Verfolger zu befreien und die Herstellung des wahren Gottesdienstes zu sichern. Tresham, der nicht mit den Uebrigen entflohen und später auf die Aussage einiger Gefangenen verhaftet worden, starb im Tower.

Obgleich man von den Verschworenen durch Folterqualen Geständnisse über die Betheiligung der im Lande lebenden Missionäre an ihrem Vorhaben zu erzwingen gesucht, hatten Alle einstimmig und beharrlich erklärt, daß keiner derselben darum gewußt. Allerdings hatte Catesby in einem Anfalle von innerer Angst und Unruhe dem Jesuiten Greenway im Beichtstuhle die ganze Sache eröffnet, und dieser hatte das Vorhaben in den stärksten Ausdrücken verdammt; Catesby war jedoch von der Verwerflichkeit desselben nicht zu überzeugen gewesen und hatte zuletzt Greenway gebeten, unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses den Provinzial Garnet um seine Meinung zu fragen. Dieser ertheilte Greenway einen schweren Verweis darüber, daß er einen so gräßlichen Plan nur angehört, und gebot ihm, Alles aufzubieten, um Catesby von seinem blutigen Vorhaben abzubringen. Er selbst beschloß, zu dem gleichen Zwecke seinen ganzen Einfluß zu verwenden, und begab sich in dieser Absicht nach Coughton in Warwickshire, wo er Catesby zu treffen hoffte; allein es war zu spät: Catesby war nicht mehr aufzufinden. Nichtsdestoweniger wurde Garnet, der als Gefangener in den Tower gebracht worden, trotz seiner Berufung auf die Unverletzlichkeit des Beichtgeheimnisses, bezüglich der ihm zur Last gelegten Mitwissenschaft, nach längerer Haft und vielen peinlichen Verhören am 3. Mai

1606 zu London als Hochverräther hingerichtet. Greenway und der gleichfalls als angeblicher Mitanstifter des Komplotts angeklagte Pater Gerard hatten sich nach dem Festlande retten können.

Da der Graf von Northumberland seit längerer Zeit der politische Widersacher Cecils war, wurde er auf Grund seiner verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem Mitverschworenen Percy der Mitwissenschaft an dem Komplotte angeklagt und nach siebenmonatlicher Haft im Tower, während welcher er vergebens die Einleitung eines öffentlichen und ordentlichen Prozesses zum Nachweis seiner von ihm entschieden in Abrede gestellten Schuld verlangt hatte, von der Sternkammer zu einer Geldbuße von dreimalhunderttausend Pfund, sowie zum Verlust seiner Aemter und lebenslänglicher Haft im Tower verurtheilt. Auch der Viscount Montague und die Lords Mondaunt und Stourton, von denen es bekannt geworden, daß sie die Absicht gehabt, nicht im Parlamente zu erscheinen, wurden, obgleich sie jede Kenntniß von dem geplanten Verbrechen entschieden in Abrede stellten und für ihre beabsichtigte Abwesenheit genügende Gründe beibrachten, von der Sternkammer zu bedeutenden Geldstrafen, sowie zu einer von dem König zu bestimmenden Haft verurtheilt.

Zum Andenken an die vereitelte „Pulververschwörung" wurde eine jährliche Feier des 5. November angeordnet und in die Liturgie ein Gebet „gegen grausame und blutdürstige Feinde" eingeschaltet.

Obschon die Katholiken Englands einstimmig die von einigen Wenigen geplante Frevelthat auf das Schärfste verurtheilten, mußten sie in ihrer Gesammtheit für dieselbe büßen. Das Parlament, das auf den November 1605 hauptsächlich zu dem Zwecke berufen worden, den durch Jakobs verschwenderischen Hofhalt und seine übertriebene Freigebigkeit gegen die an seinem Hof lebenden schottischen Edelleute geleerten königlichen Schatz neu zu füllen, dessen Zusammentritt jedoch durch die Entdeckung der Pulververschwörung bis zum 21. Januar 1606 verzögert wurde, verlangte, nachdem es die geforderten Subsidien bewilligt, als Gegenleistung die Revision und Verschärfung der die Katholiken betreffenden Strafgesetze, und Jakob war schwach genug, dem von dem Parlamente entworfenen neuen Strafkodex, durch welchen die religiösen Freiheiten und die bürgerlichen Rechte der Katholiken noch mehr beschränkt wurden, die königliche Genehmigung zu ertheilen. Nach diesem neuen Strafkodex durften die Katholiken, die sich weigerten, den anglikanischen Gottesdienst zu besuchen, weder in London noch in einem Umkreis von zehn Meilen um diese Stadt wohnen und ohne besondere Erlaubniß sich nicht über fünf Meilen von ihrem Wohnort entfernen, waren von allen Beamtenstellen ausgeschlossen und mußten monatlich zwanzig

Pfund in die Staatskasse zahlen, bei deren Nichtentrichtung der König ihr ganzes bewegliches und zwei Drittheile ihres unbeweglichen Vermögens hinwegnehmen konnte; auch sollte es jederzeit den Behörden freistehen, bei ihnen Haussuchung zu halten. Die Trauungen mußten vor dem protestantischen Geistlichen geschehen. Wer katholische Dienstboten hielt, mußte für jeden monatlich zehn Pfund zahlen. Außerdem wurde den Katholiken der sogenannte „Treueid" auferlegt, der sie vollständig der Willkür des Königs preisgab. Wer denselben leiste, sollte nur den gewöhnlichen Strafbestimmungen unterliegen, wer ihn jedoch verweigere, mit Konfiskation seiner Güter und lebenslänglicher Kerkerhaft bestraft werden. Mehrere katholischen Priester büßten sogar die Verweigerung des Treueides, über welchen Jakob selbst eine Abhandlung unter dem Titel „Apologie des Eides der Treue" herausgegeben, mit dem Tode auf dem Blutgerüste. Als Jakob I., der von Natur aus mehr zur Milde als zur Härte geneigt war, später den Katholiken einige Erleichterungen gewährte, erhoben das Parlament und die anglikanische Geistlichkeit dagegen Einspruch.

Im Jahre 1617 besuchte Jakob zum ersten Male sein schottisches Heimathland. Der Hauptzweck seiner Reise war, neben einer ihm nothwendig erscheinenden Reform der Rechtspflege, die Beseitigung des ihm verhaßten Presbyterianismus durch die völlige Gleichstellung der schottischen und der englischen Kirche; seine Bemühungen für die Einführung der englischen Kirchenverfassung scheiterten jedoch an dem hartnäckigen Widerstand der Schotten, und er mußte sich mit der dem Parlamente abgerungenen Zustimmung zu der Wiederherstellung der dreizehn alten schottischen Bisthümer begnügen, deren Inhaber er zu Vorsitzenden der Synoden und Presbyterien ernannte. Für die ihm gemachten Zugeständnisse gab er die schottischen Katholiken vollständig dem Fanatismus der presbyterianischen Geistlichkeit preis.

Für die Katholiken Englands eröffneten sich neue Hoffnungen, als Jakob I. den bereits früher entworfenen Plan einer Vermählung seines Sohnes Karl, des Prinzen von Wales, mit der spanischen Infantin Maria, der Tochter Philipps III., in der Hoffnung wieder aufnahm, durch diese Verbindung Spanien für die Restauration seines Schwiegersohnes, des Pfalzgrafen Friedrich V., zu gewinnen (s. S. 459). Der eifrigste Beförderer dieses Planes war des Königs Günstling, der leichtfertige und charakterlose Georg Villiers, den Jakob hauptsächlich wegen seines einnehmenden Aeußeren und seiner gewandten Umgangsformen liebgewonnen und der, von ihm zum Herzog von Buckingham ernannt, nach und nach den gleichen Einfluß auf alle Regierungsangelegenheiten erlangt hatte, die Robert Cecil bis zu seinem Tode (1612) besessen.

Um die Unterhandlungen, die von dem spanischen Hofe mit großer Langsamkeit betrieben wurden, zum rascheren Abschluß zu bringen, begab sich Buckingham im März 1623 mit dem Prinzen von Wales insgeheim, nur mit dem Vorwissen des Königs, nach Madrid, wo Beide an dem spanischen Hofe die ehrenvollste Aufnahme fanden. Nach den bereits früher getroffenen Vereinbarungen sollte die Heirath in Spanien gefeiert und in England bestätigt werden, die Prinzessin von Wales eine katholische Kapelle im Palaste haben, die erste Erziehung der Söhne aus dieser Ehe von ihr abhängen und selbst der Uebertritt derselben zur katholischen Kirche kein Grund zu ihrem Ausschlusse von der Thronfolge sein. Nachdem diese Vereinbarungen nochmals bestätigt worden und Jakob in einem geheimen Vertrage die Zusage gegeben, daß der katholische Gottesdienst in Privathäusern geduldet werden solle und er seinen ganzen Einfluß aufbieten werde, um die Zurücknahme der hinsichtlich der Religion erlassenen Strafgesetze im Parlamente zu bewirken, ertheilte der Papst im November die erbetene Dispensation. Dennoch kam die geplante Verbindung nicht zu Stande, weil Buckingham, der durch sein leichtfertiges Benehmen und durch seine ungebührliche Vertraulichkeit mit dem Prinzen von Wales in Madrid vielfachen Anstoß erregte, in Folge seiner persönlichen Veruneinigung mit Olivarez die von ihm bisher so lebhaft befürwortete Vermählung nun nicht mehr wünschte. Der Abbruch der Unterhandlungen wurde herbeigeführt durch die von Jakob I. gestellte Forderung, daß Philipp IV. sich verpflichte, die Restitution des Kurfürsten von der Pfalz nöthigenfalls durch einen Krieg gegen den Kaiser zu bewerkstelligen.

Nachdem Buckingham mit dem Prinzen nach England zurückgekehrt war, sah sich Jakob I. durch neue Geldverlegenheiten, für welche er durch die in Aussicht stehende reiche Mitgift der spanischen Infantin Abhilfe erwartet hatte, zur Zusammenberufung des Parlaments genöthigt, und da Buckingham seine zahlreichen Gegner durch das Aufgeben des spanischen Vermählungsprojektes, das in England große Besorgniß erweckt hatte, einigermaßen versöhnt hatte, zeigte das Parlament eine den Wünschen des Königs entsprechende Haltung. Es bewilligte die nöthigen Geldmittel zur Unterstützung der Sache des Pfalzgrafen durch Waffengewalt, wogegen der König sich bereit finden ließ, die Strafgesetze gegen die Katholiken, die während der Unterhandlungen mit Spanien etwas milder gehandhabt worden, zu erneuern und deren rücksichtslose Anwendung zu verfügen.

Zur Beschleunigung der Restauration des Pfalzgrafen schloß Buckingham am 15. Juni 1624 einen Allianzvertrag mit den Generalstaaten zu gegenseitigem Beistand, durch welchen, wie wir

oben S. 457) gesehen, der Grund zu der ersten Koalition gegen das habsburgische Haus gelegt wurde.

Die neuerwachte Feindschaft gegen Spanien, die jedoch mehr von Buckingham, als von dem König selbst ausging, führte die englische Regierung zu einer Annäherung an Frankreich, und das gute Einvernehmen, das sich zwischen beiden Höfen bei der nunmehrigen Uebereinstimmung ihrer antihabsburgischen Politik alsbald heranbildete, sollte befestigt werden durch die Vermählung des Prinzen von Wales mit der fünfzehnjährigen Prinzessin Henriette Maria von Frankreich, der Tochter Heinrichs IV. Dem Heirathsvertrage, bei welchem Richelieu anfangs für die französische Prinzessin die gleichen Zusagen verlangt hatte, die der spanischen Infantin gegeben worden, ohne jedoch bei der veränderten Sachlage in England damit durchdringen zu können, wurde eine geheime, nur von dem König von England, seinem Sohne und einem Staatssekretär unterzeichnete Urkunde beigefügt, welche das Versprechen größerer Freiheit für die englischen Katholiken enthielt.

Jakob I. erlebte die Vermählung seines Sohnes nicht mehr. Schon war der Zeitpunkt derselben festgesetzt, als den König eine Unpäßlichkeit befiel, die sich bald zu einer tödtlichen Krankheit entwickelte. Er starb am 27. März 1625, im neunundfünfzigsten Jahre seines Lebens und dem dreiundzwanzigsten seiner Regierung. Von seinen sieben Kindern, drei Söhnen und vier Töchtern, überlebten ihn nur zwei, der Prinz von Wales und Elisabeth, die entthronte Böhmenkönigin.

„Wäre Jakobs Bestimmung für das Privatleben gewesen", sagt Lingard, „so würde er ein achtungswürdiger Landedelmann geworden sein; die Höhe des Thrones setzte seine Schwächen den Augen des Publikums aus und zwar zu einer Zeit, wo der wachsende Geist der Freiheit und die allgemeinere Verbreitung von Kenntnissen die Menschen weniger geneigt gemacht hatte, die Ansprüche ihrer Obern zuzulassen, wie sie zugleich umso eifriger geworden waren, die Mängel derselben zu tadeln. Bei aller seiner Wissenschaft und Gelehrsamkeit gelang es ihm doch nicht, die Liebe oder Achtung seiner Unterthanen zu gewinnen, und obwohl er die Vorwürfe nicht verdiente, welche von revolutionären Schriftstellern der folgenden Regierung über sein Andenken ausgeschüttet worden sind, so hat doch die Nachwelt dahin entschieden, daß man ihn als einen schwachen und verschwenderischen König, als einen eitlen und redseligen Pedanten betrachten müsse."

Karl I.

(1625—1649.)

Karl I. ſtand im fünfundzwanzigſten Lebensjahre, als er den engliſchen Thron beſtieg. Sein Regierungsantritt führte keine weſentliche Veränderung in der Politik des Landes herbei; denn der nämliche Mann, der ſeit dem Jahre 1615 alle Schritte Jakobs I. geleitet, genoß das gleiche Vertrauen auch bei dem neuen Monarchen. Der Einfluß Buckinghams wurde ſogar ein noch unbeſchränkterer; denn während Jakob I. angefangen hatte, ſich unter der Aufſicht ſeines Günſtlings unbehaglich zu fühlen, ſchloß ſich Karl I. mit dem ganzen Feuer und der ganzen Unerfahrenheit der Jugend an denſelben an und ſetzte in ſeine Rathſchläge das unbedingteſte Vertrauen.

Das erſte Geſchäft des neuen Königs war die Ratifikation des mit Frankreich geſchloſſenen Heirathsvertrages, den er bereits als Kronprinz mitunterzeichnet hatte. Die Vermählungsfeierlichkeiten, bei welchen der Herzog von Chevreuſe, ein Verwandter der Stuarts aus dem Hauſe Guiſe, die Stelle des Königs vertrat, fanden im Mai 1625 zu Paris Statt, worauf der Herzog von Buckingham, der ſich mit einem zahlreichen Gefolge nach der franzöſiſchen Hauptſtadt begeben, die königliche Braut nach England führte. Nachdem der König ſie zu Dover an der Spitze des engliſchen Adels empfangen, wurde zu Canterbury die Trauung wiederholt. Der feierliche Einzug der Königin in die Hauptſtadt wurde durch eine in derſelben ausgebrochene peſtartige Krankheit verhindert, die furchtbare Verheerungen anrichtete.

Am 18. Juni 1625, gleich nach der Ankunft der jungen Königin, eröffnete Karl ſein erſtes Parlament, zu deſſen Zuſammenberufung ihn ſeine Geldnoth gezwungen hatte. Die ſeinem Vater für den in Ausſicht ſtehenden Krieg bewilligten Geldmittel waren unzureichend geweſen, und überdies hatte Jakob ſeinem Nachfolger eine perſönliche Schuld von ſiebenmalhunderttauſend Pfund hinterlaſſen; auch hatten die Thronbeſteigung und die Vermählung Karls außergewöhnliche, nicht zu vermeidende Ausgaben veranlaßt. Die Geldnoth war ſomit nicht durch ihn verſchuldet, und da man ihm überdies nicht die gleichen Einwände entgegenſetzen konnte, zu welchen bei den Geldforderungen ſeines Vaters deſſen Verſchwendung und die Verſchleuderung der Einkünfte der Krone Veranlaſſung gegeben, und er auch nicht, wie dieſer, durch das ſtete Pochen auf die königlichen Privilegien das Mißtrauen des Volkes erweckt hatte, glaubte er zuverſichtlich, dem guten Willen ſeiner Unterthanen vertrauen zu dürfen, und zwar um ſo mehr, als es nicht denkbar ſchien, daß das

Parlament ihm die Mittel zu einem Kriege verweigern werde, den es selbst gewollt.

In dieser Erwartung sah sich jedoch der König schmerzlich getäuscht. In dem Oberhaus stieß er zwar nicht auf eine entschiedene Opposition; aber die meisten Lords sahen mit Unwillen den fortdauernden Einfluß Buckinghams und suchten daher der Regierung Verlegenheiten zu bereiten, um den Sturz des verhaßten Günstlings herbeizuführen. Ungleich bedenklicher standen die Dinge in dem Unterhause. Der Bürgerstand, der sich durch den aufblühenden Handel und das Emporkommen des Gewerbes so sehr bereichert hatte, daß nicht nur der hohe Adel, sondern selbst der Hof ihm nach und nach verschuldet worden, empfand in seiner verbesserten Lage den Druck der königlichen Gewalt, die sich unter den Tudors bedeutend erweitert hatte, stärker als früher und war entschlossen, das dem Parlamente zustehende Recht der Steuerbewilligung zur Erzwingung freiheitlicherer Institutionen auszubeuten.

Zu diesem politischen Motive des Widerstandes gesellte sich ein religiöses Element. Die im Parlamente zahlreich vertretenen Puritaner, die in ihrer starren Unduldsamkeit die Ausrottung des „Papismus" für ihre erste Pflicht hielten, sahen in der Vermählung des Königs mit einer katholischen Prinzessin eine Gefahr für die Aufrechthaltung des Protestantismus in England und beschuldigten den König der religiösen Gleichgiltigkeit, weil er um seiner Gemahlin willen den Katholiken Englands Duldung zugesagt. In ihrem fanatischen Hasse gegen alles Katholische vergassen sie ihre Zerwürfnisse mit den Episkopalen, um mit ihnen in dem Kampfe für die „Reinheit der Religion" und für die bürgerlichen Freiheiten gegenüber den Privilegien der Krone gemeinsame Sache zu machen. Auch in dem Unterhause richtete sich die Opposition hauptsächlich gegen Buckingham, als den Urheber der französischen Heirath und alles dessen, was unter der vorhergehenden Regierung zum Nachtheil des Landes geschehen.

Da das Parlament, das Karl wegen der in London immer heftiger auftretenden Krankheit nach Oxford verlegt hatte, statt dem König die zur Kriegführung nöthigen Geldmittel zu bewilligen, die geforderte Summe auf die Hälfte reducirte und ihm zugleich eine Petition überreichen ließ, worin auf die strengste Durchführung aller gegen die Katholiken erlassenen Strafgesetze gedrungen wurde, und da überdies bei der allgemeinen Mißstimmung über Buckingham eine förmliche Anklage gegen denselben zu befürchten stand, benutzte Karl den Umstand, daß die verheerende Krankheit bis in die Nähe von Oxford vorgedrungen, zur Auflösung des Parlamentes (12. August 1625).

Um der allgemeinen Unzufriedenheit eine Ableitung und zu-

gleich dem Herzog von Buckingham Gelegenheit zu verschaffen, sich durch ein glückliches kriegerisches Unternehmen die Gunst des Volkes zu erwerben, wurde eine Flotte zur Eroberung von Kadix ausgerüstet, wozu der König theils durch eigenmächtige Erhebung der noch nicht bewilligten Waarenzölle, des sogenannten „Tonnen- und Gewichtgeldes", theils durch Anleihen und die äußerste Beschränkung seines Hofhaltes die Mittel zusammenbrachte; allein das Unternehmen mißlang in Folge ungeschickter Leitung.

Buckingham bot Alles auf, um durch Versetzung der Kronjuwelen die Mittel zur Fortsetzung des Krieges zu gewinnen, ohne zu dem Parlamente seine Zuflucht nehmen zu müssen. Da dies jedoch nicht gelang, beschloß der König, ein neues Parlament zusammen zu berufen, und, um dasselbe für seine Forderungen günstiger zu stimmen, ordnete er trotz des mit Frankreich zu Gunsten der englischen Katholiken geschlossenen Traktats, die von dem vorhergehenden Parlamente geforderte strenge Vollziehung der Strafgesetze gegen die Katholiken an. Dessenungeachtet zeigte sich das zweite Parlament, das am 6. Februar 1626, vier Tage nach der Krönung des Königs, eröffnet wurde, nicht gefügiger, als das erste. Es bewilligte zwar einige Geldmittel; zugleich wurde aber in dem Unterhause der Beschluß gefaßt, auf die Bestrafung Buckinghams, als des eigentlichen Urhebers aller auf dem Lande lastenden Uebel, zu dringen und demgemäß eine förmliche Anklage gegen ihn an das Oberhaus zu richten. Um die Ausführung dieses Beschlusses zu verhindern, ließ Karl durch den Großsiegelbewahrer Lord Corentry an das Unterhaus die dringende Aufforderung ergehen, die Geldbewilligung auf das Aeußerste zu beschleunigen, da jede Verzögerung Nachtheil bringe, und demselben zugleich, mit der Versicherung, daß er alle gerechten Beschwerden des Hauses hören und beantworten werde, die Erklärung zukommen, daß er eine Untersuchung der Amtsführung des Herzogs von Buckingham nicht dulden werde, da dem Hause als einer nur berathenden, nicht aber kontrolirenden Behörde zu einer solchen kein Recht zustehe und er darin eine ihm wie seinem Vater, dem König Jakob, persönlich zugefügte Beleidigung erblicken müsse. Da das Unterhaus nichtsdestoweniger durch sieben seiner Mitglieder dem Hause der Lords eine Klageschrift gegen Buckingham überreichen ließ, in welcher er des Verkaufs von Staatsämtern, der Verwendung öffentlicher Gelder zu seinem eigenen Vortheil, der Erhebung seiner Verwandten, schlechter Kriegführung und ähnlicher Vergehen beschuldigt war, löste Karl auch dieses Parlament am 15. Juni auf, ohne die Absicht, in welcher es berufen worden, erreicht zu haben.

Trotz der bitteren Früchte, welche die Befolgung der Rathschläge Buckinghams dem König bereits getragen, ließ er sich nach

wie vor in allen seinen Schritten von demselben leiten. Er gab Befehl, die Lehre von der unumschränkten Gewalt der Könige von der Kanzel herab dem Volke einzuschärfen, ließ das Tonnen- und Gewichtgeld, das die Hauptmasse seines jährlichen Einkommens ausmachte und seinen Vorgängern seit Heinrich VI. für ihre ganze Regierungszeit bewilligt worden, trotz der noch nicht erfolgten Bewilligung des Parlaments eigenmächtig erheben und schrieb, da dasselbe zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nicht ausreichte, ein Zwangsanlehen aus, bei welchem allen Unterthanen ein Vorschuß von einem Procent des unbeweglichen und einer Mark vom Pfunde des beweglichen Eigenthums abgefordert wurde. Denen, welche diesen Vorschuß verweigerten, legte man Soldaten von den Regimentern ins Haus, welche von der verunglückten Expedition nach Kadix zurückgekommen waren; andere wurden verhaftet, Aermere auch wohl zur Strafe in das Heer gesteckt.

Der Hauptzweck dieser Zwangsanleihe lag zwar in den Wünschen des Volkes; denn der Ertrag derselben sollte zum größten Theile zur Ausrüstung einer Flotte verwendet werden, mit welcher der König, der seit längerer Zeit mit dem französischen Hofe in einem gespannten Verhältniß lebte, die in La Rochelle von Richelieu belagerten Hugenotten unterstützen wollte; dennoch erregte sie allgemeinen Unwillen, und der Mißerfolg Buckinghams bei seinem Versuche, La Rochelle zu entsetzen (s. S. 639), konnte nur dazu beitragen, die Erbitterung gegen den verhaßten Günstling zu erhöhen.

Da die durch die erzwungene Anleihe zusammengebrachten Gelder zur Ausrüstung einer zweiten Flotte nicht ausreichten und Karl bei der allgemein herrschenden Aufregung die gleiche Maßregel nicht zum zweiten Male anzuwenden wagte, entschloß er sich, im März 1626 ein drittes Parlament zusammen zu berufen. Dieses bewilligte ihm zwar für den beregten Zweck eine ansehnliche Beisteuer; doch machte es den Zeitpunkt der Erhebung derselben von der Abstellung mehrerer Beschwerden abhängig, die es, ermuthigt durch des Königs schwankende Politik, durchzusetzen entschlossen war. Die von dem Hause zu stellenden Forderungen wurden in eine „Bitte um Recht“ — Petition of right — dahin zusammengefaßt, daß Niemand zu einem Geschenke, einem Darlehen oder einer Steuer anders als mit gemeinschaftlicher Einwilligung der beiden Kammern des Parlaments gezwungen werden könne; daß das Volk mit Einquartierung von Matrosen und Soldaten mehr, als in der letzten Zeit geschehen, verschont bleibe und Niemand willkürlich und ohne Angabe der Ursache verhaftet oder anders als von seinem ordentlichen Gerichtshof gerichtet werden dürfe.

Vergebens suchte Karl durch allgemeine Versprechungen der

Bestätigung dieser Forderungen auszuweichen; man verlangte eine bestimmte Antwort, und beide Häuser machten Anstalt, aufs Neue gegen Buckingham aufzutreten. Um seinen Günstling zu retten und früher in den Besitz der ihm bewilligten Geldmittel zu gelangen, entschloß sich Karl, obgleich mit schwerem Herzen, zur Nachgiebigkeit. Er begab sich in das Oberhaus, ließ die Gemeinen dorthin entbieten und ertheilte der eingebrachten Bill durch die herkömmliche Formel: „Laßt es Gesetz sein, wie es gewünscht wird" (Let it be law, as is desired) die erbetene Bestätigung. Da das Parlament nach diesem Zugeständniß zur Untersuchung anderer Beschwerden überging, die sich insbesondere auf die von dem König eigenmächtig verfügte Erhebung des Tonnen- und Gewichtgeldes bezogen, vertagte Karl dasselbe am 26. Juni 1628 auf unbestimmte Zeit.

Unterdessen hatte Buckingham die bewilligten Subsidien zur Ausrüstung einer neuen Flotte verwendet, mit welcher er zum andern Male zum Entsatze von La Rochelle auszulaufen gedachte. Als er jedoch im Begriffe stand, sich in Portsmouth einzuschiffen, wurde er am 23. August 1628 von John Felton, einem fanatischen Puritaner, der früher in der königlichen Armee als Offizier gedient, durch einen Dolchstich in die Brust getödtet. Der Mörder, der die Flucht verschmähte, erklärte, daß er keine Mitschuldigen habe und zur Ermordung des Herzogs keinen andern Grund gehabt, als die Ueberzeugung, daß er Gott, dem König und dem Volk den größten Dienst erweise, wenn er das Land von dem Urheber alles Unglücks befreie. Er erlitt den Tod am Galgen. — Daß die zweite Expedition nach La Rochelle keinen besseren Erfolg hatte, als die erste, haben wir bereits oben (S. 640) gesehen.

Der Tod Buckinghams schien dem König bei der Wiedereröffnung des Parlaments, die am 20. Januar 1629 stattfand, günstigere Aussichten zu eröffnen; diese wurden jedoch bald durch den Eifer getrübt, mit welchem die Gemeinen die religiösen Angelegenheiten des Landes zur Sprache brachten. Vergebens bat sie Karl, vor allem Andern über das Tonnen- und Gewichtgeld zu verhandeln, das er nicht entbehren könne: man achtete selbst seines Befehles nicht, von der Berathung über Dinge abzulassen, über welche dem Unterhause vermöge des königlichen Supremats in der bischöflichen Kirche keine Stimme eingeräumt werden könne. Durch diese Widersetzlichkeit auf das Aeußerste gereizt, ließ Karl dem Sprecher des Unterhauses, Sir John Finch, die Weisung zugehen, die Sitzungen aufs Neue zu vertagen. Als der Sprecher am 2. März den versammelten Gemeinen den königlichen Befehl eröffnet hatte und trotz des von mehreren Parlamentsmitgliedern erhobenen Einwandes, daß ein solcher Befehl dem Hause nicht in solcher Weise mitgetheilt werden dürfe, im Begriffe stand, sich zu

entfernen, wurde er mit Gewalt zurückgehalten. „Bei Gott!“ rief der Abgeordnete Hollis, „Ihr sollt hier sitzen, bis es uns gefällt, die Berathungen zu schließen!“ Da mehrere Anhänger des Hofes den widerstrebenden Sprecher zu befreien suchten, entstand in der Versammlung ein förmlicher Tumult, bei welchem es nicht nur zu Scheltworten, sondern sogar zu Schlägereien kam. Von diesen Vorgängen unterrichtet, sandte der König einen Beamten der Krone, um der Versammlung seinen Befehl zu wiederholen, dieser fand jedoch die Thüren verschlossen. Schon war der Hauptmann der Leibwache mit bewaffneter Mannschaft auf dem Wege, um den Einlaß des Kronbeamten zu erzwingen, als das Haus, das inzwischen einen Protest abgefaßt, seine Sitzung aufhob. Dieses von allen Anwesenden unterzeichnete Aktenstück erklärte Alle, die den „Papismus“ begünstigten, sowie Jeden, der zur Erhebung des Tonnen- und Gewichtgeldes ohne Bewilligung des Parlaments rathe oder dasselbe erhebe oder bezahle, für einen Todfeind des Königreichs und einen Vernichter der englischen Freiheit. Der König begab sich hierauf am 10. März in das Haus der Lords und erklärte das Parlament „wegen des aufrührerischen Benehmens des Unterhauses“ für aufgehoben.

Karl I. zweifelte nicht daran, daß seine Gegner sich verschworen hätten, ihm die wohlbegründeten Rechte der Krone zu entreißen, und da sie dies nur im Parlamente durchzusetzen hoffen konnten, beschloß er, um ihre Hoffnungen zu vernichten, fortan ohne Zuziehung des Parlaments zu regieren. Seit dem Tode Buckinghams hatte er einen Günstling im gewöhnlichen Sinne des Wortes nicht mehr; doch besaß seitdem Sir Thomas Wentworth, ein Mann von großer geistiger Begabung und kühner Entschlossenheit, aber erfüllt von maßlosem Ehrgeiz und leidenschaftlicher Herrschbegierde, sein volles Vertrauen. Früher als Mitglied des Unterhauses ein eifriger Vorkämpfer der Opposition, war Wentworth durch große Gunstbezeigungen des Königs auf dessen Seite gezogen worden und hatte seitdem seine politischen Grundsätze vollständig geändert. Als der einflußreichste Rathgeber des Königs in allen Staatsangelegenheiten verfolgte er mit der nachdrücklichsten Entschiedenheit den Plan, die von dem Parlamente so heftig angefochtene Unumschränktheit der Königsgewalt herzustellen und durch die Begründung einer starken und consequenten Verwaltung des Landes dem Königthum Achtung zu verschaffen.

Das gleiche Ziel, das Wentworth sich für die Staatsangelegenheiten gesteckt, verfolgte in der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten der von Karl I. zum Erzbischof von Canterbury ernannte William Laud, früher Bischof von London, ein Mann von strengen Sitten und tadellosem Wandel, dem das Princip einer ab-

ſoluten Herrſchaft, gleichviel, ob er ſie ausübe oder ihr diene, als das Höchſte galt und der bald als der eifrigſte Vertheidiger des kirchlichen Supremats der Krone der Gegenſtand des glühendſten Haſſes der Puritaner wurde.

Um die Geldbewilligungen des Parlamentes leichter entbehren zu können, ſchloß Karl am 14. April 1629 mit Frankreich und am 5. November 1630 mit Spanien Frieden, ließ das Tonnen- und Gewichtgeld fort erheben, ertheilte die ausgedehnteſten Monopole für die Produktion und den Verkauf ſelbſt nothwendiger Lebensbedürfniſſe gegen ſtarke Baarzahlungen oder jährliche Abgaben und führte verſchiedene neue, zum Theil höchſt drückende Abgaben ein. Auch wurden von den Inhabern ehemaliger Krongüter, unter dem Vorwande mangelhafter Beſitztitel, große Summen erpreßt und die königlichen Forſten ungebührlich erweitert.

War ſchon durch dieſe eigenmächtige, die Rechte des Volkes ſchwer verletzende Regierungsweiſe im ganzen Lande eine immer tiefer gehende Unzufriedenheit geweckt worden, ſo wurde dieſe noch bedeutend erhöht durch Karls kirchliche Neuerungen. Wie ſein Vater, war Karl I. ein entſchiedener Anhänger der biſchöflichen Kirchenverfaſſung, die auch ihm als eine Hauptſtütze der königlichen Gewalt erſchien, und legte zugleich eine große Vorliebe für einen prunkvollen Gottesdienſt an den Tag. In ſeinem Auftrage entwarf Laud, der dieſe Neigung theilte, eine neue Liturgie, in welche viele katholiſchen Formen aufgenommen wurden. Karls Befehl, dieſe Liturgie im ganzen Lande einzuführen, und die Härte, mit welcher jeder Widerſtand gegen dieſelbe niedergeworfen wurde, rief beſonders unter den Puritanern, die ohnehin über große Bedrückungen zu klagen hatten, eine ungeheuere Aufregung hervor. Puritaniſche Prädikanten, die aus ihren Stellen vertrieben worden, durchzogen das Land und predigten in geheimen Verſammlungen gegen die „abgöttiſche“ Regierung, und die allgemeine Unzufriedenheit führte ihrer Sekte eine große Zahl neuer Anhänger zu.

Trotz der Schwierigkeiten, von denen ſich Karl in England bei der ſich immer ungünſtiger für ihn geſtaltenden Volksſtimmung umgeben ſah, beging er den verhängnißvollen Mißgriff, die neue Liturgie und mit derſelben auch die biſchöfliche Verfaſſung den Schotten aufdrängen zu wollen, ohne zu bedenken, daß er in Schottland nicht, wie in England, das Oberhaupt der Kirche war. Als am 23. Juli 1637 in der Schloßkirche zu Edinburg zum erſten Male der Gottesdienſt nach engliſchem Ritus gehalten werden ſollte, wurde der Dechant, noch ehe er mit dem Vorleſen der Gebete hatte beginnen können, von einer ſolchen Fluth von Verwünſchungen und Drohungen überſchüttet, daß er ſich unverrichteter Dinge zurückziehen mußte. Nicht beſſer erging es dem Biſchof, als derſelbe die Kanzel

bestieg, um den Sturm des Aufruhrs zu beschwören; da sogar Schemel und Fußbänke gegen ihn geschleudert wurden, mußte auch er schleunigst das Weite suchen. Auf dem Wege zu seiner Wohnung verfolgte ihn der Pöbel mit dem Geschrei: Papst! Papst! Antichrist! Steinigt ihn!" und ein Haufen wüthender Weiber fiel über ihn her und zerrte ihn in den Koth. Nur mit Mühe gelang es dem Magistrat von Edinburg, der laut seine Mißbilligung über diese Vorgänge aussprach, die Ruhe herzustellen. Die Schotten, die den König mit dem begeistertsten Jubel empfangen hatten, als er im Juni 1633 zur Krönung nach Edinburg gekommen, ließen Bittschriften über Bittschriften für die Beibehaltung ihres presbyterianischen Gottesdienstes an ihn abgehen; da jedoch Karl auf dieselben eine abschlägige Antwort ertheilte, „weil sie nach Form und Inhalt sein Ansehen verletzten", traten sie zum Schutze ihrer religiösen Freiheit und der Rechte ihres Landes in einen Bund, den sogenannten Covenant, zusammen, dessen Mitglieder sich verpflichteten, sich jeder Neuerung einmüthig zu widersetzen, und die weltlichen und geistlichen Rechte der Bischöfe niemals anzuerkennen, bevor nicht eine freie Kirchenversammlung und ein freies Parlament über alle diese Dinge entschieden habe, jedoch mit dem feierlichen Gelöbniß, nichts zu unternehmen, was zur Verminderung des königlichen Ansehens führen könnte.

Da der geheime Rath, der seit der Erhebung Jakobs I. auf den englischen Thron die schottischen Regierungsangelegenheiten leitete, den Covenantern gegenüber alle Macht verloren hatte, sandte Karl, der zu Gewaltmaßregeln entschlossen war, den Grafen Hamilton als königlichen Statthalter nach Edinburg; dieser rieth ihm jedoch, angesichts der entschiedenen Haltung der Schotten, durch Nachgiebigkeit die herrschende Aufregung zu beschwichtigen. Diesem Rathe folgend, sagte Karl den Schotten, gegen die von ihm geforderte Auflösung des Covenants, die Zurücknahme der Liturgie, sowie die Aufhebung der von Jakob I. als höchstes geistliches Gericht eingesetzten hohen Kommission zu und gestattete ihnen die Abhaltung einer Kirchenversammlung und eines Parlaments.

Obgleich durch diese Zugeständnisse alle Wünsche der Schotten befriedigt schienen, waren durch dieselben die Gemüther nicht beruhigt; denn man mißtraute den Absichten des Königs. Es wurde eine Protestation gegen die Auflösung des Covenants erlassen, und die Zusammensetzung der im November 1638 zu Glasgow eröffneten Synode bekundete deutlich, daß an ein Eingehen auf die Wünsche des Königs nicht zu denken war. Nachdem Hamilton die Ueberzeugung gewonnen, daß er auf dieser Synode in keinem Punkte mit seinen gemäßigten Ansichten werde durchdringen können, löste er dieselbe am 28. November auf. Nichtsdestoweniger setzten die Ver-

ſammelten ihre Berathungen fort, indem ſie die Auflöſung der Synode durch den königlichen Kommiſſär für ungeſetzlich erklärten, da in geiſtlichen Dingen die ſchottiſche Kirche unabhängig ſei von der weltlichen Macht, und verwarfen in einem weitläufigen Beſchluſſe ſowohl die neue Liturgie, als auch die ganze biſchöfliche Verfaſſung und die hohe Kommiſſion. Zugleich trafen ſie, unter der Leitung des an ihre Spitze getretenen Grafen von Argyle, Vorbereitungen zu bewaffnetem Widerſtande, indem ſie ein Heer aufboten und die an der Grenze gelegenen Schlöſſer und Burgen ſtärker befeſtigten und mit Kriegsbedarf und Vorräthen verſahen.

Unterdeſſen hatte auch der König, nachdem er durch eine Proklamation die Beſchlüſſe der Glasgower Verſammlung für ungültig erklärt, zum Kampfe gerüſtet und war gegen die ſchottiſche Grenze vorgerückt. Allein der Umſtand, daß die Schotten bereits alle feſten Plätze in ihre Hände gebracht, ſowie die unverkennbare Läſſigkeit ſeiner Truppen, bewogen ihn, noch vor dem Beginn des Kampfes Unterhandlungen mit den Schotten anzuknüpfen. Das Ergebniß derſelben war eine am 18. Juni 1639 getroffene Vereinbarung, kraft deren beide Theile ihre Truppen entlaſſen und alle obwaltenden Streitigkeiten durch eine neue Kirchenverſammlung und ein demnächſt zu eröffnendes Parlament entſchieden werden ſollten. Dieſe Vereinbarung verzögerte jedoch nur für kurze Zeit den Ausbruch der Feindſeligkeiten, für welche die Schotten insgeheim gerüſtet blieben; denn die im Auguſt 1640 zu Edinburg eröffnete Synode zeigte ſich nicht nachgiebiger als die zu Glasgow abgehaltene, und nicht minder entſchieden war die Haltung des zu der gleichen Zeit zuſammengetretenen Parlaments.

Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß ganz England ſeine Entrüſtung über die Auflehnung der Schotten theilen müſſe, und ihm bereitwillig gegen dieſelben Beiſtand leiſten werde, beſchloß der König, der das ſchottiſche Parlament auf die Kunde von den durch die verſammelten Stände geſtellten Forderungen ſofort vertagt hatte, ohne weiteres Zögern den Entſcheid der Waffen zu ſuchen. Um zum Kampfe gegen die Schotten die nöthigen Geldmittel zu erhalten, berief er auf Wentworths Rath im April 1640 nach elfjähriger Unterbrechung ein neues Parlament; kaum war dasſelbe jedoch eröffnet, als die Gemeinen, ſtatt ſich auf die Geldforderungen des Königs einzulaſſen, die Beſchwerden des Volkes zum ausſchließlichen Gegenſtande ihrer Berathungen machten und dabei eine noch weit kühnere Sprache führten, als ihre Vorgänger.

Nachdem der König ſich vergebens bemüht hatte, das Unterhaus durch eine ernſte und begütigende Rede zur Beſchleunigung der geforderten Geldbewilligungen zu bewegen, und auch die Lords in dieſem Sinne auf die Gemeinen zu wirken geſucht, ohne deren

Widerstand brechen zu können, löste er schon am 2. Mai auch dieses Parlament auf, das wegen seiner nur neunzehntägigen Dauer den Namen des „kurzen Parlaments“ erhalten hat.

Während die abermalige Auflösung des Parlamentes, dessen Eröffnung von der ganzen Nation mit Jubel begrüßt worden, die Aufregung unter dem Volke, ganz besonders in der Hauptstadt, zu einem immer bedenklicheren Grade steigerte, erlitt das englische Heer am 28. August 1640 bei Newburn an der Tyne gegen die Schotten eine Niederlage, in Folge deren sich dasselbe bis nach Yorkshire zurückzog. Da Karls geringe Geldmittel erschöpft und seine Truppen unzuverlässig waren und er überdies Verbindungen seiner unzufriedenen englischen Unterthanen mit den Schotten zu befürchten hatte, sah er sich zum andern Male genöthigt, mit den Letzteren Unterhandlungen anzuknüpfen.

Noch ehe dieselben zum Abschluß gekommen, bestürmten die angesehensten Peers, im Vereine mit der Bürgerschaft von London, den König mit Bitten, zur Abwehr größerer Gefahren ein neues Parlament zusammen zu berufen; selbst Wentworth, den Karl vor Kurzem zum Grafen von Strafford ernannt, und Laud waren entmuthigt und wagten nicht, den Kampf gegen den offen und nachdrücklich ausgesprochenen Willen des Volkes noch länger fortzusetzen. Nur mit Widerstreben und erst nach langem inneren Kampfe entschloß sich Karl, dem allgemeinen Drängen nachzugeben; denn er erkannte, daß er mit einer abermaligen Zusammenberufung des Parlaments das Leben seiner Rathgeber und die Rechte der Krone den Vertretern der Nation preisgab, und die Fähigkeiten, die Heftigkeit und die Beharrlichkeit seiner Gegner flößten ihm die lebhaftesten Besorgnisse ein. Seine Befürchtungen waren nur zu wohl begründet; denn kaum war am 3. November 1640 das „lange Parlament“, wie es wegen seiner achtjährigen Dauer genannt wurde, eröffnet worden, als auch sofort der Kampf entbrannte, der dem Königthum den Untergang bereiten und den König selbst auf das Blutgerüst führen sollte.

Nachdem die hervorragendsten Redner im Unterhause sich in Klagen über den traurigen Zustand des Landes und über die verletzten Freiheiten desselben ergangen und insbesondere die Gefahren betont hatten, die der Religion durch die Umtriebe der „Papisten“ drohten, — was dem eingeschüchterten König Veranlassung gab, eine strengere Handhabung der Strafgesetze gegen die Katholiken anzuordnen —, wurde Strafford, „der große Abtrünnige von der Sache des Volkes“, von dem Unterhaus des Hochverraths angeklagt und bei dem Oberhause ein Haftbefehl gegen ihn erwirkt. Das nämliche Schicksal traf des Königs zweiten Rathgeber, den Erzbischof Laud. Der Großsiegelbewahrer, Lord Finch, und der Staats-

sekretär Windebank, die gleichfalls in Anklagestand versetzt werden sollten, retteten sich nach Frankreich. Nachdem auf diese Weise der Staatsrath des Königs aufgelöst war, traf das Unterhaus, von der Vertheidigung seiner Rechte zum Angriff auf die Grundgesetze des Reiches übergehend, eine Reihe von Verfügungen, die ebenso viele Eingriffe in die königliche Gewalt waren. Diejenigen Abgeordneten, welche Monopole vom König erkauft hatten, wurden ihres Stimmrechts und ihrer Sitze im Parlament verlustig erklärt, alle in den letzten Jahren von der Sternkammer und der hohen Kommission erlassenen Beschlüsse vernichtet. Die Verhandlungen mit den Schotten ohne Weiteres in die Hand nehmend, schloß das Parlament, anstatt, wie der König es wünschte, die Entfernung ihrer Truppen zu beschleunigen, mit ihnen einen Vertrag, kraft dessen das schottische Heer gegen Unterhalt von englischer Seite und eine Subsidie von dreimalhunderttausend Pfund in den nördlichen Grafschaften bleiben sollte, bis die verlangte Reform in Staat und Kirche ins Werk gesetzt sein werde. In Betreff der letzteren war es bereits zwischen den in London anwesenden schottischen Kommissären und den Führern der Opposition zu einer Verständigung gekommen, um die Einführung der Presbyterialverfassung auch in England durchzusetzen, wofür bereits unter dem englischen Volke mit Erfolg agitirt worden.

Um den Grafen Strafford zu retten und die Gegner, die zu bekämpfen er sich zu schwach fühlte, durch Nachgiebigkeit zu entwaffnen, bildete Karl ein neues Ministerium aus Mitgliedern der Volkspartei und gab seine Zustimmung zu einer Bill, nach welcher wenigstens alle drei Jahre ein Parlament versammelt werden sollte. Das Parlament votirte ihm zwar für die Einwilligung in diese Verordnung, durch welche die Verfassung in einem wesentlichen Punkte geändert wurde, eine Danksagung, und das Volk bekundete seine Zufriedenheit durch Freudenfeuer und Jubelgeschrei; aber das Schicksal Straffords blieb besiegelt. Als das Oberhaupt nach Anhörung der eingehenden Vertheidigungsrede, in welcher der Graf mit ebenso viel Mäßigung als Entschiedenheit die Grundlosigkeit der gegen ihn erhobenen Anklage auf Hochverrath nachwies, zu einem freisprechenden Urtheil zu neigen schien, setzten in dem Unterhause die Führer der Opposition den Beschluß durch, den Minister des ihm zur Last gelegten Verbrechens für überführt zu erklären, worauf das eingeschüchterte Oberhaus am 8. Mai 1641, dem Beschlusse des Unterhauses beitretend, über den Angeklagten das Todesurtheil aussprach.

Karl bot Alles auf, um seinen Freund und treuesten Diener zu retten. Nachdem alle Mittel der Ueberredung und die weitgehendsten Zugeständnisse, die er als Preis der Begnadigung Straf-

fords anbot, sich wirkungslos erwiesen hatten, ließ er sich sogar herab, als Bittender vor seinen Unterthanen zu erscheinen, indem er am 11. Mai durch den jungen Prinzen von Wales den Lords ein Schreiben überreichen ließ, worin er beide Häuser bat, ihm zu Liebe einzuwilligen, daß er die Todesstrafe in ewiges Gefängniß verwandele. Doch auch dieser Schritt war ein vergeblicher: gestützt auf die Erbitterung des durch die puritanischen Geistlichen fanatisirten Volkes, das in zahlreichen Zusammenrottungen den Kopf Straffords oder den des Königs verlangte, beharrten die Gemeinen bei ihrem Beschlusse. Nach schweren inneren Kämpfen unterzeichnete Karl am 11. Mai das Bluturtheil, für dessen Vollstreckung er nicht einmal einen Aufschub von einigen Tagen erlangen konnte. Mit voller Ergebung in sein Schicksal bestieg Strafford am 12. Mai 1641 das Blutgerüst und erlitt den Tod mit dem ihm eigenen Heldenmuth.

Durch den errungenen Sieg nur noch kühner gemacht, schritt das Unterhaus auf der Bahn der Eingriffe in die Kronrechte mit der rücksichtslosesten Entschiedenheit fort. Nachdem eine Bill, nach welcher das Parlament ohne seine eigene Zustimmung weder aufgelöst noch vertagt werden sollte, mit großer Mehrheit angenommen worden, ging eine zweite durch, welche die Abschaffung der beiden verhaßten Gerichtshöfe, die für die Tudors das vorzüglichste Werkzeug zur Knechtung des Volkes geworden, der „Sternkammer" und der „hohen Kommission", verfügte. Der König ertheilte beiden Verordnungen die verlangte Bestätigung. Dagegen scheiterte der von der Mehrheit des Unterhauses angenommene Vorschlag zur Abschaffung des Episkopats an dem Widerspruch des Oberhauses.

Inzwischen war auch gegen die Königin, die schon längst als Katholikin der besondere Gegenstand des Hasses der Puritaner war, die Beschuldigung erhoben worden, ihren Einfluß auf ihren Gemahl, der ihr zwar seinen Kummer, seine Besorgnisse und Absichten mittheilte, sich jedoch in keiner Weise von ihr leiten ließ, zu Gunsten einer volksfeindlichen Partei zu verwenden, welche die Absicht habe, in England den „Despotismus und Papismus" herzustellen. Die Angegriffene hielt ihre Sicherheit durch die gegen sie ausgestreuten Verläumdungen so sehr gefährdet, daß sie ihre Mutter, die Königin Maria von Medici, welche nach einem kurzen, für sie mit vielfachen Beleidigungen von Seiten des Pöbels verbundenen Aufenthalt in London auf Karls Wunsch nach dem Kontinent zurückkehrte, dorthin zu begleiten wünschte. Sie ließ sich jedoch durch eine Botschaft, welche ihr von den Lords auf Ersuchen der Gemeinen überreicht wurde, zum Bleiben bewegen.

Bis dahin war das Oberhaus mit dem Unterhause in dem Kampfe gegen die Prärogative der Krone meist Hand in Hand ge-

gangen; allmählich begannen jedoch die von den Gemeinen aufgestellten Ansprüche und die von ihnen ausgeübte Gewalt die Eifersucht der Lords zu erregen, und viele derselben sprachen den Entschluß aus, sich jedem ferneren Versuche zum Umsturz der bestehenden Verfassung oder der unzweifelhaften Rechte der Krone zu widersetzen. Durch die zwischen den beiden Häusern entstandene Spannung mit neuen Hoffnungen erfüllt, beschloß der König, die Verwirklichung derselben durch eine größere Annäherung an seine schottischen Unterthanen zu beschleunigen. Mit dem Vorsatze, dieselben durch Zugeständnisse aller Art zufrieden zu stellen, um sich ihres Beistandes gegen die Feindseligkeiten des englischen Unterhauses zu versichern, begab er sich im August 1641 nach Schottland, um das dortige Parlament in Person zu eröffnen. Obgleich dasselbe nicht minder stürmisch war, als das englische, gelang es ihm, durch sein freundliches Benehmen und durch die Geduld, mit welcher er bei dem Gottesdienste die endlosen Predigten der puritanischen Geistlichkeit anhörte, sowie durch weitgehende Zugeständnisse sich die Stimmung der Schotten geneigter zu machen.

Voll der besten Hoffnungen reiste Karl von Edinburg ab; aber ein unerwartetes Ereigniß machte denselben ein rasches Ende. Ermuthigt durch die offene Auflehnung des englischen Parlaments gegen die königliche Autorität und durch die von den schottischen Covenanters errungenen Erfolge, hatten die Irländer, die unter Jakob I. die gleiche harte und grausame Behandlung zu erdulden gehabt, wie unter Elisabeth, und auch unter Karl I. die gehoffte Erleichterung ihrer Lage nicht fanden, obgleich er ihnen dieselbe beim Beginne seiner Regierung zugesagt hatte, die Waffen ergriffen, um sich die Freiheit der katholischen Religion zu erkämpfen und an ihren Bedrängern, den englischen Kolonisten, blutige Rache zu nehmen. Beunruhigt durch die veränderte Stimmung der Schotten und durch den Jubel, mit welchem der König bei seiner Rückkehr nach London (28. November 1641) von dem Volke empfangen worden, fand das Unterhaus in dem irischen Aufstande ein erwünschtes Mittel, dem in der Volksstimmung zu Gunsten des Königs eingetretenen Umschwung ein Ende zu machen, indem es die Erhebung der Irländer den Ermuthigungen des Hofes zuschrieb und den König des geheimen Einverständnisses mit den irischen Rebellen beschuldigte.

Dem König wurde bei seiner Zurückkunft eine Vorstellung überreicht, in welcher nach der Anpreisung der Verdienste, die das Parlament sich durch die Abschaffung so vieler Beschwerden erworben, die Behauptung aufgestellt war, daß Papisten, Bischöfe und Höflinge sich zum Umsturz der Verfassung verschworen hätten. Indem die Gemeinen diese Schrift, trotz des Widerspruchs der Gemäßig-

teren, durch den Druck veröffentlichen ließen, bekundeten sie, daß dieselbe keinen andern Zweck habe, als das Volk in Aufregung zu versetzen und es zum Schutze seiner Vertreter aufzurufen. Dieser Zweck wurde auch vollständig erreicht: es bildeten sich Vereine zum Schutze der Freiheit und des Glaubens, und bewaffnete Pöbelhaufen durchzogen London, um die Abgeordneten zu beschützen, während sich Edelleute und Offiziere um den König zu Whitehall zur Vertheidigung seiner Person und seiner Familie versammelten.

Da die Bischöfe sich durch die gegen sie wachgerufene Erbitterung des Pöbels in ihrer persönlichen Sicherheit bedroht sahen, ließen zwölf derselben den im Oberhause versammelten Lords durch den Lord-Siegelbewahrer die schriftliche Erklärung überreichen, daß sie sich, da sie nicht ohne Lebensgefahr in den Sitzungen erscheinen könnten, vorläufig nicht mehr in denselben einfinden, aber auch alle während ihrer Abwesenheit gegebenen Gesetze für nichtig erachten würden. Dieser letztere Theil ihrer Erklärung gab dem Unterhaus eine willkommene Veranlassung, die zwölf Prälaten des Hochverraths anzuklagen, weil sie sich das Recht angemaßt, durch ihre Abwesenheit die Handlungen des Parlaments zu unterbrechen, worauf sie mit Zustimmung der Lords als Gefangene in den Tower gebracht wurden.

Durch diese Vorgänge fast zur Verzweiflung gebracht, beschloß der König, die Bahn der Nachgiebigkeit, auf welcher er bis dahin von Zugeständniß zu Zugeständniß fortgeschritten, zu verlassen und dem Unterhause Ernst und Strenge zu zeigen; der Schritt, zu welchem er sich in seiner Rathlosigkeit hinreißen ließ, diente jedoch nur dazu, seinen Gegnern neue Triumphe zu bereiten. Vier Tage nach der Verhaftung der Bischöfe, am 3. Januar 1642, erschien der Kronanwalt Sir Eduard Herbert im Oberhause, um im Namen des Königs fünf der kühnsten Sprecher des Unterhauses des beabsichtigten Umsturzes der alten Verfassung anzuklagen, während zu gleicher Zeit Boten ausgesandt wurden, um ihre Papiere und Effekten zu versiegeln, und ein königlicher Waffenherold im Unterhause ihre Verhaftung forderte. Da beide Häuser die Verhaftung von Parlamentsmitgliedern als ungesetzlich ablehnten, obgleich man wenige Tage vorher ohne jedes Bedenken in die Gefangennehmung der Bischöfe gewilligt, begab sich der König am folgenden Tage, von einer Anzahl Offiziere und einigen hundert Trabanten begleitet, persönlich in das Unterhaus, um seinem Willen Geltung zu verschaffen. Sein Gefolge in der Vorhalle zurücklassend, betrat er den Saal nur in Begleitung seines Neffen, des Prinzen Karl Ludwig von der Pfalz. Da er die Angeklagten, die von seinem bevorstehenden Erscheinen Kunde erhalten hatten, nicht vorfand, erklärte er der Versammlung, es sei nicht seine Absicht, eine Gewaltthätigkeit

zu begehen, sondern in gerichtlicher Form gegen die Angeklagten zu verfahren; da sie nicht anwesend seien, erwarte er von der Treue des Hauses, daß man sie ihm zuschicken werde; sonst werde er andere Mittel ergreifen. Man hörte ihn schweigend an; beim Verlassen des Saales folgte ihm jedoch ein dumpfes Gemurmel trotziger Stimmen.

Dieser unbesonnene Schritt vollendete die Herabwürdigung des unglücklichen Monarchen. Nachdem er sich entfernt hatte, faßte das Unterhaus einen Beschluß, der das Verfahren des Königs für unvereinbar mit der Sicherheit und Freiheit des Parlaments bezeichnete, die Nothwendigkeit einer Genugthuung darstellte und eine hinreichende Wache zum Schutze der Versammlung verlangte, und vertagte sich dann auf eine Woche.

Die Aufregung, welche der Beschluß des Unterhauses in London hervorrief, wurde durch das von den Feinden Karls verbreitete Gerücht erhöht, daß die „Kavaliere" — so nannte man die Anhänger des Königs, weil sie meist aus Edelleuten bestanden — die Stadt in der Nacht an allen Ecken anzünden und die Bewohner niedermetzeln wollten. Die gesammte Bürgerschaft trat unter die Waffen, und am 11. Januar wurden die fünf Angeklagten aus dem Hause der City, in welchem sie eine Zufluchtsstätte gefunden, von einer zahlreichen bewaffneten Macht umgeben und von einer unabsehbaren Menschenmenge begleitet, im Triumphe nach Westminster in die Sitzung des Unterhauses geführt. Als der Zug an Whitehall vorüberkam, erlaubte sich der Pöbel die unziemlichsten Ausrufungen gegen den irregeleiteten Monarchen.

Karl selbst war nicht mehr Zeuge des Triumphes seiner Gegner. Da er sich nach dem Mißlingen des letzten Versuchs, auf dem Wege der Strenge durchzudringen, bei der steigenden Kühnheit der Gemeinen und der unter dem Volke herrschenden Gährung in London nicht mehr für sicher hielt, hatte er sich am 10. Januar nach Hamptoncourt und von dort nach York begeben, um in den Provinzen neue Mittel des Widerstandes zu suchen. Seine Gemahlin hatte er nach Holland geschickt, unter dem Vorwande, seine Tochter Maria ihrem Gemahl, dem Prinzen Wilhelm II. von Oranien, zuzuführen, eigentlich aber, um bei auswärtigen Mächten Hilfe zu suchen, auf die kostbaren Juwelen, die sie mitgenommen, Geld aufzunehmen und Waffen und Munition zu kaufen.

Von York aus machte Karl noch einen letzten Versuch, sich mit dem Unterhause zu verständigen; dieses kannte jedoch in seinen Anmaßungen keine Grenzen mehr und stellte Forderungen, deren Bewilligung die ganze Verwaltung des Königreichs in die Hände des Parlaments gebracht und den Herrscher zu dessen willenlosem Werkzeug herabgesetzt haben würde. Sogar die Land- und See-

macht sollte dem Oberbefehl des Parlaments unterstehen. Obgleich der König sich diesen maßlosen Forderungen gegenüber sehr gemäßigt zeigte und bis an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit ging, mußte er die Ueberzeugung gewinnen, daß eine Aussöhnung mit dem Parlamente nicht mehr möglich sei; denn das Unterhaus wartete die verlangten Zugeständnisse nicht einmal ab, sondern erklärte, daß seine Verfügungen über das Kriegswesen auch ohne Bestätigung des Königs Giltigkeit haben sollten und daß Jeder, der die von beiden Häusern angenommene Gesetze bestreite, die Rechte des Parlaments schwer verletze. Durch die Drohungen der Volksmänner eingeschüchtert, trat auch das Oberhaus diesen Beschlüssen bei, in der Hoffnung, durch diese Nachgiebigkeit seine eigenen Privilegien zu retten.

Unter diesen Umständen entschloß sich Karl, den Entscheid der Waffen zu suchen. Nachdem er die Stimmung des Adels von Yorkshire erforscht und günstig gefunden, forderte er alle seine getreuen Unterthanen im Norden vom Trent und bis auf zwanzig Meilen südlich von diesem Flusse auf, sich am 22. August zu Nottingham bewaffnet bei ihm einzufinden. An diesem Tage wurde das königliche Panier, auf welchem eine auf eine Krone zeigende Hand mit dem Motto angebracht war: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist", auf einer Anhöhe in der Nähe der Stadt aufgepflanzt und mit einer Wache von sechshundert Mann umgeben. Hierauf erschien der König selbst mit einer Begleitung von zweitausend Mann, und die Einwohner von Nottingham drängten sich herzu, um die Proklamation zu hören, die ein Wappenherold verlas. Dieses „Aufpflanzen des Paniers" wurde als gleichbedeutend mit einer Kriegserklärung angesehen.

So war das Land Schritt vor Schritt zu dem schrecklichsten aller Trübsale eines Volkes, dem Bürgerkrieg, geführt worden. Während der größte Theil des Adels sich mit seinen Untergebenen um die Fahne des Königs schaarte, bestand das Parlamentsheer hauptsächlich aus Bürgern und Bauern, die wegen ihres kurz abgeschnittenen Haares von den Gegnern spottweise round heads (Rundköpfe) genannt wurden. Der Krieg war zugleich ein Religionskrieg; denn die Parlamentspartei bekämpfte in den „Kavalieren" nicht nur politische Gegner, sondern vor Allem die Anhänger eines verhaßten Kirchenthums, über welche sie sich in sittlicher Hinsicht erhaben fühlte, da sie der unter einem großen Theil des Adels herrschenden Weichlichkeit und Sittenverderbniß die schlichte Einfachheit des Bürger- und Bauernstandes gegenüber stellen konnte.

Mit sechszigtausend Mann brach Karl von Nottingham auf, und diese Zahl stieg auf seinem Zuge längs der Grenze von Wales auf das Dreifache. Bei Edgehill stieß er am 23. Oktober 1642

auf das von dem Grafen von Eſſex, dem Sohne des Günſtlings der Königin Eliſabeth, geführte Parlamentsheer, deſſen beide Flügel durch die Umſicht und Kühnheit des Prinzen Rupert von der Pfalz aus dem Felde geſchlagen wurden, ſo daß Karl ſeinen Zug gegen die Hauptſtadt fortſetzen konnte. Unterdeſſen dehnte ſich der Krieg mehr und mehr über das ganze Königreich aus, da jede Grafſchaft, jede Stadt, ja jedes Dorf in zwei Parteien geſpalten war. In den nördlichen und weſtlichen Provinzen waren die Royaliſten in der Mehrheit, während in den ſüdlichen und öſtlichen das Parlament das Uebergewicht hatte.

Obgleich dem König, der ſich aus Mangel an Munition gezwungen geſehen, ſeinen Zug gegen London aufzugeben und die Winterquartiere in der Gegend von Oxford zu nehmen, durch die gegenſeitige Eiferſucht und den Ehrgeiz der Kavaliere vielfache Hinderniſſe bereitet wurden, ſchien das Glück ihm auch im zweiten Kriegsjahre treu bleiben zu wollen. Am 16. Mai ſchlug eine royaliſtiſche Abtheilung bei Stratton einen faſt doppelt ſo ſtarken feindlichen Heerhaufen, und am 18. Juni erfocht der Prinz Rupert in der Ebene von Chalgrave über eine Abtheilung des Parlamentsheeres einen Sieg, an welchen ſich am 13. Juli ein noch bedeutender bei Boundwaydown reihte, der die Eroberung von Briſtol durch den Prinzen Rupert zur Folge hatte. Nach der unentſchieden gebliebenen Schlacht bei Newbury (20. Sept. 1643) zog ſich Karl nach Oxford in die Winterquartiere zurück. Trotz der errungenen Siege war ſeine Lage eine ſchwierige, beſonders wegen der wachſenden Geldnoth, der er nicht abzuhelfen vermochte, während das Parlament ſich durch ſtets erneute Auflagen und durch die rückſichtsloſeſte Anwendung aller derjenigen Auskunftsmittel, durch welche der König ſo große Unzufriedenheit hervorgerufen, ſeine Geldbedürfniſſe befriedigte.

Günſtiger ſchienen ſich die Verhältniſſe für den König geſtalten zu wollen, nachdem es ihm gelungen war, mit den Irländern, die in den Feinden der Krone auch die ihrigen ſahen, einen Waffenſtillſtand zu ſchließen, in Folge deſſen er nicht nur einen Theil der in Irland ſtehenden Truppen nach England berufen konnte, ſondern auch von den Irländern nicht unbedeutende Subſidien erhielt. Doch noch ehe die iriſchen Truppen ſich mit denen des Königs hatten vereinigen können, wurden ſie am 25. Januar 1644 bei Nantwich durch das Parlamentsheer unter Lord Fairfax faſt vollſtändig vernichtet, und nachdem die Schotten, deren kirchliche Intereſſen durch den Sieg der Volkspartei am beſten geſichert ſchienen, infolge eines mit den engliſchen Machthabern geſchloſſenen Bündniſſes, ihre Truppen zu dem Parlamentsheere hatten ſtoßen laſſen, wandte ſich das Kriegsglück entſchieden dieſem zu. Ein zum Entſatze der von

einem feindlichen Heerhaufen belagerten Stadt York heranrückendes königliches Heer unter dem Prinzen Rupert wurde am 2. Juli 1644 bei Marstonmoor von Fairfax vollständig zersprengt.

Das Parlament benutzte das Uebergewicht, das der errungene Sieg ihm verschafft hatte, zu einer blutigen Verfolgung der Anhänger des bischöflichen Kirchenwesens wie der Katholiken. Nachdem bereits im vorhergehenden Jahre die vollständig zur Herrschaft gelangten Puritaner die bischöfliche Kirchenverfassung mit der von dem König eingeführten Liturgie abgeschafft, wurde auch der greise Erzbischof Laud nach vierjähriger schwerer Kerkerhaft, mit Verletzung aller Rechtsformen, zum Tode verurtheilt und am 12. Januar 1645 zu London enthauptet. Wie einst Strafford, so erlitt auch er den Tod mit voller Ergebung in sein Schicksal. „Niemand", sagte er auf dem Schaffote, „kann eifriger begehren, mich aus der Welt zu schaffen, als ich selbst hinauszugehen wünsche." Für den König, die Herstellung der Wahrheit, der Kirche und des Friedens betend, kniete er nieder, und legte das Haupt auf den Block, um den Todesstreich zu empfangen. — Fünf Monate später, am 14. Juni 1645, machte die blutige Schlacht bei Naseby, in welcher das Parlamentsheer über die Truppen des Königs einen entscheidenden Sieg erfocht, dem Bürgerkrieg ein Ende. Dieser Sieg war hauptsächlich das Werk des Generallieutenants Oliver Cromwell.

Dieser berühmte Mann, der von nun an die Seele des fortgesetzten Kampfes gegen das Königthum und nach dem Sturze desselben der Gebieter Englands werden sollte, war der Sohn eines wenig bemittelten Landedelmannes und am 25. April 1599 zu Huntingdon geboren. Während seines Aufenthaltes in London, wo er seit dem Tode seines Vaters (1617) drei Jahre lang dem Studium der Rechte oblag, soll er ein ausschweifendes Leben geführt und den größten Theil seines väterlichen Vermögens in Spiel und Trunk verschleudert haben; später mischte er sich unter die hitzigsten puritanischen Eiferer. Nachdem er bereits Mitglied des dritten Parlaments gewesen, wurde er von der Stadt Cambridge zum Abgeordneten für das lange Parlament gewählt. Wenig hervorragend als Redner, unansehnlich von Person und vernachlässigt in seinem Anzug, that er sich nur durch seinen Eifer für die Sache der Puritaner und seine feindselige Haltung gegen das Königthum hervor. Bei dem Beginne des Bürgerkrieges erhielt er von dem Unterhause auf sein Verlangen ein Hauptmannspatent zur Anwerbung einer Reiterschwadron und wurde bald einer de hervorragendsten Führer des Parlamentsheeres. Das Ansehen, das er sich durch sein rasches, durchgreifendes Wesen, seine unerbittliche Strenge und sein entschiedenes Feldherrntalent unter den Soldaten erwor-

ben, wurde durch seinen fanatischen Religionseifer erhöht, durch welchen er besonders der Abgott der im Heere zahlreich vertretenen Independenten wurde.

Die Independenten waren eine neue, aus der Sekte der Puritaner hervorgegangene Religionspartei, die nicht nur, gleich den Puritanern, die bischöfliche Kirchenverfassung verwarf, sondern auch keinerlei Priesterthum anerkennen wollte, indem sie vollständige Gleichberechtigung aller christlichen Gemeindeglieder beanspruchte, „da Jeder die Wahrheit finden könne und der Geist Gottes erleuchte, wen er wolle." Als politische Partei waren die Independenten die erbittertsten Feinde des Königthums und nahmen, indem sie mit dem Throne zugleich die gesammte bestehende Ordnung des Staates bekämpften, auch gegen das Oberhaus eine feindliche Stellung ein. Die Seele und das Oberhaupt dieser Partei war Cromwell.

Nach der Niederlage bei Naseby war Karl I. nach Wales entflohen, von wo er seinen ältesten Sohn nach Frankreich zu der bereits dort weilenden Königin schickte, während er selbst den Kampf für die Rechte seiner Krone fortzusetzen entschlossen war. Von Wales zurückkehrend, wandte er sich nach Oxford, wo er für kurze Zeit eine Zuflucht fand; als jedoch Cromwell und Fairfax im Frühjahr 1646 zur Belagerung dieser Stadt heranrückten, faßte er den verhängnißvollen Entschluß, sich dem schottischen Heere in die Arme zu werfen, in der Hoffnung, dasselbe zu sich herüber ziehen zu können. Er wurde zwar von dem Oberbefehlshaber Leven und den Offizieren mit Ehrerbietung empfangen und behandelt, fand dieselben jedoch wenig geneigt, mit den Machthabern in London zu brechen.

Während das Heer sich mit dem König nach der schottischen Grenze zu in Bewegung setzte, um ihn für alle Fälle als wichtiges Unterpfand in Händen zu behalten, zeigten sich die Schotten eifrig bemüht, ihn zum presbyterianischen Glauben zu bekehren, zu welchem Ende der berühmteste der schottischen Geistlichen, Alexander Henderson, sich persönlich in das Lager begab. Aber obgleich ihm die schottischen Anführer die Versicherung gaben, daß seine Wiedereinsetzung in die königliche Gewalt allein von seinem Uebertritt zu der presbyterianischen Kirche abhänge, konnte Karl sich nicht zu einem Schritte entschließen, gegen welchen sich, wie er erklärte, sein Gewissen erhob.

Indessen verlangte das englische Parlament, indem es erklärte, daß die Verfügung über den König ihm zustehe, die Auslieferung Karls und traf, als das schottische Parlament Gegenvorstellungen machte, da Karl ja auch König von Schottland sei, Vorkehrungen zu bewaffnetem Vorgehen gegen die Schotten. Um nicht in einen

Krieg mit England verwickelt zu werden, entschloß sich das schottische Parlament, der Forderung der englischen Machthaber nachzugeben, und nachdem es den Kommissarien des Unterhauses seine Wünsche in Betreff der Achtung der Person des Souveräns und seiner Kinder, sowie für die Aufrechthaltung der bestehenden Regierung ausgesprochen, erhielten die Befehlshaber des Heeres die Anweisung, den König Karl den Engländern zu übergeben und nach Empfang der von England geschuldeten Kriegsgelder im Betrage von viermalhunderttausend Pfund das Heer nach Schottland zurückzuführen.

Karl, der die Nachricht von seiner bevorstehenden Auslieferung mit großer Fassung vernommen, wurde im Februar 1647 von einem englischen Reiterregiment in dem schottischen Lager abgeholt und nach Holmby in der Grafschaft Northampton gebracht, um dort in engem Gewahrsam gehalten zu werden.

Bis dahin hatten im Unterhause noch immer die gemäßigteren Presbyterianer durch ihre größere Zahl das Uebergewicht über die Independenten gehabt. Um sich im Besitze desselben zu sichern, beschlossen sie, das den Letzteren ganz ergebene Heer, das seit der Gefangennehmung des Königs und bei dem gänzlichen Darniederliegen seiner Partei nur noch als eine unnütze, das Land schwer bedrückende Last erschien, mit Ausnahme einiger nach Irland und zu Garnisonen bestimmter Regimenter zu verabschieden und vorläufig aus der Nähe der Hauptstadt zu entfernen. Die Independenten wußten jedoch die Ausführung dieses Beschlusses zu hintertreiben, indem sie, unter Benutzung des Umstandes, daß das Heer noch bedeutende rückständige Summen zu fordern hatte, Offiziere und Gemeine zur Auflehnung reizten.

Um zugleich eine etwaige Aussöhnung der Presbyterianer mit dem König unmöglich zu machen und sich selbst in der Person des Monarchen ein sicheres Unterpfand für seine Herrschaft zu verschaffen, veranlaßte Cromwell die Entführung Karls aus Holmby durch einen Reitertrupp, welcher den König zuerst nach Newmarket und von dort nach Hamtoncourt brachte, wo ihm eine Zeitlang ein Schein königlichen Glanzes gelassen wurde. Hierauf setzte sich ein Theil des Heeres gegen London in Bewegung und zwang das Parlament, die aus seiner Mitte ausgewiesenen Independenten wieder aufzunehmen und dagegen mehrere der hervorragendsten Presbyterianer als die Hauptvertheidiger der gegen das Heer beantragten Maßregeln ihrer Sitze verlustig zu erklären, wodurch die Partei Cromwells im Unterhause das Uebergewicht erhielt (16. August 1647). Nachdem dieser selbst zwei Tage später mit dem Reste des Heeres in London erschienen, wurden die Truppen durch die ganze Stadt

vertheilt und in sämmtlichen Kirchen Dankfeste für die „wiederhergestellte Freiheit“ gefeiert.

Während des Kampfes zwischen den Presbyterianern und dem Heere hatten beide Theile den König auf ihre Seite zu ziehen gesucht, und so war ihm noch einmal die Möglichkeit geboten, durch kluge Benutzung der Umstände sich selbst und das Königthum zu retten; allein seine schwankende Gesinnung und die trügerische Hoffnung, daß beide Parteien einander in kurzer Zeit aufreiben würden, hatten ihn verhindert, aus dieser günstigen Wendung der Dinge Nutzen zu ziehen.

Indessen sahen sich bald auch die Independenten durch die Levellers (Gleichmacher), eine aus ihrer Mitte hervorgegangene neue Partei, die weder in religiösen noch in politischen Angelegenheiten irgend welche Autorität anerkennen wollte und im Heere zahlreiche Anhänger gefunden hatte, in ihrer eigenen Machtstellung bedroht; doch wurde durch das unerschrockene Auftreten Cromwells die meuterische Stimmung in dem Heere unterdrückt und die gelockerte Disciplin hergestellt.

Während dieser Vorgänge war der König, geschreckt durch die zunehmende Stärke der Partei der Levellers, die ihn offen als das alleinige Hinderniß des Friedens und die Quelle alles Blutvergießens bezeichneten, sowie durch die größere Strenge, mit welcher er überwacht wurde, am 11. November 1647 mit seinem Kammerdiener und zweien seiner Vertrauten unter dem Schutz einer finsteren stürmischen Nacht aus Hamptoncourt entflohen und hatte sich nach der Insel Wight begeben, von wo er sowohl seine geheimen Verbindungen, als seine offenen Unterhandlungen mit dem Parlament fortzusetzen gedachte. Der erst vor Kurzem zum Gouverneur der Insel ernannte Oberst Hammond, ein Vetter Cromwells, nahm ihn zwar mit scheinbarer Ehrerbietung auf, ließ ihn jedoch auf dem Schlosse Carisbrooke, das er ihm zum Aufenthalte angewiesen, auf das Schärfste bewachen.

Im Vertrauen auf die ihm in Aussicht gestellte Hilfe der Schotten, die ihre presbyterianische Kirchenordnung sowie ihre politischen Rechte durch das Emporkommen der Independenten gefährdet sahen, verwarf Karl die ihm im Dezember 1647 von dem Parlamente als Grundlage weiterer Unterhandlungen übersandten Bills und steigerte dadurch die Erbitterung der revolutionären Partei so sehr, daß sie am 3. Januar 1648 einen Beschluß durchsetzte, kraft dessen keinerlei weitere Unterhandlung mit dem König mehr angeknüpft und Jeder, der einen Versuch dazu machen werde, als Hochverräther betrachtet werden sollte.

Ganz anders, als im Parlamente, zeigte sich die Stimmung in dem Volke. Die Unzufriedenheit über die zerrütteten Verhältnisse

des Landes und ganz besonders über die tyrannische Herrschaft, die das Heer sich angemaßt, war allgemein. Nachdem es in Schottland den Freunden des Königs gelungen, bei dem Parlamente den Beschluß der Aufstellung eines Heeres von vierzigtausend Mann zum Schutze des Königthums und des Kovenants durchzusetzen, erhoben sich die Royalisten in ganz England, um im Vereine mit dem erwarteten schottischen Heere aufs Neue das Panier des Königs aufzupflanzen. Aber Fairfax und Cromwell machten dem neubeginnenden Bürgerkrieg ein rasches Ende. Noch ehe das schottische Heer, dessen Ausrüstung mit großer Langsamkeit betrieben worden, in England erschien, waren die meisten Schaaren der Royalisten bereits besiegt. Auch das schottische Heer, das am 8. Juli 1648 die Grenze überschritten, wurde zersprengt, und mit seiner Auflösung endete der royalistische Aufstand.

Mit dem Siege der Independenten über den letzten bewaffneten Vertheidiger des Königthums war auch Karls Schicksal besiegelt. Nachdem eine Abtheilung des siegreichen Heeres die Presbyterianer, welche die Abwesenheit Cromwells zu neuen, doch abermals fruchtlosen Unterhandlungen mit dem jetzt auf die Hilfe der Irländer zählenden König benutzt hatten, aus dem Parlamente vertrieben und eine große Anzahl derselben in Haft genommen, erklärte das Unterhaus am 2. Januar 1649: es sei für Hochverrath zu erachten, wenn der König sich mit Waffengewalt seinem Parlamente widersetze, und verfügte demgemäß die Einsetzung eines „hohen Gerichtshofes" zur Entscheidung der Frage, ob „Karl Stuart" dieses Verbrechen begangen. Als dieser Beschluß, dem Geschäftsgange gemäß, an das Oberhaus geschickt wurde, verwarfen die anwesenden Lords — nur noch zwölf an der Zahl — denselben einmüthig. Ohne sich dadurch beirren zu lassen, erklärten die Gemeinen: da sie von dem Volke erwählt seien, von welchem alle rechtmäßige Gewalt ausgehe, so habe alles, was durch sie verfügt werde, Gesetzeskraft und sei für die ganze Nation verbindlich. Demgemäß setzten sie eine Kommission von hundertfünfunddreißig, theils aus ihrer Mitte gewählten, theils aus Offizieren und Bürgern von London und einigen Rechtsgelehrten bestehenden Mitgliedern ein, welche über den König zu Gericht sitzen sollte. Nur siebzig der Gewählten unterzogen sich diesem Auftrage; die Hauptrollen aber übernahmen Cromwell, sein fanatischer Schwiegersohn Ireton und der gleichgesinnte General Harrison, Cromwells Adjutant.

Schon am 23. Dezember 1648 war der König von der Insel Wight unter starker Bedeckung nach dem Schlosse von Windsor gebracht worden. Bis dahin hatte man ihn, trotz seiner Gefangenschaft, mit dem herkömmlichen Gepränge bedient. Zu Windsor dagegen wurden die Speisen unbedeckt und durch Soldatenhände auf

seine Tafel gesetzt. Diese Aenderung in seiner Behandlung machte auf ihn einen so tiefen Eindruck, daß er sich seitdem auf das Schlimmste gefaßt hielt. Seine letzte Hoffnung schwand, als man ihn nach Whitehall überführte.

Nach acht vorbereitenden Sitzungen trat der „hohe Gerichtshof" am 20. Januar in dem großen Saale der Westminsterhalle zusammen, um den König vor die Schranken zu rufen. Ein mit carmoisinrothem Sammt überzogener Sessel stand für den Lord-Präsidenten, den Advokaten John Bradshaw, bereit; die übrigen Richter nahmen zu beiden Seiten auf Bänken Platz, die mit Scharlach bedeckt waren; zu den Füßen des Präsidenten saßen zwei Schreiber an einem Tische, auf welchem Schwert und Scepter lagen, und ihnen gegenüber stand ein Stuhl für den König. Die Gallerien waren mit Zuhörern dicht besetzt.

Nach Verlesung der Vollmacht und namentlichem Aufruf der Mitglieder befahl Bradshaw, den Gefangenen vorzuführen. Von dem Obersten Hacker und zweiunddreißig Offizieren begleitet, betrat Karl den Saal. Sein Haar war ergraut, und sein Antlitz trug die Spuren der durchlebten schweren Leidenszeit; aber sein Schritt war fest und seine Haltung würdevoll. Nachdem er einen ernsten und strengen Blick über die Versammlung hatte schweifen lassen, setzte er sich nieder, ohne das Haupt zu entblößen. Hierauf erhob sich Bradshaw und wandte sich an den König mit den Worten: „Karl Stuart, König von England! Die Gemeinen des Reichs, im Parlamente versammelt, tief durchdrungen vom Gefühle der Leiden, die auf unsere Nation gefallen sind, haben beschlossen, den vorzüglichsten Urheber derselben vor das Blutgericht zu ziehen. Deßhalb haben sie diesen Justizhof errichtet, vor welchem Ihr heute erscheint. Ihr werdet die Anklage hören." Als der Generaladvokat Coke dieselbe mit den Worten: „Im Namen des ganzen englischen Volkes —" vorzulesen begann, rief eine weibliche Stimme von der Gallerie herab: „Nicht des zehnten Theils desselben!" Man erkannte in der Sprecherin Lady Fairfax, die sich hochherziger zeigte, als ihr Gemahl, der gleichfalls zum Mitglied des Gerichtshofes erwählt worden, aber nicht erschienen war, weil er das Verfahren gegen den König mißbilligte, ohne den Muth zu besitzen, für ihn einzutreten. Das Murmeln des Beifalls, das dem Ausruf der Lady Fairfax gefolgt war, wurde durch die drohende Haltung der bewaffneten Macht rasch unterdrückt.

Karl hörte die Anklageakte ruhig und mit scheinbarer Gleichgiltigkeit an; erst am Schlusse derselben, wo es hieß: er werde als Tyrann, Verräther, Mörder und öffentlicher, unversöhnlicher Feind des englischen Gemeinwohls vor Gericht gezogen, glitt ein Lächeln der Verachtung über seine ernsten Züge. Von Bradshaw aufge-

fordert, zu antworten, erwiderte er: er sei König von England und erkenne auf Erden keinen Oberen; die Krone, die er von seinen Ahnen empfangen, werde er seinen Nachkommen unversehrt hinterlassen. Seine Sache sei die des gesammten englischen Volkes; denn wenn eine rechtlose Gewalt die Grundgesetze des Reiches umstoßen könne, so sei keines Menschen Freiheit und Leben nur eine Stunde lang sicher. Auf die Entgegnung des Präsidenten, daß das Gericht stattfinde kraft der Autorität des Hauses der Gemeinen, erklärte er, das Unterhaus besitze ohne das Oberhaus keinerlei richterliche Gewalt, und eine usurpirte Autorität werde er nie anerkennen; denn der Allmächtige habe es ihm zur Pflicht gemacht, gegen jede widerrechtliche Gewalt zu protestiren, welche die Rechte der Krone oder des Unterthans verletze. Diese Erklärung hielt er auch in den Sitzungen der drei folgenden Tage, unbeirrt durch die wachsende Heftigkeit des Präsidenten, mit vollster Ruhe und Entschiedenheit aufrecht, bis endlich Bradshaw die „Auflehnung des Gefangenen" zu Protokoll zu nehmen befahl.

Unterdessen hatte sich die Stimmung des Volkes immer entschiedener dem König zugewandt, und bereits zweimal war in besonders aufregenden Momenten aus den Reihen der Zuhörer der Ruf: „Es lebe der König!" ertönt. Angesichts dieser für sie beunruhigenden Thatsachen beschlossen die Richter, ihr Verfahren zu beschleunigen und ohne weitere Erörterungen mit dem König zu dem Zeugenverhör vorzuschreiten. Nachdem durch dasselbe am 24. und 25. Januar in geheimen Sitzungen festgestellt worden, daß der König in mehreren Gefechten persönlich befehligt habe, sprach der Gerichtshof am 26. Januar bei verschlossenen Thüren, ohne dem Angeklagten einen Vertheidiger beigesellt oder ihn überhaupt nur gehört zu haben, fast ohne alle Discussion seine Verurtheilung aus.

Als Karl am folgenden Tage zum letzten Male vor die Schranken geführt wurde, begehrte er sogleich das Wort. Er wolle, sagte er, für diesmal die Kompetenz des Gerichts weder anerkennen noch leugnen, sondern eine Gunst begehren, die demselben ein großes Verbrechen ersparen und seinem Volke das Glück der Ruhe wieder geben werde: man möge ihm gestatten, mit einem Ausschuß der Lords und Gemeinen zu konferiren. Wahrscheinlich hatte er die Absicht, der Krone zu Gunsten des Prinzen von Wales zu entsagen. Obgleich der Präsident anfangs diese Bitte für durchaus unstatthaft erklärt hatte, zog sich der Gerichtshof zu einer geheimen Berathung über dieselbe zurück.

Als die Sitzung wieder eröffnet wurde, verkündete Bradshaw dem König die Ablehnung seiner Bitte und erklärte ihm, daß man ihm sein Urtheil verlesen werde. „Nachdem das Gericht", so lau-

tete dasselbe, „in seinem Gewissen sich überzeugt habe, daß Karl Stuart der ihm zur Last gelegten Verbrechen schuldig sei, verurtheilte es ihn als Tyrann, Verräther, Mörder und öffentlichen Feind der Nation zum Tode durch Trennung seines Hauptes vom Rumpfe." Nachdem der König das Urtheil schweigend angehört, machte er einen letzten Versuch, zu der Versammlung zu sprechen; aber Bradshaw gab Befehl, ihn hinauszuführen, worauf die Wachen ihn gewaltsam von der Barre wegrissen.

Bei seiner Zurückführung nach Whitehall strömten ihm Männer und Weiber nach mit dem lauten Ausrufe: „Gott erhalte Eure Majestät!" Dagegen hatte er von den Soldaten, deren Fanatismus in den letzten Tagen durch fortwährendes Beten aufs Aeußerste gesteigert worden, die empörendsten Mißhandlungen zu erdulden. Nur einer konnte sich, von Mitleid ergriffen, nicht enthalten, ihm zuzurufen: „Gott segne Euch, Sir!"; er wurde dafür von einem der Offiziere mit einem Stocke so heftig über den Kopf geschlagen, daß er zu Boden stürzte. „Fürwahr", sagte der König, „mir scheint, die Strafe war größer als das Vergehen."

Man hatte dem König nach der Verkündigung des Todesurtheils bis zur Vollstreckung desselben nur noch eine Frist von drei Tagen gestattet; doch mußten die Mitglieder des Gerichtshofes fast mit Gewalt zur Unterzeichnung des Hinrichtungsbefehls gezwungen werden. Nur Cromwell, der schon während der letzten Sitzungen oft gelacht und Possen getrieben, zeigte eine auffallende Heiterkeit, gleich als ob eine große Last von ihm genommen worden. Nachdem er selbst seine Unterschrift gegeben, strich er seinem Nachbar, Harry Martin, einem eifrigen Republikaner, die mit Tinte gefüllte Feder ins Gesicht, worauf dieser ihm das Gleiche that.

Unterdessen hatte sich der König mit vollster Fassung in sein Schicksal ergeben. Er war ein Anderer geworden seit den Tagen des unseligen Bürgerkrieges. Die Trübsal hatte sein Herz geläutert und ihn gelehrt, sich in die Heimsuchungen Gottes zu ergeben, und die Tröstungen der Religion gewährten ihm Labung und Stärke. In Gesellschaft des Bischofs von London, Dr. Juxon, dem man gestattet hatte, den unglücklichen Monarchen zu besuchen, widmete er seine Zeit fast ausschließlich der Vorbereitung auf seinen Tod. Als der Kurprinz von der Pfalz, der Herzog von Richmond, der Marquis von Herford und mehrere anderen Kavaliere am 29. Januar 1649, dem Tage vor seiner Hinrichtung, vor seinem Schlafgemache erschienen, um ihrem Souverän zum letzten Male ihre Ehrfurcht zu bezeigen, ließ er ihnen sagen, er danke ihnen für ihre Anhänglichkeit und bitte sie, für ihn zu beten; die Kürze der ihm zugemessenen Zeit mahne ihn, an eine andere Welt zu denken, und die wenigen Augenblicke, die er ersparen könne, müsse er seinen

Kindern widmen. Nur die beiden jüngsten derselben, die Prinzessin Elisabeth und der Herzog Heinrich von Gloecester, waren in England zurückgeblieben, und man hatte dem König gestattet, sie noch einmal zu sehen. Die zwölfjährige Elisabeth, deren Geist durch das Unglück früh gereift worden, zerfloß bei dem Anblick ihres Vaters in Thränen, und ihr achtjähriger Bruder, der die Ursache nicht verstand, weinte mit aus Sympathie. Karl nahm beide Kinder auf seine Kniee, gab ihnen Rathschläge, die ihrem Alter angemessen waren, und schien sich über ihre verständigen Antworten zu freuen. Dann vertheilte er einige wenige Juwelen unter sie, küßte sie und kehrte eilig zu seinen Andachtsübungen zurück.

In der letzten Nacht genoß der König vier Stunden lang eines ruhigen Schlafes. Nachdem er in aller Frühe aufgestanden, ließ er sich seine kostbarsten Kleider bringen. „Dies ist", sprach er, „mein zweiter Hochzeitstag; denn ehe es Nacht wird, hoffe ich mit meinem Heiland vermählt zu sein; darum möchte ich mich schmücken, soviel als möglich." Ehe er zur Hinrichtung geführt wurde, hatte er noch den Trost, einen Brief seines ältesten, in den Niederlanden weilenden Sohnes zu erhalten. Dieser hatte zugleich durch den Lord Seymour, der am vorhergehenden Abend mit einer Gesandtschaft der Generalstaaten, die sich für den König verwenden sollte, in London eingetroffen war, an Fairfax, den einzigen unter den Parteihäuptern, welcher Theilnahme für den unglücklichen Monarchen gezeigt, ein Blanquet gesandt, das die Parteihäupter nach Belieben mit den Bedingungen ausfüllen sollten, die sie als Preis für das Leben seines Vaters stellen würden und deren Annahme im Voraus durch seine Unterschrift verbürgt war; allein auch dieser Schritt vermochte nicht, Karls Geschick aufzuhalten.

Kaum hatte der König den Ueberbringer des Briefes seines Sohnes mit seinen Weisungen und Abschiedsgrüßen für denselben entlassen, als er zur Hinrichtung abgeführt wurde. Von dem Bischof Juxon und dem Obersten Tomlinson begleitet, durchschritt er zwischen zwei Reihen Soldaten die Gallerie des Schlosses, an deren Ende eine Oeffnung in die Mauer gebrochen war, durch welche er auf das schwarz behängte Schaffot hinaustrat. Rings um dasselbe waren mehrere Reiter- und Fußregimenter aufgestellt, und hinter denselben wogte, soweit das Auge reichte, eine dicht gedrängte Menschenmenge.

Ruhig und unerschüttert stand der König mitten unter den Schrecknissen des nahen Todes. In seinen Zügen lag der heitere Muth, in seiner Haltung die würdevolle Ruhe, die seine königliche Großmutter in der Halle von Fotheringay gezeigt. Da er erkannte, daß seine Stimme nicht bis zu dem Volke dringen könne, zu welchem er zu sprechen gewünscht, richtete er an die Wenigen, die ihn

auf dem Schaffote umstanden, eine kurze Ansprache, in welcher er „im Angesichte Gottes“ die Verbrechen von sich abwälzte, deren man ihn angeklagt habe, und die Mißachtung der königlichen Gewalt für die Quelle alles Unglücks erklärte, das über ihn und das Land gekommen. „Ich habe“, so schloß er, „für mich eine gute Sache und einen gnädigen Gott.“ — „Es bleibt Ihnen jetzt nur noch“, sprach der Bischof Juxon, „ein Schritt übrig; er ist beschwerlich und schmerzlich, aber kurz, und er bringt Sie von der Erde zu dem Himmel.“ — „Ich gehe“, erwiderte der König, „von einer vergänglichen zu einer unvergänglichen Krone,“ worauf der Bischof entgegnete: „Sie vertauschen eine irdische Krone gegen eine ewige; der Tausch ist gut.“ Karl kniete nieder, beugte den Nacken auf den Block und streckte nach einer kurzen Pause die Hände zum Signale aus. Ein Scharfrichter mit einer Maske trennte das Haupt mit Einem Hiebe vom Rumpfe, worauf ein anderer, der gleichfalls verlarvt war, es bei den Haaren ergriff und mit den Worten: „Dies ist der Kopf eines Verräthers,“ dem Volke zeigte. Ein lang anhaltendes, dumpf tönendes Murren erhob sich, als Zeichen des Unwillens und des Abscheu's, aus der zuschauenden Menge, die bis dahin, betäubt durch das Ungeheuere der Begebenheit, in gepreßtem Schweigen verharrt hatte. Zu weiteren Kundgebungen wurde ihr keine Zeit gelassen: zwei starke Reiterabtheilungen zerstreuten sie nach allen Richtungen.

Der Leichnam des Königs blieb sieben Tage in Whitehall ausgestellt; dann wurde er dem Herzog von Richmond übergeben, der ihn, unter Mitwirkung des Bischofs Juxon und einiger andern treuen Anhänger des unglücklichen Monarchen, nach Windsor brachte und ihn in der dortigen St. Georgskapelle beisetzte.

Karl I. war ein Mann von würdevollem Aeußern, ernstem Benehmen und im Ganzen gemäßigten und wohlwollenden Gesinnungen. Wie er in seinem Privatleben durch seine persönliche Liebenswürdigkeit und seinen häuslichen Sinn alle Achtung verdiente, so würde er in einem streng monarchisch geordneten Staatswesen wohl auch die Krone mit Ruhm getragen haben. Seine der Richtung der Nation widersprechenden Anschauungen verleiteten ihn zu Eingriffen in die Verfassung und zu Gewaltthätigkeiten, die den Widerstand des Volkes und der erstarkten öffentlichen Meinung hervorriefen und ihn in einen Kampf verwickelten, in welchem er aus einem verhängnißvollen Fehler in den andern verfiel. Aber was er auch immerhin in dieser Beziehung verschuldet haben mag, es steht in keinem Verhältniß zu dem, was er erduldet. Ueber alles Maß hinaus hat er durch seinen unglücklichen Tod, der nicht dem englischen Volke in seiner Gesammtheit, sondern nur einer kleinen Anzahl verwegener Fanatiker zur Last fällt, nicht nur die

eigenen Fehler und Verirrungen, sondern auch alle Frevel gebüßt, die seine Vorgänger an den Rechten des Volkes begangen.

Um die Revolution zu vollenden, erklärte das Unterhaus noch an dem Todestage Karls Jeden für einen Verräther, der dessen Sohn zum König ausrufe. Dann wurde das Königthum nebst dem Oberhause „für ewige Zeiten" abgeschafft, die Verfassung nach republikanischen Grundsätzen umgestaltet und ein neues Reichssiegel eingeführt mit der Umschrift: „Im ersten Jahre der durch Gottes Segen hergestellten Freiheit."

Inhaltsverzeichniß.

Fünftes Buch.

Das Zeitalter der Kirchenspaltung.

	Seite
I. Die Ursachen der Kirchenspaltung	3
II. Martin Luther. (geb. 1483, gest. 1546)	11
III. Kaiser Karl V. (1520—1556)	19
Der Reichstag zu Worms. (Februar bis Mai 1521)	19
Fortschritte der kirchlich-politischen Revolution in Deutschland	24
Die Sekte der Wiedertäufer	27
Der Sickingen'sche Ritterkrieg (1522—1523)	29
Der Bauernkrieg. (1524—1526)	34
Die beiden ersten Kriege Karls V. gegen Franz I. (1521—1526 und 1526—1529)	47
Die neue Türkengefahr	61
Fortschritte der Kirchenspaltung in Deutschland	67
Der Augsburger Reichstag vom Jahre 1530 und der Nürnberger Religionsfriede	70
Die Wiedertäufer in Münster. (1533—1535)	74
Karls V. Züge gegen Tunis und Algier. (1535 und 1541)	80
Die beiden letzten Kriege Karls V. gegen Franz I. (1536—1538 und 1542—1544)	83
Luthers letzte Lebensjahre	89
Der Schmalkaldische Krieg. (1546—1547)	92
Das Augsburger Interim. (1548)	104
Der Verrath Moritzens von Sachsen. (1551—1553)	108
Der Augsburger Religionsfriede. (Febr. 1555)	117
Karls V. Abdankung und Tod	119
IV. Das Concil von Trient	125
V. Die Religionsneuerungen in der Schweiz	129
Ulrich Zwingli. (geb. 1484, gest. 1531)	129
Johann Kalvin. (geb. 1509, gest. 1564)	133

Seite

VI. Der Sieg des Lutherthums in den ſkandinaviſchen Reichen . 140
Die Auflöſung der Kalmariſchen Union. (1523) . . . 140
Schweden unter Guſtav Waſa und ſeinen Söhnen. (1523—1611) 146
Dänemark unter Chriſtian II., Friedrich I. und Chriſtian III. (1513—1559) 152
VII. Der Abfall Englands von der katholiſchen Kirche . . . 156
England unter Heinrich VIII. (1509—1547) 156
Eduard VI. (1547—1553) 169
Maria die Katholiſche. (1553—1558) 173
Eliſabeth. (1558—1603) 178
VIII. Die Herrſchaft des Kalvinismus in Schottland . . . 185
Schottland unter der Regentſchaft Arran's und der Königin-Mutter Maria von Guiſe. (1542—1560) 185
Maria Stuart. (1542—1587) 187
IX. Die letzten Regierungsjahre der Königin Eliſabeth . . 208
X. Der Kalvinismus in Frankreich 215
Die erſten Religionsneuerungen unter Franz I. und Heinrich II. (1521—1559) 215
Frankreich unter Franz II. (1559—1560) und Karl IX. (1560 bis 1574) 219
Die Bartholomäusnacht. (23.—24. Auguſt 1572) . . . 231
Heinrich III. (1574—1589) 239
Heinrich IV. (1589—1610) 246
XI. Philipp II. von Spanien. (1556—1598) 258
Philipps II. erſte Regierungszeit 258
Die Unterdrückung der Moriscos. (1567—1570) . . . 263
Philipps II. Türkenkriege. (1559—1574) 267
Der Abfall der Niederlande. (1566—1609) 271
Die Vereinigung von Portugal mit Spanien. (1580) . . 298
Philipps II. Ausgang 301
XII. Spanien unter Philipp III. (1598—1621) 306
XIII. Die erſten Zeiten der vereinigten Niederlande. (1609—1625) . 310
XIV. Der Proteſtantismus im Oſten Europa's 317
Preußen, Livland und Kurland 317
Polen 319
Ungarn und Siebenbürgen 323
XV. Der religiöſe Aufſchwung in der katholiſchen Kirche . . 326
Der Jeſuitenorden 326
Andere Ordensſtiftungen des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts 340

Seite

XVI. Die Päpste seit der Eröffnung des Tridentinischen Concils bis zum Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts . . . 351
Paul III., Julius III. und Marcellus II. (1534—1555) . 351
Paul IV. (1555—1559) und Pius IV. (1559—1565) . . 353
Der heilige Pius V. (1566—1572) 355
Gregor XIII. (1572—1585) 358
Sixtus V. (1585—1590) 363
Die vier letzten Päpste des sechzehnten Jahrhunderts. (1590 bis 1605) 373
XVII. Die staatlichen Verhältnisse Italiens beim Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts 375
XVIII. Die bildenden Künste und die Poesie in Italien von der Mitte des fünfzehnten bis zum Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts 379
XIX. Deutschland nach der Abdankung Karls V. bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges 395
Ferdinand I. (1556—1564) 395
Maximilian II. (1564 –1572) 399
Rudolf II. (1576—1612) und Matthias (1612—1619) . . 404
XX. Die deutsche Literatur im sechzehnten Jahrhundert . . 416
XXI. Der dreißigjährige Krieg. (1618—1648) 424
Der böhmische Aufstand. (1618—1621) 424
Der pfälzische Krieg. (1621—1624) 444
Die erste Koalition gegen das habsburgische Haus . . 457
Wallenstein. (geb. 1583, gest. 1634.) 464
Der dänisch-niedersächsische Krieg. (1625—1629) . . . 468
Das Restitutionsedikt (1629). — Wallensteins Entlassung (1630) 484
Gustav Adolf (geb. 1594, gest. 1632) 492
Gustav Adolf in Norddeutschland. (Juli 1630 bis Mai 1631) 501
Die Zerstörung Magdeburgs. (20. Mai 1631) . . . 508
Die Schlacht bei Breitenfeld. (17. September 1631) . . 522
Gustav Adolf in Franken und am Rhein. (September bis Dezember 1631) 535
Wallensteins Wiedererhebung. (Dezember 1631) . . . 547
Gustav Adolf in Süddeutschland. (März bis September 1632) 552
Die Schlacht bei Lützen. — Gustav Adolfs Tod. (12. November 1632) 568
Der Kanzler Oxenstjerna und der Bund von Heilbronn . 577
Wallensteins Ausgang. (1633 und 1634) 582
Die Schlacht bei Nördlingen (7. September 1634) und ihre Folgen 598
Der schwedisch-französische Krieg. (1635—1648) . . . 604
Der westfälische Friede. (24. Oktober 1648) 621

Seite

XXII. Frankreich unter Ludwig XIII. (1610—1643) . . . 629
XXIII. Spanien unter Philipp IV. (1621—1665) 650
XXIV. Italien in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts 660
Die Päpste von 1605—1655 660
Toskana und die norditalienischen Staaten 665
XXV. Schweden unter der Königin Christine. (1632—1654) . . 669
XXVI. England unter den beiden ersten Stuarts 675
Jakob I. (1603—1625) 675
Karl I. (1625—1649) 687

GENERAL LIBRARY - U.C. BERKELEY

B000087095

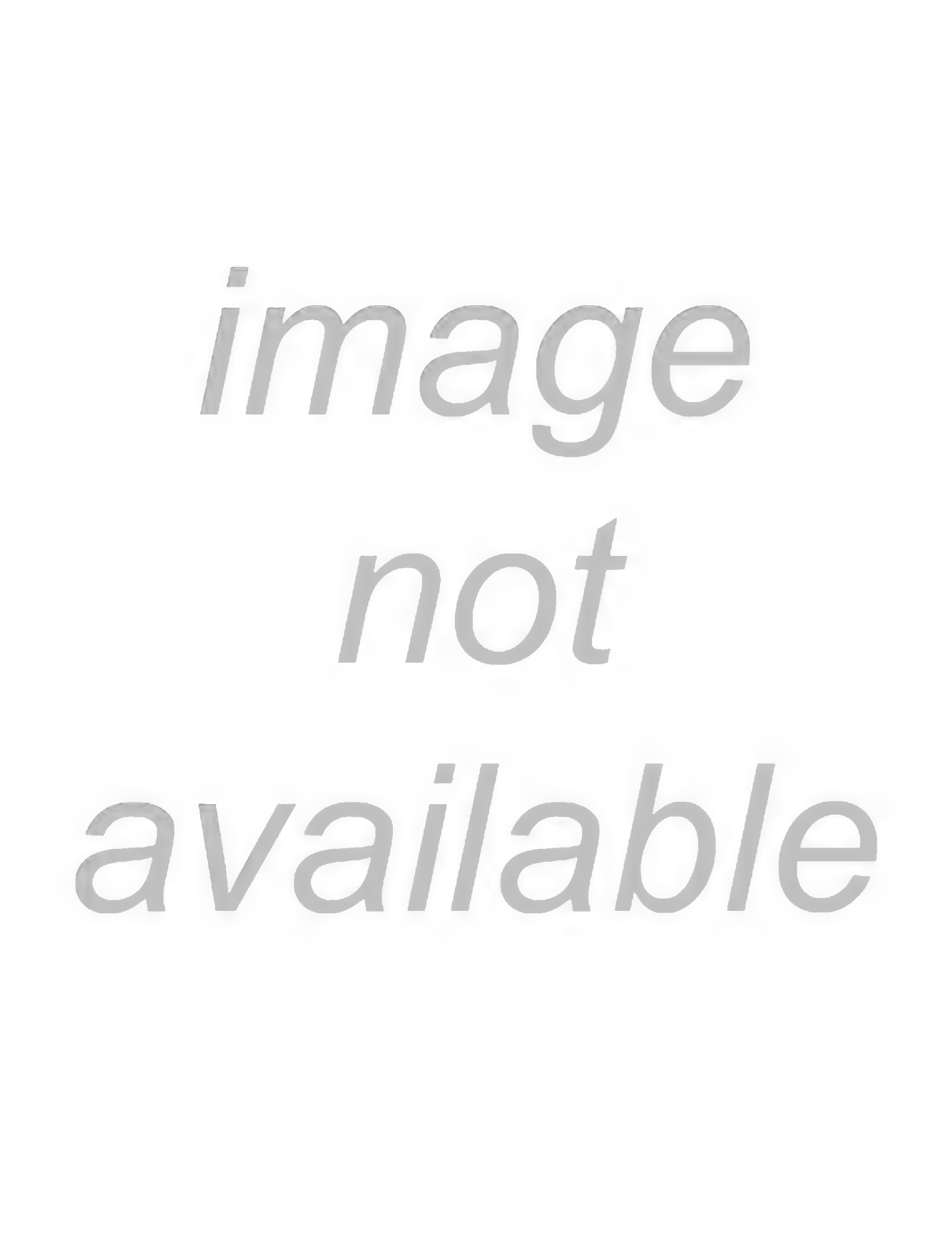
image
not
available